

46

LUCIA KILLIUS

Arbeit für Anerkennung – Anerkennung für Arbeit

Anerkennungsordnungen in Familien

Arbeit für Anerkennung –
Anerkennung für Arbeit
Anerkennungsordnungen in Familien

Inauguraldissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
an der Ludwig-Maximilians-Universität München

vorgelegt von
Lucia Killius
aus Starnberg
2021

Erstgutachterin: Prof. Dr. Paula-Irene Villa-Braslavsky
Zweitgutachter: Prof. Dr. Stephan Lessenich
Datum der mündlichen Prüfung: 17.07.2020
Gefördert durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung

Lucia Killius

Arbeit für Anerkennung – Anerkennung für Arbeit
Anerkennungsordnungen in Familien

Dissertationen der LMU München

Band 46

Arbeit für Anerkennung – Anerkennung für Arbeit Anerkennungsordnungen in Familien

von
Lucia Killius



Universitätsbibliothek
Ludwig-Maximilians-Universität München

Herausgegeben von der
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität
Geschwister-Scholl-Platz 1
80539 München

Mit **Open Publishing LMU** unterstützt die Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der LMU dabei, ihre Forschungsergebnisse parallel gedruckt und digital zu veröffentlichen.

Text © Lucia Killius 2020
Erstveröffentlichung 2021
Zugleich Dissertation der LMU München 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.dnb.de>

Herstellung über:
readbox unipress
in der readbox publishing GmbH
Rheinische Str. 171
44147 Dortmund
<http://unipress.readbox.net>

Open-Access-Version dieser Publikation verfügbar unter:
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:19-276097>
DOI: <https://doi.org/10.5282/edoc.27609>

ISBN 978-3-95925-185-3

Inhaltsverzeichnis

Dank	IX
0 Arbeit für Anerkennung – Anerkennung für Arbeit	1
1 Forschung über und mit Familien	7
1.1 Was bedeutet „Familie“?	7
1.1.1 Formen von Familie: Wer gehört dazu?	8
1.1.2 Funktion(en) und Ort(e) von Familie	12
1.1.3 Familie als „Gefühlsgemeinschaft“ und Familie als Ort der (Re-)Produktion von Gefühlen	15
1.1.4 Die Bedeutung von Fürsorgebeziehungen	20
1.1.5 Familie als Herstellungsleistung: Das Konzept des „Doing Family“	22
1.1.6 Zusammenfassung und Konzeptualisierung des Begriffs „Familie“	26
1.2 Generation und Generativität	27
1.2.1 Karl Mannheims Generationenbegriff	29
1.2.2 Weiterentwicklungen Mannheims: „Erfahrungsräume“, Tradierung und interaktionale Herstellung	31
1.2.3 Mehrdimensionalität des Generationenbegriffes	36
1.2.4 Generativität	40
1.2.5 Zusammenfassung des für die Familienstudie genutzten Generationenbegriffs	42
1.3 Geschlecht, Geschlechterverhältnisse, Geschlechter- beziehungen	45
1.3.1 Geschlecht als Strukturkategorie und Geschlecht als Konstruktionsprozess	45
1.3.2 Geschlecht und Familie	51
1.3.3 Generation und Geschlecht in Familien: Eine intersektionale Perspektive	54
1.3.4 Zusammenfassung und Konzeptualisierung von „Geschlecht“	61
1.4 Forschungsmethoden	62

1.4.1	Qualitative Forschungsperspektive und rekonstruktive Sozialforschung	62
1.4.2	Methoden, Erhebungsphase und Sample	64
1.4.3	Methodologische und forschungsethische Reflexion	80
2	Arbeit	91
2.1	Was ist „Arbeit“?	91
2.2	Arbeit aus Liebe und Liebe als Arbeit – Gefühle und Arbeit	104
2.3	Zum Zusammenhang von Familie, Geschlechterverhältnisse(n) und der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit	110
2.4	Zeitdiagnosen: Krise(n), Entgrenzung, Subjektivierung, Ökonomisierung	118
2.5	Verteilung von Arbeit in Familien: Ein paar Zahlen	128
2.6	Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse	134
3	Anerkennung	137
3.1	Anfänge und Entwicklung des Begriffs der Anerkennung	138
3.2	Wechselseitige Abhängigkeit und der Kampf um Anerkennung ...	140
3.3	Anerkennung des Anderen, Anerkennung von Differenz	145
3.4	Axel Honneths Anerkennungsmodell: Kampf, Identität, Integration	151
3.5	Weiterentwicklungen, Auseinandersetzungen mit und Anschlüsse an Honneth	155
3.6	Zusammenfassung und Überlegungen zur Anerkennung in Familien	160
4	Arbeit für Anerkennung – Anerkennung für Arbeit	165
4.1	Zur gesellschaftlichen Bedeutung von „Arbeit“: „Arbeit“ als Gut ...	165
4.2	Theoretische und empirische Diagnosen zu Anerkennungsverhältnisse in Arbeitsbeziehungen	177
4.3	Untersuchungen zu arbeitsbezogenen Anerkennungsverhältnissen in Bezug auf Geschlecht und Familie	190
4.4	Ungleich verteilte Anerkennungschancen für Arbeit: Geschlecht, Generation, Milieus	203

4.5 Arbeit und Anerkennung in Familien: Reziprozität, Liebe und andere Gefühle.....	215
4.5.1 Gabentausch und Reziprozität	215
4.5.2 Von Liebe und anderen Gefühlen	224
5 Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse in (den) Familien	239
5.1 Konkrete Anerkennung: Systematik familialer Anerkennungspraktiken	239
5.2 Positive Horizonte als „happy horizons“ als arbeitsbezogene Güter	248
5.3 Familiäre Anerkennungsordnungen: Einzelfallrekonstruktionen.....	250
5.3.1 Familie Alvarez: Migration, „Leistung“ und „eine abgeschlossene Ausbildung“	254
5.3.2 Familie Berger: Der Wert der Gemeinschaft und mehrgenerationales Zusammenleben	279
5.3.3 Familie Clauer: „Same same but different“	304
5.3.4 Familie Dallmer: Ringen um ein bildungsbürgerliches Leistungsverständnis	325
5.3.5 Familie Emmert: Bildungsaufstieg und unterschiedliche Anerkennungskulturen	347
5.3.6 Familie Fischer: Alleinerziehend, Familie als „Team“ und Anerkennung im Dorf.....	371
5.3.7 Familie Guse: Akademikerfamilie und Familienleben im Umbruch	392
5.3.8 Familie Huber: „Handwerkerfamilie“ im Mehrgenerationenhaus.....	414
6 Arbeit, Anerkennungsverhältnisse und Familie	437
6.1 Verhandlung des Arbeitsbegriffs	437
6.1.1 Aushandlung des Arbeitsbegriffs.....	438
6.1.2 „Richtige“ Arbeit: Arbeit als Erwerbsarbeit und das Andere der Arbeit.....	442
6.1.3 Tätigkeitsformen: Die besondere Bedeutung des Kochens und die Verunsichtbarung körperlicher Fürsorge	445
6.1.4 Emotionen/ Affekte	452

6.1.5 Funktionen von Arbeit: „Sinn“ und „Geld“	457
6.1.6 Zusammenfassung und Einordnung	462
6.2 Familie als besonderer Anerkennungs-ort: Anerkennungsutopien und „Aufrechnen“	468
6.2.1 Zwischen „Leistung“ und der Freude über das „Dasein“	469
6.2.2 Reziprozitätserwartung	478
6.2.3 Aufrechnen	485
6.2.4 Zusammenfassung und Einordnung	492
6.3 Arbeitsbezogene Anerkennungsfelder und Anerkennungskulturen: Chancen und Risiken	496
6.3.1 Erwerbsarbeit und Familie: Multiple Chancen, multiple Risiken	497
6.3.2 Anerkennungskompensation?	505
6.3.3 Anerkennungskulturen	507
6.3.4 Bürgerschaftliches Engagement / Ehrenamt	512
6.3.5 Schule	517
6.3.6 Zusammenfassung und Einordnung	520
6.4 Anerkennungsordnungen: Konflikte, Güter, Geschlechternormen und der Einfluss von Generation, Geschlecht und Milieus	524
6.4.1 Typische Anerkennungskonflikte	524
6.4.2 Arbeitsbezogene Anerkennungsgüter	534
6.4.3 Die Norm der Geschlechteregalität: Familialer Generationenvergleich, Ambivalenzen und das Scheitern im Alltag	542
6.4.4 Generation, Geschlecht, Milieus	555
6.4.5 Zusammenfassung	566
7 Erkenntnisse und Anschlussmöglichkeiten	571
Abbildungsverzeichnis	601
Tabellenverzeichnis	601
Literaturverzeichnis	603
Anhang	629

Dank

Mein herzlicher Dank gilt zunächst der Erstbetreuerin meiner Arbeit, Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky, für ihr beständiges hilfreiches Feedback, ihre Anregungen und Unterstützung. Ebenso danke ich meinem Zweitbetreuer, Prof. Dr. Stephan Lessenich, herzlich für seine Unterstützung, Ideen und Perspektiven.

Auch den Teilnehmer*innen der beiden Forschungskolloquien meiner Betreuer*innen möchte ich danken – die dortigen Diskussionen, Rückmeldungen und neu gewonnenen Perspektiven weiß ich sehr zu schätzen. Zudem bin ich meinen Schreib- und Forschungsgruppen sehr dankbar für ihr Feedback, ihre Bestärkung und ihr Interesse. Besonders Stella Rehbein, Peter Zanker, Julian Bothe sowie Steffen Loick und Corinna Schmechel waren mir wichtige Diskussionspartner*innen und Wegbegleiter*innen.

Darüber hinaus möchte ich meiner Familie und meinen Freund*innen für die vielfältige Unterstützung und die Zusprüche danken, ohne die ich diese Arbeit nicht hätte schreiben können. Neben meinen Eltern gilt mein Dank dabei besonders Markus Killius, Svenja Killius, Dominik Hultsch-Killius, Gian Domenico Borasio, Monika Führer und Caroline Neumeier.

Schließlich möchte ich mich herzlich bei den Familien bedanken, mit denen ich im Rahmen meiner Studie Gespräche führen durfte. Und nicht zuletzt bin ich der Rosa-Luxemburg-Stiftung dankbar, durch deren Promotionsstipendium die Umsetzung meiner Dissertationsidee erst möglich wurde.

Meine Dissertation habe ich während und unter dem Eindruck der COVID-19-Krise fertiggestellt. Dabei wird nicht nur für mich persönlich, sondern auch in gesellschaftlichen Diskussionen deutlich, wie wichtig und prekär sowohl private als auch professionelle Sorgearbeit ist. Wie Anerkennung für Sorgearbeit gezeigt werden soll, ist dabei Thema teils hitziger Auseinandersetzungen. Während Aufforderungen zu gemeinschaftlichem Klatschen für Pflegekräfte und zum Kaufen von Merci-Schokolade für Kassenkräfte die Runde machen, werden diese Bekun-

dungen von anderen als zynisch abgelehnt und mit Forderungen nach besseren Arbeitsbedingungen gekontert. Die private Fürsorge muss komplett neu organisiert und Wege gefunden werden, um Nähe zu Freund*innen und Familie herzustellen. Alles in allem wird in dieser Krise auch die Bedeutung von Arbeitsformen jenseits der Erwerbsarbeit deutlich, und die wechselseitige Angewiesenheit der Menschen aufeinander – sowohl in der füreinander geleisteten (bezahlten und nicht bezahlten) Arbeit als auch im Streben nach Anerkennung.

München, 30.03.2020

Lucia Killius

0 Arbeit für Anerkennung – Anerkennung für Arbeit

Am 29. Februar 2020, kurz vor Einreichen dieser Arbeit, hat in Deutschland der sogenannte „Equal Care Day“ stattgefunden. Im Jahr 2016 von zwei Journalist*innen initiiert, wird der Aktionstag mittlerweile von einem Verein koordiniert und von vielen Einzelpersonen und Organisationen unterstützt. Ziel der Initiative ist es, einerseits auf die ungleiche Verteilung von Care-Arbeit zwischen Frauen und Männern und andererseits auf die „mangelnde Wertschätzung“ (klische*esc e.V 2020) bezahlter und unbezahlter Care-Arbeit aufmerksam zu machen, wie es auf der Website heißt. Wird Wertschätzung als eine Form der Anerkennung verstanden, dann geht es beim „Equal Care Day“ also um Anerkennung für Care sowohl im Bereich der beruflichen Care-Arbeit als auch im Bereich der privaten, unbezahlten Care-Arbeit, sprich der Reproduktionsarbeit.¹

Dass der Aktionstag auf den Schalttag gelegt wurde, hat dabei einen bestimmten Grund: Das alle vier Jahre auftretende Schaltjahr stellt laut den Organisator*innen symbolisch das Verhältnis der Verteilung von Care-Arbeit zwischen Frauen und Männern dar. Demnach übernehmen Frauen in Deutschland 80 Prozent der Fürsorgearbeit im Bereich des Privaten, dem Ehrenamt und der beruflichen Arbeit. Diese Arbeit bleibe aber wie der Schalttag weitestgehend unsichtbar. In Jahren, die keine Schaltjahre sind, findet der Aktionstag am 1. März statt. (vgl. ebd.) Die Benennung des Aktionstages erinnert bewusst an den „Equal Pay Day“,

1 „Reproduktionsarbeit“ verstehe ich als Gegenbegriff zur Lohnarbeit/Erwerbsarbeit. „Reproduktionsarbeit“ meint hier „Tätigkeiten jenseits der Lohnarbeit [...], die zur Erhaltung der menschlichen Arbeitskraft und des menschlichen Lebens notwendig sind“ (Notz 2011: 86). Den Begriff der „Reproduktion“ verwende ich hier, da er auf den größeren Kontext der kapitalistischen Produktionsverhältnisse verweist. Die Begriffe „Care“ und „Fürsorge“ beziehungsweise „Care-Arbeit“ und „Fürsorgearbeit“, die ich in dieser Studie synonym verwende, können sich hingegen auch auf bezahlte Formen von Arbeit beziehen. „Fürsorge“ und „Care“ beschreiben stärker den Aspekt der Sorge um sich und andere (vgl. etwa Interview mit Karin Jurczyk 2018 zum „Care“-Begriff), was beispielsweise Cornelia Klingers (2013) Verständnis von „Care“ als „Lebenssorge“ (Klinger 2013: 83) hervorhebt. „Reproduktion“ hingegen betont stärker die Dimension der Arbeit, auch wenn „Reproduktion“ Sorge um sich und andere beinhaltet.

denn der Gender Care Gap trägt laut den Initiator*innen zum Gender Pay Gap bei, die ungleiche Verteilung der Care-Arbeit werde aber im Gegensatz zur ungleichen Bezahlung bisher wenig beachtet (vgl. ebd.).

Nicht nur durch den Aktionstag, sondern auch durch Erkenntnisse eines großen Forschungsfeldes zu Gender und Care wird deutlich: Anerkennung für Arbeit ist ungleich zwischen verschiedenen Arbeitsformen und Geschlechtern verteilt (wie in dieser Studie noch gezeigt wird), ebenso wie die Arbeiten zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt sind. Gleichzeitig ist Arbeit eine Möglichkeit, Anerkennung zu erhalten, was auch auf gesellschaftspolitischer Ebene thematisiert wird. So schreiben zum Beispiel DIE GRÜNEN in ihrem Wahlprogramm für die Bundestagswahl 2017: „Arbeit ist ein wichtiges Feld der sozialen Teilhabe, der Anerkennung und der Sinngebung im Alltag.“ (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN 2017: 205)

Arbeit ist, wie noch zu zeigen sein wird, ein gesellschaftliches Gut durch das Anerkennung vermittelt wird. Menschen arbeiten (auch) um Anerkennung zu erhalten. Wenn durch Arbeit die Chance besteht, Anerkennung zu erhalten, so sind das Arbeitsverständnis und die zugeschriebenen Bedeutung(en) von Arbeit entscheidend für Anerkennungschancen. Es geht darum, welche Formen von Arbeit überhaupt als „Arbeit“ sichtbar werden und welcher Wert den einzelnen Arbeitsformen beigemessen wird. Es stellt sich also die Frage: In welchem Verhältnis stehen Arbeit und Anerkennung – und wer erhält Anerkennung für welche Tätigkeiten?

Besonders interessant ist dabei, so finde ich, wie Arbeit und Anerkennung in Familien zusammenhängen. Denn erstens werden durch Familien Produktion und Reproduktion miteinander verbunden (vgl. Behning 2004: 194) und müssen Produktions- und Reproduktionsarbeit im Alltag hier in besonderem Maße miteinander in Einklang gebracht werden. Zweitens gibt es in Familien Geschlechter- und gleichzeitig Generationenbeziehungen, in und zwischen denen arbeitsbezogene Werte und Arbeitsteilungen ausgehandelt werden. Die empirische Erforschung des Zusammenhangs von Arbeit und Anerkennung hat sich aber bisher – neben der gesellschaftlichen und organisationalen Ebene – auf Paarbeziehungen und Individuen fokussiert. Anerkennungsordnungen und -beziehungen in Familien, genauer gesagt mehre-

ren Generationen einer Familie, wurden nicht in den Blick genommen. Hier setzt meine Studie an, die den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung qualitativ-empirisch mittels mehrgenerationaler Familieninterviews untersucht. Sie bewegt sich an der Schnittstelle der interdisziplinären Anerkennungs- und Geschlechterforschung sowie der Familien- und Arbeitssoziologie.

Wie Arbeit und Anerkennung auf gesellschaftlicher Ebene zusammenhängen und welche Tätigkeiten besonders geschätzt werden, ist weder zufällig, noch Ausdruck eines ‚natürlichen‘, unveränderlichen Prinzips, sondern vielmehr sozial bedingt. Axel Honneth (2003a: 162) beschreibt für die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft das Vorhandensein einer „institutionalisierte[n] Anerkennungsordnung“. Soziale Wertschätzung folgt demnach dem „individualistische[n] Leistungsprinzip“ (2003a: 174). Welche Arbeiten in welchem Umfang als Leistung gelten, wird dabei laut Honneth von Sozialgruppen festgelegt, die über einen hohen „Kapitalbesitz“ (ebd.) verfügen und ihre Wertsetzungen gegenüber anderen durchsetzen können. Auch historische weit zurückreichende „Deutungshorizonte“ (ebd.) spielten dabei eine Rolle, die etwa bestimmte Tätigkeiten nicht als „Arbeit“ oder „Leistung“ erscheinen lassen würden (vgl. ebd.: 174 ff.).

Von diesen Überlegungen ausgehend lautet eine Annahme meiner Studie, dass Anerkennungsordnungen Verständnisse von Arbeit und den Wert einzelner Tätigkeiten konstituieren. Umgekehrt zeigen sich in den Verständnissen, Bedeutungen und Bewertungen von Arbeitsformen Anerkennungsordnungen. Darüber hinaus gehe ich davon aus, dass in Familien, ebenso wie auf der Ebene der Gesellschaft, Anerkennungsordnungen bestehen. Diese sind zum Teil institutionalisiert insofern sie eine auf Dauer angelegte Anerkennungsstruktur darstellen, an der die Familienmitglieder ihr Handeln orientieren.² Der Wert einzelner Tätigkeiten (Arbeitsformen), Güter der Familien und Anerkennungsprinzipien sind Bestandteil dieser Anerkennungsordnung. Dabei sind Anerkennungsordnungen in Familien, so meine Annahme, nicht statisch und unveränderbar. Denn erstens finden zwischen Familienmitgliedern, Generationen und Geschlechtern Aushand-

2 Vgl. zum Begriff der „Institution“ z.B. Lipp 2003: 149 f.

lungsprozesse über Werte / Güter und Bewertungsmaßstäbe von Arbeit statt, auf denen die familiäre Anerkennungsordnung basiert. Dabei können Werte / Güter als auch spezifische Anerkennungsformen und -prinzipien verhandelt, tradiert, modifiziert oder abgelehnt werden. Einen potentiellen „Kampf um Anerkennung“, wie ihn Honneth (1994), Hegel oder andere beschreiben, gibt es also möglicherweise auch – in abgeschwächter Form – in Familien. Zweitens sind sie in gesellschaftliche Anerkennungsordnungen / Anerkennungsverhältnisse eingebettet und können somit durch gesellschaftliche Transformationsprozesse beeinflusst werden (und diese wiederum beeinflussen). Reproduktionsarbeiten, und damit überwiegend von Frauen* geleistete Arbeiten, haben, so meine These, nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch innerfamiliär schlechtere Anerkennungschancen als Erwerbsarbeit.

Vor dem Hintergrund dieser Thesen wird im Rahmen dieser Studie folgenden forschungsleitenden Fragen nachgegangen: *Wie sind familiäre Anerkennungsordnungen in Bezug auf Arbeit konstituiert und wie hängen sie mit Formen, Verständnissen und Bedeutungen von „Arbeit“ zusammen?*

Genauer sollen mit der Studie folgende Fragen beantwortet werden:

- Wie hängen Gefühle, Arbeit und Anerkennung in Familien zusammen?
- Wie zeigt sich Anerkennung konkret und wie gestalten sich die einzelnen Anerkennungsordnungen und -verhältnisse in den Familien?
- Wie wird der Begriff der „Arbeit“ familienübergreifend beschrieben und verhandelt?
- (Inwiefern) erscheinen die Familien als besonderer Anerkennungsort?
- Wie zeigen sich familienübergreifende Anerkennungsfelder /
- Anerkennungsbereiche in den Gesprächen?
- Wie zeigen sich weitere familienübergreifende Merkmale der arbeitsbezogenen Anerkennungsordnungen (Konflikte, Güter, Normen)?

Um diese Fragen zu beantworten, beziehe ich Anerkennung und Arbeit in dieser Studie aufeinander und denke sie als gleichwertig. Das heißt,

weder betrachte ich Anerkennung noch Arbeit als vorrangige Analyseperspektive – die Begriffe / Konzepte werden in der gesamten Schrift aufeinander bezogen und miteinander verwoben. Zudem werden theoretische Überlegungen und die Darstellung des Forschungsstandes mit illustrativen Erkenntnissen aus der empirischen Studie verbunden.

Im ersten Kapitel werden zunächst wichtige Begrifflichkeiten, Konzepte und Methoden behandelt, die für meine Forschung über und mit Familien relevant sind. Zunächst befasse ich mich dabei mit den Begriffen „Familie“, „Generation“ und „Geschlecht“ und stelle anschließend die Forschungsmethoden und das konkrete Vorgehen vor, worauf eine kritische Reflexion der Methoden folgt.

Das zweite Kapitel befasst sich mit dem Begriff der „Arbeit“ und damit zusammenhängenden Diagnosen und Aspekten, die Einfluss auf den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung in Familien haben. Darunter fallen der Zusammenhang von Arbeit und Gefühlen und der Zusammenhang von Familie, Geschlechterverhältnissen und der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit. Auch auf verschiedene Zeitdiagnosen zur Organisation von Arbeit und der Beziehung von Subjekt und Arbeit wird eingegangen und die Verteilung von Arbeit in Familien mit Statistiken dargestellt.

Im dritten Kapitel steht der Begriff beziehungsweise das Konzept der Anerkennung im Mittelpunkt. Dabei werden die Entwicklung des Anerkennungsbegriffes und verschiedene anerkennungstheoretische Ansätze und Aspekte behandelt, die mir für die Erforschung familialer Anerkennungsordnungen wichtig erscheinen (Abhängigkeit und Reziprozität, der Kampf um Anerkennung, die Anerkennung des Anderen / von Differenzen). Auch Axel Honneths Anerkennungsmodell sowie verschiedene kritische Ergänzungen des Modells spielen dabei eine wichtige Rolle. Am Ende des Kapitels werden konzeptuelle Überlegungen für die empirische Erforschung von Anerkennung in Familien angestellt.

Kapitel vier nimmt den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung aus verschiedenen Perspektiven in den Blick. Einerseits wird die gesellschaftliche Bedeutung von „Arbeit“ betrachtet, die den Rahmen von Anerkennungsverhältnissen auf gesellschaftlicher Ebene und in Familien darstellt. Zudem werden im vierten Kapitel theoretische und empirische Forschungen zum Zusammenhang von Arbeit und

Anerkennung (allgemein und in Bezug auf Familie und Geschlechterverhältnisse) beschrieben. Dabei werden auch ungleich verteilte Anerkennungschancen betrachtet. Den Abschluss des Kapitels bilden Überlegungen zur Besonderheit von arbeitsbezogener Anerkennung in Familien – in Familien spielen Gefühle und Reziprozitätserwartungen eine wichtige Rolle, wie noch gezeigt wird.

Im fünften Kapitel werden die konkreten arbeitsbezogenen Anerkennungsordnungen und verhältnisse in den Familien beschrieben. Zunächst wird dabei auf Grundlage der Erkenntnisse aus den Familiengesprächen und einschlägiger Forschungsliteratur gezeigt, wie Anerkennung für die Familienmitglieder erfahrbar wird, welche Praktiken als Ausdruck von Anerkennung gedeutet werden (können) und wie sich Anerkennung im Sprechen dokumentiert. Daran anschließend werden die Familien und ihre Anerkennungsordnungen als Einzelfälle beschrieben.

Im sechsten Kapitel werden die Einzelfalldarstellungen als Grundlage genommen, um die wichtigsten Erkenntnisse zum Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung in den Familien zusammenfassend darzustellen. Zunächst wird die Verhandlung des Arbeitsbegriffes in den Familien beschrieben, wobei auf das Verhältnis verschiedener Arbeitsformen auf Tätigkeitsformen, Emotionen und Funktionen von Arbeit eingegangen wird. Anschließend wird gezeigt, wie verschiedene Anerkennungsprinzipien in Bezug auf Arbeit(en) in den Familien in Erscheinung treten und welche Ambivalenzen und Widersprüche sich dabei zeigen. Hierauf werden die verschiedenen Anerkennungsfelder beschrieben, in denen und durch die einzelne Familienmitglieder potentiell Anerkennung erfahren können. Dabei werden die damit verbundenen (vermeintlichen) Anerkennungskulturen sowie Chancen und Risiken der Anerkennung beschrieben. Am Ende des Kapitels werden weitere familienübergreifende Aspekte der familialen Anerkennungsordnungen erläutert, darunter arbeitsbezogene Anerkennungskonflikte, die ich als typisch begreife, sowie Güter, die sich auf Arbeit beziehen. Auch Geschlechternormen und die Rolle von Generation, Geschlecht und Milieus in den Anerkennungsordnungen der Familien werden beschrieben.

Im siebten Kapitel werde ich abschließend die wichtigsten Erkenntnisse zusammenfassen und kurz auf wissenschaftliche und politische Anschlussmöglichkeiten eingehen.

1 Forschung über und mit Familien

In diesem Kapitel werden Begriffe und Methoden vorgestellt, definiert und konzeptualisiert, die im Rahmen der empirischen Studie Verwendung finden. Dabei wird zunächst auf den Begriff der „Familie“ eingegangen (1.1), der einen der zentralen Forschungsgegenstände dieser Studie darstellt und der, wie sich noch zeigen wird, alles andere als eindeutig ist. Im Anschluss daran wird auf einen weiteren zentralen Begriff dieser Arbeit, den der „Generation“, und damit verknüpft den der „Generativität“, eingegangen (1.2). Diese Begriffe hängen mit dem von mir favorisierten Familienverständnis eng zusammen. Daran anschließend wird der Begriff des Geschlechts näher beleuchtet und auf die Rolle von Geschlecht in Familien eingegangen (1.3). Abschließend werden im Anschluss an die theoretischen und konzeptionellen Ausführungen die Forschungsmethoden der Studie erläutert und reflektiert (1.4).

1.1 Was bedeutet „Familie“?

Die Frage, was eine Familie ist, was sie ausmacht, ist alles andere als banal. Neben der allgemeinen gesellschaftspolitischen Brisanz dieser Frage ist sie auch etwa für das Rechtssystem hoch relevant und stellt auch im Bereich der Wissenschaft eine Grundlage theoretischer und empirisch fundierter Auseinandersetzungen dar. Forschungsprojekte, die mit und über Familien forschen, stehen zunächst vor dem Problem, den eigenen Forschungsgegenstand zu konkretisieren. Ein Blick in die sozialwissenschaftliche Familienforschung offenbart, dass der Gegenstand der „Familie“ schon lange nicht (mehr) als fraglos gegeben angenommen wird. Im Folgenden soll dargestellt werden, wie der Begriff der Familie in der Familienforschung diskutiert wird und wie „Familie“ als Gegenstand empirischer Forschung konzeptualisiert werden kann. Dabei wird auf mögliche Bestimmungsmerkmale von „Familie“ eingegangen und zwar auf Formen von Familie (1.1.1), Funktion(en) und Ort(e) von Familie (1.1.2) sowie auf den Zusammenhang von Gefühlen

und Familie (1.1.3). Zudem wird die Bedeutung von Fürsorgebeziehungen hervorgehoben (1.1.4) und der Ansatz des „Doing Family“ beschrieben (1.1.5), der für meine Studie fruchtbar ist. Schließlich werden die Erkenntnisse zusammengefasst und der Familienbegriff konkretisiert und konzeptualisiert (1.1.6).

1.1.1 Formen von Familie: Wer gehört dazu?

Auch wenn in manchen Forschungsrichtungen, die sich mit Familie beschäftigen, „Familie“ als fest umrissener Gegenstand vorausgesetzt werden mag, so gibt es doch einen breiten Zweig sozialwissenschaftlicher und vor allem soziologischer Familienforschung, der sich mit der Bestimmung des eigenen Forschungsobjekts intensiv auseinandersetzt.³ Laut Paul Hill und Johannes Kopp (2015) zeigt sich dabei eine Verwobenheit der theoretischen Zugänge der Familiensoziologie mit zentralen theoriegeschichtlichen Entwicklungen der Allgemeinen Soziologie. Zunächst seien funktionalistische und rollentheoretische Ansätze maßgeblich für das Familienverständnis gewesen, später – in begrenztem Maße – auch systemtheoretische Ansätze, ebenso wie der symbolische Interaktionismus. Aktuell würden „explanative[] Handlungstheorien“ (ebd.: 209) das Forschungsfeld dominieren. (vgl. Hill/Kopp 2015: 209 ff.)

Innerhalb der deutschen soziologischen Familienforschung lassen sich mehrere zentrale Entwicklungslinien der wissenschaftlichen Auseinandersetzung der letzten Jahrzehnte identifizieren, unter anderem die breit rezipierte und diskutierte „Individualisierungsthese“ (Kuhnt/Steinbach 2014: 45) und die damit zusammenhängende „Pluralisierungsdebatte“ (ebd.). In Zusammenhang mit der Individualisierungstheorie Ulrich Becks und Elisabeth Beck-Gernsheims wird dabei einerseits diskutiert, ob und inwiefern sich ‚die‘ Familie, oder eine bestimmte Form von Familie, im Rahmen von Modernisierungsprozessen auflöst. Der Bereich der Familie oder der Lebensformen wird dabei als einer von mehreren Bereichen beschrieben, in denen eine Herauslösung des Individuums aus normativen und institutionellen Zusammenhän-

3 Da es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine soziologische Studie handelt, werden rein biologische Definitionen von „Familie“ hier nicht behandelt.

gen stattfindet. Aus der Individualisierungsthese folgend, wird in der Familienforschung andererseits eine mögliche, empirisch beobachtbare, Pluralisierung familialer Lebensformen erörtert. Eine diesbezügliche These lautet, dass die Anzahl verschiedener familialer Lebensformen zugenommen habe; eine andere, dass sich nicht die Anzahl, sondern die Verteilung auf unterschiedliche familiäre Lebensformen geändert habe. (vgl. Kuhnt/Steinbach 2014: 45 ff.)

Kritiker*innen der Individualisierungs- als auch der Pluralisierungsthese geben zu bedenken, dass bei jenen Annahmen bereits eine bestimmte, vermeintlich empirisch vorherrschende spezifische Form von Familie zu Grunde gelegt werde, für die etwa Begriffe wie „Kernfamilie“, „Normalfamilie“ oder „Kleinfamilie“ verwendet werden. Jene Familienform besteht aus zwei Geschlechtern und zwei familialen Generationen, genauer gesagt einem verheirateten Paar mit minderjährigen Kindern, die gemeinsam in einem Haushalt leben (vgl. z.B. Peuckert 2008: 16).

Dass jene Familienform – empirisch betrachtet – in der Moderne nicht die einzige Lebensform war, in der Kinder aufwuchsen, ist eine Erkenntnis, die die historische Familienforschung hervorgebracht hat. Wie und wann sich verschiedene Formen familialen Zusammenlebens entwickelt haben, ist dabei ein umstrittener Punkt innerhalb der Familienforschung. In diesem Zusammenhang kritisieren etwa Dorett Funcke und Bruno Hildenbrand (2018) die auch in Teilen der frühen und aktuellen Familienforschung verbreitete „sozialromantische“ (ebd.: 26) Annahme des Vorherrschens einer vorindustriellen Großfamilie und der später geschrumpften, modernen „Kleinfamilie“ (ebd.: 27). Eine weit verbreitete These innerhalb funktionalistischer Familientheorien deutet die Zunahme und Dominanz der Kernfamilie als Anpassung an die Erfordernisse der modernen Industriegesellschaft (vgl. Hill/Kopp 2015: 218). Funcke/Hildenbrand halten die Großfamilie für ein Phänomen der Moderne, die „Kernfamilie“ hingegen sehen sie als eine Form von Familie, die sich schon in der Vormoderne entwickelt, allerdings – innerhalb Europas – nur in West- und Mitteleuropa. (vgl. Funcke/Hildenbrand 2018: 17 f.) Sie beziehen sich dabei auch auf René König, der darauf hinweist, dass es in allen Gesellschaften, über Zeiten und Kulturen hinweg immer mehrere Familientypen gleichzeitig gegeben

habe. Damit sei allerdings noch keine Aussage über die quantitative Verteilung von Familientypen oder über die „kulturellen Dominanzen“ (König 2002: 406) verschiedener Familienformen getroffen.

Eine Möglichkeit, Familie zu bestimmen, ist der Begriff der „Verwandtschaft“. Dieser Begriff bringt allerdings wieder einige Schwierigkeiten mit sich. Denn Verwandtschaft wiederum kann auf verschiedene Weisen definiert werden, etwa genetisch / biologisch, juristisch, durch Abstammung und / oder „Affinalität“ (Ecarius 2007: 220). Letzteres bezeichnet eine Verwandtschaftsbeziehung, die durch Heirat entsteht. Juristisch wird in einigen Bereichen zwischen Abstammungsverwandtschaft und Affinalverwandtschaft unterschieden, etwa im Erbrecht oder hinsichtlich des Inzestverbotes (§173 StGB: „Beischlaf zwischen Verwandten“). Das Zeugnisverweigerungsrecht gilt hingegen für die Affinal- und die Abstammungsverwandtschaft gleichermaßen (vgl. Ecarius 2007: 220 ff.). Häufig wird eine „Filiationsbeziehung“ (Gukenbiehl/Kopp 2003: 81), das heißt eine Abstammungsbeziehung zwischen Eltern und Kind als entscheidendes Merkmal für „Familie“ herangezogen (vgl. ebd.) Allerdings wirft auch dieses Kriterium Fragen auf, da eine Elternschafts- beziehungsweise Kindschaftsbeziehung nicht nur aus sozialwissenschaftlicher, sondern auch aus rechtlicher Perspektive (zumindest in Deutschland) nicht auf einer genetischen Abstammung beruhen muss (z.B. im Falle einer Adoption oder einer Vaterschaftsanerkennung eines nicht „biologischen“ Kindes).

Wird für „Familie“ das Vorhandensein einer Elternschaftsbeziehung und das Zusammenleben mit minderjährigen Kindern in einem Haushalt herangezogen, so lässt sich in Deutschland empirisch eine relative Abnahme der ehezentrierten Familie innerhalb der letzten zwanzig Jahre feststellen. Laut Erhebungen des Statistischen Bundesamtes lag in Deutschland der Anteil der Ehepaare an Familien mit minderjährigen Kindern im Jahr 1996 knapp über 80 Prozent, im Jahr 2017 nur noch bei 70 Prozent. Der Anteil der Alleinerziehenden mit minderjährigen Kindern lag 2017 bei 19 Prozent, der Anteil der „Lebensgemeinschaften“⁴

4 Hierunter wird im Mikrozensus „eine Lebenspartnerschaft verstanden, bei der zwei gemischt- oder gleichgeschlechtliche Lebenspartner ohne Trauschein beziehungsweise zwei gleichgeschlechtliche Lebenspartner mit Trauschein oder notarieller Beglaubigung in einem Haushalt zusammen leben und gemeinsam wirtschaften“ (Statistisches Bundesamt 2019).

bei 11 Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt 2018a). Dabei bestehen deutliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland: In den neuen Bundesländern und Berlin gibt es (Stand 2017) mehr unverheiratete Paare mit Kindern und mehr Alleinerziehende als im alten Bundesgebiet (25 Prozent versus 17,5 Prozent) – nur knapp über die Hälfte der Eltern in den neuen Bundesländern ist verheiratet, in den alten Bundesländern sind es rund 74 Prozent. (vgl. Statistisches Bundesamt 2018b)

Neben der Tatsache, dass diese Familienform in Deutschland statistisch immer noch den größten Anteil ausmacht – aber nur unter der Voraussetzung, dass Familie als eine Lebensform definiert wird, in der Eltern mit minderjährigen Kindern in einem Haushalt leben – scheint die heterosexuelle, ehebasierte, Eltern-Kind-zentrierte „Kernfamilie“ weiterhin auch als gesellschaftliches Leitbild präsent zu sein. Dies stellt etwa Ulrike Zartler (2012) bei einer Befragung von Eltern und Kindern zur Wahrnehmung von Scheidung und Scheidungsfamilien in Österreich fest: So zeige sich, dass beispielsweise Scheidungen bei befragten Kindern und Erwachsenen zwar als gesellschaftlich akzeptiert, gleichzeitig aber von der Kernfamilie abweichenden Familienformen als defizitär wahrgenommen würden (vgl. Zartler 2012: 79–80). Auch in Deutschland scheint die „Kernfamilie“ eine Art Bewertungsfolie für andere Familienformen darzustellen, wie Detlev Lück und Kerstin Ruckdeschel (2015) auf der Datenbasis des Familienleitbildsurveys des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung feststellen.⁵ Unterschiedliche Familienformen werden demnach anhand ihrer Ähnlichkeit zur Kernfamilie bewertet, wobei das Hauptkriterium für „Familie“ das Vorhandensein von Kindern zu sein scheint (ebd.: 64 f.). Der Survey zeigt zudem auf, dass die Frage, was eine Familie ist, auch Vorstellungen von Elternschaft und geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen beinhaltet. Hier zeigt sich, dass es vielfältige, teils widersprüchliche Leitbilder hinsichtlich der Rolle von Vätern und Müttern in Familien gibt. So koexistiert oder konkurriert etwa das Leitbild des Familienernährer-Vaters mit dem des aktiven, engagierten Vaters. Mütter hingegen sollen nicht das Haupteinkommen beitragen, aber zumindest, in Abhängigkeit des Alters der Kinder, in Teilzeit erwerbstätig sein (Bun-

5 Hier wurden allerdings nur Personen zwischen 20 und 39 Jahren befragt.

desinstitut für Bevölkerungsforschung 2017: 20 ff.) Wie weiter unten noch gezeigt werden wird, haben solche Leitbilder reale Effekte für die Arbeitsteilung in Familien (vgl. 2.5).

Dass Vorstellungen, Leitbilder und Ideen von Familie reale Effekte zeitigen, darauf weist auch Pierre Bourdieu (1996) hin: Die haushaltszentrierte „normal family“ (Bourdieu 1996: 20), sei eine Idee, eine Fiktion, die gleichzeitig reale Effekte habe. Die mentale Repräsentation der Normalfamilie führe also zu einer realen Repräsentation, zu einer Gruppe von Menschen, die durch Gefühle, einen Nachnamen und so weiter miteinander verbunden sind und staatlich geschützt würden (vgl. Bourdieu 1996: 22–25). „Familie“ ist für Bourdieu gleichzeitig eine objektive soziale Kategorie (eine „strukturierende Struktur“) und eine subjektive soziale Kategorie (eine „strukturierte Struktur“). Sie ist den Individuen immanent, da diese ein Bild von Familie internalisiert haben und entsprechend handeln (zum Beispiel indem sie heiraten und Kinder bekommen) und gleichzeitig transzendent, da sie auch durch alle anderen verkörpert wird (vgl. Bourdieu 1996: 21).

1.1.2 Funktion(en) und Ort(e) von Familie

Neben der Möglichkeit, Familie über ihre Mitglieder zu bestimmen, kann „Familie“ auch über ihre Funktion(en) innerhalb einer Gesellschaft in den Blick genommen werden. Familie über ihre Funktion zu beschreiben ist laut Paul B. Hill und Johannes Kopp (2015: 217) lange Zeit die dominierende soziologische Perspektive, wobei Mitte des 20. Jahrhunderts häufig die Metapher vom „Organismus“ der Gesellschaft verwendet wird, deren einzelne Teile mit je spezifischer Funktion, etwa die Familie, das Fortbestehen des gesamten Organismus sichern. (vgl. Hill/Kopp 2015: 217). Dass dies nicht nur in der Soziologie der Fall war, zeigen etwa G.W.F. Hegels Ausführungen zu „Familie“. Auch er konzentriert sich auf die Funktion von Familie (die immer mit der Ehe verbunden ist) und beschreibt diese in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ als „Erziehung der Kinder“ (Grundlinien der Philosophie des Rechts, §§160c), und schließlich der „Auflösung der Familie“ (ebd.). Mit der Volljährigkeit der Kinder werden diese demnach rechtsfähig und damit eigenständige Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, die

Familie geht somit nach Hegel automatisch in eine andere Form über, in ein Volk oder eine Nation (ebd., §§160c–181). Innerhalb der Soziologie formulieren beispielsweise Talcott Parsons und Robert Bales (2002) zwei Hauptfunktionen der „nuclear family“ innerhalb hoch differenzierter Gesellschaften: Erstens die Sozialisation von Kindern, so dass diese durch die Verinnerlichung von Werten zu Mitglieder der Gesellschaft werden. Zweitens die „stabilization of the adult personalities“ (Parsons/Bales 2002: 16). Familien seien demnach Fabriken/Produktionsstätten, in denen Persönlichkeiten hergestellt würden, die dann wiederum an Funktionen einer Gesellschaft teilhaben könnten. Die Familie habe neben der Herstellung von Persönlichkeiten aber keine direkte politische oder wirtschaftliche Funktion. (vgl. ebd.: 16 ff.) Auch andere soziologische Theoretiker*innen formulierten zentrale Funktionen von Familie, die etwa Arbeitsteilung der Eltern, Erziehung, Reproduktion und sexuelle Gratifikation umfassten. Welche die zentralen Funktionen von Familie seien, wurde dabei teilweise kontrovers diskutiert. (vgl. Hill/Kopp 2015: 217).

Dass Funktionen von Familie zum einen nicht statisch und zum anderen potentiell plural sind, beschreibt Rosemarie Nave-Herz (2014) aus systemtheoretischer Perspektive. Demnach haben sich die Funktionen von Familie über die vergangenen Jahrhunderte hinweg verändert. In der Vormoderne übernahmen Familien oft mehrere Funktionen gleichzeitig. Neben verschiedenen Fürsorgearbeiten (Kranken- und Altenversorgung, Kindererziehung) und der Sozialisation ihrer Mitglieder nennt sie auch wirtschaftliche Absicherung und die Weitergabe religiöser Bräuche. Zudem beschreibt sie, dass sich Familien auch nach ihrer Funktionsweise unterscheiden, so zum Beispiel „Haushaltsfamilien mit Produktionsfunktion“ (Nave-Herz 2014: 3) (etwa Bauernfamilien, handwerkliche Familienbetriebe oder andere familienbasierte Betriebe) und „Haushaltsfamilien ohne Produktionsfunktion“ (ebd.: 4). Letztere unterschieden sich demnach durch ihre soziale Lage und die Rollen der Familienmitglieder (vgl. Nave-Herz 2014: 3 f.).

Familie (allein) anhand ihrer gesellschaftlichen Funktion(en) zu definieren, scheint zusammenfassend einige Schwierigkeiten mit sich zu bringen. Feststellen lässt sich auch, dass Funktionen und Formen von Familie empirisch, normativ und juristisch voneinander entkop-

pelt sein können. Dies trifft beispielsweise auf die Ehe und die Sozialisations- beziehungsweise Erziehungsfunktion von Familie im Rahmen einer Elternschaftsbeziehung zu: Erstens leben, wie in 1.1.1 gezeigt wurde, etwa auch unverheiratete Eltern, Alleinerziehende oder Stiefeltern mit Kindern zusammen. Zweitens zeigt sich bei Erhebungen zu Familienleitbildern in Deutschland, dass diese Formen des Zusammenlebens von vielen Befragten auch als Familie betrachtet werden (vgl. Lück/Ruckdeschel 2015: 65). Drittens stellt auch der Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts zum Begriff der „Familie“ klar:

„Art.6 Abs.1 GG schützt die Familie als Gemeinschaft von Eltern mit Kindern. Dabei ist nicht maßgeblich, ob die Kinder von den Eltern abstammen und ob sie ehelich oder nichtehelich geboren wurden [...]. Familie ist die tatsächliche Lebens- und Erziehungsgemeinschaft zwischen Kindern und Eltern, die für diese Verantwortung tragen.“
(1 BvR, Beschluss vom 09. April 2003, 1493/96, BVerfGE 108, 82–122, Rn. 90)

Auch rechtlich lässt sich – für Deutschland – also eine Entkoppelung von elterlicher Sorge (Funktion) und Ehe (Form) feststellen. Gleichzeitig wurde auch die „Form“ der Ehe mit dem „Gesetz zur Einführung des Rechts auf Eheschließung für Personen gleichen Geschlechts“ aus dem Jahr 2017 verändert. Dies ermöglicht gleichgeschlechtlichen Paaren nun zusammen „fremde“, also nicht eigene, Kinder zu adoptieren. Insgesamt kann also von einer rechtlichen Öffnung für verschiedene Formen des Zusammenlebens von Eltern und Kindern gesprochen werden.⁶

Mit dem von Nave-Herz genannten Begriff der „Haushaltsfamilie“ ist eine weitere Möglichkeit benannt, Familie zu bestimmen: über einen gemeinsamen Haushalt, also das räumliche Zusammenleben, das gleichzeitig eine Wirtschaftseinheit bedeutet. Im Begriff der „Haushaltsfamilie“ sind also Ort und Funktion von Familie miteinander verwoben. Der etymologische Ursprung des Wortes „Familie“ zeigt den Zusammenhang von Familie und Haus(halt) auf. So bezeichnet das

6 Gleichwohl ist diese Öffnung weiterhin begrenzt und beschränkt sich beispielsweise auf nur zwei Ehepartner*innen.

lateinische Wort „familia“ den „Hausstand, der auch die Dienerschaft sowie den gesamten Besitz umfasst“ (Gukenbiehl/Kopp 2003: 81). Interessant ist, dass etymologisch betrachtet Verwandtschaftsbeziehungen keine herausgehobene Rolle für die Bezeichnung als Familie spielen.

Auch der oben zitierte Mikrozensus geht von einem gemeinsamen Haushalt als Grundlage für die Erhebung von Familien aus. Demgegenüber hat Hans Bertram (2002) den Begriff der „multilokale[n] Mehrgenerationenfamilie“ formuliert, um zu verdeutlichen, dass auch nach einem Auszug, einer neuen Haushaltsgründung und der Geburt eigener Kinder, häufig immer noch enge Beziehungen zur Herkunftsfamilie bestehen, was er aus verschiedenen Erhebungen und Surveys ableitet: „Das bedeutet, dass der Haushalt kein geeigneter Indikator für die Intimität von Familienbeziehungen ist.“ (Bertram 2002: 526) Formen von Multilokalität, also eine „räumliche Entgrenzung“ (Jurczyk et al. 2009: 41) von Familie finden sich auch in Zweigenerationenfamilien, entweder zeitweise oder dauerhaft, durch berufliche Mobilität, Trennungen und/oder neue Partner*innenschaften (vgl. Jurczyk et al. 2009: 41).

Eine Familie kann also auch ohne einen gemeinsamen Haushalt eine Familie sein, und sie hört nicht auf eine Familie zu sein, wenn einzelne Familienmitglieder aus dem gemeinsamen Haushalt ausziehen. Historisch gesehen kann eine Familie, wie oben beschrieben wurde, verschiedene Funktionen haben. Gleichzeitig müssen Funktionen und Formen von Familie nicht aneinander gekoppelt sein. Aber was macht dann eine Familie zur Familie?

1.1.3 Familie als „Gefühlsgemeinschaft“ und Familie als Ort der (Re-)Produktion von Gefühlen

Eine weitere Möglichkeit, „Familie“ zu bestimmen, ist, Familie über ihre emotionale Verbundenheit als Einheit zu betrachten. Dass Familien durch Gefühle⁷ gekennzeichnet sind und ein Ort der (Re-)Pro-

7 Innerhalb der Soziologie und Sozialwissenschaften werden die Begriffe „Emotionen“, „Gefühle“ und „Affekte“ zum Teil unterschieden, wobei laut Rainer Schützeichel (2017: 21 ff.) „Affekte“ als starke, unwillkürliche Regungen begriffen werden, „Emotionen“ mit Kognition in Zusammenhang gebracht werden und bei „Gefühlen“ die sinnliche Erfahrbarkeit hervorgehoben wird. Ich verwende die Begriffe jedoch im Folgenden synonym.

duktion von Gefühlen sind, ist keine neue Annahme, Familie wurde aber in den letzten Jahren vermehrt aus emotions- und affekttheoretischer Perspektive wiederentdeckt. Ernest Burgess und Harvey J. Locke (1960) stellen die These auf, dass „Familie“ nicht durch externe Faktoren bestimmt (z.B. Ehe, Haushalt o.ä.), sondern durch Gefühle zusammengehalten werde. Insofern begreifen sie Familie nicht als Institution, sondern als Gemeinschaft („companionship“). Entscheidend für den Zusammenhalt einer Familie seien die Beziehungen zwischen den Mitgliedern und deren wechselseitige Zuneigung. (vgl. Burgess/Locke 1960: vii) Die Autoren sehen als Hauptfunktion der modernen Familie die Herstellung intimer Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern. Der Zusammenhang von Gefühlen und Familie kann also auch als Funktionszusammenhang interpretiert werden. Ein Hauptcharakteristikum dieser „Companionship Family“ (ebd.: 651), ist demnach „the giving and receiving of affection“ (ebd.: 651), also das Geben und Erhalten von Zuneigung. Die von ihnen dargestellte Entwicklung der institutionellen Familie hin zur Companionship Family stützen Burgess und Locke dabei auf mehrere empirische Studien. Unklar bleibt jedoch, ob sie hier eine sich verändernde Norm, ein Ideal oder sich tatsächlich verändernde Familienstrukturen beschreiben.

Auch Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (2017) beschreiben die Bedeutung von Gefühlen für Ehe und Familie in einer durch Individualisierungsprozesse geprägten Gesellschaft. Die Ehe, und ebenso die Beziehung von Eltern und Kindern, wandle sich mit Beginn der Industrialisierung von einer „Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft“ (Beck-Gernsheim 2017a: 139) zu einer „Gefühlsgemeinschaft“ (ebd.: 132), wobei dieser Wandel als Orientierung an einem Ideal beziehungsweise als veränderte Erwartungshaltung und gleichzeitig als Veränderung im Beziehungsalltag beschrieben wird. Mit Beginn der Industrialisierung treten demnach die ökonomischen Vorteile, die Kinder mit sich bringen, in den Hintergrund. Kinder zu haben bedeutet zuneh-

Dies tue ich erstens, weil sich die Bedeutung der Begriffe im englischsprachigen Forschungsraum von denen des deutschsprachigen Forschungsraums zum Teil unterscheidet (vgl. ebd.), und in der vorliegenden Arbeit sowohl auf deutsch- als auch auf englischsprachige Literatur referiert wird. Zweitens erscheint es mir schwierig, die theoretische Unterscheidung der Begriffe auf die Empirie zu übertragen.

مند einen ökonomischen Nachteil, womit sich die Motive fürs Kinder bekommen von materiellen Motiven hin zur Erfüllung emotionaler Bedürfnisse wandeln. Kinder werden zum Versprechen von Glück, einem Lebenssinn und der Erfahrung von Intimität, Zärtlichkeit und Zuwendung. (Beck-Gernsheim 2017a: 135 ff.) Die Entwicklung der Ehe und Partner*innenschaft und die Entwicklung der Familie werden von Beck/Beck-Gernsheim strukturgleich beschrieben: Das Gemeinsame sind nicht mehr ökonomische Interessen, sondern tatsächliche emotionale Bindungen oder zumindest die Erwartung emotionaler, intimer Beziehungen. „Liebe“ wird dabei, so konstatiert Beck, zu einer „Form des nachtraditionalen, innermodernen Sinns“. (Beck 2017 [1990]: 223), wobei allerlei Paradoxien zu verzeichnen seien. So beobachtet Beck sowohl „Zerfall“ (ebd.: 225) als auch „Vergötzung von Ehe, Familie und Liebespartnerschaft“ (ebd.: 225). Dies äußere sich etwa im „übersteigerten Kinderwunsch“ (ebd.: 227) – inklusive aller Bemühungen, ein Kind zu bekommen, bei gleichzeitigem aktuellem Rückgang der Geburtenzahlen (Erstveröffentlichung des Buches im Jahr 1990). Dasselbe gelte für die Überhöhung der Liebespartnerschaft bei steigender Scheidungsrate, aber auch zunehmender Wiederverheiratsrate (ebd.: 222 ff.).

Partner*innenschaft und Familie können also als durch Gefühle verbunden verstanden werden – durch ein „Wir“-Gefühl, durch Liebe, aber auch durch Solidaritäts- und Verantwortungsgefühle, oder zumindest die wechselseitige Erwartung daran. Gleichzeitig können sie als Orte der (Re-)produktion von Gefühlen aller Art verstanden werden, etwa auch Enttäuschung und Wut. Gefühle zwischen Familienmitgliedern können sich im Zeitverlauf verändern, positive können sich in negative Gefühle umkehren oder an Intensität abnehmen (vgl. z.B. Jurczyk et al. 2009: 118). Dass länger oder kürzer andauernde negative Gefühle und deren Management ein Bestandteil des alltäglichen Familienlebens sind, und keineswegs bedeuten müssen, dass es zu einem Aufkündigen der Familienbeziehungen kommt, zeigt sich vor, während und nach den Familiengesprächen oft deutlich. So wird etwa von Krisen und Enttäuschungen in der Partner*innenschaft der Eltern berichtet, von alltäglichen Streitigkeiten zwischen Geschwistern oder Kindern und ihren Eltern, etwa wegen der Hausaufgaben oder dem Haushalt. Positive und negative Gefühle werden entweder direkt als Gefühle beschrieben, etwa folgendermaßen:

„Adrian: Wie oft bring ich dir Blumen, und da freut sie sich dann weil, wenn i Blumen bring, [...] des für mich wahnsinnig Spaß macht, dass ich [das] für sie mach.“ (Fam. Alvarez, Z. 4730 f.)

Oder sie äußern sich in der Art und Weise, wie gesprochen wird (lauter sprechen, brüchige Stimme bekommen) und welche Wörter verwendet werden. So wird in folgenden Sätzen die Wut der älteren Schwester über ihre jüngere sehr deutlich:

„Dass sie sich dann kackendreist hinstellt, is ja dein Job, is ja dein Job. Ja, mach deine Wäsche alleine, ganz ehrlich.“ (Fam. Guse, Z. 4437 f.)

Im Familienalltag werden also offenbar positive und negative Gefühle hergestellt und ausbalanciert. „Familie“ kann aber, unabhängig von den im Alltag auftretenden komplexen Gefühlen als Versprechen positiver Gefühle gedeutet werden. „Familie“ ist also auch Projektionsfläche für Hoffnungen, Erwartungen, Gefühle. Sara Ahmed (Ahmed 2010: 21) bezeichnet Familie in diesem Zusammenhang als „happy object“ (Ahmed 2010: 21), genauer gesagt, „being what good feelings are directed toward, as well as providing a shared horizon of experience“ (Ahmed 2010: 21). Ahmed entwickelt den Begriff des „happy objects“ unter Berücksichtigung der Gütertheorie Aristoteles'. Für Aristoteles ist Glückseligkeit oder *eudeimonia* das höchste Ziel oder höchste Gut eines Menschen. Glückseligkeit (oder im Englischen „happiness“) wird um ihrer selbst willen angestrebt, alle anderen Güter sind auf sie ausgerichtet. Laut Ahmed ist *eudeimonia* / happiness ein unabhängiges Gut, alle anderen Güter sind „instrumental goods“ (Ahmed 2010: 26) und werden angestrebt, um am Ende Glückseligkeit zu erreichen. In diesem Sinne versteht Ahmed Objekte als „happiness means“ (ebd.), als Mittel, um Glückseligkeit zu erreichen. Diese Objekte sind dabei nicht unbedingt Objekte im physischen oder materiellen Sinne, es können beispielsweise auch Werte, Sehnsüchte oder Hoffnungen sein. Wie Ahmed mit Nietzsche argumentiert, verknüpfen Menschen Objekte mit dem Gefühl der Glückseligkeit / happiness, wobei das Objekt als Ursache für das Gefühl begriffen wird. (vgl. Ahmed 2010: 26–29)

Das Glücksversprechen scheint jedoch, wie Ahmed mit ihrem Begriff der „unhappy queers“ (Ahmed 2010: 88) verdeutlicht, an eine spezifische Form von Familie gekoppelt zu sein. Yv E. Nay (2017) zeigt im Rahmen einer empirischen Studie zu LGBT*Q-Familien in der Schweiz, deren Lebensweisen und Selbstverständnisse sowie „Regenbogenfamilien-Politiken“ (ebd.: 29), dass sich jene Familien die vom hegemonialen Familienbild abweichen, dieses Glücksversprechen aneigneten. Dabei würden LGBT*Q-Familien das Bild der glücklichen Regenbogenfamilie als affektive Strategie im Kampf um Anerkennungspolitiken nutzen. Gleichzeitig würden diese Familien im Ideal und der Anpassung an ein heteronormatives Familienbild, unter den Bedingungen von Flexibilisierung und Individualisierung, Möglichkeiten der „Zugehörigkeit und Dauerhaftigkeit“ (Nay 2017: 322) finden. Dadurch würden allerdings neue Ausschlüsse erzeugt, die den vermeintlichen Zielen der LGBT*Q-Bewegung im Bemühen um (rechtliche) Anerkennung und Gleichwertigkeit unterschiedlicher Familienformen widersprechen würden (vgl. Nay 2017: 322 ff.).

Möglicherweise haben Familien, die vom hegemonialen Familienbild abweichen, einerseits größeren Legitimationsdruck, was zu einer kompensatorischen Überinszenierung eines glücklichen Familienlebens nach außen führen könnte. Karin Jurczyk et al. (2014) formulieren diese These im Rahmen ihres Doing Familys-Konzepts (vgl. 1.1.5). Kath Weston (1997) wiederum beschreibt in ihrer Studie zu Lesben und Schwulen in den USA der 1980er Jahre, dass das Berufen auf Gefühle der Zugehörigkeit als Definition von Familie als Ersatz für die verweigerte Liebe der Herkunftsfamilien fungieren kann. Die selbstgewählte Familie kann dann sowohl aus Freund*innen als auch aus Partner*innen und Kindern bestehen. Rituale und Feiern, die früher mit der Herkunftsfamilie begangen wurden, etwa das gemeinsame Kochen oder das Austauschen von Geschenken und Tratsch über Familienmitglieder an Thanksgiving und Weihnachten, werden nun mit der selbstgewählten Familie begangen. (vgl. Weston 1997: 29 ff.)

Wenn es um Gefühle in Familien geht, scheinen die Familienkonnexionen also eine Rolle zu spielen. Welche Formen von Familie unter größerem Legitimationsdruck stehen (etwa Patchwork- und Stieffamilien, LGBT*Q, Alleinerziehende) und welche Rolle dabei weitere Merk-

male wie etwa Milieu spielen, ist eine spannende Frage, die im Rahmen dieser Studie nicht beantwortet werden kann. Wichtig ist jedoch die Feststellung, dass auch innerhalb der Familien Unterschiede in der Herstellung von und der Erwartung an emotionale Beziehungen bestehen (s. auch 1.3.2).

1.1.4 Die Bedeutung von Fürsorgebeziehungen

Als eine zentrale Funktion von Familie werden in der sozialwissenschaftlichen Familienforschung meist die Reproduktions-, Sozialisations- und Erziehungsfunktionen genannt. Auch das Bundesverfassungsgericht weist in dem oben genannten (1.1.2) Urteil auf die Erziehungsfunktion und die Beziehung zwischen Eltern und Kindern hin. All diese Funktionen werden innerhalb der Familie in intergenerationalen Care- oder Fürsorgebeziehungen sowie Unterstützungsbeziehungen hervorgebracht. Ein wesentliches Merkmal von Familie sind demgemäß Fürsorgebeziehungen zwischen mehreren Generationen. So schlägt etwa Traci Levy (2005) vor, Familien als Ort intimer Care-Beziehungen zu definieren und „Familie“ somit in einer „Public Ethic of Care“ zu verorten. (vgl. Levy 2005: 73).

Auch wenn Care-Beziehungen in Familien nicht erfolgreich sind und dezidierte Abgrenzungen einzelner Familienmitglieder von Care-Beziehungen stattfinden, so ist dennoch die Erwartung gelingender Fürsorge-Beziehungen an und in der Familie zentral: Jurczyk et al. (2012) betonen, dass Familienbeziehungen auf Fürsorge bezogen sind:

„Diese Beziehungen kreisen in unserer Gegenwartsgesellschaft mehr oder weniger direkt, vor allem aber mehr oder weniger gelingend um Fürsorge bzw. Care zwischen Familienmitgliedern. Care ist die Klammer und gleichzeitig der Prozess, der persönliche Beziehungen in Familien zusammenhält und Bindungen stiftet, sei es als Erwartung aneinander oder als praktisches Tun.“ (Jurczyk et al. 2014: 9)

Im Rahmen des Doing-Family-Konzepts wird spezifiziert, dass diese Fürsorgebeziehungen zwischen Familienmitgliedern auf Emotionen basieren, dass es sich um einen „generationenübergreifende[n] Für-

sorgezusammenhang“ (Jurczyk et al. 2009: 118) handelt, der zudem auf „ungleichen Austausch von Care-Leistungen“ (ebd.: 119) ausgerichtet ist. Diese lebensphasenabhängige Ungleichheit basiere auf intergenerationaler Solidarität (Jurczyk et al. 2009: 119).

Dass in Familien intergenerationalen Fürsorgebeziehungen zentral sind, lässt sich auch empirisch stützen: So legen Studien in Deutschland und anderen europäischen Ländern nahe, dass häufig enge Care-Beziehungen und Formen finanzieller Unterstützung zwischen (mindestens) drei familialen Generationen bestehen (vgl. etwa Attias-Donfut 2002: 141–142). Laut dem 7. Altenbericht der Bundesregierung werden zwei Drittel der pflegebedürftigen Menschen zu Hause betreut. Ein Großteil wird nur von Angehörigen⁸ gepflegt, darunter neben den Partner*innen auch Kinder oder Schwiegerkinder (BMFSFJ 2017: 185 f.). Zudem gaben die Befragten des Alterssurveys an, sich für Rat, Trost und praktische Unterstützung entweder primär (Rat und Trost) oder nach dem / der PartnerIn (praktische Unterstützung) an die eigenen Kinder zu wenden (BMFSFJ 2017: 241). Eine Sekundärdatenstudie des Deutschen Jugendinstituts zeigt zudem, dass über 70 Prozent der befragten Großeltern in Deutschland wöchentlichen Kontakt zu ihren bis 16jährigen Enkelkindern⁹ haben und den Kontakt größtenteils als sehr gut einschätzen (Seilbeck/Langmeyer 2018: 62 ff.).

Fürsorgebeziehungen finden aber selbstverständlich nicht nur zwischen Angehörigen verschiedener familialer Generationen statt, sondern etwa auch auf Ebene der Partner*innenschaft, zum Beispiel zwischen Geschwistern und Schwäger*innen. Familie besteht also aus vielfachen Fürsorgebeziehungen zwischen Generationen und Geschlechtern, die sich in den von mir untersuchten Familien auch in dieser Heterogenität darstellen. Dabei bestehen, wie gut erforscht ist, geschlechtsspezifische Unterschiede hinsichtlich den Erwartungen und der praktischen Ausgestaltung von familialen Care-Beziehungen (vgl. dazu auch 1.3, 2.3 und 2.5).

8 Hier gibt es einen Gender Gap: Zwei Drittel der Hauptpflegepersonen sind Frauen (vgl. Barmer 2018: 6).

9 Bei Enkelkindern ab 16 Jahren nimmt die Kontakthäufigkeit ab.

In den von mir untersuchten Familien zeigt sich die Bedeutung von Care deutlich, sowohl als Erwartung als auch als Tun. Zwischen den Generationen und Geschlechtern gibt es eine Vielzahl an Fürsorgebeziehungen, auch wenn die Familienmitglieder nicht in einem gemeinsamen Haushalt wohnen. Das Vorhandensein dieser Fürsorgebeziehungen und die alltägliche Gestaltung der Fürsorgepraktiken werden in vielen Interviews dabei als „normal“ bezeichnet (z. B. Fam. Alvarez, Z. 2888; Fam. Berger, Z. 2346; Fam. Dallmer 4594; Fam. Fischer, Z.1944). In dieser Bezeichnung der in den Familien größtenteils gelingenden Fürsorgebeziehungen als „normal“ zeigt sich die implizite Erwartung an gelingende Care-Beziehungen innerhalb der Familie. Gleichzeitig wird diese Erwartungshaltung in manchen Familien als Zeichen mangelnder Anerkennung für Care-Arbeit diskutiert. Die Erwartung an gelingende Fürsorgebeziehungen in Familien birgt, so zeigt sich in den Gesprächen, Konfliktpotential. Dies auch, weil sich die Bedingungen für familiäre Fürsorge im Familienalltag oft schwierig gestalten.

1.1.5 Familie als Herstellungsleistung: Das Konzept des „Doing Family“

Mit der Pluralisierung von Familienformen und dem Wandel äußerer Gegebenheiten und Ressourcen, auf die Familien zurückgreifen können (z. B. rechtliche Rahmenbedingungen, wohlfahrtsstaatliche Leistungen oder die Struktur des Arbeitsmarktes und die Höhe der Einkommen) erscheint die Annahme von „Familie“ als einer gegebenen Form, einer statischen gesellschaftlichen Ressource oder als rein funktionengebundenes Konstrukt immer fragwürdiger. Neben der Annahme einer statischen Einheit „Familie“ setzen sich deswegen immer mehr praxeologische Perspektiven auf Familien durch: Ihnen liegt die gemeinsame Annahme zu Grunde, dass die Einheit als Familie nach innen wie nach außen hin aktiv dar- und hergestellt werden muss. Finch (2007) bezeichnet diesen Prozess als „displaying family“ (Finch 2007). Jurczyk et al. haben auf Basis dieser Annahme das Konzept des „Doing Family“ (Jurczyk et al. 2014), entwickelt, welches Familie als „Herstellungsleistung“ (Jurczyk et al. 2014: 10) begreift und die unterschiedlichen alltäglichen Prozesse des Familienlebens in den Blick nimmt. (vgl. Jurczyk et al. 2014: 11)

Mit dem Konzept des Doing Family werden „die Praktiken der Herstellung und Gestaltung persönlicher Beziehungen zwischen Generationen und gegebenenfalls auch Geschlechtern“ (Jurczyk et al. 2014: 9) fokussiert. Diese drehen sich, wie zuvor bereits erläutert wurde, um Fürsorge zwischen den verschiedenen Familienmitgliedern. Entscheidend für das Konzept ist, *dass* Fürsorgebeziehungen zwischen Familienmitgliedern hergestellt und gestaltet werden müssen und *wie* diese Gestaltung aussieht. Familie wird demnach nicht nur hergestellt, noch stellt sie nur selbst her, sondern sie erbringt auch gesellschaftlich hochrelevante Leistungen wie die Erziehung von Kindern. Die Möglichkeit der Erbringung dieser Leistungen setzt aber die permanente Selbstherstellung als Familie voraus (ebd.: 2014: 10). Familie ist damit ein „zentrales Strukturelement von Gesellschaft“ (Jurczyk 2014: 50), welches neben Fürsorgeleistungen auch „Humanvermögen produziert [...] und [...] sozialen Zusammenhalt stiftet“ (ebd.).

Das Konzept ist laut den Autor*innen in Anlehnung an die „Doing Gender“-Perspektive (dazu ausführlicher in 1.3.1) entstanden und durch Forschungen zum Familienalltag aus dem angloamerikanischen Raum und dem Ansatz der „alltägliche[n] Lebensführung“¹⁰ (Voß 1995) inspiriert worden. Das „Doing“ kann dabei sowohl bewusst, strategisch, intentional sein, als auch „vorbewusst“ (Jurczyk 2014: 63) und routinisiert. Die Herstellungsleistung von Familie(n) umfasst demnach drei Hauptbereiche oder Formen:

- Das „Balancemanagement“ (Jurczyk 2014: 61): Dies umfasst die Praktiken und Abstimmungen, die im Alltag benötigt werden, um verschiedene Interessen, Bedürfnisse und Lebensstrukturen zeitlich, räumlich, sozial und emotional aufeinander abzustimmen. Hier geht es um das alltagspraktische Funktionieren von Familie. (vgl. ebd.) Die „Konstruktion von Gemeinsamkeit“ (ebd.): Diese Konstruktion äußert sich in der Herstellung einer Einheit in Interaktionen. Es geht hierbei um eine „identitätsorientierte Konstruk-

¹⁰ Das subjektorientierte Konzept der „alltäglichen Lebensführung“ nimmt in den Blick, wie Individuen ihr Leben unter bestimmten sozialen Voraussetzungen führen. Ein Fokus liegt dabei auf der Frage, wie verschiedene Lebensbereiche von Individuen in Einklang gebracht werden und wie sich die Lebensführung in verschiedene Dimensionen (z.B. emotional, zeitlich, räumlich, die Identität betreffend usw.) äußert (vgl. etwa Voß 1995).

tion von Familie als zusammengehörige Gruppe und ihre Selbstdefinition als solche“ (vgl. Jurczyk 2014: 61).

- Das „displaying family“ (Jurczyk 2014: 62): Hier handelt es sich um die nach außen und an andere gerichtete Form der Herstellung beziehungsweise Präsentation als Familie. Dies umfasst die Inszenierung eines „ästhetischen“ Familienlebens, insbesondere von Familien, die einen besonders starken (gesellschaftlichen) Legitimationsdruck verspüren, wie etwa bei „Patchwork- oder Pflegefamilien“ (ebd.) oder „homosexuellen Eltern“ (ebd.).

Die beiden ersten Formen des Doing Family dokumentieren sich in und während der Familiengespräche, sowohl mittelbar als auch unmittelbar. Das „Displaying Family“ lässt sich meines Erachtens zwar analytisch von der „Konstruktion von Gemeinsamkeit“ abgrenzen, in der Forschungspraxis sind diese Formen des Doing Family aber schwer voneinander zu unterscheiden. Zudem denke ich, dass das „Displaying“ potentiell in jedem Familiengespräch gleich relevant ist, da es sich hier um eine bewusst wahrgenommene Forschungssituation handelt, von der bekannt ist, dass das Forschungsinteresse auf das Familienleben abzielt. In meinem Sample lassen sich diesbezüglich zwischen denjenigen Familien die „nicht dem gängigen Familienbild entsprechen“ (die Patchworkfamilien, Alleinerziehenden oder getrennt lebenden Familien, oder das lesbische Elternpaar) und den „anderen“ Familien keine Unterschiede feststellen, das heißt alle Familien präsentieren und inszenieren sich, wenn auch unterschiedlich. So betonen die beiden Mütter Claudia und Nathalie Clauer besonders ihre Unterschiedlichkeit als Eltern (vgl. 5.3.3)

Eine wichtige Dimension des Doing Family-Konzepts, die quer zu den oben genannten Bereichen liegt, und die laut den Autor*innen mit dem Konzept besonders gut in den Blick genommen werden kann, ist die Herstellung von Emotionen. (vgl. Jurczyk et al. 2014: 17) Familie als ein Ort, in dem Emotionen hergestellt werden, und der auf Emotionen ausgerichtet ist kann mit dem Doing Gender-Konzept mit Fokus auf das alltägliche Tun analysiert werden.

Familie als Herstellungsleistung zu begreifen, ist eine Forschungsperspektive, die den Blick auf das Alltägliche, Banale lenkt. Über dieses Banale nachzudenken und es zu beschreiben, gerade in Bezug auf

Arbeitsteilung und alltägliche Anerkennungspraktiken, birgt für die Familien durchaus Irritationspotential, wie sie mir häufig nach den Gesprächen mitteilen. Abläufe und Praktiken zu beschreiben, die für die Familien selbstverständlich sind, die aber die Familien erst zu einer Familie machen, stellt für einige Familienmitglieder eine gewisse Herausforderung dar.

Das Doing Family zeigt sich in den Familiengesprächen mittelbar und unmittelbar: Einerseits sprechen die Familienmitglieder über verschiedene Praktiken, die sie als Familie ausmachen, etwa Anerkennungspraktiken oder die Organisation des Familienalltags. Dabei werden auch geteilte Werte der Familie sichtbar. Gleichzeitig findet ein unmittelbares Doing Family während des Gesprächs statt, in der Art und Weise, wie sich die Familienmitglieder aufeinander im Gespräch beziehen und wie sie nebenher den Familienalltag fortführen. Die Gespräche finden bei den Familien zu Hause statt, es wird immer nebenbei und gemeinsam mit der Forscherin gegessen und getrunken, meistens Kaffee und Kuchen, aber auch Abendessen. Die Familien streiten sich teilweise, es wird nebenbei gekocht, Wäsche aus der Waschmaschine geholt, ein Baby gestillt oder das Kind nebenher bettfertig gemacht. Vor, nach und auch während des Gesprächs wird der Familienalltag geplant, zum Beispiel wer wen zu einer Veranstaltung fährt, wann gegessen wird, wer kocht und so weiter. Hier zeigen sich die vielfältigen Organisations- und Abstimmungsleistungen, derer es bedarf, um Schulzeiten und Jobzeiten, Hobbies, Arzttermine und Verabredungen zum Spielen in Einklang zu bringen.

Es findet also permanent ein Doing Family (und auch ein Doing Generation und Gender) statt. Gleichzeitig ist präsent, dass es sich um ein Interview handelt: Die Aufnahme des Gesprächs und das Aufnahmegerät werden thematisiert: „Ich glaub, du solltest lauter sprechen“ (Fam. Alvarez, Z. 85) oder etwa, in Bezug auf Gesten der Familienmitglieder (etwa eine angedeutete Ohrfeige): „Das sieht man auf dem Audiogerät nich, oder?“ (Fam. Huber, Z. 2480). Zudem wird im Gespräch auf die Interviewerin Bezug genommen (vgl. dazu 1.4.3). Das Doing Family findet also immer vor der Interviewerin statt, wobei das Bewusstsein, dass die Familie beobachtet und „belauscht“ wird, mal mehr, mal weniger präsent zu sein scheint.

Das Konzept des Doing Genders nimmt zwar Handlungen in den Blick, und somit auch die Eigensinnigkeit von Familie. Gleichzeitig weist Jurczyk (2014: 60) darauf hin, dass Familien in „Sozialökologien“ eingebunden sein. Diese strukturellen Bedingungen bestimmen das Familienleben aber nicht (vollständig), sondern „müssen angeeignet und aktiv gestaltet werden“ (Jurczyk 2014: 60). Insofern können Familien selbst strukturbildend wirken, indem sie zum Beispiel Einfluss auf kollektive Akteur*innen nehmen. (vgl. ebd.: 60 f.)

1.1.6 Zusammenfassung und Konzeptualisierung des Begriffs „Familie“

Für die Analyse des empirischen Materials ebenso wie für den Feldzugang beziehungsweise das Ansprechen von potentiellen Interviewpartner*innen muss der Begriff der Familie genauer bestimmt werden. Ausgehend von den oben ausgeführten Aspekten verstehe ich „Familie“ im Rahmen dieser Studie folgendermaßen:

- *„Familie“ ist nicht durch eine spezifische „strukturell-morphologische“ (Jurczyk et al. 2009: 40) Form bestimmt:* Alleinerziehende sind ebenso „Familie“ wie Adoptiv- und Stieffamilien. Dabei sind weder die Form der Partner*innenschaft der Eltern, noch Verwandtschaftsverhältnisse entscheidend.
- *„Familie“ ist nicht durch eine räumliche Einheit definiert:* Familien können in einem Haushalt zusammenleben, sie können aber auch in getrennten oder zeitweise getrennten Haushalten leben. „Familie“ wird hier also als inklusiver Begriff verstanden, der weder ehe- noch haushaltszentriert und nicht biologisch fundiert ist.
- *„Familie“ bedeutet, durch Gefühle verbunden zu sein:* Familienmitglieder sind durch ein wie auch immer geartetes Zugehörigkeitsgefühl verbunden. Es muss sich dabei jedoch nicht um ein emotionales Naheverhältnis handeln. „Familie“ setzt ein emotional begründetes Selbstverständnis der Mitglieder als Familie voraus. Dies ist für den Feldzugang entscheidend, da somit nicht die Forscherin, sondern die Familie selbst festlegt, wer eine Familie ist. Dies stellt sich in der Forschungspraxis als teilweise problematisch heraus. Wie sich zeigt, haben nicht nur Wissenschaftler*innen Schwie-

rigkeiten zu bestimmen, was eine Familie ist. (vgl. dazu 1.4) Neben dem Gefühl, eine Familie zu sein, wird Familie generell als Ort der (Re-)Produktion von Gefühlen verstanden. Wie sich später noch zeigen wird, ist dies auch für Anerkennungsbeziehungen innerhalb der Familien entscheidend.

- *„Familie“ beinhaltet Generationen-, Fürsorge- und Geschlechterbeziehungen:* Eine Familie umfasst mehrere Generationen (also mindestens eine wie auch immer geartete Elternschaftsbeziehung/ Kindschaftsbeziehung) und ist gekennzeichnet durch vielfältige, intergenerationale Fürsorgebeziehungen (vergangene, aktuelle und zukünftige). Familie ist zudem ein Ort, an dem neben Generationenbeziehungen auch Geschlechterbeziehungen reguliert werden. (vgl. dazu 1.3)
- *Familie ist eine Herstellungsleistung:* In meiner Untersuchung nehme ich, im Sinne des Doing Family-Konzepts, eine praxeologische Perspektive auf Familie ein. „Familie“ ist demnach keine statische Einheit, sondern muss permanent aktiv (aber nicht unbedingt bewusst) hergestellt werden. Dabei ist Familie gleichzeitig in gesellschaftliche Strukturen eingebunden, die das Handeln der Familienmitglieder beeinflussen, aber nicht determinieren. Familien können dabei selbst strukturbildend wirken.
- *Familie ist, ebenso wie Geschlecht und Generation, ein „konjunktiver Erfahrungsraum“.* Der Begriff des konjunktiven Erfahrungsraumes (Bohnsack/Schäffer 2002) verweist auf geteiltes Wissen der Familienmitglieder, wie in 1.2.2 erläutert wird.

1.2 Generation und Generativität

Der Begriff „Generation“ ist alltagsweltlich und medial sehr präsent („Generationenvertrag“, „Generation X, Y, Z“), wird dabei aber nicht immer konkretisiert. Auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung gibt es eine große Bandbreite an Themen und methodischen Zugängen, die sich mit dem Begriff der Generation und Generationenverhältnissen auseinandersetzen. Gleichzeitig fand und findet eine Diskussion über die Relevanz des Generationenbegriffs statt.

Innerhalb der (Sozial-)Wissenschaften wird dabei durchaus Kritik am Generationenbegriff und dem Generationenkonzept geübt. Rainer Lepsius (2005) etwa hält den Begriff für zu unspezifisch und bezweifelt, dass gemeinsame Erfahrungen tatsächlich generationsstiftend seien (vgl. Lepsius 2005: 47 ff.). Ulrike Jureit (2006) kritisiert die häufig angenommene „Homogenität einer Generation“ (Jureit 2006: 47), genauer gesagt, die Annahme, dass gemeinsame Erlebnisse ähnliche Verhaltensweisen und Einstellungen hervorrufen. Auch hinterfragt sie, ob Personen (vermeintliche Angehörige einer Generation) in ihren Selbstthematisierungen tatsächlich Bezug auf jene Erlebnisse nehmen (vgl. Jureit 2006: 47 f.) Ähnlich wird aus individualisierungstheoretischer Sicht der Generationenbegriff kritisch gesehen, da Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse kollektive Phänomene erodieren ließen – dem hält allerdings etwa Schäffer (2003: 71–73) entgegen, dass auch Individualisierung als kollektives Phänomen gedeutet und generationstheoretisch bearbeitet werden könne.

Sowohl der Begriff der Generation als auch der damit zusammenhängende Begriff der Generativität sind für meine Studie zentral und hängen gleichzeitig auch mit dem in 1.1 ausgeführten Familienverständnis zusammen, das sich unter anderem durch die reziproke Erwartung an mehr oder weniger gelingende Fürsorgebeziehungen auszeichnet. Im Folgenden werde ich den Begriff der Generation inhaltlich genauer bestimmen und konzeptualisieren, um ihn für die empirische Analyse nutzbar zu machen. Dabei möchte ich zunächst Karl Mannheims Überlegungen zum Generationenbegriff darstellen (1.2.1), um auf daran anschließende wissenssoziologische Ansätze einzugehen (1.2.2), welche auch für die in der empirischen Studie verwendete Methode, die dokumentarische Methode, relevant sind. Hierauf wird auf die Mehrdimensionalität des Generationenbegriffs eingegangen (1.2.3) um dann den Begriff der Generativität (1.2.4) zu erläutern, der für generationale Familienforschung ertragreich ist. Abschließend halte ich die wesentlichen Aspekte des für die Studie verwendeten Generationenkonzepts fest (1.2.5).

1.2.1 Karl Mannheims Generationenbegriff

Karl Mannheims theoretische Auseinandersetzungen mit dem Generationenbegriff sind für die Studie aus verschiedenen Gründen fruchtbar: Einerseits rückt Mannheim den Austausch und die Aushandlung von Werten zwischen verschiedenen Generationen in den Blick, andererseits lenkt er den Blick darauf, wie das Gemeinsame einer Generation durch Erfahrungen entsteht. In seinem Aufsatz „Das Problem der Generationen“ (1928) nimmt er Abstand von biologischen Generationenkonzepten und entwirft ein von vielen als (makro-)soziologisch verstandenes Generationenkonzept. Laut Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer (2002: 250) müsse allerdings Mannheims Modell als auf der Mesoebene angesiedeltes verstanden werden, beziehungsweise dazu genutzt werden, gängige Dichotomisierungen wie Mikro / Makro zu überwinden (siehe auch 1.2.2).

Ausgangspunkt Mannheims ist die Beobachtung gesellschaftlichen Wertewandels. Diesen bringt Mannheim mit der generativen Erneuerung der Gesellschaft in Zusammenhang. Er geht also von einer Systematik und Struktur des gesellschaftlichen Werte- und Kulturwandels aus. Gesellschaftlicher und kultureller Wandel ist laut Mannheim nur durch das Bestehen des Generationenwechsels möglich und damit durch die Beziehung und Auseinandersetzung zwischen etablierten, „frühere[n] Kulturträger[n]“ (Mannheim 1964a: 530) und „neue[n] Kulturträger[n]“ (Mannheim 1964a: 530). Wie die neuen Kulturträger, also neu geborenen Menschen, (potentiell) mit der bestehenden Kultur umgehen (werden), wird demnach durch eine generationale Eingebundenheit beeinflusst, die Mannheim, analog zum marxsschen Begriff der Klassenlage „Generationslagerung“ (Mannheim 1964a: 535) nennt. Jeder Mensch ist demnach durch seine Zugehörigkeit zu einem Geburtsjahrgang in einer gesellschaftlichen Struktur verortet, die durch den „biologischen Rhythmus“ (Mannheim 1964a: 527) von Geburt, Lebensdauer und Tod fundiert ist. Durch die Zugehörigkeit zu denselben Geburtsjahrgängen und damit die Teilnahme „am selben Abschnitt des kollektiven Geschehens“ (Mannheim 1964a: 535) seien Menschen „verwandt gelagert“ (Mannheim 1964a: 535). Soziale Gegebenheiten hängen laut Mannheim demnach mit biologischen Fundierungen zusammen, denn

mit der gemeinsamen Zugehörigkeit zu einem Geburtsjahrgang geht auch die Verortung in einer spezifischen gesellschaftlich-historischen Struktur einher. Mannheim führt hier neben dem Begriff der „Lagerung“ den Begriff der „Erlebnisschichtung“ (Mannheim 1964a: 536) ein und beschreibt diesen folgendermaßen:

„Nicht das Faktum der in derselben chronologischen Zeit erfolgten Geburt, des zur selben Zeit, Jung-, Erwachsen-, Altgewordenseins, konstituiert die gemeinsame Lagerung im sozialen Raume, sondern erst die daraus erstehende Möglichkeit an denselben Ereignissen, Lebensgehalten usw. zu partizipieren und noch mehr, von derselben Art der Bewußtseinsschichtung aus dies zu tun.“ (Mannheim 1964a: 536)

Die verwandte Lagerung von Individuen ist also neben der chronologischen, biologisch fundierten Gleichzeitigkeit durch eine gemeinsame Erlebnisschichtung bestimmt. Die so beschaffene Generationslagerung bestimmt im negativen wie im positiven Sinne die Möglichkeiten von Individuen zu Denken, Fühlen und Handeln. Das heißt, es werden einerseits Möglichkeiten ausgeschlossen, andererseits wird durch die Generationslagerung eine Tendenz gemeinsamen Denkens, Erlebens und Fühlens geschaffen. Wichtig ist dabei, dass die Generationslagerung nur die *Tendenz* oder die Möglichkeit von Gemeinsamkeiten impliziert (vgl. Mannheim 1964a: 529–541). Haben Einzelne tatsächlich an denselben „sozialen und geistigen Strömungen teil [...], die eben den betreffenden historischen Augenblick konstituieren“ (Mannheim 1964a: 543), dann spricht Mannheim von einem „Generationszusammenhang“ (Mannheim 1964a: 543). Aber auch dieser ist laut Mannheim noch keine konkrete Gruppe. Innerhalb eines Generationszusammenhangs könnten jedoch soziale Gruppen entstehen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie „in jeweils verschiedener Weise diese Erlebnisse [die gemeinsamen gesellschaftlich-historischen Erfahrungen, L.K.] verarbeiten“ (Mannheim 1964a: 544). (vgl. Mannheim 1964a: 541–544)

Zentral an Mannheims Theorie ist, wie etwa auch Christine Thon (2008: 77) betont, nicht etwa das Vorhandensein klar definierbarer generationaler Gruppen. Vielmehr ginge es um den Austausch zwischen etablierten und neuen Kulturträger*innen und den so entste-

henden kulturellen und sozialen Wandel. Das Vorhandensein solcher Gruppen ist dadurch Ergebnis des eigentlich interessierenden Prozesses. Gerade in Familien, so meine Annahme, ist dieser Austausch zwischen Generationen zentral. Denn die Mitglieder vieler Familien stehen, nicht nur wenn sie in einem gemeinsamen Haushalt leben, häufig in regelmäßigem Kontakt zueinander. Das Denken, Erleben und Fühlen der Familienmitglieder wird dabei, so meine ich, in vielen verschiedenen Situationen und Interaktionen implizit vermittelt. Kinder müssen sich zu ihren Eltern und deren Denken, Erleben und Fühlen verhalten, sich zum Beispiel davon abgrenzen oder dieses für sich annehmen. In Familien werden gesellschaftliche und familienspezifische Kulturen oftmals gleichzeitig weitergegeben („tradiert“), verhandelt, zurückgewiesen und / oder modifiziert.

Auf Mannheims Überlegungen aufbauend haben zahlreiche Autor*innen (vgl. z.B. Matthes 1985, Bohnsack 1989, Kaufmann 1993, Rosenthal 1997) das Konzept der Generationen weiterentwickelt. Im Folgenden möchte ich zunächst an Mannheim anschließende wissenssoziologische Überlegungen herausgreifen und kurz skizzieren. Diese sind für meine Studie zentral, da ausgehend vom Begriff der Generation das Konzept des „konjunktiven Erfahrungsraums“ und die Unterscheidung verschiedener Wissensformen erläutert werden, welche im Rahmen der von mir verwendeten Auswertungsmethode der „Dokumentarischen Methode“ essentiell sind. Auch die intergenerationale Aushandlung von Wissen ist dabei von großer Bedeutung.

1.2.2 Weiterentwicklungen Mannheims: „Erfahrungsräume“, Tradierung und interaktionale Herstellung

Im Anschluss an Mannheims Generationstheorie plädieren insbesondere Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer (2002) dafür, diese zu nutzen, um gängige Dichotomisierungen im Bereich der Generationentheorien zu überwinden: Dazu gehören Mikro- versus Makroebene, familiale versus gesellschaftliche Generationen, subjektivistische versus objektivistische Zugänge. (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 250) Mannheims Modell ermögliche auf Basis seiner wissenssoziologischen Aus-

führungen, Generationen als „konjunktive Erfahrungsräume“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 269) zu betrachten. Generationen werden dadurch als Räume interpretiert, in denen atheoretisches, der Reflexion kaum zugängliches, „konjunktives“¹¹ Wissen bestehe, welches die Handlungspraxen der Generationen strukturiert. Gleichzeitig könne es aber auch zum Bewusstwerden der eigenen generationalen Eingebundenheit kommen, also zu einem Prozess des „Reflexivwerdens der eigenen generationsspezifischen Standortverbundenheit“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 269 f.).

Grundlage dieser Überlegungen ist die Unterscheidung Mannheims von reflexivem/theoretischem Wissen, oder auch „kommunikativem Wissen“ (Bohnsack et al. 2018: 14) einerseits und atheoretischem beziehungsweise „konjunktivem Wissen“ (ebd.) andererseits. Das atheoretische, nicht reflexive Wissen strukturiert dabei die Handlungen und Erfahrungen (relativ) unabhängig vom subjektiven Sinn der Akteur*innen. Laut Bohnsack/Schäffer gelinge es Mannheim dadurch, die Aporie von subjektivistischen und objektivistischen Ansätzen aufzulösen:

„Die Mannheimsche Wissenssoziologie eröffnet eine Beobachterperspektive, die zwar von einer Differenz zwischen der (Sinn-)Struktur des beobachteten Handelns und dem subjektiv gemeinten Sinn der Akteure ausgeht, für die aber gleichwohl das Wissen der Akteure selbst die empirische Basis der Analyse darstellt.“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 252)

Die beschriebene Beobachterperspektive oder -haltung entsteht demnach dadurch, dass das atheoretische Wissen zwar einen kollektiven Sinnzusammenhang darstellt, der aber den Einzelnen nicht reflexiv zugänglich ist. Dennoch ist dieses Wissen in den Akteur*innen selbst verortet, ist ihnen also nicht rein äußerlich. Die Akteur*innen verfügen also selbst über jenes atheoretische Wissen, sodass die (wissenschaftlichen) Beobachter*innen keinen privilegierten Zugang dazu haben. (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 252–253)

Zur Erläuterung der Unterscheidung dieser Wissensformen ziehen die Autoren Mannheims Differenz zwischen „*angeeigneter* Erinnerung

11 Vgl. auch 1.4.2.

und individuell *selbsterworbener* Erinnerung“ (Mannheim 1964a: 534; Herv. i.O.) heran. Während erstere erarbeitet wird, also durch einen reflexiven Prozess zustande kommt, wird letztere durch die Teilnahme an bestimmten Situationen erworben, das Wissen kommt also durch eigenes Erleben zustande. Hier zeigt sich deutlich der praxeologische Ansatz Mannheims, also die Bindung des Wissens an die Praxis. (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 253) Im Anschluss an Mannheim müsse insofern zwischen „konjunktiver“ Verständigung beziehungsweise einem „konjunktiven Erfahrungsraum“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 254) und „kommunikativer Verständigung“ (ebd.) unterschieden werden. Letztere ist durch die Notwendigkeit wechselseitigen Interpretierens gekennzeichnet. Während kommunikative Verständigung auf Basis angeeigneter Erinnerung stattfindet, ist der konjunktive Erfahrungsraum „unmittelbares Verstehen“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 253) auf Basis selbsterworbener Erinnerungen.

In Bezug auf den konjunktiven Erfahrungsraum kann dabei noch weiter zwischen solchen Erfahrungsräumen, die durch „gruppenhaftes Erleben“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 254) und solchen, die durch „strukturidentisches Erleben“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 254) entstehen, differenziert werden. Durch gruppenhaftes Erleben entstandene Erfahrungsräume setzen demnach voraus, dass die einzelnen Gruppenmitglieder sich einander bewusst sind, interagieren können und in einer sozialen Beziehung zueinanderstehen, während strukturidentisches Erleben auch unter völlig Fremden möglich ist. (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 254)

Im Kontext der dokumentarischen Methode stellen auch „Geschlecht“ und „Milieu“ konjunktive Erfahrungsräume dar. Ein konjunktiver Erfahrungsraum „par excellence“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 254), der durch biographisch bedingtes gemeinsames Erleben, also selbst angeeignete Erinnerung zustande kommt, ist die Familie. Zwar trifft dies sicherlich nicht auf alle Familien im selben Maße zu. In den Familieninterviews zeigt sich aber recht deutlich, dass den Familienmitgliedern ein „unmittelbares Verstehen“ möglich ist, dass sich der Forscherin nicht sofort (und manchmal überhaupt nicht) erschließt. Kleine Hinweise auf gemeinsame Erlebnisse, Witze, bedeutungsvolle Pausen oder genervtes Augenrollen sind Hinweise auf diese Form des Verstehens.

Doch welche Rolle spielt konjunktives Wissen für sozialen Wandel? Konjunktives, atheoretisches Wissen stellt gleichzeitig ein Medium für Tradierungen einerseits und Innovationen beziehungsweise Brüche und Abgrenzungen der einzelnen Generationen andererseits dar. Durch gruppenhaftes Erleben findet demnach Tradierung, das heißt eine Kontinuität und Weitergabe von Wissen, Erfahrungen und Werten statt. Gleichzeitig bietet das strukturidentische Erleben „biographischer Diskontinuitäten und habitueller Verunsicherungen“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 254) einer Generation die Möglichkeiten von Brüchen mit Traditionen. Diese Brüche beziehungsweise Distinktionen könnten einerseits in der alltäglichen Handlungspraxis ihren Ausgangspunkt nehmen, also durch die nachhaltige Veränderung der Alltagspraxis verursacht sein. Andererseits werden Distinktionen beziehungsweise Innovationen und Brüche stark durch die aktuelle lebenszyklische Phase beeinflusst. Entscheidend für Veränderungen ist demnach also auch, in welcher lebenszyklischen Phase¹² Veränderungen der Alltagswelt stattfinden. Obwohl Generationenbildung stark durch Distinktion, also das Herstellen von Differenzen und Abgrenzungen *zwischen* den Generationen bestimmt ist, ist jedoch ebenso die Bedeutung der Konjunktion, also die Bedeutung des gemeinsamen konjunktiven Erfahrungsraumes für die Generationenbildung hervorzuheben. (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 255)

Wie zuvor beschrieben wurde wird in diese Studie „Familie“ (auch) als Herstellungsleistung begriffen. Ebenso sinnvoll erscheint es, „Generation“ nicht vollends als eine so seiende Entität zu begreifend, die durch rein äußere Faktoren wie zum Beispiel Geburtsjahrgänge definiert ist. Bei Mannheims Ausführungen zum Generationenbegriff schon angelegt, aber nicht ausbuchstabiert, ist die interaktionale Herstellung von Generationen. Denn es geht bei Mannheims Generationenverständnis, wie oben beschrieben wurde, um den Austausch von ‚neuen‘ und

12 Bohnsack und Schäffer gehen ebenso wie Mannheim davon aus, dass das Jugendalter Veränderungen besonders begünstigt (was sie in ihrer eigenen empirischen Studie zu Medienpraxiskulturen bestätigt sehen): Denn im Jugendalter habe bereits eine Verinnerlichung der Praxis stattgefunden, so dass ein Wandel der Praxis überhaupt erst als solcher erlebt werden kann, gleichzeitig besteht (im Vergleich zu späteren Lebenszyklusphasen) noch eine größere Offenheit gegenüber Veränderungen (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 254 f.).

„alten“ Kulturträger*innen. Dieser Aspekt erweitert das mannheimsche Generationenmodell um den Aspekt der interaktiven Herstellung von Generationen und den damit verbundenen Tradierungsprozessen. Besonders Gabriele Rosenthal nimmt die interaktionale Dimension von Generation in den Blick und betont:

„Ein Generationszusammenhang konstituiert sich, neben den in einer bestimmten Lebensphase gemeinsam erlebten sozialen und historischen Ereignissen und der Teilhabe an bestimmten Werthaltungen (synchron) in der Interaktion mit anderen Generationen („diachron“).“ (Rosenthal 2000: 166)

Eine Generation entsteht laut ihr also sowohl durch das Gemeinsame der eigenen Generation („synchrone“ Konstituierung) als auch durch Auseinandersetzungen mit *anderen* Generationen („diachrone“ Konstituierung). Es kann davon ausgegangen werden, dass Erfahrungen und Werte nicht einfach von Generation zu Generation weitergegeben, sondern „wechselseitig ausagiert und damit selbst interaktiv erlebt“ (Rosenthal 1997: 59) werden. Dabei können auch Generationen, die nicht direkt an der Interaktion beteiligt sind (Abwesenheit, verstorben) großen Einfluss auf die Erfahrungen haben. Hierbei handelt es sich letztlich um eine Kritik an dem klassischen Konzept der *Tradierung*, da dieses eine Statik und Abgeschlossenheit suggeriert, die aber empirisch im Prozess der interaktionellen Konstitution von Generationen nicht beobachtet werden kann. Denn auch die jüngere Generation wirkt, so Rosenthal, auf die ältere Generation ein, so dass deren Werte und Perspektiven sich durch den Austausch verändern können (vgl. Rosenthal 1997).

Diese Überlegungen sind für die Erforschung von Generationenzusammenhängen in Familien fruchtbar, da hier häufig mehrere Generationen miteinander interagieren. Auch wenn die Familienmitglieder nicht in einem Haushalt oder in gegenseitiger Nähe wohnen, so treffen sie sich mutmaßlich mehr oder weniger regelmäßig zu bestimmten Anlässen wie etwa Familienfeiern, an Beerdigungen oder zu Feiertagen wie Weihnachten. Gerade solche Anlässe bieten zahlreiche Möglichkeiten, Werte oder Erwartungen interaktiv zwischen den Generationen einer Familie auszuhandeln. Dass auch die jüngeren Generationen Ein-

fluss auf Werte oder Erwartungen älterer Generationen haben (können), zeigt sich in den von mir geführten Familiengesprächen mehrfach. In einer Familie beispielsweise überzeugt eine Tochter ihre Eltern nach und nach davon, dass der künstlerische Beruf, den sie freiberuflich ausübt, „richtige“ Arbeit ist und sie damit ihren Lebensunterhalt bestreiten kann. (vgl. 5.3.5)

Generation ist somit auch, aber nicht nur eine interaktionale Herstellungsleistung. „Generation“ weist in Teilen eine Ähnlichkeit mit dem Doing Family auf, es gibt also Aspekte eines „Doing Generation“¹³. Allerdings verweist das Generationenkonzept gleichzeitig auf einen größeren gesellschafts-historischen Strukturzusammenhang und die Zuweisung oder Selbstzuordnung zu einer Generation ist unabhängig von einzelnen sozialen Interaktionen. Der oben beschriebene gemeinsame Erfahrungsraum etwa ist eine Struktur, die über einzelne Interaktionen hinausgeht. Auch wird durch die Geburt ein bestimmter Platz im familialen generationalen Gefüge festgelegt, der eben nicht ausgehandelt werden kann. Gleichzeitig aber verändert sich der Platz im familialen Generationengefüge über den Lebensverlauf – Kinder können dann beispielsweise gleichzeitig Eltern sein, Eltern werden zu Großeltern.

1.2.3 Mehrdimensionalität des Generationenbegriffes

Theoretische Auseinandersetzungen zum Begriff und Konzept der Generation(en) begegnen der Komplexität und Unbestimmtheit des Konzepts häufig dadurch, dass sie auf dessen „Mehrdimensionalität“ verweisen. Die Idee der Mehrdimensionalität an sich ist meines Erachtens für Forschung zu Generationen in Familien äußerst hilfreich, da hier verschiedene Einflussfaktoren für das Generationenverhältnis relevant sind. Was innerhalb der wissenschaftlich-soziologischen Auseinandersetzung mit „Mehrdimensionalität“ gemeint ist, unterscheidet sich bisweilen, es lassen sich aber häufig genannte Dimensionen erkennen. Generell wird, etwa bei Bohnsack/Schäffer „die notwendige

13 Auch Burkhard Schäffer (2004) oder Björn Bohnenkamp (2011) verwenden etwa diesen Begriff. Letzterer bezeichnet damit allerdings die gesellschaftlich-mediale Inszenierung und Hervorbringung von „Generationen“.

Mehrdimensionalität einer Analyse des Generationszusammenhangs“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 256) betont. Im Kontext der wissenssoziologischen Beiträge, die mit der dokumentarischen Methode in Verbindung stehen, wird mit „Mehrdimensionalität“ die Betrachtung sich überlappender „Erfahrungsräume“ (ebd.) wie Generation und Geschlecht bezeichnet. (vgl. ebd.: 256–257). Darüber hinaus bezieht sich jene „Mehrdimensionalität“ auf die angestrebte Überwindung der oben genannten Dichotomisierungen wie mikro / makro oder gesellschaftlich / familial (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 250).

Martin Kohli (1996) und Michael von Engelhardt (1997) hingegen verstehen unter einer „mehrdimensionalen“ Analyse von Generationen die Betrachtung der familialen und gesellschaftlichen Ebene (bei Kohli weiter ausdifferenziert in eine wirtschaftliche, politische und kulturelle Dimension). Von Engelhardt ergänzt die familiale und gesellschaftliche noch um die historische Dimension. Da ich die Unterscheidung von einer familialen, gesellschaftlichen und historischen Dimension für meine Studie ertragreich finde, werde ich sie kurz erläutern:

Personen sind demgemäß „Mitglieder einer familialen, einer gesellschaftlichen und einer historischen Generationenfolge“ (von Engelhardt 1997: 56) und können als solche betrachtet werden. Diese bezeichnet die qua Alter unterschiedliche Eingebundenheit in verschiedene gesellschaftliche Institutionen (Schule, Arbeitsmarkt und Organisationen), die unterschiedlichen gesellschaftlichen Funktionen, Wirkungskreise und Einflussmöglichkeiten. Sowohl die familiale als auch die gesellschaftliche Generationenfolge sind relational, dynamisch, prozesshaft und auf den Lebensverlauf bezogen. Die Zugehörigkeit zu einer familialen Generationenfolge kann sich demnach im Laufe des Lebens ändern (durch eigene Kinder und Enkel*innen), gleichzeitig bleibt die Relation zu Eltern und Großeltern bestehen. Auch die Eingebundenheit in die verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen verändert sich im Laufe des Lebens (Eintritt in das Schul- und Ausbildungssystem, Eintritt und Austritt aus dem Arbeitsmarkt). (vgl. von Engelhardt 1997: 56)

Allerdings muss die hier implizierte biographische Linearität und Vorhersehbarkeit der gesellschaftlichen Generationenzugehörigkeit in Abhängigkeit des Alters kritisch hinterfragt werden. Häufig dürfte es zu unterbrochenen oder „auf Umwegen“ verlaufenden Erwerbs- und Aus-

bildungsverläufen kommen, etwa bedingt durch die Notwendigkeit, im hohen Alter erwerbstätig zu sein, oder durch Phasen von Care-Tätigkeiten, berufliche Neuorientierungen, zweite und dritte Bildungswege etc.. Geschlecht und soziale Herkunft haben dabei mutmaßlich einen Einfluss auf die Abfolge der einzelnen Phasen.

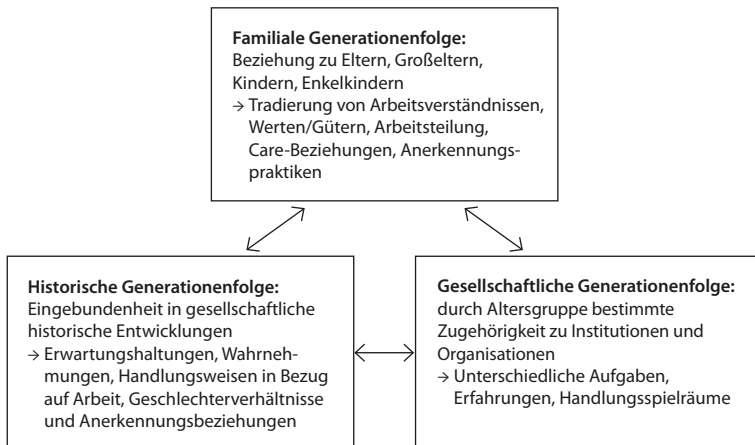
Die letzte Dimension, die Zugehörigkeit zu einer historischen Generationenfolge, bezeichnet schließlich die Eingebundenheit der einzelnen Personen in gemeinsam erfahrene gesellschaftlich-historische Entwicklungen (von Engelhardt 1997: 57). Hier bleibt freilich die Frage bestehen, ob und inwiefern einzelne Gesellschaftsmitglieder sich als eine solche historische Generation wahrnehmen und was dabei das verbindende Element ist. Während die Zugehörigkeit zur familialen und gesellschaftlichen Generationenfolge „relativ eindeutig“ (von Engelhardt 1997: 58) ist, gilt dies für die historische Generationenfolge nicht. Der Grund hierfür liegt darin, dass Personen von Ereignissen oder Rahmenbedingungen eines historischen Abschnitts auf Grund ihrer „inneren sozialen Differenzierung“ (ebd.: 59) unterschiedlich betroffen sind und die Auswirkungen unterschiedlich verarbeiten. (vgl. von Engelhardt 1997: 58 f.)

In Bezug auf das Erkenntnisinteresse der Studie erscheint es aber als durchaus plausibel, von gemeinsamen historischen Erfahrungen in Bezug auf den Arbeitsmarkt, Ausbildungssysteme und auch Geschlechterverhältnissen auszugehen, die Wahrnehmungen, Erwartungshaltungen und Verhaltensweisen strukturieren können. Beispiele wären der sukzessive Abbau sozialer Sicherungssysteme, die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen sowie die Öffnung des Bildungssystems und des Arbeitsmarktes für Frauen und Menschen verschiedener sozialer Hintergründe. Entsprechende Entwicklungen betreffen Menschen, in Abhängigkeit von familialen und gesellschaftlichen Generationen, unterschiedlich: Erleben Arbeitnehmer*innen, die vor starken Umstrukturierungen des Arbeitsmarktes erwerbstätig waren diese Entwicklungen möglicherweise als Verlust, so stellen sie für Generationen, die erst nach Beginn dieser Prozesse in den Arbeitsmarkt eintreten, gegebenenfalls eine als alternativlos wahrgenommene Normalität dar. Auch hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses dürften etwa historisch sich wandelnde Leitbilder oder rechtliche Rahmenbedingungen – etwa die (Un-)Möglichkeit, als verheiratete Frau ohne Einverständnis

des Ehemannes ein Bankkonto zu eröffnen oder einen Arbeitsvertrag zu unterzeichnen – die Wahrnehmungen und das Handeln der Generationenmitglieder nachhaltig beeinflussen.

Alle drei Dimensionen sind meines Erachtens für die Erforschung des Zusammenhangs von Anerkennung und Arbeit in Familien relevant, wie folgende Abbildung illustrieren soll. Die Abbildung stellt die unterschiedlichen Generationenfolgen nach von Engelhardt (1997) dar, ergänzt um deren möglichen Einfluss auf den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung.

Abbildung 1: Generationenfolgen



Quelle: Eigene und ergänzte Darstellung der Generationenfolgen nach von Engelhardt (1997: 56 f.)

Erstens ist für die Erforschung von Arbeit und Anerkennung in Familien die familiäre Generationenfolge relevant, die in Familien Kinder überhaupt zu Kindern, Eltern zu Eltern und Großeltern zu Großeltern macht. Diese Generationenfolge ist einem beständigen Wandel entlang der Familienbiographie unterworfen. Die Familieninterviews sind dementsprechend nur Momentaufnahmen des familialen Generationengefüges. Die familiäre Generationenfolge rahmt die Fürsorgebeziehungen (wer kümmert sich wann um wen?) ebenso wie Anerkennungsbeziehungen (wer erwartet von wem für was Anerkennung?). Auch Arbeitsteilungen (wer ist erwerbstätig, wer nicht (mehr)?) sind durch

die familiäre Generationenfolge gerahmt. Gleichzeitig findet über die familialen Generationen hinweg eine Tradierung und / oder Modifizierung und Distinktion von Arbeitsverständnissen und -bedeutungen sowie arbeitsbezogenen Werten / Anerkennungsgütern statt.

Zweitens ist die historische Generationenfolge relevant, da sie Erwartungshaltungen, Wahrnehmungen, Handlungsweisen in Bezug auf Arbeit, Geschlechterverhältnisse und Anerkennungsbeziehungen beeinflusst. In den Gesprächen zeigen sich etwa mitunter generationale Unterschiede in der Bewertung der Sinndimension von Arbeit. Auch die Erwartung an die Gestaltung der Geschlechterbeziehung auf Paarebene differiert je nach Generation, ebenso wie Anerkennungserwartungen. Wo etwa Gisela Emmert keine Erwartung an das Äußern von Anerkennung für Hausarbeiten hat(te), ist das alltägliche Äußern von Wertschätzung für ihre Tochter und Enkeltochter selbstverständlich (vgl. 5.3.5).

Drittens schließlich hat die gesellschaftliche Generationenfolge Einfluss darauf, welche Familienmitglieder welche Arten von Arbeiten im Alltag übernehmen, welche Erfahrungen sie bisher gesammelt haben und welche Erwartungen sie erfüllen müssen, um Anerkennung zu erhalten. In den Interviews wird etwa deutlich, dass Anerkennung für und der Kinder, die noch die Schule besuchen, vielfach über schulische Leistungen stattfindet.

Die drei genannten Dimensionen sind zwar relevant für die empirische Studie, sie sind jedoch keinesfalls trennscharf und können auch nicht als eindeutige (ursächliche) Begründung für mögliche rekonstruierte Unterschiede oder Gemeinsamkeiten herangezogen werden. Sie stellen aber einen relevanten interpretativen Bezugspunkt dar.

1.2.4 Generativität

In Zusammenhang mit dem Begriff der Generation ist für meine Studie ein weiterer Begriff zentral, der in den letzten zwanzig Jahren in verschiedenen Disziplinen vermehrt Beachtung erfahren hat: „Generativität“. Denn der Begriff beschreibt die im familialen Generationenverhältnis angelegte Ambivalenz, die die wechselseitige Angewiesenheit aufeinander und das Bewusstsein um diese Angewiesenheit mit sich bringt. Ebendiese ambivalente Angewiesenheit macht die Familie, so

meine These, zu einem besonderen Anerkennungsort. Verstanden als „sozialtheoretische[r] Begriff“ (King 2015: 29) bezeichnet „Generativität“ nicht mehr (nur) die biologische Generationenfolge, Geburten- und Fruchtbarkeitsraten, sondern „Ermöglichungsbedingungen im Generationenverhältnis“ (King 2015: 29). „Generativität“ bezeichnet in diesem Sinn „die gesellschaftlich sich wandelnden Formen der Ermöglichung des ›Heranwachsens‹ der Folgegeneration und damit sukzessive auch der – zwangsläufig ambivalenten – Ermöglichung der eigenen Ablösung durch die jeweilige Folgegeneration.“ (King 2013: 15)

Der Begriff ist durch mehrere „konstitutiv ambivalente Moment[e]“ (King 2015: 31) gekennzeichnet, denn er beschreibt einerseits die gleichzeitige Ablösung von der vorhergehenden Generation und Aneignung von deren Fähigkeiten. Darüber hinaus bedeutet generativ zu sein „strukturell, Fürsorge angedeihen zu lassen, Ressourcen bereitzustellen auch für eine Zukunft, aus der man selbst ausgeschlossen ist.“ (King 2015: 31) Generativität findet zudem in einem Spannungsverhältnis zwischen dem generationalen „Bruch“ (King 2013: 14) und der möglichen „Brücke“ (ebd.), zwischen Destruktion und Konstruktion statt, eingebettet in institutionelle und kulturelle Rahmenbedingungen und intergenerationale Beziehungen. So muss um die konstruktive Gestaltung generativer Beziehungen immer wieder gerungen werden (vgl. King 2015 31 f.). Generativität im Sinne Kings bezeichnet also das ambivalente eingebunden sein in Generationenverhältnisse, das Geben und Erhalten von Fürsorge und die Überschreitung und Fortschreibung der vorhergehenden Generationen. Diese Ambivalenzen, die Brüche und Brücken, das Loslösen und Ermöglichen, werden in den von mir geführten Gesprächen mit den Familien deutlich sichtbar und zeigen sich mitunter in Anerkennungskonflikten.

Ein weiterer wichtiger Aspekt zum Verständnis von „Generativität“ ist das Angewiesensein. Darunter kann „die menschliche Fähigkeit [verstanden werden], individuell und kollektiv um das gegenseitige Angewiesensein der Generationen zu wissen, dies im eigenen Handeln bedenken zu können und zu sollen.“ (Lüscher et al. 2010: 35) Zentral ist hier also neben dem Angewiesen sein der Generationen aufeinander – und diese Angewiesenheit ist eine reziproke – das Bewusstsein der Angewiesenheit und der daraus folgende Einfluss auf das eigene Handeln.

Gerade in Familien, so meine ich, ist dieses Bewusstsein der wechselseitigen Angewiesenheit der Generationen aufeinander sehr wichtig. Dieses Bewusstsein zeigt sich unter anderem in den Beschreibungen der Familien von familialer Fürsorge-Arbeit. In den Anerkennungsstrukturen zeigt sich dieses Bewusstsein unter anderem in den Erwartungen der Eltern gegenüber ihren Kindern oder auch ihren eigenen Eltern: Dabei wird berücksichtigt, wer zu welchem Zeitpunkt Empfänger*in von Fürsorge sein kann, und wer Fürsorge geben kann. Das Bewusstsein darum, dass sich diese Care- oder Fürsorgebeziehungen im Lebensverlauf der Familienmitglieder verändern, ist ein Bestandteil der Anerkennungsstrukturen.

Dies zeigt sich etwa bei einer von mir interviewten Familie, in der die Großmutter, die früher häufig ihre Enkel*innen betreute und viel im Haushalt der Familie übernahm, nun selbst auf Pflege und Unterstützung ihrer Kinder und Enkelkinder angewiesen ist. Im Gespräch betonten ihr Sohn und ihre Schwiegertochter, dass „die Oma“ zwar jetzt nicht mehr viel im Haushalt (oder im Familienbetrieb) übernehme, aber früher viel geholfen habe. Vergangene Care-Beziehungen innerhalb der Familie werden in die Beschreibung der Gegenwart einbezogen und es entsteht gewissermaßen ein „Anerkennungsdepot“ für die Großmutter, von dem sie zehrt oder profitiert und das mutmaßlich begünstigt, dass sie nun ohne „Gegenleistung“ Empfängerin von Fürsorge seitens ihrer Kinder, Schwiegerkinder und Enkelkinder ist (vgl. dazu 5.3.8).

1.2.5 Zusammenfassung des für die Familienstudie genutzten Generationenbegriffs

Wie sich gezeigt hat, sind die theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Generationenbegriff sehr komplex. Für die Erforschung von Anerkennungsstrukturen in Familien halte ich Mannheims Generationenbegriff für ergiebig, demzufolge, wie oben beschrieben wurde, *Generation* die gemeinsame Teilhabe an sozialen und geistigen Strömungen bedeutet, durch die sich ähnliche Werte, Denken und Fühlen ergeben (können). Zusammenfassend sind folgende Aspekte für meine empirische Erforschung generationaler Beziehungen in Familien zentral:

- *Generation ist ein gemeinsamer Erfahrungsraum:* Generation verstehe ich somit als einen gemeinsamen „Erfahrungsraum“, der zentral für die Handlungspraxen der Individuen ist (Bohnsack und Schäffer 2002). Neben dem atheoretischen, „konjunktiven Wissen“ kann dieser Erfahrungsraum mitunter auch ein Bewusstsein um und eine Reflexion über die Eingebundenheit in jene Strukturen bedeuten, wie oben bereits erläutert wurde. Dieser Erfahrungsraum darf nicht als isolierter Erfahrungsraum betrachtet werden. Denn (nicht nur) in Familien überschneiden sich verschiedene Erfahrungsräume wie Geschlecht und Generation.
- *Generation ist zum Teil eine interaktive Herstellungsleistung:* Generationen werden, unter anderem, in Interaktionen hergestellt (vgl. Rosenthal 1997): Generation hat also, zumindest in Familien, eine prozesshafte, situationsbezogene Seite. Gerade in Familien, die durch das Zusammenleben (ob in einem Haushalt oder nicht) mehrerer Generationen konstituiert sind, ist diese Einsicht entscheidend. Generation wird hier also beständig im Familienalltag (re-) produziert. Die interaktive Herstellung betrifft dabei auch, so meine These, die familiäre Arbeitsteilung und die Vorstellungen darüber, was Arbeit ist. Zudem gehe ich davon aus, dass Anerkennungsverhältnisse Teil der interaktiven Aushandlung von Generationenverhältnissen sind.
- *Subjekt und Struktur bedingen sich gegenseitig:* Generation als „Erfahrungsraum“ und gleichzeitig als interaktive Herstellungsleistung zu verstehen, bedeutet, Subjekt und Struktur als sich gegenseitig bedingend zu denken.¹⁴ Denn der „Erfahrungsraum“ verweist zunächst auf eine stabile Struktur, die das Wissen der Individuen formt. Wie unter 1.2.1 bereits angedeutet wurde, kann die mannheimsche Wissenssoziologie als eine Möglichkeit gesehen werden, subjektivistische und objektivistische Ansätze zu verbinden. Dies kann analog auf die Beziehung von Subjekt und Struktur angewandt werden. Denn das konjunktive Wissen verweist auf einen kollek-

14 Die Beschaffenheit des Verhältnisses von Subjekt und Struktur ist für die Dimension „Generation“ ebenso relevant wie für die Dimension „Geschlecht“ und wird auch in der Geschlechterforschung immer wieder intensiv diskutiert (vgl. z.B. Graf et al. 2013).

tiven, über das Individuum hinausgehenden Sinnzusammenhang, eine Wissensstruktur. Dieses Wissen ist aber im Subjekt verortet und wird von ihm je spezifisch ausagiert, kontextualisiert, modifiziert. Generation gleichzeitig als Herstellungsleistung zu begreifen macht deutlich, dass dieser Erfahrungsraum durch die Subjekte hergestellt wird, und dabei wiederum ihr Handeln rahmt.

- *Es gibt eine ambivalente Eingebundenheit in Fürsorgeverhältnisse:* Gerade in Bezug auf familiäre Generationenverhältnisse ist das Eingebundensein in Fürsorgeverhältnisse und die Bedingungen, unter denen das Heranwachsen der nächsten Generation stattfindet, also die Generativität, relevant. Besonders in den Beschreibungen der Interaktionen familialer Generationen und dem Erzählen einer gemeinsamen Familiengeschichte wird die wechselseitige Angewiesenheit aufeinander deutlich.
- *Es besteht eine Gleichzeitigkeit von Abgrenzung und Tradierung, von Distinktion und Konjunktion:* In Generationenverhältnissen, und besonders in familialen Generationenverhältnissen bestehen Prozesse der Abgrenzung und Tradierung beziehungsweise der Distinktion und Konjunktion gleichzeitig. Sowohl Abgrenzung als auch Tradierung sind für Generationenbildung zentral, wobei Tradierung nicht linear abläuft. Beides sollte in den empirischen Analysen reflektiert werden: Wo unterscheiden sich die familialen Generationen gegebenenfalls hinsichtlich ihres Wissens, wo finden sich Tradierungen? Worin bestehen eventuelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede innerhalb und zwischen den familialen Generationen?
- *Generation ist ein mehrdimensionales Konzept:* Das hier verwendete Generationenkonzept ist in verschiedener Hinsicht mehrdimensional: Für meine Studie spielen erstens sowohl die familiäre als auch die gesellschaftliche und historische Dimension von Generation eine Rolle. Sie werden als Analyseperspektive „mitgedacht“, um rekonstruierten Gemeinsamkeiten und/oder Unterschiede zu deuten. Die Interviewpartner*innen sind in allen Dimensionen generational verortet: Sie sind Teil einer familialen Generationenfolge, die in dieser Studie ein zentrales Forschungsinteresse darstellt. Gleichzeitig sind sie auch durch ihre Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Generation und einer historischen Generationenfolge gekennzeichnet.

- Diese analytische Unterscheidung lässt sich allerdings nicht unmittelbar oder als ursächliche Erklärung auf die Interpretation der empirischen Daten anwenden. Zweitens ermöglicht das hier verwendete Generationenverständnis, eine Mikro- und Makroperspektive zu verbinden: Einerseits können familiäre Interaktionsprozesse in Bezug auf die alltägliche Herstellung von Generationen(-beziehungen) in den Blick genommen werden. Gleichzeitig können „Makrophänomene“ wie beispielsweise sich wandelnde gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse als Analyserahmen der empirischen Studie einbezogen werden. Drittens verweist das hier verwendete mehrdimensionale Generationenkonzept sowohl auf das Alter (und damit auch einen bestimmten Lebensabschnitt, unterschiedliche Aufgaben und Eingebundensein in Organisationen und Institutionen), als auch auf die Zugehörigkeit zu bestimmten Geburtsjahrgängen.
-

1.3 Geschlecht, Geschlechterverhältnisse, Geschlechterbeziehungen

Ein wichtiger Aspekt der vorliegenden Studie ist die Dimension des Geschlechts in familialen Anerkennungsstrukturen. Geschlecht ist dabei in unterschiedlicher Hinsicht relevant und wird vielfältig relevant gemacht. Im Folgenden möchte ich mein Verständnis von „Geschlecht“ für die Studie konkretisieren und dabei zunächst wichtige Theorieperspektiven auf den Gegenstand „Geschlecht“ vorstellen (1.3.1). Anschließend beleuchte ich den Zusammenhang von Geschlecht und Familie (1.3.2) und von Generation und Geschlecht (1.3.3), wobei ich die Bedeutung einer intersektionalen Perspektive hervorhebe. Abschließend fasse ich die wichtigsten Erkenntnisse zusammen und skizziere mein für diese Studie relevantes Geschlechterverständnis (1.3.4).

1.3.1 Geschlecht als Strukturkategorie und Geschlecht als Konstruktionsprozess

Im Folgenden soll keine umfassende Rekonstruktion sozial- und kulturwissenschaftlicher Theorien zu „Geschlecht“ geleistet werden, son-

dern die Perspektive, die in der vorliegenden Studie auf Geschlecht eingenommen wird, konkretisiert werden. Dafür werden die für diese Studie relevanten Ansätze zu „Geschlecht“ kurz skizziert.

Innerhalb der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung lassen sich zwei Hauptströmungen unterscheiden, die je unterschiedliche Geschlechterverständnisse und methodologische Herangehensweisen beinhalten. Dabei handelt es sich um entgegengesetzte Pole bei der Beschreibung des Verhältnisses von Struktur und Handlung beziehungsweise Struktur und Subjekt. Gleichzeitig gibt es eine Reihe vermittelnder Positionen, die versuchen, „Verhalten und Verhältnisse“ (Becker-Schmidt 2013: 19) zusammenzudenken.

Geschlecht als Strukturkategorie

Jene Perspektive, die „Geschlecht als Strukturkategorie“ (Aulenbacher 2008) beschreibt, entsteht laut Brigitte Aulenbacher im Kontext der Hausarbeitsdebatte und in Auseinandersetzung mit der älteren Kritischen Theorie sowie dem strukturalen Marxismus. Im deutschsprachigen Raum wird sie unter anderem von Ursula Beer entwickelt, die „Geschlecht als Strukturkategorie der kapitalistischen Gesellschaftsformation“ (Aulenbacher 2008: 141) begreift. Hierbei wird eine gesellschaftstheoretische Makroperspektive auf Geschlecht eingenommen, wobei, wie Stefan Hirschauer (hier im Dialog mit Gudrun-Axeli Knapp) formulieren würde, „Phänomene *mithilfe* der Geschlechterunterscheidung [beobachtet]“ (Hirschauer/Knapp 2006: 22; Herv. i.O.) werden. Das Geschlechterverhältnis – „Männer“ und „Frauen“ werden hier als „Genus-Gruppen“ (Aulenbacher 2008: 150) vorausgesetzt – erschließt sich in diesem Ansatz erst durch gesellschaftstheoretische Analysen:

„Im Anschluss an diese Theorietraditionen zielt die Frage nach Geschlecht als Strukturkategorie auf den inneren Zusammenhang der Gesellschaft, auf ihre verborgene Struktur, die sich der alltäglichen Wahrnehmung entzieht, aber mittels Gesellschaftstheorie erschlossen werden kann.“
(Aulenbacher 2008: 141)

Geschlecht als Strukturkategorie zu beschreiben bedeutet demnach (in den Analysen Beers), auf Ebene der Produktionsverhältnisse das

Geschlechterverhältnis in Analogie zum Kapitalverhältnis zu denken und die Individuen – Männer und Frauen – in der Struktur der Produktivkraft zu verorten. (vgl. Aulenbacher 2008: 142). Dabei, so etwa die Diagnose Beers, lasse sich eine durchgängige „Vorrangstellung von Männern gegenüber Frauen“ (ebd.: 144) feststellen.

Geschlecht als Konstruktionsprozess

Gegenüber denjenigen Ansätzen, die Geschlecht als Strukturkategorie beschreiben, befassen sich interaktionstheoretisch fundierte, sozialkonstruktivistische Ansätze von Geschlecht mit der Frage nach dem Prozess der Geschlechterdifferenzierung auf Mikro- und Mesoebene (interaktions- bereichs- und organisationsspezifisch). In dieser Perspektive wird der Blick von Geschlecht als „Strukturkategorie“ (Klinger 2014: 62) auf Geschlecht als „Prozesskategorie“ (Klinger 2014: 62) gelenkt. Hier wird also nicht die schon bestehende Differenz zwischen Genusgruppen in den Blick genommen, sondern die Herstellungsprozesse von Geschlechterunterschieden in einzelnen Situationen und Interaktionen. Somit wird die „Unterscheidung selbst als Phänomen“ (Hirschauer/Knapp 2006: 22) betrachtet, also in den Blick genommen, wie die Unterscheidung hergestellt wird und wie sie relevant gemacht wird. Diese Art von Forschung bezeichnet Stefan Hirschauer in einem Dialog mit Gudrun Axeli-Knapp als „Geschlechterdifferenzierungsforschung“ (Hirschauer/Knapp 2006: 22.). Es gibt viele methodologisch und thematisch unterschiedliche Ansätze, die die Konstruktion von Geschlecht in den Blick nehmen. Konstruktivistische (und auch dekonstruktivistische) Ansätze von Geschlecht eint laut Paula-Irene Villa eine „Strategie der Ent-Naturalisierung“ (vgl. Villa 2008: 202): „Geschlecht-Sein ist demnach keine Frage der Hormone oder der Anatomie, sondern Aspekt und Produkt des Sozialen.“ (Villa 2008: 202)

Ein prominentes Konzept, das sich mit der Herstellung von Geschlecht befasst, ist das des „Doing Gender“ von Candace West und Don H. Zimmerman (1987), welches in der Auseinandersetzung mit psychologischen und ethnographischen „Transsexuellen-Studien“ sowie darauf aufbauenden Überlegungen von Erving Goffman und Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna (1978) entstand. Die zentrale Annahme des Konzepts lautet, dass Geschlecht kein Merkmal von

Personen, sondern von Interaktionen und Situationen sei und immer wieder in einzelnen Situationen aktiv hergestellt werden müsse, etwa durch kleine Rituale, Gesten, Kleidung, Redeverhalten etc. Das bedeutet jedoch nicht, dass es sich laut dem Konzept um eine bewusste Herstellung handelt. Im Gegenteil, vieles läuft unbewusst ab und erscheint gerade dadurch als „natürlich“. (vgl. ebd. 129). West/Zimmerman erweitern die sex/gender-Unterscheidung um den Begriff der „sex category“ (ebd.: 131). Die „sex category“ ist die Zuordnung zu einem „sex“ (Geburtsklassifikation des körperlichen Geschlechts, die auf sozial vereinbarten Kriterien beruht). Da das „sex“ im Alltag nicht erkennbar sei (z.B. Genitalien oder Chromosomen) würden Personen auf Grund anderer Merkmale, wie Gesichtsbehaarung oder Stimmhöhe, einem sex zugeordnet. (vgl. West/Zimmerman 1987 131 ff.) Im Doing Gender-Konzept findet dabei eine Verknüpfung von interaktionaler und institutioneller Ebene statt, wie Regine Gildemeister formuliert:

„Jede Interaktion basiert auf Typisierung und Klassifikation. Klassifikationen sind in umfassendere Wissenssysteme und in eine Vielzahl institutioneller Arrangements eingelassen, über die Verhaltensregelmäßigkeiten und situativ angemessene Handlungsmuster zuverlässig erwartbar werden. ‚Geschlecht‘ stellt in diesem Kontext ein in hohem Maße komplexitätsreduzierendes Klassifikationsschema dar, mit dem wir die Welt ordnen und unser Gegenüber einordnen. Bei der Kategorisierung von Personen kommt dieses Klassifikationsschema jedoch nicht einfach ‚zur Anwendung‘ – stattdessen aktualisieren die institutionellen Arrangements und das Wissen um die damit verbundenen Verhaltens- und Handlungsmuster umgekehrt permanent den Klassifikationsprozess. Diesen wechselseitigen Prozess hatte Erving Goffman im Auge, als er die Figur des ‚institutional genderism‘ und der ‚institutionellen Reflexivität‘ entwickelte [...].“ (Gildemeister 2010: 138)

Interaktionen sind also über institutionelle Arrangements strukturiert. Gleichzeitig stellt Interaktion einen „formenden Prozess eigener Art dar“ (Gildemeister 2010: 138). Celia Ridgeway (2001) beschreibt „gender“ als institutionalisiertes System sozialer Praktiken, in denen die Differenz zwischen Männern und Frauen hervorgebracht wird. Dabei wird

gleichzeitig eine Hierarchie zwischen den Geschlechtern generiert, die auf weit verbreiteten „gender stereotypes“ (Ridgeway 2001: 637) basiert. Diese Stereotype beinhalten nämlich laut Ridgeway „status beliefs“, genauer gesagt: geteilte kulturelle Schemata über die gesellschaftliche Statusposition verschiedener Gruppen, etwa basierend auf Geschlecht, „race“ oder dem Bildungshintergrund (Ridgeway 2001: 637). Ridgeway betrachtet diese status beliefs in beruflichen Zusammenhängen und beschreibt, wie Stereotype dazu führen, dass etwa Frauen weniger Kompetenzen und Fähigkeiten zugeschrieben werden als Männern, was wiederum zu geringerer Entlohnung und einer niedrigeren Aufstiegswahrscheinlichkeit führt.

Eine Frage, die im Zusammenhang mit dem Doing Gender-Ansatz diskutiert wurde, ist, ob es möglich ist, „Doing Gender“ zu vermeiden, oder ob es sogar ein „Undoing Gender“ gibt. Während West/Zimmerman sich (zumindest ursprünglich) noch sicher sind, dass „Doing Gender“ nicht vermieden werden könne, hat Hirschauer (2013) verschiedene Formen der „Neutralisierung von Geschlecht“ (Hirschauer 2013: 159) in Interaktionen und auf institutioneller Ebene beschrieben, etwa durch Zurückweisung einer Ansprache als Frau oder Mann, durch das Relevantmachen anderer Merkmale oder durch das Vorhandensein von „unisex-Produkten“, „unisex-Namen“ etc. (vgl. Hirschauer 2013: 156 ff.) West/Fenstermaker (1995) entwickeln in Anschluss an das „Doing Gender“-Konzept das „Doing Difference“-Konzept, in das sie weitere Differenzkategorien wie „race“ und „class“ einbeziehen. Sie beschrieben alle Kategorien dabei als „potentiell omnirelevant“ (West/Fenstermaker 1995: 30). Wie Regine Gildemeister (2002) formuliert, ist es sinnvoll, zwischen der „*Omnipräsenz* der Kategorie Geschlecht und ihrer *differenziellen Relevanz*“ (Gildemeister 2002: 193; Herv. i.O.) zu unterscheiden. Inwiefern Geschlecht in einer spezifischen Situation relevant wird, welche Rolle andere Merkmale spielen und in welchem Verhältnis die einzelnen Merkmale zueinander stehen, scheinen dann empirisch zu klärende Fragen zu sein.

Sowohl strukturtheoretische als auch prozessorientierte Ansätze von Geschlecht sehen sich einiger Kritik ausgesetzt. Strukturtheoretischen Ansätzen wird vorgeworfen, nicht zu berücksichtigen, wie Personen selbst – und das sehr spezifisch und in Auseinandersetzung mit

anderen – Geschlecht relevant machen. Es werde der Eigensinn der Handlung aus dem Blick verloren. An Ansätzen, die auf den Herstellungsprozess von Geschlecht fokussieren wird hingegen kritisiert, dass sie geschlechtsbezogene, materielle „Ungleichheitslagen“ (Becker-Schmidt 2013: 20) und die dahinter stehenden gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen aus dem Blick verlieren. So bemerkt etwa Paula Villa zur Diskussion über die Kategorie der Frau im Kontext postmoderner Theorien, dass es „zu einer zeitweilig das Feld der (feministischen) Geschlechterforschung dominierenden riskanten Abkehr von Strukturanalysen des Geschlechterverhältnisses“ (Villa 2008: 208) gekommen sei:

„Die De-Thematisierung ökonomischer Verhältnisse (Walby 1992: 35f.) zugunsten anderer, hauptsächlich kultureller (Repräsentations-) Formen des Geschlechts, insbesondere im Zusammenwirken mit den als postmodernist zu bezeichnenden Ansätzen, macht bisweilen vergessen, dass es durchaus so etwas wie Großstrukturen gibt, die bürgerlich-kapitalistische Geschlechterverhältnisse (Becker-Schmidt/Knapp 2000 (39-62) kennzeichnen und die von anderen Differenz- bzw. Hierarchiesystemen [etwa Klasse, race, Alter, L.K.] eben nicht vollkommen außer Kraft gesetzt, nicht einmal relativiert werden.“ (Villa 2008: 208)

Zusammenfassend beantworten beide Perspektiven die Frage, „wie es zu der Zweiteilung der Gesellschaft in Männer und Frauen kommt“ (Gildenmeister 2010: 293) sehr unterschiedlich. Vermittelnde Positionen legen dabei nahe, dass keine der Antworten falsch ist, beziehungsweise, dass beide Antworten richtig sind. Demnach gibt es auf gesellschaftlicher Ebene eine zumindest in gewissem Maße „fixierte“ Geschlechterdifferenz, eine in modernen, kapitalistischen Gesellschaften stabile Struktur der Geschlechterrelation. Gleichzeitig wird die Geschlechterdifferenz kontextabhängig, interaktiv und auf Basis von Institutionalisierung hervorgebracht. Im Folgenden möchte ich nun noch darauf eingehen, inwiefern „Geschlecht“ im Zusammenhang mit „Familie“ relevant ist oder relevant gemacht wird, wobei die oben genannten Perspektiven eine Grundlage für meine Ausführungen darstellen.

1.3.2 Geschlecht und Familie

Dass Geschlecht und Familie eng miteinander verwoben sind, kann als banale Einsicht interpretiert werden. Dennoch scheint zwischen der Geschlechterforschung und der Familiensoziologie eine gewisse Distanz zu bestehen, wie etwa Cornelia Helfferich (2017) feststellt. Diese Distanz äußert sich auf verschiedene Art und Weise. Einerseits werde, so Helfferich (2017: 21), in der Familiensoziologie – auch wenn diese sehr heterogen sei – größtenteils kein theoretisch fundiertes Konzept von Geschlecht verwendet. Häufig werde ein dualistisches Geschlechterkonzept unreflektiert vorausgesetzt. Umgekehrt gäbe es in großen Teilen der Geschlechterforschung eine gewisse Ablehnung gegenüber dem Thema „Familie“, da dieses mit „abzulehnenden patriarchalen Geschlechterrollen“ (ebd.: 22) assoziiert sei. Helfferich spitzt die Distanz zwischen Familiensoziologie und Geschlechterforschung auf folgende konträre Grundprämissen zu: Die Familiensoziologie betrachte die (heterosexuelle) Familie und Ehe als Folge der Geschlechterdifferenz, während die Geschlechterforschung die Geschlechterdifferenz als Resultat der Institution Familie begreife. Dabei fokussierten sich Teile der Geschlechterforschung auf eine „spezifische, heterosexuelle, bürgerliche Familienform“ (ebd.: 26) um daran Kritik zu üben. Die Autorin sieht in weiten Teilen aber eine Öffnung der Familiensoziologie für verschiedene Formen von Familie als Gegenstandsbereich. Dies scheint, wie in 1.1 gezeigt wurde, durchaus der Fall zu sein. Gleichzeitig scheint es weiterhin eine gewisse Distanz der Familiensoziologie gegenüber der Geschlechterforschung zu geben. Dies illustriert etwa die Einleitung im „Handbuch Familiensoziologie“ (Hill/Kopp 2015). Die Entscheidung, keinen expliziten Beitrag zum Thema Geschlecht aufzunehmen, wird damit begründet, dass es sich bei Geschlecht um eines der „typischen Querschnittsthemen“ (ebd.: 13) handele, das bereits hinreichend innerhalb der Geschlechterforschung behandelt werde und zudem in verschiedenen theoretischen Ansätzen der Familiensoziologie (etwa Funktionalismus, Rollentheorie) integriert sei (vgl. Hill/Kopp 2015: 13).

Ungeachtet möglicher (teil-)disziplinärer Distanzen müssen für das Erkenntnisinteresse dieser Studie Anerkennungsstrukturen in Familien, Geschlecht und Familie zusammen betrachtet werden. Dabei spielen

meines Erachtens mehrere Dimensionen eine zentrale Rolle: Zunächst ist Geschlecht sowohl auf gesellschaftsstruktureller Ebene als auch der Ebene interaktionaler Aushandlung relevant. Hinsichtlich der strukturellen Ebene ist das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis von Bedeutung. Gudrun Axeli Knapp beschreibt den Begriff des Geschlechterverhältnisses folgendermaßen:

„Das gesellschaftstheoretische Konzept des „Geschlechterverhältnisses“ zielt – in einer Metaperspektive – auf die Gesamtheit solcher [die sozialen Beziehungen zwischen Männern und Frauen bestimmenden] institutionalisierter Regelungen in einem sozialen Gefüge, durch welche die beiden Genus-Gruppen gesellschaftlich zueinander ins Verhältnis gesetzt sind.“ (Axeli-Knapp 2012: 145).

Allerdings bedeute dies nicht, von homogenen Gruppen auszugehen, die in einem durchgehenden Hierarchieverhältnis zueinander stünden. Das Geschlechterverhältnis sei vielmehr zu verstehen als ein „Funktions-, Positions- und Verhältnisbegriff, der andere Kategorien sozialer Strukturierung wie Klasse/Schicht und Ethnizität durchquert und diese dabei auf spezifische Weise profiliert, wie er selbst durch sie markiert ist“. (Knapp 2012: 145). Auf der strukturellen Ebene gibt es, wie in 2.3 beschrieben wird, einen Zusammenhang zwischen dem Geschlechterverhältnis, der Institution Familie und der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit. Wie die Verteilung verschiedener Formen von Arbeit in Familien organisiert wird und wer dabei welche Anerkennungschancen innerhalb und außerhalb der Familie hat, steht mit jenem Zusammenhang in Verbindung.

Vom Begriff des Geschlechterverhältnisses wird in der Geschlechterforschung häufig der Begriff der „Geschlechterbeziehung(en)“ abgegrenzt. Dieser bezeichnet etwa laut Helfferich (2017: 28) eine „personale Beziehung“, genauer gesagt seien Geschlechterbeziehungen „„Zweierbeziehungen“ [...], in denen das Geschlecht derer, die diese Beziehung eingehen, eine Rolle spielt.“ (Helfferich 2017: 28) Das hier von Helfferich in Anschluss an Lenz verwendete Konzept von „Geschlechterbeziehung“ bezieht sich auf nur zwei Personen (gleichen oder unterschiedlichen Geschlechts) und zeichnet sich durch hohe Exklusivität und die

Möglichkeit sexueller Interaktion aus. Dabei wird „reproduktives Handeln“ (Helfferich 2017: 30) in den Mittelpunkt gestellt. (vgl. Helfferich 2017: 29 f.) Bei der Untersuchung der Relevanz und Bedeutung von „Geschlecht“ in Familien spielen aber nicht nur personale Beziehungen auf Paarebene eine wichtige Rolle, sondern etwa auch generationenübergreifende Beziehungen oder Beziehungen zwischen Geschwistern und Schwäger*innen. Auch in diesen personalen Beziehungen, in deren Zentrum nicht reproduktives Handeln steht, kann das Geschlecht der einzelnen Personen eine größere oder kleinere Rolle spielen.

Geschlecht wird zudem, das zeigt sich in den Familiengesprächen, situativ relevant gemacht. Ob und inwiefern Geschlecht im Familienalltag thematisiert wird, und was es etwa konkret bedeutet, „Mann / Junge“ zu sein oder „Frau / Mädchen“ zu sein, wird in Bezug auf die familiäre Arbeitsteilung verhandelt. Diese Aushandlung läuft dabei nicht selten mit einem „Augenzwinkern“ unter ironischen Äußerungen ab, etwa bei Auseinandersetzungen zwischen Geschwistern. Geschlecht ist also in Familien und bei der Erforschung von Familien in verschiedenen Bereichen und auf verschiedenen Ebenen hochrelevant.

Relationen zwischen wem?

Familien bestehen aus einem Geflecht von Beziehungen, in denen, wie bereits erwähnt wurde, Geschlecht und Geschlechterverhältnisse relevant sind oder relevant gemacht werden. Dies ist einerseits der Bereich der Partner*innenschaft, wobei in Familien mehrere Partner*innenschaften gleichzeitig bestehen können. Wie Geschlecht in Partner*innenschaften in Bezug auf Arbeit und Anerkennung relevant wird, hat etwa Christine Wimbauer (2012) untersucht (vgl. 4.3). Geschlecht wird in Familien neben der Paarbeziehung aber (potentiell) auch in Bezug auf Elternschaft, also in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern, relevant. Hier lassen sich einerseits einige Unterschiede zwischen Mutterschaft und Vaterschaft feststellen: Sowohl die Leitbilder als auch die strukturellen Rahmenbedingungen von Mutter- und Vaterschaft haben in den letzten Jahrzehnten in Deutschland einen Wandlungsprozess durchlaufen. Dabei bestehen sehr unterschiedliche Erwartungen und Bedingungen für Mutterschaft und Vaterschaft. Einerseits unterscheiden sich gesellschaftliche Vorstellungen davon, was eine ‚gute Mutter‘

ausmacht und was einen ‚guten Vater‘ ausmacht. Thiessen/Villa (2010) stellen in Bezug auf Mutterschaft fest, dass Leitbilder von Mutterschaft sehr plural und auch widersprüchlich sind. Sie seien zudem „moralisch und politisch überfrachtet“ (Thiessen/Villa 2010). Gleichzeitig stünden die Leitbilder in einem Spannungsverhältnis mit den eigensinnigen und vielschichtigen, von Ungleichheitslagen abhängigen Praktiken von Mutterschaft und Familie. Die Autorinnen sehen diese Ambivalenzen als Resultat von Reflexivierungsprozessen (vgl. Thiessen/Villa 2010). Ähnlich (strukturell, aber nicht inhaltlich) verhält es sich mit Väterleitbildern, die, wie in 1.1.1 bereits erwähnt wurde, ebenfalls plural und ambivalent sind. Neben den Leitbildern unterscheidet sich etwa auch der zeitliche Umfang, den Mütter einerseits und Väter andererseits mit ihren Kindern verbringen (vgl. 2.5). Und auf Erwerbsbiographien und die Höhe der Löhne hat Mutterschaft einen deutlich negativeren Einfluss als Vaterschaft (vgl. 4.4). Weniger erforscht scheint zu sein, inwiefern Geschlecht bei Beziehungen zwischen Geschwistern, Schwäger*innen sowie Großeltern und ihren Enkel*innen eine Rolle spielt.

1.3.3 Generation und Geschlecht in Familien: Eine intersektionale Perspektive

Familienmitglieder sind immer Angehörige eines (ihnen zugeschriebenen) Geschlechts und gleichzeitig Angehörige einer familialen Generation. Die Bezeichnungen „Mutter“, „Vater“, „Großvater“, „Tochter“ und so weiter markieren immer die gleichzeitige doppelte Verortung in Generationen- und Geschlechterverhältnissen und zeigen, dass familiäre Generationenbeziehungen immer vergeschlechtlicht sind. Familien sind ein Ort der interaktiven Herstellung von Generationen(-beziehungen) ebenso wie Geschlechterbeziehungen, wobei diese miteinander verwoben sind. Gleichzeitig sind die Geschlechter- und Generationenbeziehungen strukturell reguliert. Helfferich formuliert dies folgendermaßen:

„In jeder Gesellschaft unterliegen Geschlechterbeziehungen [...] und Generationenbeziehungen Regulierungen. [...] Diese Regulierungen manifestieren sich in rechtlichen und sozialen Institutionen auf struktureller Ebene [...]. Die wichtigste dieser gesellschaftlichen Institutionen, die die Beziehungen zwischen Geschlechtern und Generationen regeln, ist die Familie.“ (Helfferich 2017: 13)

Insofern ist es sinnvoll, eine intersektionale Perspektive einzunehmen, um Familien zu erforschen. Der Begriff „Intersektionalität“ bezeichnet verschiedene Theorien und Konzepte, die sich mit dem Zusammenspiel verschiedener Kategorien sozialer Ungleichheit befassen. Die Entwicklung des Wortes „Intersektionalität“ wird der amerikanischen Juristin Kimberley Crenshaw zugeschrieben. Sie benutzt Ende der 1980er Jahre das Bild einer Kreuzung („intersection“), um das Verhältnis verschiedener Diskriminierungskategorien zu verdeutlichen, die nur zusammen, also auf der Kreuzung, zu einer bestimmten Form von Benachteiligung führen.¹⁵ Obwohl sich der Begriff innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung großer Beliebtheit erfreut, wurde und wird er auch diskutiert. Zur Debatte steht etwa, welche Kategorien und wie viele Kategorien bei intersektionalen Studien berücksichtigt werden sollen (neben race, class, gender etwa auch Sexualität, Alter, Körper). Ebenfalls diskutiert wird, für welche Analyseebenen und -bereiche – Mikro-, Makro-, Mesoebene, ökonomische Verhältnisse, symbolische Repräsentationen, Identitätskonstruktionen – sich die Perspektive der Intersektionalität eignet. (vgl. Lenz 2010: 159 f.)

Nina Degele und Gabriele Winker (2007) haben einen Ansatz ausgearbeitet, den sie „Intersektionalität als Mehrebenenanalyse“ nennen und in dem sie versuchen, die „Struktur-, Symbol-, und Identitätsebene“

¹⁵ Das Konzept der intersektionalen Betrachtung gesellschaftlicher Verhältnisse ist allerdings schon älter: Die internationale Frauenbewegung(en) und -forschungen setzten sich bereits in den 70er Jahren mit dem Prinzip der Verschränkung verschiedener Ungleichheitskategorien auseinander. (vgl. Ilse Lenz 2010: 158 f.) Giebler et al. (2013) betonen, dass Intersektionalität „als politisches Projekt sozialer Bewegungen“ (ebd.: 12) weltweit unzählige Pionier*innen hatte, welche den späteren theoretischen Ansätzen und politischen Instrumenten den Weg bereiteten. In Zusammenhang mit der Entwicklung des Konzeptes wird dabei häufig die US-amerikanische Abolitionistin Sojourner Truth als eine Vordenkerin und -kämpferin genannt.

(Degele/Winker 2007: 1) bei der Analyse von Differenzkategorien zu verknüpfen. Gudrun-Axeli Knapp (2008: 315) plädiert dafür, gesellschaftsstrukturelle Perspektiven auf Intersektionalität zu stärken, da ihrer Einschätzung nach mikro- und mesoanalytische Studien dominieren. Für meine Studie ist es sinnvoll, Intersektionalität als Perspektive zu verstehen, die sowohl bei der Betrachtung von Interaktionen in Familien, als auch bei der Eingebundenheit der Familie und ihrer einzelnen Mitglieder in gesellschaftliche Strukturen eingenommen werden kann. Wie oben bereits erwähnt, begegnen sich die Familienmitglieder als Personen, die ein Geschlecht besitzen (in meiner Studie: Männer und Frauen) und die *gleichzeitig* einer familialen Generationenfolge angehören. Dass die Familienmitglieder dabei auch in gesellschaftliche / historische Generationenfolgen eingebunden sind, ist ein Aspekt, auf den die Familien in den Gesprächen häufiger Bezug nehmen, etwa durch Formulierungen wie „des war damals noch so“ (Fam. Fischer, Z. 476 f.), oder „heutzutage is es schon so (Fam. Berger, Z. 206)“. Wie Geschlecht und Generation relevant gemacht werden, und was etwa „Mann-Sein“ oder „Frau-Sein“ konkret bedeutet, wird von den Familien ausgehandelt – etwa hinsichtlich der Frage, wer welche Arbeiten übernehmen kann und sollte.

Auch aus einer Makro-Perspektive stellen sich die Kategorien Generation und Geschlecht als miteinander verwoben dar: Generationen sind, wie in 1.2.1 erläutert wurde, laut Mannheim Motor und Träger* innen sozialen Wandels. Das sich verändernde Geschlechterverhältnis stellt einen wichtigen Bestandteil sozialen Wandels dar. Insofern zeigt sich die Notwendigkeit einer intersektionalen Betrachtung von Generation und Geschlecht auf makrotheoretischer Ebene. Hinzu kommt, dass sich Lebenszyklen und Biographien geschlechtsspezifisch unterscheiden, was hinreichend empirisch belegt wurde (vgl. für einen Überblick zu Beiträgen der Frauen- und Geschlechterforschung z.B. Gregor/Ruby 2018). Im familialen Alltag werden dabei auch Umgangsweisen mit verschiedenen Arbeitsformen weitergegeben, wobei auch Veränderungen im Geschlechterverhältnis entstehen können. So zeigen Helga Krüger und Claudia Born (2000) in ihrer Studie, dass Mütter den sozialen Wandel (Änderungen der Geschlechterrollen) vorantreiben, indem sie ihre Töchter dabei unterstützen, einen Beruf zu erlernen und

Söhnen Fähigkeiten im Bereich der Hausarbeit vermitteln (Krüger/Born 2000: 208 ff.). An dieser Stelle wird erneut deutlich, warum gerade die Untersuchung von Anerkennung und Arbeit in Familien aus dieser intersektionalen Perspektive betrachtet werden muss: Denn in Familien werden sowohl Orientierungen und Werte hinsichtlich verschiedenen Tätigkeiten vermittelt, als auch Tätigkeiten in der Alltagspraxis erlernt. Gleichzeitig sind Familienbeziehungen, so meine These, auch immer Anerkennungsbeziehungen.

Dass bei der Untersuchung generationeller Zusammenhänge besonders die intersektionale Betrachtung von Generation und Geschlecht bedeutsam ist, wird beispielsweise bei Rosenthal (1997) deutlich: Denn laut ihr kann ein Generationenzusammenhang, der durch gemeinsam erlebte historische Ereignisse geprägt ist, geschlechtsspezifisch bestimmt sein. Als Beispiel nennt sie die unterschiedlichen Erfahrungen von Männern und Frauen im zweiten Weltkrieg. (vgl. Rosenthal 1997: 6) Auch Bohnsack und Schäffer halten, wie oben bereits erwähnt wurde, eine intersektionale Perspektive (sie verwenden nicht den Begriff „intersektional“, sondern „mehrdimensional“) für zentral bei der Untersuchung von Generationen, und bezeichnen dies als eine Überlagerung konjunktiver Erfahrungsräume (wie Bildungsmilieu und Geschlechtsumgebung). Sie betonen „die notwendige Mehrdimensionalität einer Analyse des Generationszusammenhangs“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 256). Auch Christine Thon (2008) setzt sich in ihrer empirischen Studie zur „Frauenbewegung im Wandel der Generationen“ mit dem Zusammenhang von Generation und Geschlecht auseinander, ihr Ausgangspunkt ist allerdings nicht die Generation, sondern das sich wandelnde Geschlechterverhältnis. Laut Thon biete sich für „die Frage nach dem sozialen Wandel im Geschlechterverhältnis (...) die Generationenperspektive an“ (Thon 2008: 60). Sie untersucht in ihrer Studie mittels biographischen Interviews, wie verschiedene Generationen von Frauen, die in einem Mutter-Tochter-Verhältnis zueinanderstehen, den Zusammenhang von Frauenbewegung und sozialem Wandel wahrnehmen. Neben dem biographischen Zugang zu Generationsphänomenen verwendet Thon einen rekonstruktiven, biographischen Zugang zu Geschlecht, das sie, im Einklang mit Bettina Dausien (1996: 4) als „biographische Konstruktion“ (Thon 2007: 87) versteht.

Gerade aus einer biographischen Perspektive erscheint die intersektionale Zusammenschau von Geschlecht und Generation als gewinnbringend: Wie bereits erwähnt wurde, ist bei Mannheims Generationenkonzept, die Entstehung sozialen Wandels zentral. Die Phase der Jugend ist dabei entscheidend für die Konstitution von Generationen. Dementsprechend müssten sich geschlechtsspezifische Differenzen in der Jugendphase stark auf die Generationenkonstitution auswirken. Karin Flaake und Vera King (1990), ebenso wie Carol Hagemann-White (1990) gehen davon aus, dass es einige Unterschiede in der weiblichen und männlichen Adoleszenzphase und den während dieser Zeit entwickelten Lebensentwürfen (in Bezug auf Beruf, Ausbildung, Familie) gibt. Laut Flaake/King wird bei Mädchen und jungen Frauen die Aufbruchsphase der Jugend und darin angelegte Abgrenzungsprozesse von der früheren Generation, in der Frauen und Mütter meist eingeschränkt erwerbstätig waren, durch gesellschaftlich bestehende und institutionalisierte Machtverhältnisse untergraben. Dabei würden auch unbewusste, nicht reflektierte Bedeutungsgehalte eine Rolle spielen (Wünsche, Ängste, Hoffnungen, Identifikationen mit dem Vater oder der Mutter als Repräsentant*innen des Männlichen und Weiblichen). (vgl. Flaake/King 1990: 18 ff.) Auch Hagemann-White (1990) argumentiert mit ihrer Zusammenschau verschiedener Studien, dass die weibliche Adoleszenz eine andere sei als die männliche: Einerseits setzt die Pubertät bei Mädchen meist früher ein, andererseits sind die Ablösungsprozesse von den Eltern anders gestaltet: statt von einer Ablösung sollte demnach eher von einer Umgestaltung der Beziehung gesprochen werden. Zudem stellen sich für sie die Lebensorientierungen Beruf und Familie als konkurrierende Bereiche dar, während bei männlichen Jugendlichen ein intaktes und erfolgreiches Berufsleben als Voraussetzung für ein gelungenes Familienleben erscheint. (vgl. Hagemann-White 1990: 70 ff.)

In den Familiengesprächen wird die Verwobenheit der (zugeschriebenen und selbst angenommenen) Merkmale Generation und Geschlecht, ebenso wie die Verwobenheit von Geschlechter- und Generationenbeziehungen sehr deutlich: Ein Muster, dass sich in mehreren Gesprächen zeigt, ist der Vergleich der Arbeitsteilung in den Partnerschaften mehrerer Generationen der Familie. Geschlechteregalität

und Geschlechtergleichstellung stellen dabei einen geteilten positiven Horizont dar, an dem die jeweiligen Paarbeziehungen hinsichtlich der Arbeitsteilung im Alltag gemessen werden.

Ein Ausschnitt aus dem Gespräch mit Familie Berger illustriert dies beispielhaft. Am Gespräch beteiligt sind Gertrud (Anfang 70), deren Tochter Ingrid und Ingrids Mann Georg (beide Mitte fünfzig) sowie Ingrids und Georgs Kinder, Sophie und deren jüngerer Bruder Markus (beide Mitte zwanzig). Letztere sind erwachsen, haben keine Kinder und wohnen mit ihren jeweiligen Partner*innen zusammen:

„Gertrud: Ja, oba der Georg [Gertruds Schwiegersohn, L.K.] war viel im Haushalt, was da Papa [Gertruds Mann, L.K.] net gmacht hat.

Ingrid: Ja, der macht viel im Haushalt, des stimmt.

Gertrud: Des hat (.) der Papa hat im Haushalt nix gmacht. Oba des war die Generation Männer, vielleicht a früher no so.“
[...]

Sophie: Wobei ma sogn muss, dass des noch eine Generation später noch mal anders is. Weil du [Georg, L.K.] (..) oder zum Beispiel dem T (Name) sein Papa (.) speziell @(.)@

Georg, Ingrid: L@(..)@

Sophie: Der Papa von meinem Freund. Also (.) ihr macht, (.) ihr tut ja keine Wäsche waschen oder so was. Und ich find heutzutage is es schon so, zumindest bei uns so, gut bei euch wahrscheinlich auch nich.

Markus: L@(.)@

Sophie: Dass wir schon die Aufgaben gleichmäßig verteilen, also jeder bügelt mal, jeder kauft mal ein, jeder wäscht mal Wäsche.

Markus: LDes is bei uns auch so.“

(Familie Berger, Z. 187 ff.)

In der Passage werden mehrere Vergleichslinien sichtbar. Die innerfamiliäre Arbeitsteilung wird als Verhältnis zwischen Männern und Frauen diskutiert. Während des gesamten Gesprächs zeigt sich, wie bereits erwähnt wurde, immer wieder Geschlechteregalität als positiver Horizont. Die Arbeitsteilung auf Paarebene wird dabei als Gradmesser für das Erreichen der Geschlechteregalität herangezogen. Die Frauen

der Familie verhandeln dabei den erreichten Fortschritt über den Zeitverlauf. Für Sophie ist wichtig, dass alle Partner*innen hinsichtlich der Hausarbeit prinzipiell bereit sind, alles zu teilen, also dass niemand etwas kategorisch ablehnt.¹⁶ Sophie zeichnet zwar einerseits einen Wandel im Geschlechterverhältnis auf Paarebene nach, sie relativiert diesen aber gleichzeitig wieder (nicht nur an dieser Stelle des Gesprächs), indem sie die Arbeitsteilung ihres Bruders und dessen Freundin als wenig egalitär beurteilt (was dieser zurückweist). Unabhängig von dieser Differenzierung zwischen den Geschwistern zeigt sich in mehreren Gesprächen, dass Distinktionen und Tradierungen der Generationen viel über das Geschlechterverhältnis und die Arbeitsteilung auf Paarebene verhandelt werden. Die Generationenbeziehung wird hier also über das Geschlechterverhältnis konstituiert – Sophie grenzt sich von den Eltern und Großeltern ab, indem sie deren Arbeitsteilungen auf Ebene der Partner*innenschaft zurückweist.

Auch bei anderen Themen als der familialen Arbeitsteilung wird deutlich, dass sowohl Generationenbeziehungen und -zugehörigkeiten als auch Geschlechterbeziehungen und -zugehörigkeiten in den Blick genommen werden müssen, etwa um Anerkennungsstrukturen der Familie analysieren zu können. Bei Familie Huber etwa wird ein Anerkennungskonflikt hinsichtlich des Arbeitsverständnisses sichtbar. Dieser Konflikt entfaltet sich entlang der familialen Generationen, zwischen dem Vater Anton und seinem ältesten Sohn Maximilian und bezieht sich auf die Ausübung des Familienhandwerks. Sowohl Antons Vater, als auch er selbst und Antons zweitältester Sohn Andreas (der bei Anton die Lehre absolviert) haben das Handwerk erlernt. Der älteste Sohn Maximilian hat nach der Handwerksausbildung studiert und gehört nun der Berufsgruppe der Ingenieure / Architekten an, über die Anton und früher auch dessen Vater spotteten (sie würden nicht arbeiten, seien faul). Der Generationenkonflikt ist hier gleichzeitig auch ein Milieukonflikt. Worauf ich aber an dieser Stelle eingehen möchte ist, dass es sich um einen Konflikt zwischen den männlichen Familienmitgliedern handelt. Das Arbeitsverständnis (etwas mit den Händen zu machen, Werkzeuge zu benutzen etc.) ist ein männlich tradiertes.

16 Dabei gibt es jedoch Ausnahmen, wie in 5.3.2. noch gezeigt wird.

Die Töchter, ebenso wie Antons Frau Renate und seine Mutter Irmgard, sind von diesem ausgenommen. Verschwiegen wird dabei, dass sowohl Renate als auch Irmgard den Handwerksbetrieb der Familie „am Laufen“ halten und hielten, sie arbeiteten und arbeiten im Betrieb im „Backoffice“ mit, teils mit Vertrag, teils ohne. Weder Renate noch Irmgard üben/übten den Beruf ihrer Ehemänner und Söhne aus, ihre Arbeit (im Betrieb und zu Hause) stellte aber die Ermöglichungsbedingung für das Fortbestehen des Familienhandwerks dar.

1.3.4 Zusammenfassung und Konzeptualisierung von „Geschlecht“

Abschließend möchte ich mein Verständnis des Begriffes Geschlecht für die Studie zusammenfassend darstellen:

- *Geschlecht wird hergestellt*: Geschlecht wird in einzelnen Interaktionen und Situationen permanent hergestellt und situativ relevant gemacht. Es findet also ein Doing Gender statt.
- *Geschlecht ist in gesellschaftliche Strukturzusammenhänge eingebunden*: Dabei ist die Herstellung von Geschlecht gleichzeitig eingebunden in gesellschaftliche Strukturzusammenhänge und Ungleichheitslagen, die sich der unmittelbaren Einflussnahme der Personen entziehen. Es gibt also gesellschaftliche Strukturen, ein gesellschaftliches Geschlechterverhältnis, das die einzelnen Situationen und Interaktionen rahmt, in denen Geschlecht hergestellt wird. Gleichzeitig gibt es eine Eigenlogik/ Eigensinn der Handlungspraxis und das Geschlechterverhältnis kann durch diesen Eigensinn herausgefordert und verändert werden. „Geschlecht“ als Handlungskategorie/ Prozesskategorie und Geschlecht als Strukturkategorie werden also als sich gegenseitig bedingend gedacht.
- *Familie und Geschlecht hängen zusammen*: Familie stellt einen Ort da, an dem gesellschaftliche, institutionalisierte Geschlechterverhältnisse zum Tragen kommen und in dem Geschlecht immer wieder situativ ausgehandelt wird. In Familien bestehen dabei viele unterschiedliche Beziehungen der Familienmitglieder zueinander, in denen Geschlecht je unterschiedlich relevant gemacht werden kann.

- *Eine intersektionale Perspektive ist ertragreich:* Geschlecht im Kontext von Familie zu betrachten, bedeutet, Geschlecht und Generation immer gleichzeitig in den Blick zu nehmen. Denn Familienmitglieder begegnen sich als Angehörige einer Generation und eines Geschlechts. Generationenbeziehungen und Beziehungen zwischen den Geschlechtern durchkreuzen sich in Familien. Den Blick auf die Kreuzung zu lenken ist eine Herausforderung, der sich diese Studie stellen will.
- *Geschlecht stellt einen konjunktiven Erfahrungsraum dar:* Geschlecht stellt, ebenso wie Generation und Familie, einen geteilten, konjunktiven Erfahrungsraum dar. Diese Erfahrungsräume überlagern sich und generieren so sehr spezifisches konjunktives Wissen.

1.4 Forschungsmethoden

Nach der Erläuterung der theoretischer Ansätze, Begriffe und Konzepte, die für meine Forschung relevant sind, werden nun die Forschungsmethoden und -perspektiven erläutert, die ich für die vorliegende Studie über und mit Familien verwende. Zunächst wird kurz auf die qualitative Forschungsperspektive und die rekonstruktive Sozialforschung eingegangen (1.4.1), anschließend werden die verwendeten Methoden, die Erhebungsphase und das Sample dargestellt (1.4.2). Zum Schluss werden die verwendeten Methoden hinsichtlich des Erkenntnisinteresses der Studie kritisch reflektiert, forschungsethische Überlegungen angestellt und Besonderheiten der Erhebungsphase und des Samples dargestellt. (1.4.3).

1.4.1 Qualitative Forschungsperspektive und rekonstruktive Sozialforschung

Für die Erforschung von Familienverhältnissen sind prinzipiell verschiedene quantitative und qualitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden denkbar. Da bei der hier geplanten Erforschung von Anerkennungsverhältnissen in Familien neben der Frage, wie diese konstituiert

sind, auch im Vordergrund steht, wie diese hergestellt werden und welche Praktiken der Anerkennung sich bei den Familien abzeichnen, bietet sich eine qualitative Forschungsperspektive an. Denn im Rahmen einer qualitativen Forschungsperspektive kann das *Wie* fokussiert und dabei gleichzeitig die Subjekte ins Zentrum des Forschungsprozesses gerückt werden. Dies beinhaltet auch den reflexiven Einbezug der Forscher*innen in den Forschungsprozess, also die Reflexion der eigenen Position und den Einfluss dieser Position auf die Generierung und Auswertung der Daten (vgl. z.B. Bohnsack 2008: 24 ff.)

Die generelle Offenheit einer qualitativen Forschungsperspektive (vgl. Lamnek/Krell 2016: 45) erlaubt es, den Erfahrungen und Praxen der Subjekte Rechnung zu tragen und sich dabei als Forscher*in auch überraschen und irritieren zu lassen. Dabei soll es hier nicht darum gehen, Methoden als hypothesenprüfende Instrumente einzusetzen (vgl. Bohnsack 2008: 17). Mit Hilfe von Methoden, die der „rekonstruktive[n] Sozialforschung“ (Bohnsack 2008) zugerechnet werden können, sollen in dieser Studie vielmehr die „Prozessstrukturen der Herstellung“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 20) in den Blick genommen werden. Dies ermöglicht eine Rekonstruktion von Praktiken, also dem Doing von Anerkennung und Familie, Anerkennungspraktiken und Familienpraktiken. Die Orientierung an der Herstellungsleistung der Subjekte ist gleichzeitig auch für die Erforschung von Generationen- und Geschlechterverhältnissen fruchtbar, denn sowohl Geschlechter als auch Generationenverhältnisse sind nicht statisch, sie verändern sich, werden ausgehandelt, führen zu Konflikten. Jene Komplexität und Prozesshaftigkeit zu erfassen, ist mit standardisierten Verfahren meiner Meinung nach schwer möglich.

Dass ein qualitativer Forschungsansatz (zumal wenn er eine beabsichtigte Selbstläufigkeit der Gespräche beinhaltet) für die Familien teilweise irritierend ist, zeigt sich im Laufe der Erhebung. So äußert ein Vater im Anschluss an das Familiengespräch, dass er mit mehr „statistischen“ Fragen im Sinne einer genauen Zeitverwendungsaufstellung der einzelnen Familienmitglieder gerechnet hätte. Im Vorfeld oder im Anschluss an manche Gespräche wird außerdem die Sorge geäußert, nichts „Interessantes“ erzählt zu haben, oder Erstaunen darüber geäußert, dass die Interviewerin nicht stärker moderierend in die Gespräche

eingriff (zum Beispiel eine längere Redepassage eines Familienmitglieds nicht unterbrach). Solche Erwartungen, Wünsche und Befürchtungen seitens der Beforschten sind sicherlich nicht spezifisch für diese Studie, das Forschungsfeld oder die (qualitative) Sozialforschung im Allgemeinen. Sie stellen die Forscherin trotz ihrer vermeintlichen Vorhersehbarkeit vor die teils spontan auftretende Herausforderung, sich aktiv zu positionieren, die eigene Forschungsperspektive zu formulieren und reflektieren. Die für diese Studie gewählten Methoden der Erhebung und Auswertung führen zu speziellen Herausforderungen, sie versprechen aber auch einen großen Erkenntnisgewinn und konkrete Regeln und Verfahren zur Lösung der Herausforderungen.

1.4.2 Methoden, Erhebungsphase und Sample

Im Folgenden werden die Erhebungs- und Auswertungsmethoden sowie die Samplestrategie dargestellt. Anschließend werden die Erhebungsphase, der Leitfaden und andere begleitende Instrumente sowie das realisierte Sample beschrieben. Schließlich wird das Vorgehen bei der Auswertung dargestellt.

Erhebungsmethode: Familiengespräch und Familieninterview

In der Sozialforschung wird das Familiengespräch ebenso wie das Paar- und Familieninterview laut Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2014: 109) im Vergleich zu Gruppen- und Einzelinterviews weniger häufig eingesetzt und methodisch / methodologisch diskutiert. Das „Familiengespräch“ ist eine kollektive Erhebungsform nach dem Vorbild von Gruppendiskussionen. Ähnlich wie bei Gruppendiskussionen kann hier am Anfang ein Fokus oder Stimulus gesetzt werden, zum Beispiel in Form von Bildern, kurzen Filmausschnitten oder Erzählungen. Ziel des Familiengesprächs ist, dass die einzelnen Familienmitglieder miteinander ins Gespräch kommen, also ein großes Maß an Selbstläufigkeit erreicht wird. (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 109 ff.)

Die Erhebungsmethoden des Familiengesprächs und des Familieninterviews eignen sich besonders gut für die Beobachtung der Herstellung von Familie, denn hier kommunizieren die teilnehmenden Personen gleichzeitig *über die* und *als* Familie. Besonderes Interesse

gilt den Aushandlungsprozessen im Gespräch, so dass die Moderator*innen möglichst wenig intervenieren. Gleichzeitig besteht die Aufgabe der Interviewer*innen darin, das Gespräch aufrecht zu erhalten und einzelne Familienmitglieder oder deren Redebeiträge in das Gespräch einzubeziehen. Dabei können auch immanente und exmanente (Nach-) Fragen gestellt werden. Die Schwierigkeit der Interviewer*innen besteht also darin, möglichst zu erkennen, wann eine Intervention notwendig und möglich ist und wie dem Forschungsinteresse genüge getan wird. (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 109–112) Gegenüber Familiengesprächen sind Familieninterviews stärker biographisch orientiert, sie können als erweiterte biographische Interviews verstanden werden und wurden bisher überwiegend eingesetzt, um die Kommunikation innerhalb der Familie und die Beschaffenheit der Generationenverhältnisse in den Blick zu nehmen. Beispiele sind Schizophrenieforschungen oder Studien über religiösen Wandel (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 111). Im Rahmen der empirischen Forschung mit Familien wurden dabei auch Familieninterviews geführt, die sowohl das Erzählen der Familiengeschichte, als auch Teile mit Diskussionsfragen für die Familie umfassen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 111). In der Forschungspraxis werden Familiengespräch und Familieninterview also auch kombiniert.

Für meine Studie habe ich mich auch für diese Kombination entschieden, da eine Trennung der beiden Formen im Gespräch vorab als schwierig erschien.¹⁷ In der Erhebungsphase zeigte sich dann tatsächlich diese Verwobenheit der Gesprächsformen. So wurden Diskussionen immer wieder vom Erzählen einer gemeinsamen (biographischen) Geschichte unterbrochen und das Erzählen der Familienbiographie führte häufig zu Diskussionen innerhalb der Familie. Durch die geringe Strukturierung des Gesprächs können Familienstrukturen und -relevanzen zutage treten. Einzelne Familienmitglieder können während des Gesprächs zeitweise die Rolle des*der Interviewer*in übernehmen, so dass beispielsweise die Kinder Fragen an die Eltern stellen. (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 106–118) Durch die möglichst große Selbstläufigkeit sind das Familiengespräch und das Familieninterview auch

17 Im Folgenden werden die Begriffe „Familieninterview“ und „Familiengespräch“ synonym verwendet.

besonders geeignet für die Erforschung von Geschlechter- und Generationenverhältnissen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014:111). Die Verteilung der Redebeiträge und das gegenseitige Befragen, Konfrontieren, Kommentieren sind diesbezüglich sehr aufschlussreich.

Für das Familiengespräch werden, im Sinne der „reflexive[n] Prinzipien der Initiierung und Leitung von Gruppendiskussionen“ (Bohnsack 2008: 207) möglichst folgende Grundsätze befolgt (vgl.: Bohnsack 2008: 207 ff. und Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 97 ff.):

- Interventionen nur an die gesamte Gruppe: Interventionen seitens der Forscherin, zum Beispiel um das Gespräch am Laufen zu halten oder ein Thema eingehender zu behandeln, werden an die Gruppen gerichtet, nicht an einzelne Personen. Hinzu kommt, dass möglichst kein Eingriff in die Verteilung der Redebeiträge stattfinden sollte (vgl. Bohnsack 2008: 208 f.)
- Selbstläufigkeit: Da eine möglichst hohe Selbstläufigkeit des Diskurses erreicht werden soll, sollte nach Möglichkeit auch bei längeren Pausen zunächst nicht eingegriffen werden, so dass die Gesprächsteilnehmer*innen stärker dazu angehalten sind, Themen selbst abzuschließen. (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 97–98)
- Offenheit und Vagheit: Werden Themen von der Gesprächsleiterin angesprochen, dann werden sie möglichst ohne „themenbezogenen Orientierungsrahmen“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 98) präsentiert, das heißt ohne eine starke Bewertung und / oder Kontextualisierung. Zudem werden Themen demonstrativ vage und offen angesprochen, das heißt mit den von der Gesprächsleiterin gestellten Fragen werden Themenfelder eröffnet und erkundet. Dabei wird eine Haltung „methodisch reflektierte[r] Fremdheit“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 99) angenommen. Für die Umsetzung der Prinzipien der Vagheit und Fremdheit empfehlen Przyborski/Wohlrab-Sahr (2014: 99) Fragereihungen und unabgeschlossene Fragen.
- Anregen detaillierter Darstellungen: Schließlich sollen während des Gespräches möglichst detailreiche Schilderungen angeregt werden (Bohnsack 2008: 210). So soll besonders die Handlungspraxis in den Blick genommen werden können (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 99).

- Phasen des Gesprächs: Nach dem Stimulus werden zunächst „immanente Nachfragen“ (Bohnsack 2008: 210) gestellt, das heißt Fragen, die sich auf ein bereits angesprochenes Thema beziehen. Anschließend werden „exmanente Nachfragen“ (ebd.) gestellt, also Themen, die noch nicht angesprochen wurden. Abschließend folgt eine „direktive Phase“ (ebd.) in der die Forscherin entsprechend ihres Eindrucks im Gespräch Widersprüche oder anderweitig interessante Gesprächspassagen anspricht.

Erhebungsphase

Die insgesamt acht Gespräche finden zwischen Frühsommer 2016 und Herbst 2017 statt und dauern zwischen 1,5 und 2,5 Stunden. Um den ersten Feldkontakt herzustellen wird ein Interviewaufruf genutzt (vgl. Anhang 1). In diesem Interviewaufruf wird das Forschungsinteresse nur zum Teil angesprochen und als Interesse an der Organisation und Verteilung verschiedener Aufgaben in Familien formuliert. Der Begriff der „Anerkennung“ wird bewusst nicht verwendet. Dadurch soll vermieden werden, dass im Vorfeld eine zu starke Beeinflussung des Gesprächsverlaufs stattfindet, beispielsweise indem die Interviewpersonen sich besonders kooperativ zeigen wollen und entsprechend auf das Gespräch vorbereiten. Gerade beim Wort „Anerkennung“ ist davon auszugehen, dass dieses mit bestimmten (möglicherweise emotional aufgeladenen) Inhalten verknüpft wird. Da in der Studie unter anderem besonders die Generationenverhältnisse interessieren, wird im Interviewaufruf nach Familienmitgliedern aus 2–3 Generationen gesucht, die gemeinsam am Interview teilnehmen. Ursprünglich soll eine der Generationen zudem zwischen 1945 und 1970 geboren sein, so dass eine gewisse Vergleichbarkeit hergestellt werden kann. Allerdings zeigt sich im Laufe der Erhebungsphase, dass die familialen Generationen generell bezüglich des Alters unterschiedlich weit auseinanderliegen und auch der angegebene Zeitraum so groß gewählt ist, dass es schwer ist, hier von generell strukturidentischen Erfahrungen sprechen zu können. Der Begriff „Familiengespräch“ wird in dem Aufruf nicht verwendet, sondern das Wort „Interview“, um den wissenschaftlichen Kontext des Gesprächs zu verdeutlichen und therapeutische Konnotationen zu vermeiden.

Entsprechend des in 1.1 formulierten Familienverständnisses wird der Begriff „Familie“ weder im Interviewaufruf, noch bei der Aufnahme von Familien ins Sample, durch eine spezifische Form oder Art des Zusammenlebens eingegrenzt. Voraussetzung ist lediglich das Vorhandensein einer Elternschafts- / Kindschaftsbeziehung, und die gemeinsame Teilnahme mindestens zweier familialen Generationen am Gespräch. Abgesehen davon entscheiden die Familien selbst, wer „die Familie“ ist. Um möglichst viele Familienformen anzusprechen wird explizit darauf hingewiesen, dass verschiedene Familienformen gesucht werden, wobei die Begriffe Patchworkfamilien“ und „Regenbogenfamilien“ als Beispiele genannt werden. Als Kontaktmöglichkeit wird eine eigens dafür eingerichtete E-Mail-Adresse angegeben und auf die Möglichkeit von Rückfragen verwiesen. Abschließend wird um Weiterleitung des Aufrufs an andere Familien oder Interessierte gebeten.

Der Feldzugang erfolgt auf Grund der möglichen Reichweite, Effizienz und Kostengründen zunächst über verschiedene Verteiler, Foren und Homepages. Dies sind einerseits verschiedene Vereine, Beratungsstellen und Facebook-Gruppen, in denen sich bestimmte Familienformen vernetzen (Regenbogenfamilien, alleinerziehende Väter und Mütter). Andererseits wird der Aufruf in Foren und Portalen veröffentlicht, die sich allgemein an Familien und Eltern richten sowie über Beratungnetzwerke, Gewerkschaftsverteiler, und an einzelne Kontaktpersonen gesendet. Die erste Verschickung des Interviewaufrufs findet Anfang April 2016 statt. Danach folgen weitere Aufrufe, unter anderem erneut über Facebook und private Netzwerke, sowie Aushänge in Beratungsstellen und Vereinen. Die Gewinnung von Familien verläuft zudem über Schneeballsystem, indem teilnehmende Familien weitere in Frage kommende Familien benennen und den Kontakt zu ihnen herstellen.

Kontaktherstellung, Terminvereinbarung, Gesprächsort

Auffällig ist, dass der Erstkontakt für die Gespräche immer über eine Mutter oder eine Tochter stattfindet, die sich dann anschließend darum kümmert, einen gemeinsamen Termin zu organisieren. Vor dem Gespräch mit den Familien findet immer zuerst ein telefonisches oder face-to-face-Gespräch statt, indem es einerseits um das Projekt und die Forscherin, sowie den Gesprächsablauf geht. Andererseits wird

besprochen, wer am Gespräch teilnehmen kann/soll und es werden erste Informationen über die Lebenssituation der Familie gesammelt. Die Gespräche werden immer in einem der Haushalte der Familienmitglieder geführt. Laut Przyborski/Wohlrab-Sahra (2014: 64) bietet sich dies an, da auf diese Weise eventuell weitere Informationen über die Familienstrukturen gewonnen werden können und die Familienmitglieder möglicherweise entspannter sind. Vor allem aber stellte sich bei der Kontaktaufnahme und Terminvereinbarung heraus, dass dies für die Familienorganisatorisch am einfachsten ist, und die Kontaktpersonen auch davon ausgingen, dass das Gespräch bei der Familie zu Hause stattfinden würde. Meistens wurde das Interview entweder direkt vor dem Gespräch und während des Gesprächs mit einem gemeinsamen Essen oder Kaffee und Kuchen verbunden.

An- und Abwesenheiten

Zunächst stellt sich bei der Organisation eines Gesprächstermins die Frage, wer überhaupt zur Familie gehört, worauf weiter unten noch eingegangen wird. Aus verschiedenen Gründen ist es zudem nie möglich, dass alle Personen, die von der Kontaktperson als Familienmitglieder bezeichnet werden, an einem gemeinsamen Gespräch teilnehmen können: Während der Erhebungsphase kristallisieren sich mehrere Gründe für die Abwesenheit einzelner Familienmitglieder heraus, die der Forscherin kommuniziert werden:

- Terminfindungsschwierigkeiten
- Große räumliche Distanz
- Konflikte zwischen einzelnen Familienmitgliedern (einzelne Familienmitglieder möchten ein längeres gemeinsames Gespräch mit anderen Familienmitgliedern vermeiden oder halten dies für nicht fruchtbar)
- Krankheit und/oder hohes Alter einiger Familienmitglieder

Neben diesen, aus den oben genannten Gründen vorhersehbaren An- und Abwesenheiten gibt es während der Erhebungsphase auch wiederholt Situationen, in denen erst kurz vor Gesprächsbeginn feststeht, wer am Interview teilnehmen wird. Es kommt sowohl vor, dass angekündigte Personen nicht kommen können oder spontan keine Lust

haben, teilzunehmen, als auch, dass Personen teilnehmen, deren Teilnahme vorab nicht angekündigt war. Auch passiert es, dass Personen das Gespräch früher verlassen müssen. All dies kann als ein Aspekt von „Doing Family“ verstanden werden und erfordert eine gewisse Flexibilität der Forscherin.

Aufbau der Gespräche und begleitende Erhebungsinstrumente

Für die Gespräche wird ein Leitfaden benutzt (vgl. Anhang 2). Vor dem Gespräch wird den Familien der Ablauf des Gesprächs beschrieben, möglichst ohne inhaltlich vorwegzugreifen. In der Erhebungsphase stellt sich gleich zu Beginn heraus, dass ein Stimulus im Sinne von Bildern oder ähnlichem nicht notwendig ist, um ins Gespräch zu kommen. Da die Familien eine Realgruppe darstellen, die regelmäßig interagiert, ist bereits vor Anschalten des Tonbandgerätes ein Gespräch miteinander und mit der Interviewerin im Gange. Die Einstiegsfrage(n) der Interviewerin „Wie organisiert ihr / organisieren Sie euren Alltag?“, teilweise gefolgt von Fragen nach der Verteilung von Aufgaben und der Lebens- bzw. beruflichen Situation der Familien, führen zur Generierung von Erzählungen, Beschreibungen, teilweise auch ersten Konflikten. Anschließend werden Nachfragen und immanente Fragen gestellt, die sich auf das bereits Gesagte beziehen. Schließlich werden exmanente Fragen gestellt, jedoch nicht immer in derselben Reihenfolge, sondern an den Gesprächsverlauf anschließend. Einerseits wird danach gefragt, wie die Familienmitglieder innerhalb der Familie Anerkennung, Wertschätzung und Unterstützung erfahren. Zudem wird nach dem Arbeitsverständnis gefragt: „Was bedeutet das Wort ‚Arbeit‘ für Sie. Was ist ‚Arbeit‘ überhaupt?“. Anschließend wird zum Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung gefragt „Inwiefern / wie erfahren Sie Wertschätzung für Ihre Arbeit? (Allgemein und in der Familie?) Was denken Sie, für welche Arbeit gibt es in Ihrer Familie Anerkennung / Wertschätzung?“ Daran anschließend werden erneut Nachfragen der Interviewerin gestellt, wobei ganz im Sinne der „direktiven Phase“ nach Bohnsack auch auf subjektiv widersprüchliche oder in irgendeiner Weise auffällige Passagen des Gesprächs eingegangen wird.¹⁸

¹⁸ Diese direktive Phase wurde manchmal auch zu einem früheren Zeitpunkt des Gesprächs begonnen.

Das Gespräch wird mit der Frage nach Ergänzungen und Nachfragen seitens der Familien abgeschlossen: „Gibt es irgendetwas, das Sie noch ergänzen wollen, etwas Wichtiges, das noch nicht angesprochen wurde? Haben Sie jetzt zum Schluss noch Fragen an mich?“

Der Leitfaden wird durch einen Fragebogen zu den anwesenden Personen (vgl. Anhang 3) ergänzt, der vor dem Interview gemeinsam ausgefüllt wird und unter anderem Fragen nach Alter, geographischer Herkunft, Bildungsabschlüssen und beruflicher Situation umfasst. Während des Interviews macht sich die Interviewerin Notizen und nach dem Gespräch wird ein Gedächtnisprotokoll (vgl. Anhang 4) angefertigt, in dem die Gesprächssituation, Themen und Besonderheiten des Gesprächs, sowie an das Interview anschließende Gespräche mit der Familie beschrieben werden. Diese Informationen dienen als Hintergrund und Kontextualisierung für die Auswertung der Interviews.

Samplestrategie und Auswahlkriterien

Als Samplestrategie wird, im Sinne der dokumentarischen Methode, das „theoretical sampling“ angewendet. Das primäre Auswahlkriterium ist die Familienform, also die Art des Zusammenlebens in Bezug auf den Haushalt (ein Haushalt, mehrere Haushalte), und die Zusammensetzung der Familienmitglieder (Patchwork- und Stieffamilie, gleichgeschlechtliche Beziehungen). Es wird also eine möglichst große Vielfalt an Familienformen angestrebt, da die Erforschung von Familien jenseits der „Normalfamilie“ trotz der empirischen Zunahme verschiedener Familienformen innerhalb der Familienforschung unterrepräsentiert ist. Zweitens ist gerade bei diesen Familienformen die Perspektive des „Doing Family“ besonders ertragreich, da sich hier in besonderem Maße die Abhängigkeit der Familien von einzelnen Ressourcen zeigt (vgl. Jurczyk et al. 2014: 24).

Neben der Familienform werden weitere Kriterien wie der Bildungshintergrund, berufliche Tätigkeiten und Migrationshintergrund herangezogen. Allerdings gestaltet sich hier die Kontrastierung der Sampleinheiten, wie sich im Laufe der Erhebungsphase zeigt, als schwierig, da die Familien an sich bezüglich der verschiedenen Kriterien bereits sehr heterogen zusammengesetzt sind: So haben die Familienmitglieder beispielsweise zum Teil sehr diverse Bildungsverläufe und Berufe. Da es

zudem, wie sich im Vorfeld und Laufe der Erhebungsphase herausstellt, generell nicht leicht ist, mehrere Generationen einer Familie gemeinsam für ein Interview zu gewinnen, können diese Kriterien beim Sampling nicht systematisch berücksichtigt werden.

Realisiertes Sample

Es werden acht Familiengespräche mit insgesamt 35 Personen geführt. Davon sind 25 weiblich und 10 männlich.¹⁹ Unter den Familien sind zwei „Patchworkfamilien“ und zwei alleinerziehende beziehungsweise vom Ex-Partner getrennt lebende Mütter. Zudem wird ein Interview mit einer „Regebogenfamilie“ (ein Paarinterview mit zwei Müttern) geführt. Vier Gespräche werden mit drei Generationen geführt, drei Gespräche mit zwei Generationen und ein Paarinterview. Die Altersspanne reicht von zehn bis 89 Jahren. Bis auf eine Familie, die aus Norddeutschland kommt, leben alle Familien in Süddeutschland, zudem sind alle aus den alten Bundesländern. Nur eine Familie hat einen Migrationshintergrund. Die Formen des Zusammenlebens variieren, unter anderem in Abhängigkeit vom Alter der Kindergeneration. Zwei Familien leben oder lebten zusammen in einem Mehrgenerationenhaus, bei zwei Familien sind die Kinder teilweise ausgezogen, teilweise leben sie (noch) mit den Eltern zusammen. Die folgende Tabelle zeigt die Zusammensetzung des Samples. Bei allen Vor- und Nachnamen handelt es sich um Pseudonyme.

19 Alle Interviewpersonen sind, soweit dies der Forscherin bekannt ist, Cisgender.

Tabelle 1: Realisiertes Sample

Familie	n	Genera- tionen	Wer?	Familien- und Haushaltsform	Alter	Migrations- hintergrund	Formales Bildungsniveau
Alvarez	5	3	Großmutter, Vater, Mutter, Tochter, Schwiegersohn	Erwachsene Kinder, getrennte Haushalte	28–81	Ja	Sehr gemischtes Bildungsniveau
Berger	5	3	Großmutter, Mutter, Vater, Tochter, Sohn	Mehrgenerationenhaus, erwachsene Kinder	23–73	Nein	Sehr gemischtes Bildungsniveau
Clauer	2	1	Zwei Mütter	Regenbogenkleinfamilie	44 u. 53	Nein	Hohes formales Bildungsniveau
Dalmer	6	2	Mutter, Vater, 4 Töchter	Teils erwachsene Kinder, die zusammen in einem eigenen Haushalt leben	12–51	Nein	Hohes formales Bildungsniveau
Emmert	3	3	Großmutter, Mutter, Tochter	Mutter vom Ex-Partner getrennt lebend, zwei Haushalte	17–89	Nein	Gemischtes Bildungsniveau
Fischer	2	2	Mutter und Tochter	allein erziehende Mutter, erwachsene Kinder, zwei Haushalte	28–63	Nein	„Arbeiterfamilie“/ Bildungsauf- steiger*innen
Guse	6	2	Mutter, Vater, 4 Töchter	Patchwork, teils erwachsene Kinder, die in einem eigenen Haushalt leben	10–55	Nein	Hohes formales Bildungsniveau
Huber	6	3	Mutter, Vater, 4 Söhne	Patchwork, Mehrgenerationenhaus	16–86	Nein	„Arbeiterfamilie“/ Bildungsauf- steiger*innen

Quelle: Eigene Darstellung

Auswertungsmethode: Die dokumentarische Methode

Die „dokumentarische Methode“ (Mannheim 1964b) steht in der Tradition der Ethnomethodologie, der Kulturosoziologie Bourdieus sowie der Wissenssoziologie Karl Mannheims. Durch die dokumentarische Methode soll nicht-reflexives beziehungsweise atheoretisches Wissen und damit handlungsleitendes Wissen und die Handlungspraxis der Erzählenden in den Blick genommen werden. Dadurch finden ein Perspektivenwechsel und eine Abgrenzung von objektivistischen Herangehensweisen statt: Es wird nicht danach gefragt, *was* sich als Realität in den Erzählungen zeigt, sondern *wie* soziale Realität in den Erzählungen hergestellt wird. (vgl. Bohnsack et al. 2013a: 9–12). Ralf Bohnsack et al. bezeichnen ihren wissenssoziologischen Ansatz in Anlehnung an Bourdieu auch als „praxeologische [] Wissenssoziologie“ (Bohnsack et al. 2013a: 13).

Die Methode schließt neben Pierre Bourdieu an Mannheims Unterscheidung verschiedener „Sinnschichten“ (Mannheim 1964b: 104)²⁰ an und modifiziert diese. Dabei wird zwischen zwei Sinnebenen differenziert: dem „immanenten Sinngehalt“ (Nohl 2006: 8) und dem „Dokumentsinn“ (Nohl 2006: 8). Beim *immanenten Sinngehalt* handelt es sich um einen expliziten, also wörtlichen Sinngehalt. Der *immanente Sinngehalt* wird mit Mannheim weiter differenziert in den *intendierten Ausdruckssinn* und den *objektiven Sinn* (vgl. Nohl 2006: 8). Der *Dokumentsinn* hingegen ist ein Sinngehalt, der erst aus der Erzählung rekonstruiert werden muss und somit auf den Herstellungsprozess der Erzählung verweist. Es geht hierbei um die Art und Weise der Herstellung des untersuchten Textes (zum Beispiel eines verschriftlichten Interviews) und der Rahmen, in dem der Text/ die Erzählung entsteht (vgl. Nohl 2006: 8). Karl Mannheim nennt diese(n) Rahmen auch „Orientierungsrahmen“ (Mannheim 1964b: 135). Bohnsack verwendet meist den Begriff „Orientierungen“ (Bohnsack 1989:26), sie sind laut

20 Mannheim (1964) unterscheidet „a) den objektiven Sinn, b) den intendierten Ausdruckssinn, c) den Dokumentsinn“ (Mann 1964: 104). Der *objektive Sinn* bezeichnet die allgemeine Bedeutung eines Textes/ einer Erzählung oder einer Handlung, der *intendierte Ausdruckssinn* die Motive einer Person in ihrer Erzählung/ Handlung und der *Dokumentsinn* stellt die nicht bewussten, nicht beabsichtigten Motive einer Handlung oder Erzählung dar (vgl. Mannheim 1964b: 104–109).

ihm „Handlungsentwürfe oder -muster“ (Bohnsack 1989:26)²¹. Er sieht große Übereinstimmungen zwischen dem Konzept des Orientierungsrahmens und Bourdieus Habitusbegriff, allerdings gehe der „Orientierungsrahmen im weiteren Sinne“ (Bohnsack 2013b: 181) über den Habitus hinaus, da er auch die Rahmung der Handlungspraxis beinhalte. Zudem bestehe der Orientierungsrahmen aus implizitem Wissen und mentalen Bildern, der Habitus sei jedoch inkorporiertes, körperbezogenes Wissen. (vgl. Bohnsack 2013b: 182) Das „Enaktierungspotential“ (Bohnsack 1989: 26) bezeichnet dabei die Möglichkeit, eine Orientierung in eine Handlung zu übersetzen, also zu realisieren (vgl. Bohnsack 1989: 26).

Der immanente Sinn entspricht der unter 1.2.1 beschriebenen kommunikativen Verständigung / dem kommunikativen Wissen, der Dokumentsinn ist Ausdruck des konjunktiven Wissens. Die beiden Sinnenebenen werden mittels zweier Interpretationsschritte herausgearbeitet, was weiter unten noch ausführlicher beschrieben wird. Die beiden Schritte werden im Rahmen der dokumentarischen Methode als „formulierende Interpretation“ (Nohl 2006:9) und „reflektierende Interpretation“ (ebd.) bezeichnet. Die folgende Tabelle stellt die verschiedenen Sinnebenen und deren empirische Erfassbarkeit dar.

Tabelle 2: „Ebenen des Sinngehalts und ihre empirische Erfassbarkeit“ (nach Nohl 2006:9)

Sinngehalt		Empirische Erfassbarkeit	Interpretationsschritt
Immanenter Sinngehalt	Intentionaler Ausdruckssinn	nicht erfassbar	—
	Objektiver Sinn	thematisch zu identifizieren	formulierende Interpretation
Dokumentarischer Sinngehalt		anhand des Herstellungsprozesses zu rekonstruieren	reflektierende Interpretation

Quelle: In Anlehnung an Nohl (2006: 9)

Die von Mannheim getroffene Unterscheidung von intentionalem Ausdruckssinn (die Motive einer Person) und objektivem Sinn (die allgemeine Bedeutung eines Texts / einer Erzählung) spielt für die weitere

²¹ Der Begriff „Orientierungsrahmen“ wird von Bohnsack et al. auch als „Habitus“ (Bohnsack et al. 2013a: 16) beschrieben.

Auswertung im Rahmen der dokumentarischen Methode keine Rolle mehr – hier interessiert nur noch die Unterscheidung zwischen dem immanenten Sinngehalt und dem Dokumentsinn, die durch die jeweiligen Interpretationsschritte herausgearbeitet werden.

Die dokumentarische Methode eignet sich für die Studie gut, da sie kollektives Wissen in den Blick nimmt. Sowohl die Geschlechts- als auch die Generationenzugehörigkeit bedeuten, Teil spezifischer „konjunktiver Erfahrungsräume“ zu sein, also „strukturidentische“ (Bohnsack et al. 2018: 28) Erfahrungen zu machen. Gleichzeitig handelt es sich auch bei den Familien um konjunktive Erfahrungsräume, die jedoch, zusätzlich zu den unterschiedlichen Erfahrungsräumen, denen ihre Mitglieder angehören, auch auf gruppenhaft gemachten, also tatsächlich gemeinsam gemachten Erfahrungen beruhen. Das auf Basis der unterschiedlichen Erfahrungsräume generierte Handlungswissen kann mit der dokumentarischen Methode in den Blick genommen werden. Mit Hilfe der Analyse der Diskursorganisation, die weiter unten noch beschrieben wird, kann zudem nachvollzogen werden, inwiefern Konfliktlinien (Distinktionen) oder Übereinstimmungen (Tradierungen) zwischen den einzelnen Familienmitgliedern bestehen, die wiederum auf unterschiedliche Erfahrungsräume verweisen (können). Zudem erfordert auch die Doing Family-Perspektive, bei der es ja primär um die Herstellung von Familie geht, eine Methode, die Praktiken in den Blick nehmen kann und die auf den Herstellungsprozess der Erzählung fokussiert.

Datenaufbereitung

Die Tonbandaufnahmen der Familiengespräche werden vollständig transkribiert, jedoch werden nur die besonders interessierenden Passagen einer detaillierten Transkription nach dem Transkriptionssystem „TiQ“ „Talk in Qualitative Social Research“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 167), unterzogen²². Die für diese Studie verwendeten Transkriptionsrichtlinien (vgl. Anhang 5) wurden ein wenig abgewandelt und entsprechen der Weiterentwicklung von Przyborski (vgl. Przyborski/

22 TiQ ist für rekonstruktive Auswertungen geeignet und entstand im Rahmen der Arbeit mit Gruppendiskussionen und der Entwicklung der dokumentarischen Methode.

Wohlrab-Sahr 2014: 167 ff.). Die Transkriptionsrichtlinien umfassen die genaue Transkription von Pausen, Überlappung, ins Wort fallen, lautem und leisem Sprechen, oder lachend Gesprochenem. Dies erleichtert bei der Interpretation etwa, ironische Bezugnahmen zu erkennen oder, was gerade bei Gruppengesprächen wichtig ist, auf welche Aussage oder welchen vorhergehenden Begriff sich die Familienmitglieder beziehen. Dabei wird die Sprache so transkribiert, wie sie gesprochen wird, es werden also zum Beispiel auch Dialekt, Versprecher oder „Fehler“ transkribiert. In den unten folgenden Darstellungen der Familien wurde diese Transkription durchgehend bei allen Familien beibehalten. Dadurch können sprachliche Feinheiten und damit auch die Bedeutung und „Stimmung“ besser wiedergegeben werden. Bei starkem Dialekt hätte eine Transkription ins Hochdeutsche – die eine gewisse Übersetzungs- und Interpretationsleistung voraussetzt – an manchen Stellen einen verfremdenden Charakter gehabt. Allerdings ist dabei immer zu bedenken, dass die Familien dadurch auch auf die Leser*innen eine möglicherweise nicht bewusste Wirkung haben. So können zum Beispiel Personen, die starken Dialekt sprechen, möglicherweise bildungsferner wirken als solche, die hochdeutsch sprechen.

Konkretes Vorgehen bei der Auswertung

Für die Auswertung wird eine Pseudonymisierung aller Vor- und Nachnamen vorgenommen. In der Forschungspraxis werden dann verschiedenen Arbeitsschritte durchlaufen, um dem Dokumentsinn zu erfassen. Zentral für die Auswertung des Textmaterials im Rahmen der dokumentarischen Methode ist ein sequenzanalytisches beziehungsweise sequenzielles Vorgehen, so dass eine Äußerung nie für sich betrachtet wird, sondern die Reaktion und (Gegen-)Reaktion auf diese Äußerung in die Analyse einbezogen werden. Erst so erschließt sich der „Dokumentsinn“ einer Äußerung. (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 291)

Als erster Schritt werden relevante Passagen im Gespräch identifiziert, die im Anschluss ausgewertet werden. Dabei kommt neben den Einstiegspassagen den sogenannten „Fokussierungsmetaphern“ (Bohn-sack/Schäffer 2013: 331) besondere Bedeutung zu. Diese Passagen sind erzählerisch und interaktiv besonders dichte Stellen, in denen sich die Beteiligten auf einen thematischen Fokus konzentrieren. Zudem wird

auch darauf geachtet, um welche Arten von Text – Erzählung, Beschreibung oder Argumentation (vgl. Nohl 2005: 5) – es sich in den Gesprächen handelt. Diese Unterscheidung von Textsorten ist vor allem für Einzelinterviews wichtig.²³ In Gruppendiskussionen wird sie teilweise bei der Rekonstruktion des Diskursverlaufes relevant. Im Anschluss an die Auswahl relevanter Passagen folgt die *formulierende Interpretation* und die *reflektierende Interpretation*. Erstere verbleibt im Rahmen des Erzählers oder der Erzählerin und reformuliert den Inhalt des Textes mit eigenen Worten. Bei der reflektierenden Interpretation wird das *Wie* des Erzählens eines Themas nachvollzogen, also die Orientierungsrahmen des Themas rekonstruiert. Dadurch wird der Rahmen der Erzähler*innen verlassen, um den Herstellungsprozess der Erzählung betrachten zu können und somit die Orientierungsrahmen der Erzählung der Analyse zugänglich zu machen. Dabei sind komparative Analysen, also Fallvergleiche wichtig, um die Orientierungsrahmen durch „Gegenhorizonte“ (Bohnsack 1989: 345) zu ermitteln. Die komparative Analyse findet fallintern und fallübergreifend statt (vgl. Nohl 2013: 273 ff.). Werden Gruppendiskussionen oder Gruppengespräche aus-

23 Bei der Auswahl des zu interpretierenden Materials ist es bei Einzelinterviews laut Nohl (2005) wichtig, zwischen verschiedenen „Textsorten“ (Nohl 2005: 5), nämlich „Erzählung, Beschreibung und Argumentation“ (Nohl 2005: 5) zu unterscheiden. Erzählungen sind demnach Schilderungen von Handlungen oder Ereignissen, bei denen Anfang und Ende klar ersichtlich sind. Es sind also einmalige Handlungen / Ereignisse, die zudem (meist) durch Hinweise auf einen Ort gekennzeichnet sind. Beschreibungen hingegen sind Schilderungen wiederholter Handlungen, Handlungsabläufe oder „feststehende[r] Sachverhalte“ (Nohl 2005: 5), die häufig durch Worte wie „immer“ (ebd.) oder „öfters“ (ebd.) ergänzt werden. Bei der Interpretation von Text im Rahmen der dokumentarischen Methode sind vor allem Erzählungen und Beschreibungen von Interesse. Die dritte Textsorte, Argumentationen und Bewertungen, können auch in die Analyse des Materials einfließen. Es wird aber davon ausgegangen, dass diese Textsorten nicht das konjunktive Wissen erschließen können, sondern kommunikatives Wissen darstellen. Nohl merkt dazu am Beispiel narrativer Interviews an: „Gegenüber seinen Erzählungen trägt der Informant in den argumentativen Teilen narrativer Interviews vor allem der Kommunikationssituation des Interviews selbst Rechnung, denn er expliziert und theoretiert hier ja gegenüber dem / der Interviewer / in Motive und Gründe seines eigenen Handelns.“ (Nohl 2005: 5)

In den Erzählungen und Beschreibungen werden hingegen, so die Annahme, die Erfahrungen der InterviewpartnerInnen unmittelbar(er) sichtbar, da die Erzählenden sich im Rahmen von „Zugzwängen“ (Nohl 2005: 5) der Erzählung immer tiefer in ihre Erfahrung begeben. Dennoch wird laut Nohl auch im Rahmen der dokumentarischen Methode davon ausgegangen, dass eine Differenz zwischen der Erfahrung selbst, der Erzählung der Erfahrung und dem „wirkliche[n] Geschehen“ (Nohl 2005: 5) besteht.

gewertet, kann als ein Bestandteil der *reflektierenden Interpretation* die Analyse des „Diskursverlaufs“ (Bohnsack 1989: 347) beziehungsweise der „Diskursorganisation“ (Przyborski 2004: 289) stattfinden. Verschiedene Formen der Diskursorganisation geben dabei Aufschluss darüber, ob ein „Orientierungsgehalt“ oder „Orientierungsrahmen“ geteilt wird (vgl. Przyborski 2004: 289 ff.). Das Herausarbeiten der Diskursbewegungen stellt sich für die Auswertung der Familiengespräche als sehr hilfreich dar, da so nachvollzogen werden kann, wo Konflikte bestehen, oder wo die Familie offenbar das Bedürfnis hat, zu einer Einigung zu kommen. Zudem hilft es bei interaktiv sehr dichten Stellen (häufigem ins Wort fallen), das Gesagte sinnvoll zu strukturieren und den Beginn oder Abschluss eines Themas herauszuarbeiten.

Nach der komparativen Analyse kann schließlich das Erarbeiten einer Typologie stattfinden, falls das Material dies zulässt. Hier werden zwei unterschiedliche Arten der Typenbildung unterschieden. Bei der „sinngenetischen Typenbildung“ (Bohnsack et al. 2018: 25), werden die Orientierungsrahmen oder Orientierungen generalisiert. Daran anschließend kann eine „soziogenetische Typenbildung“ (ebd.: 28) vorgenommen werden, wobei die Orientierungen systematisch in Bezug zu sozialen Merkmalen wie Milieu²⁴, Generation und Geschlecht gesetzt werden. Die sinngenetische Typenbildung sucht also nach Mustern in den Orientierungen, die soziogenetische Typenbildung erklärt diese Muster mit soziogenetischen Merkmalen und der Annahme, dass diese Merkmale auf einen geteilten Erfahrungsraum verweisen. (vgl. ebd.: 25 ff.) Statt einer soziogenetischen Typenbildung kann auch eine „soziogenetische Interpretation“ (ebd.: 28) vorgenommen werden, welche einen Vorschrift der soziogenetischen Typenbildung darstellt und sich gerade bei geringerer Fallzahl anbietet. Auch die soziogenetische Interpretation, ebenso wie die soziogenetische Typenbildung, versucht,

24 „Milieu“ wird im Kontext der dokumentarischen Methode als ein konjunktiver Erfahrungsraum verstanden, der über gruppenhaftes Erleben hinausgeht, also auf strukturidentischem Erleben beruht. „Milieu“ beschreibt in diesem Zusammenhang Individuen oder Gruppen nie ganzheitlich, sondern bezieht sich immer nur auf bestimmte Aspekte, etwa Geschlecht, Bildungshintergrund, Berufszugehörigkeit oder Generation. Es verweist somit auf die geteilten Orientierungen der Individuen auf Grund eines gemeinsamen Merkmals. (vgl. Bohnsack et al. 2013b: 172 f.) Dementsprechend wird auch von „Bildungsmilieus“, „Berufsmilieus“ oder „Gendermilieus“ gesprochen (vgl. Bohnsack 2013a: 185).

die „Genese der Sinngenese“ (ebd.: 28) darzustellen und ist insofern eine „Metagenese“ (ebd.: 28). Für diese Studie werde ich keine Typenbildung vornehmen, da die Fallzahl recht gering ist und eine systematische Kontrastierung schwer ist, da die Fälle in sich sehr heterogen sind. Ich werde aber in der Analyse die Merkmale Geschlecht, Generation sowie zum Teil auch andere Milieus, mitdenken und mögliche Unterschiede im Wissen darstellen. Allerdings werde ich, wegen der oben genannten Gründe, dabei keine systematische soziogenetische Interpretation vornehmen.

Zusammenfassend umfasst die dokumentarische Methode folgende Arbeitsschritte:

1. Auswahl relevanter Passagen: interaktive und metaphorische Dichte, inhaltliche Besonderheiten
2. Formulierende Interpretation: *thematische Gliederung* in Ober- und Unterthemen und *detaillierte formulierende Interpretation*
3. Reflektierende Interpretation: komparative Analyse, Herausarbeiten der Orientierungsrahmen, Diskursverlauf und -organisation
4. Typenbildung/Entwicklung einer Typologie (optional): Sinn-genetische Typenbildung, ggf. soziogenetische Typenbildung oder soziogenetische Interpretation

1.4.3 Methodologische und forschungsethische Reflexion

Im Laufe des Forschungsprozesses tauchten einige Besonderheiten auf, die im Hinblick auf das Forschungsinteresse kritisch reflektiert werden müssen und im Folgenden kurz diskutiert werden. Neben methodologischen Überlegungen, die unter anderem die Erhebungs- und Auswertungsmethoden betreffen, betrifft dies auch die Zusammensetzung des realisierten Samples sowie forschungsethische Überlegungen.

Wer ist denn nun die Familie“?

Ein Problem, dass sich bei Familiengesprächen und Familieninterviews im Vergleich zu anderen Erhebungsmethoden in besonderer Weise stellt, ist die mögliche Abwesenheit einzelner als Familienmit-

glied oder nicht als Familienmitglied betrachteter Personen während des Gesprächs (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 111–113). Diese können möglicherweise aus praktischen Gründen nicht an dem Gespräch teilnehmen, sie können aber auch bewusst ausgeschlossen werden oder sich selbst exkludieren. Die Ab- und Anwesenheit einzelner Personen muss also immer mitreflektiert werden, denn sie berührt immer auch die Frage: Wer ist eigentlich (die) Familie? Und, damit zusammenhängend: Wer entscheidet, wer die Familie ist?

Wie bereits beschrieben wurde, wähle ich hier einen praxeologischen Zugang zu Familie, weshalb Familie auch nicht vorab als monadische Einheit von der Forscherin festgelegt wird. Die Frage, wer an einem gemeinsamen Gespräch teilnehmen soll, wird also an die Person weitergegeben, die den Kontakt zur Forscherin als erste herstellt oder die als Kontaktperson vorgeschlagen wird. Dass die Frage, wer überhaupt eine Familie ist, nicht nur aus Sicht der Wissenschaft schwer zu beantworten ist, zeigt sich im Laufe des Feldzugangs, der Kontaktaufnahme mit potentiellen InterviewpartnerInnen und der Vereinbarung von Gesprächsterminen wiederholt. So wird die Forscherin immer wieder gefragt, wer überhaupt die Familie sei und an dem Gespräch teilnehmen solle. Diese Frage gibt die Forscherin an die Kontaktperson zurück mit dem Hinweis, Familie seien alle, die sie selbst als solche bezeichnen würde. Die Kontaktpersonen sollen selbst entscheiden, wer am Gespräch teilnehmen soll. Dieser Hinweis führt nicht selten zu Irritationen und weiteren Nachfragen. Offensichtlich haben die Kontaktpersonen selbst kein klares, sondern nur ein diffuses Verständnis davon, wer zu ihrer Familie „gehört“. Gleichzeitig ist es selbstverständlich schwer, alle, die als Familienmitglieder bezeichnet werden, zu einem gemeinsamen Gespräch zu versammeln. Dies ist in den allermeisten Fällen aus logistischen / organisatorischen Gründen nicht möglich und würde auch den Forschungsrahmen sprengen. Insofern entscheidet die Person, über die der Erstkontakt stattfindet, wer Teil der Familie ist und am Interview teilnehmen soll und kann.

Beim Einsatz von Familiengesprächen spielt das Problem der Selbstselektion insgesamt eine besondere Rolle. Das Zustandekommen eines Familiengesprächs kann hier in besonderer Weise davon abhängen, wie das Verhältnis der Familienmitglieder zueinander geartet ist (ob

beispielweise aktuell gravierende Konflikte bestehen), über welche zeitlichen Ressourcen die Familienmitglieder verfügen, wie die Kommunikation der Familienmitglieder im Vorfeld verläuft (wer fühlt sich für die Organisation des Zusammentreffens verantwortlich?) und wie weit die einzelnen Familienmitglieder voneinander entfernt wohnen. Bezüglich der Familienformen besteht die Gefahr, dass durch die Erhebungsform und die damit verbundene notwendige körperliche Anwesenheit der Familienmitglieder eine Reproduktion der Haushaltszentrierung von „Familie“ stattfindet, oder in besonderem Maße nah zusammenlebende Familien vertreten sind. Denn für in einem Haushalt oder in einem räumlichen Nahverhältnis lebende Familien ist die Organisation eines Zusammentreffens wesentlich einfacher als für Familien, deren Mitglieder weit voneinander entfernt leben.

Frauen als Sprachrohr und Gatekeeper der Familie?

Wie weiter oben beschrieben wurde, ist die Mehrheit der Interviewpersonen weiblich, wobei hier, neben der Tatsache, dass allein- und getrennt lebende Elternteile mit primärer Care-Verantwortung immer noch meist weiblich sind, dies auch daran liegt, dass zufällig Familien mit vielen Töchtern im Sample sind. Hinzu kommt aber auch, dass manche männlichen Mitglieder der Familie, auch wenn sie zeitlich dazu in der Lage gewesen wären, und / oder sogar während des Gesprächstermins vor Ort sind, lieber auf die Teilnahme am Interview verzichten. So kommen manche Gespräche unter anderem deswegen nicht zustande, weil männliche Familienmitglieder, deren Anwesenheit auf Grund der Vorgabe mehrerer familialer Generationen nötig gewesen wäre, nicht bereit sind, am Gespräch teilzunehmen. Obwohl im Interviewaufruf das Wort „Gespräch“ vermieden wurde, um keine therapeutischen Assoziationen entstehen zu lassen, gab es hier möglicherweise eine diffuse oder explizite Konnotation mit großer Intimität und Gefühlsbetontheit. Dies könnte männliche Familienmitglieder eher abgeschreckt haben als weibliche.

Interessant ist auch, dass die Kontaktaufnahme und Organisation der Gespräche immer über Frauen – Töchter und Mütter – stattfindet. Diese stellen sich im Laufe der Erhebungsphase als „Gatekeeper“ der Familien heraus, die dann sowohl logistisch die Verantwortung für die

Intervieworganisation übernehmen als auch die Entscheidung darüber treffen, wer überhaupt teilnehmen soll und die entsprechenden Familienmitglieder überzeugen, mitzumachen. Hier zeigt sich möglicherweise ein geschlechtsspezifischer Aspekt des Doing Family: Frauen sind, wie Forschungsergebnisse nahelegen neben der Harmonisierung unterschiedlicher Lebensbereiche („Vereinbarkeit“) generell für das Organisieren und Kümern zuständig – etwa auch für Termine der Familie (vgl. Ciciolla/Luthar 2019).

Beschaffenheit des Samples

Auch wenn qualitative Forschung nicht den Anspruch hat, repräsentativ zu sein, versucht doch gerade die dokumentarische Methode, das Wissen der Subjekte auf soziostrukturelle Merkmale zurückzuführen und damit bis zu einem gewissen Grad zu generalisieren. Deshalb ist es wichtig, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass das hier vorliegende Sample hinsichtlich soziostruktureller Merkmale nicht die Bandbreite der Familien in Deutschland repräsentiert. Erstens leben alle Familien in den alten Bundesländern und keine der Interviewpersonen ist in den neuen Bundesländern aufgewachsen. Mutmaßlich ist der Zugang zu „Arbeit“, gerade auch in Bezug auf Geschlechterverhältnisse, in den neuen Bundesländern historisch bedingt ein anderer. Auch dass die Familien überwiegend in Süddeutschland leben und aufgewachsen sind, hat dabei mutmaßlich einen Einfluss (u.a. bedingt durch unterschiedliche Einkommensgefüge, Wirtschaftszweige etc.), auch wenn dieser hier nicht direkt kausal herausgearbeitet werden kann. Hinzu kommt, dass nur eine Familie – zum Teil – einen Migrationshintergrund hat, was wiederum bedeutet, dass migrationsspezifische Erfahrungen insgesamt wenig einfließen können. Zudem sind unter den Interviewpersonen, soweit ich dies beurteilen kann, keine Personen mit (sichtbarer und thematisierter) Behinderung, keine „people of color“, und keine Personen, die nicht Cisgender sind. Bestimmte Marginalisierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, die gerade im Themenbereich Arbeit und Anerkennung eine Rolle spielen könnten, werden im Rahmen dieser Studie also nicht in den Blick genommen.

Eine weitere Besonderheit des Samples ist, dass keine Familien darunter sind, die auf Sozialhilfe angewiesen sind oder längere Zeit

sich, dass Arbeitsteilungen und das Organisieren der Arbeitsteilung mit vielen Emotionen verbunden sind – in den Gesprächen wird entweder von Konflikten berichtet oder diese werden während des Gespräches performiert. Die Auseinandersetzungen reichen dabei von kleineren Streitigkeiten bis hin zu größeren Krisen zwischen Familienmitgliedern. Kommen bei den Familien weitere Belastungsfaktoren hinzu, zum Beispiel schwere Krankheiten, Trennungen, und / oder finanzielle Engpässe, findet teilweise eine Verschärfung der Auseinandersetzungen über die familialen Aufgabenteilungen statt. Die emotionale Tragweite des Themas familiäre Arbeitsteilung zeigt sich auch dadurch, dass nicht nur das alltägliche, praktische Aushandeln der Aufgabenteilung als problematisch beschrieben, sondern auch das darüber Sprechen im Interview als „nervlich aufreibend“ (Familie Huber, Z. 252) bezeichnet wird.

Andererseits werden gewisse Themen oder die Beschreibung bestimmter (Konflikt-)Situationen aus dem Familienalltag mitunter bewusst und kollektiv ausgeklammert, worauf dann auch im Gespräch verwiesen wird („darüber müssen wir jetzt nicht sprechen“). Insgesamt ist es wichtig, diese komplexen Dynamiken und Darstellungen als Teil des Doing Family zu berücksichtigen und sich als Forscherin bewusst zu sein, dass es in den Familien nicht nur eine Perspektive auf Themen gibt. Genau das Aushandeln und die Diskursbewegungen zeigen den Herstellungsprozess des Familienwissens und sind deshalb spannend.

Das Alter der Familienmitglieder und forschungsethische Überlegungen

Bei der Vereinbarung von Interviews wird, wie oben beschrieben, angestrebt, zwei bis drei Generationen einer Familie für ein gemeinsames Gespräch zu gewinnen. Dabei schließe ich zu Beginn der Erhebung Kinder aus, die unter vierzehn Jahre alt sind, da ich hier forschungsethische Probleme bezüglich der informierten Einwilligung sehe. Auch gehe ich zunächst davon aus, dass Kinder, die relativ jung sind, sich nicht im selben Maße aktiv an der Diskussion exmanenter Fragen beteiligen können wie ältere Kinder. Im Laufe der Erhebungsphase revidiere ich allerdings meine Entscheidung, weshalb an zwei der Gespräche Kinder unter vierzehn Jahren aktiv teilnehmen. Dies hat zwei Gründe: Erstens sind die Beteiligung und die Redebeiträge der jüngeren Kinder

am Gespräch spannend, zweitens können jüngere Kinder kaum vom Gespräch ausgeschlossen werden, wenn auch ältere Geschwister teilnehmen – dies würde ein bewusstes Eingreifen in die Familiendynamik bedeuten und den Kindern und Eltern möglicherweise vor den Kopf stoßen.

Bei jungen Kindern stellt sich allerdings im besonderen Maße das Problem der „informierten Einwilligung“. Vor dem Gespräch wird eine Datenschutzvereinbarung an die Familien geschickt, die bei Nachfragen mit den Familienmitgliedern erörtert wird. Direkt vor Beginn des Gesprächs werden die Familienmitglieder von der Forscherin erneut auf die Freiwilligkeit der Teilnahme und vor allem auch auf die freie Entscheidung bezüglich der Beantwortung von Fragen und dem Ansprechen verschiedener Themen hingewiesen. Dies geschieht bereits im Vorfeld bei der ersten Kontaktaufnahme, wird nun aber erneut vor allen wiederholt. Dabei wird vor allem auch auf die freie Entscheidung bezüglich der Beantwortung von Fragen und dem Ansprechen verschiedener Themen eingegangen. Es wird darauf hingewiesen, dass das Gespräch auf einem Tonbandgerät aufgenommen wird, das Gerät aber jederzeit abgeschaltet werden kann, falls dies gewünscht wird. Zudem wird darauf hingewiesen, dass die Interviewten im Gespräch direkt darauf hinweisen können, dass bestimmte Aussagen von ihnen nicht in Veröffentlichungen auftauchen sollen.

Da aber auch Kinder an den Gesprächen teilnehmen, stellt sich die Frage, inwiefern hier von einer Freiwilligkeit ausgegangen werden kann. In manchen Situationen haben die Kinder beispielsweise keine Lust, am Gespräch teilzunehmen, werden aber von ihren Eltern dazu aufgefordert. Dies geschieht auch während eines Interviews, in dessen Verlauf ein Kind nach einer Weile nicht mehr sitzenbleiben will, die Eltern aber darauf bestehen, dass das Kind sich weiterhin am Gespräch beteiligt. Trotz der Beteuerungen der Interviewerin, dass das Kind nicht bleiben müsse, nimmt es schließlich – mit teilweise deutlicher Unlust – bis zum Ende am Gespräch teil. Die beschriebene Situation stellt ein Dilemma der Forschung mit Kindern und Jugendlichen dar: Einerseits gibt es den Wunsch der Forscher*innen, auch die Perspektive der Kinder und Jugendlichen darzustellen, die teilweise unterrepräsentiert ist. Die Kinder und Jugendlichen beteiligen sich zum Großteil auch mit großem

Interesse und Engagement an den Interviews. Andererseits stellt sich die Frage, inwiefern die Kinder und Jugendlichen ihr informiertes Einverständnis geben und die möglichen Folgen ihrer Teilnahme an der Forschung abschätzen können. Umso wichtiger ist die Anonymisierung der Familien.

Die Notwendigkeit der informierten Einwilligung und die Möglichkeit, die Teilnahme an der Forschung jederzeit zu widerrufen, ist auch in einem anderen Kontext problematisch. Während der Dissertationsphase kommt es zum Versterben einer Interviewperson. Das forschungsethische Prinzip, dass Teilnehmende jederzeit ihre Teilnahmebereitschaft widerrufen könnten, ist damit nicht mehr einholbar.

(Vermeintliche) Involviertheit und Standortgebundenheit der Forscherin

Wie sich während der Erhebungsphase zeigt, spielt auch die Rolle der Interviewerin eine wichtige Rolle, insofern diese als involviert wahrgenommen wird. So wird die Forscherin etwa bei den ersten Interviews wiederholt darauf angesprochen, dass sie offensichtlich ein Kind erwartet, worauf mitunter auch in den Interviews Bezug genommen wird. Dies äußert sich beispielsweise in Kommentaren wie „Ja so ist das, wenn ein Kind kommt. (.) Wirst du vielleicht auch bald sehen.“ (Familie Alvarez, Z. 101) Hier wird Bezug genommen, als es um Retraditionalisierungsmomente in der Aufgabenverteilung eines jungen Elternpaares geht. Der Vater führt die Geburt als den Moment an, in dem die Mutter klarerweise den Großteil der Care-Arbeiten übernimmt²⁵ und präsentiert dies gleichzeitig als quasi intuitiv verständliche Erklärung mit dem Zusatz, dass die Interviewerin dies auch verstehen werde, sobald sie Mutter sei. Auch andere Kommentare während und rund um die Interviews legen nahe, dass die Interviewerin und Forscherin als „betroffen“ oder „persönlich involviert“ wahrgenommen wird. Dies äußert sich beispielsweise auch in der expliziten Zurechnung der Interviewerin zu einer Generation von Frauen, die Kinder und Beruf vermeintlich leicht und selbstverständlich miteinander verbinden können. In den Gesprä-

25 Tatsächlich übernimmt bei diesem Paar auch der Ehemann viele Care-Arbeiten, sowohl im Haushalt als auch in Bezug auf das gemeinsame Kind.

chen vor und nach den Interviews entsteht teilweise auch der Eindruck, dass die InterviewpartnerInnen davon ausgehen, dass das eigene wissenschaftliche Interesse von dieser (angenommenen) persönlichen Involviertheit herrührt. Diese Annahmen generieren möglicherweise spezifische Erzählungen oder Darstellungsformen der Familienmitglieder, die beispielsweise auf Vereinbarkeitsproblematiken oder generationale Unterschiede im Geschlechterverhältnis abzielen.

Generell lassen sich, abgesehen vom von den Familien antizipierten Forschungsinteresse und dem generellen Auftreten vom Phänomen sozialer Erwünschtheit in der Interviewsituation, die Einflüsse der Forscherin auf den Forschungsprozess nicht vermeiden, was auch während der Auswertung des Materials der Fall ist. Dies trotz aller Kniffe, die die dokumentarische Methode für die Erhebung und Auswertung bereithält.

Kritik an der dokumentarischen Methode

Neben den oben beschriebenen Grenzen, Problematiken und Möglichkeiten, die im Forschungsprozess auftreten, soll anschließend noch kurz ein kritischer Blick auf die dokumentarische Methode geworfen werden. Kritische Einwände an der dokumentarischen Methode gibt es, wie bei anderen Methoden auch. So lässt sich, etwa fragen, ob es durch die Anwendung der Methode „nur zu einer repetitiven Bestätigung der grundlegenden metatheoretischen Annahmen der dokumentarischen Methode über die soziale Welt“ (Schondelmayer et al. 2019: 11) komme. Die dokumentarische Methode basiert zudem, so Schäffer (2019: 68) auf einem „Primat der Schriftlichkeit“, auch bei Bild- und Videointerpretationen oder teilnehmender Beobachtung wird alles in Schrift transformiert. Auch wenn die Transkripte sehr detailliert sind, so unterscheiden sie sich natürlich doch von der gesprochenen Sprache und schließen alles aus, was sich nicht in Schrift transformieren lässt (Schäffer 2019: 81 ff.). Schäffer merkt zudem kritisch an, dass es „aufgrund des häufig anzutreffenden Arguments, dass die dokumentarische Methode nur in der Forschungspraxis selbst zu erlernen sei, zu milieuspezifischen Schließungsprozessen derjenigen, die in Forschungswerkstätten sozialisiert wurden“ (Schäffer 2019: 83) kommen könne.

Zudem kann in Frage gestellt werden, ob es die dokumentarische Methode tatsächlich schafft, subjektivistische und objektivistische Zugänge, wie unter 1.2.1 angesprochen wurde, zu verbinden. Auch wenn im Rahmen der Methode immer wieder betont wird, das von Forscher*innen herausgearbeitete Wissen sei in den Forschungssubjekten verortet, deuten und explizieren doch die Forscher*innen dieses Wissen, das den Beforschten vermeintlich nicht selbst als explizites Wissen zugänglich ist (vgl. Hametner 2013: 142 ff.) Demnach verharret die dokumentarische Methode auch in einem Machtungleichgewicht und hinterfragt die Position der Forscher*innen laut Hametner nicht kritisch (ebd.).

Die hier genannten nachvollziehbaren Einwände gegenüber der dokumentarischen Methode schmälern jedoch aus meiner Sicht nicht den Erkenntnisgewinn den die Methode ermöglicht. Dies auch, weil es sich zum Teil um Einwände handelt, die auch andere rekonstruktive Verfahren und / oder die qualitative Sozialforschung im Allgemeinen betreffen.

2 Arbeit

Im zweiten Kapitel steht einerseits der Begriff der Arbeit im Vordergrund, andererseits geht es um die Frage der gesellschaftlichen Bewertung und Organisation verschiedener Arbeitsformen. Zunächst wird erläutert, wie sich der Begriff der „Arbeit“ überhaupt theoretisch bestimmen lässt: Welche unterschiedlichen Bedeutungen gibt es und in welchem Verhältnis stehen dabei produktive und reproduktive Tätigkeiten (2.1)? Daran anschließend wird auf theoretische Erkenntnisse zum Zusammenhang von Arbeit und Gefühlen eingegangen (2.2) – denn dieser spielt bei der geringen Anerkennung von Reproduktionsarbeit eine Rolle. Sodann wird auf das Verhältnis von Familie, Geschlechterverhältnissen und der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit eingegangen (2.3), da jener Strukturzusammenhang den Rahmen familialer Anerkennungsverhältnisse darstellt. Hierauf wird auf wichtige gesellschaftliche Entwicklungsprozesse hinsichtlich des Stellenwertes von „Arbeit“, der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit und dem Zusammenhang von Subjekt und Arbeit eingegangen (2.4). Danach wird die Verteilung verschiedener Formen von bezahlter und unbezahlter Arbeit in Familien mittels Statistiken über Zeitverwendungen skizziert (2.5). Abschließend werden die wichtigsten Erkenntnisse des Kapitels zusammengefasst (2.6).

2.1 Was ist „Arbeit“?

Bei der empirischen Untersuchung von Anerkennung in Bezug auf „Arbeit“ lässt sich zunächst danach fragen, was im Feld und von mir als Forscherin als „Arbeit“ verstanden und definiert wird. Mein Forschungsinteresse in Bezug auf Arbeit ist zweiteilig: Einerseits setze ich für meine Forschung ein bestimmtes Verständnis von Arbeit voraus, wenn ich verschiedene Tätigkeitsformen in den Blick nehme und von unterschiedlichen Anerkennungschancen von „Arbeit“ ausgehe. Ich setze einen nicht erwerbszentrierten Arbeitsbegriff voraus. Gleichzeitig nehme ich die Arbeitsverständnisse und -begriffe der Familien und

einzelner Familienmitglieder in den Blick: Was verstehen sie unter dem Begriff der „Arbeit“? Diesem Vorgehen liegt die These zugrunde, dass sich im Verständnis von Arbeit Anerkennung zeigt, das heißt, etwas als Arbeit zu bezeichnen ist einerseits eine Form der Anerkennung, andererseits sind damit mittelbar Formen von Anerkennung verknüpft (Rechte, Wertschätzung etc.). Somit kann das Verständnis von „Arbeit“ Aufschluss geben über die Beziehung und Hierarchisierung verschiedener produktiver und reproduktiver Tätigkeiten. Für diese Annahme spricht, dass in einer „Arbeitsgesellschaft“ (für die die aktuelle bundesdeutsche Gesellschaft gehalten werden kann, vgl. Voswinkel 2014: 6), „Arbeit“ eine entscheidende Rolle für die Verteilung von Anerkennung spielt (vgl. Voswinkel 2000: 40). Gerade in Bezug auf Arbeit von Frauen in den Bereichen Hausarbeit und Erwerbsarbeit zeigt sich, dass durch die Konstruktion der Frauenarbeit als „Nicht-Arbeit“ eine geringe Anerkennung legitimiert wird (vgl. Hofbauer/Pastner 2000: 227).

Innerhalb der Soziologie gibt es bisher wenig empirische Forschung zu der Frage, was Menschen in ihrem Alltag unter „Arbeit“ verstehen (vgl. Voß 2010: 26). Der Arbeitsbegriff wird meist vorausgesetzt, womit ebene Hierarchien, Arbeitsteilungen, Arbeitskulturen und Sinnzusammenhänge, die mit dem Arbeitsbegriff impliziert werden, nicht in den Blick genommen werden können. In meiner Studie setze ich an dieser Lücke an und betrachte einerseits das explizite Arbeitsverständnis, andererseits das implizite Wissen über Arbeit.

Dass Verständnisse von „Arbeit“ mit den Lebenswelten von Menschen korrespondieren, und dabei auch die Verortung in Sozialstrukturen eine Rolle spielt, davon gehe ich in dieser Studie aus. Die allgemeine Erkenntnis, dass Wissen kontingent ist und mit den Lebensbedingungen von Personen korrespondiert, ist eine simple wissenssoziologische Annahme, die auch in der dokumentarischen Methode und ihrer Unterscheidung zwischen kommunikativen und konjunktiven Wissen ihren Ausdruck findet. Im Rahmen dieser Studie wird das Augenmerk besonders auf die Merkmale Generation und Geschlecht gelegt, die Analyse bleibt dabei aber offen für weitere Merkmale wie Bildungs- und Berufsmilieus, die einen Einfluss auf das Arbeitsverständnis einzelner Personen oder Familien haben könnten.

Im Folgenden werden theoretische Auseinandersetzungen mit dem Begriff der „Arbeit“ skizziert. Dabei wird zunächst die gesellschaftliche Entwicklung und Bedeutung des Arbeitsbegriffes skizziert, mögliche Merkmale von „Arbeit“ und zentrale theoretische Ansätze dargestellt. Es soll dabei nicht um eine ideengeschichtliche Aufarbeitung, sondern um verschiedene Definitionen, also zentrale Verständnisse des Begriffes „Arbeit“ gehen. Was sind die wichtigsten Merkmale, die mit dem Begriff der „Arbeit“ in der Soziologie und anderen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen assoziiert werden, und welche Auseinandersetzungen werden dabei geführt? Welche Ein- und Ausschlüsse lassen sich konstatieren? Ein wichtiger Punkt wird dabei die Kritik der Frauen- und Geschlechterforschung an einem erwerbszentrierten Arbeitsbegriff sein. Denn diese macht deutlich, dass mit dem Arbeitsverständnis Machtverhältnisse verknüpft sind, die für Frauen meist schlechtere Anerkennungschancen ihrer Arbeit bedeuten.

Entwicklung und mögliche Merkmale des Arbeitsbegriffes

Sich dem Begriff der „Arbeit“ soziologisch zu nähern bedeutet, sich mit einer langen interdisziplinären wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu befassen und schließlich zu der Einsicht zu gelangen, dass es keine einfache Antwort auf die Frage: „Was ist Arbeit?“ gibt. Die „notorische Unbestimmtheit“ (Voß 2010: 23) des Forschungsgegenstandes dieses Bereiches der Soziologie trifft aber wohl auch auf andere Bereiche der Soziologie und der Wissenschaft im Allgemeinen zu. Zunächst lässt sich festhalten, dass es innerhalb und zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen eine sehr vielfältige Verwendung des Begriffes „Arbeit“ gibt – wer von „Arbeit“ spricht oder schreibt, meint nicht zwangsläufig dasselbe. Das Verständnis des Arbeitsbegriffes unterliegt in Wissenschaft und Gesellschaft einem beständigen Wandel (vgl. z.B. Jochum 2010; Kocka 2001). Dabei lassen sich begriffs- und ideengeschichtlich Trends der Bedeutung von „Arbeit“ rekonstruieren. Jürgen Kocka beschreibt für Europa eine „Aufwertung der Arbeit“ (Kocka 2001: 8) von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. In der Antike und in der jüdisch-christlichen Tradition habe eine ablehnende Haltung gegenüber Arbeit, zumindest der „körperlichen und kommerziellen“

(ebd.) Arbeit bestanden.²⁶ Arbeit habe in der Antike in einem Spannungsverhältnis zu Freiheit und Bürger*innenrechten gestanden und in der jüdisch-christlichen Tradition einerseits als Gottes Strafe, andererseits als Gottes Auftrag gegolten. Im Mittelalter und der frühen Neuzeit habe sich die Bedeutung gewandelt, Arbeit (ausgenommen nicht-ehrbare Arbeit) sei zur Grundlage für Vergesellschaftung durch Genossenschaften und sei, anders als in der Antike, mit Freiheit und (Stadt-) Bürgerrechten verknüpft gewesen. Im Zuge der Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert sei „Arbeit“ schließlich durch philosophische und ökonomische Schriften stark aufgewertet und zur Basis von Eigentum, Reichtum und Selbstverwirklichung des Menschen erklärt worden. Obwohl es auch Stimmen gegeben hätte, die auf die negative Seite von „Arbeit“ verwiesen – Anstrengung und Qualen – habe „Arbeit“ eine starke Aufwertung erfahren:

„Dennoch, bis 1800 hatte sich in der westlichen Zivilisation der Arbeitsbegriff ein Stück weit aus seiner früher dominanten Verbindung zu Kampf, Not und Mühsal gelöst, aufs Schöpferisch-Kreative hinbewegt und als Kern menschlicher – jedenfalls bürgerlicher – Identitätsbildung empfohlen. In der Konsequenz galt Arbeit als Menschenrecht.“ (Kocka 2001: 8)

Es habe zu Beginn des 19. Jahrhundert einen (bei europäischen Theoretiker*innen) verbreiteten allgemeinen Arbeitsbegriff gegeben, der verschiedenste Tätigkeiten umfasst hätte, „soweit sie einen Zweck außerhalb ihrer selbst hatten“ (ebd.: 8). Als Gegenbegriffe seien „Spiel, Muße und Nichtstun“ (ebd.: 9) verwendet worden. Verbunden mit dieser Entwicklung seien verschiedene gesellschaftliche Entwicklungen gewesen, etwa technologischer Fortschritt, der erstarkende Kapitalismus, die Entwicklung von Territorialstaaten, antiaristokratische Bewegungen und eine „neuprotestantische[.] Selbstgewissheit“ (Kocka 2001: 8). Die Verengung des Arbeitsbegriffes auf Erwerbsarbeit verortet Kocka im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Idee von Erwerbsarbeit

²⁶ Auf die etymologische Entstehung des Begriffes der „Arbeit“ geht Kocka dabei nicht in. Das antike Begriffsäquivalent zur „Arbeit“ bleibt ungeklärt, der Begriff also vorausgesetzt. Seine Rekonstruktion stellt eine Mischung aus Begriffs- und Ideengeschichte dar.

als Säule der Gesellschaft, die Rede von der „Arbeitsgesellschaft“ und daran anschließende Krisendiagnosen sind gemäß dieser Rekonstruktion also eine relativ neue Entwicklung. (vgl. Kocka 2001: 8 ff.) Die Bewertung und Bedeutung von „Arbeit“, die damit assoziierten positiven und negativen Gefühle, Rechte und gesellschaftlichen Funktionen sind somit kontingent. „Arbeit“ hat sich zu einem wichtigen gesellschaftlichen Gut entwickelt, das den Zugang zu Rechten und sozialer Sicherheit, Wertschätzung, der Gestaltung von Biographien und Identitätsbildungsprozessen beeinflusst (dazu ausführlicher 4.1). Die Frage, welche Formen von Tätigkeiten mit dem Begriff der „Arbeit“ in Verbindung gebracht werden, ist dabei keine rein sprachliche, sondern hat materielle Effekte.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Begriff der „Arbeit“ hat im Laufe der Jahrhunderte sehr unterschiedliche Definitionen und Beschreibungen hervorgebracht, wie etwa die physikalische Definition von Arbeit oder etymologische Herleitungen des Begriffes. (vgl. Voß 2010: 25 ff.) Was die Arbeitssoziologie betrifft, lässt sich ein Reflexionsprozess über den eigenen Gegenstandsbereich feststellen: Wenn in einem Handbuch der Arbeitssoziologie betont wird, der Forschungsbereich hätte eine „explizite Öffnung für Arbeitsformen außerhalb des traditionellen industriellen Sektors bis hin zur Haus- und Familienarbeit“ (Böhle et al. 2010: 13) vorgenommen, dann zeigt sich, dass auch der soziologische Mainstream die möglichen Ausschlüsse eines bisher dominanten Arbeitsbegriffes reflektiert. Erstaunlicherweise hat sich aber, wie Voß bemerkt, und wie oben bereits erwähnt wurde, die Arbeitssoziologie wenig damit beschäftigt, was Menschen in ihrem Alltag unter „Arbeit“ verstehen. (vgl. Voß 2010: 26) Diese Studie soll einen Beitrag dazu leisten, diese Forschungslücke zu schließen.

Was verschiedene alltagspraktische und wissenschaftliche Verständnisse von Arbeit betrifft, lässt sich laut Voß keine durchgängige Gemeinsamkeit feststellen. Allerdings stimmten die meisten Definitionen von „Arbeit“ darin überein, dass es sich dabei um eine „Aktivität“ (Voß 2010: 27) handelt. Neben dieser weitgehend unumstrittenen Annahme, werden verschiedene Kriterien als Bestimmungsmerkmale von „Arbeit“ angeführt, die aber sehr kontrovers diskutiert werden. Häufig genannte Merkmale sind laut Voß (vgl. Voß 2010: 27):

- Arbeit ist eine menschliche Eigenschaft oder Tätigkeit
- Arbeit bedeutet Anstrengung, Mühe oder Last
- Mit Arbeit ist eine bewusste Ausführung, Zweckgerichtetheit und Planung verbunden
- Arbeit bedeutet, Werkzeuge einzusetzen
- Arbeit ist produktiv, wertbildend, schöpferisch und nützlich
- Arbeit ist ein vom Prozess der Herstellung unabhängiges Ergebnis, es überdauert diesen Prozess und kann ausgetauscht werden
- Arbeit führt zu einer Form von Belohnung, insbesondere zu einer finanziellen Entlohnung
- Arbeit beruht auf menschlicher Kooperation, gesellschaftlicher Integration / Einbindung und Anerkennung

Wie sich im Rahmen der empirischen Studie zeigt, sind die oben genannten Merkmale von „Arbeit“ auch in den Diskussionen der Familien über den Arbeitsbegriff relevant. Auch wenn die Familien nicht immer zu einer Einigung gelangen, werden die meisten dieser Merkmale von ihnen aufgegriffen und als mögliche Bestimmungsmerkmale von „Arbeit“ debattiert. Auf der Ebene des kommunikativen, expliziten Wissens der Familienmitglieder lassen sich also ähnliche Merkmale und Bedeutungen von „Arbeit“ rekonstruieren wie in den oben dargelegten wissenschaftlich-philosophischen und historisch-diskursiven Verständnissen von Arbeit. Bei den oben genannten Kriterien zeigt sich, dass dieser nicht nur in der Soziologie verwendete Arbeitsbegriff von Ambivalenzen gekennzeichnet ist, er ist positiv und negativ konnotiert (vgl. Voß 2010: 27): Einerseits kann Arbeit Mühe und Last bedeuten, andererseits macht Arbeit den Menschen aus, lässt ihn sich entfalten und ist Voraussetzung für gesellschaftliche Integration. Die oben skizzierte Geschichte der Entwicklung des Arbeitsverständnisses spiegelt sich in den Ambivalenzen dieses Arbeitsbegriffes wider. Jene Ambivalenzen werden auch in den Familiengesprächen deutlich, wie später noch dargelegt wird (vgl. 6.1).

Welche Tätigkeiten werden mit dem Begriff der „Arbeit“ in der Soziologie in Verbindung gebracht? Trotz der pluralen Verständnisse von Arbeit und einigen Bestrebungen, einen allgemeinen Arbeitsbegriff zu entwerfen, lässt sich zumindest in weiten Teilen der Soziologie

bis ca. Mitte der 80er Jahre eine Reduktion des Begriffs „Arbeit“ auf Lohnarbeit beziehungsweise Erwerbsarbeit, oder sogar noch spezifischer, „abhängige Beschäftigung im industriellen Betrieb“ (Voß 2010: 29) feststellen. (vgl. Voß 2010: 28 ff.) Ob ein solcher Begriff damals wie heute nicht zu schnell verurteilt werden sollte, da er „das herrschende Verständnis von Arbeit in der Gesellschaft“ widerspiegeln (Voß 2010: 30) und insofern „eine hohe praktische Bedeutung und eine tiefsitzende kulturelle Legitimation“ (ebd.) besitze, ist diskussionswürdig, soll hier aber nicht weiter behandelt werden.

Ein allgemeiner Arbeitsbegriff?

Bei der Diskussion des Arbeitsbegriffes bewegen sich die Familien häufig zwischen den Polen eines (bezahlten) Erwerbsarbeitsbegriffes und dem Entwurf eines umfassenden, allgemeinen Arbeitsbegriffes (vgl. ausführlicher dazu 6.1). Auch in der Theoriegeschichte gibt es Arbeitsbegriffe, die dem reduktionistischen, erwerbszentrierten Arbeitsbegriff gegenüberstehen und „Arbeit“ umfassender begreifen. Einen relativ allgemeinen Arbeitsbegriff formuliert etwa Karl Marx, der sich in seinem Arbeitsverständnis an Hegel anlehnt, dessen idealistische Elemente er allerdings überwinden will (vgl. Voß 2010: 32). Marx beschreibt in „Das Kapital“ „Arbeit“ folgendermaßen:

„Die Arbeit ist zunächst ein Prozess zwischen Mensch und Natur, ein Prozess, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörenden Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er auf diese Bewegung auf die Natur ausser ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmässigkeit. Wir haben es hier nicht mit den ersten tierartig instinktmässigen Formen der Arbeit zu tun. [...] Wir unterstellen die Arbeit in einer Form, worin sie dem Menschen ausschliesslich angehört. [...] Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des

Arbeiters, also schon ideell vorhanden war. Nicht dass er nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt; er verwirklicht im Natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiss, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muss. Und diese Unterordnung ist kein vereinzelter Akt. Ausser der Anstrengung der Organe, die arbeiten, ist der zweckmässige Wille, der sich als Aufmerksamkeit äussert, für die ganze Dauer der Arbeit erheischt, und umso mehr, je weniger sie durch den eignen Inhalt und die Art und Weise ihrer Ausführung den Arbeiter mit sich fortreisst, je weniger er sie daher als Spiel seiner eignen körperlichen Kräfte geniesst.“ (Marx 1969: 192 f.)

Das hier zitierte Verständnis von „Arbeit“ ist durch den Einsatz des Körpers gekennzeichnet, der seine Umwelt verändert. „Arbeit“ begreift Marx dabei als einen Prozess, an dessen Ende ein Ergebnis steht. Dieses Ergebnis ist die Realisierung einer Idee. Am Anfang des Arbeitsprozesses steht also eine Idee, eine Vorstellung vom Ergebnis des Prozesses, und ebendiese Vorstellungskraft und die willentliche Realisierung der Idee unterscheiden, so Marx, den Menschen vom Tier. „Arbeit“ ist also prozesshaft, zweck- und planmässig, körperlich sowie gestalterisch. Ein wichtiger Aspekt ist dabei auch das verändern und beherrschen der Natur durch den Menschen. Die von Marx formulierte Plan- und Zweckmässigkeit sind auch in den Familieninterviews zentrale Merkmale. Ebenso der von Marx hervorgehobene Aspekt der Körperlichkeit, der sich, wie später noch beschrieben wird, im kommunikativen Wissen der Familien findet. „Körperliche“ Tätigkeit erscheint dabei in den Gesprächen als eindeutige und teilweise idealisierte Form von „Arbeit“. Bestimmte Formen körperlicher Arbeit bleiben allerdings unsichtbar (vgl. 6.1).

Auch in Marx' Arbeitsverständnis zeigen sich, obwohl sehr allgemein formuliert, einige Engführungen. Denn die Arbeit mit und an anderen Menschen, die Fürsorge, bleibt von diesem Arbeitsverständnis ausgeschlossen. „Natur“ erscheint als Objekt, das der arbeitende Mensch als Subjekt willentlich und scheinbar unbegrenzt verändern kann. Fürsorge als Arbeit zwischen Subjekten, bei der es nicht (zwangsläufig) um Veränderung und Gestaltung geht, wohl aber um Bedürfnisbefriedigung, wird nicht angesprochen.

In Zusammenhang mit der (kapitalistischen) Warenproduktion differenziert Marx bekanntermaßen den Arbeitsbegriff weiter aus und beschreibt den „Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit“ (Marx 1969: 56). Er unterscheidet zwischen „abstrakt menschlicher Arbeit“ (Marx 1969: 61) und „konkreter nützlicher Arbeit“ (Marx 1969: 61). Während erstere den „Warenwert“ (Marx 1969: 61) bildet, produziert letztere laut Marx die „Gebrauchswerte“ (Marx 1969: 61). Der Gebrauchswert einer Ware ergibt sich aus der Befriedigung des spezifischen Bedürfnisses. „Nützliche“ Arbeit ist deswegen nützlich, weil ihr Zweck und Resultat die Befriedigung von Bedürfnissen ist, also ein konkreter Nutzen. Der „Warenwert“ ist eine Abstraktion des Gebrauchswertes und der dahinterstehenden nützlichen Arbeit. Marx beschreibt die abstrakte Arbeit als „Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn“ (Marx 1969: 61) und spricht von der „produktive[n] Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Hand, usw.“ (Marx 1969: 58). Obwohl die „abstrakte“ Arbeit hier als sehr konkrete körperliche Arbeit beschrieben wird, muss sie dennoch „abstrakt“ bleiben, denn sie ist das, was den Vergleich und Tausch von Waren überhaupt möglich macht. Da sich die nützliche Arbeit, die hinter den Tauschprodukten steht, unterscheidet – einen Tisch herzustellen unterscheidet sich davon, ein Kleid zu nähen – muss es laut Marxens Analyse etwas geben, was in beiden Produkten steckt. Dies ist die „abstrakte“ Arbeit. Auch bei der Differenzierung des Arbeitsbegriffes zeigt sich also der Aspekt des Körperlichen, des Zweckes und des Nutzens. Obwohl Marx, wie das obige Zitat zeigt, einen allgemeinen theoretischen Arbeitsbegriff entwirft, erscheint in seinen Analysen nur Lohnarbeit als „Arbeit“. Fürsorge in Familien hingegen ist für Marx zwar notwendige Voraussetzung der Lohnarbeit – sie dient der Reproduktion der Arbeitskraft –, als „Arbeit“ tritt sie allerdings nicht in Erscheinung.

In Auseinandersetzung mit den und im Anschluss an die Schriften Marx' und Hegels entwickelt Herbert Marcuse einen allgemeinen Arbeitsbegriff, der nicht wirtschaftswissenschaftlich, sondern philosophisch fundiert sein soll. Marx' Arbeitsbegriff interpretiert er dabei als einen philosophischen, nicht ökonomisch verengten. Marcuse sieht die Funktion von Arbeit (Produktion und Reproduktion) ganz allgemein als das „Hervorbringen und Weiterbringen des Daseins und

seiner Welt in allen Bereichen“ (Marcuse 1970: 20). „Arbeit“ grenzt er von „Spiel“ durch drei Merkmale ab: „Dauer“, „Ständigkeit“ und den „Lastcharakter“ (Marcuse: 1970: 17). Im Gegensatz zum Spiel sei „Arbeit“ demnach gekennzeichnet durch Kontinuität. „Arbeit“ sei nicht zeitlich begrenzt, keine einzelne Aufgabe, sondern dauere an. Deswegen könne von „Leben als Arbeit“ (Marcuse 1970: 18) gesprochen werden. Das Ziel von Arbeit sei zudem eine „Vergegenständlichung“ (ebd.), also ein Ergebnis, ein Produkt, das fortbesteht. Dies entweder, indem ein „Gegenstand“ geschaffen werde, oder „[dem Arbeitenden] einen Stand in seiner Welt [ge]schaffen und erhalten“ (Marcuse 1970: 18) werde. Drittens bedeutet „Arbeit“ für Marcuse, sich dem „Gesetz der ‚Sache‘“ (Marcuse 1970: 19) zu unterwerfen, also in der Arbeit gewissermaßen fremdbestimmt zu sein, was zwar mit Anstrengung, aber nicht unbedingt Unlust verbunden sei (Marcuse 1970: 18 f.).

Sich dem Gesetz der Sache zu unterwerfen, fremdbestimmt zu sein, ist ein Aspekt, der auch in den Familiengesprächen zentral ist. Auch die Diskussion der Merkmale Anstrengung und Unlust, sowie die Abgrenzung der Arbeit vom „Spiel“ – etwa durch die Gegenüberstellung von „Hobby“ und „Arbeit“, sind in den Familiengesprächen relevant.

Feministische Kritik am erwerbszentrierten Arbeitsbegriff

Obwohl manche Autor*innen, wie etwa Marcuse, den von Marx entwickelten Arbeitsbegriff als einen allgemeinen, philosophisch fundierten begreifen, wird spätestens ab Beginn der 70er Jahre verstärkt feministische Kritik an dem (nicht nur) im Marxismus vorherrschenden Verständnis von Arbeit als Lohnarbeit laut (vgl. z.B. von Werlhof et al. 1983). Die Kritik richtet sich dabei gegen die Verunsichtbarung dessen, was bei Marx als „Reproduktion“ der Arbeitskraft nur randständig auftaucht sowie die Ausklammerung all jener Arbeiten, die über diese direkte Wiederherstellung von Arbeitskraft hinausgehen. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts betont Rosa Luxemburg die neben der zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendige Arbeit die notwendige gesellschaftliche „Mehrarbeit“. „Mehrarbeit“ ist dabei jene Arbeit, die über die reine Reproduktion der Arbeitskraft hinausgeht, also (unter anderem) das „Arbeitsquantum zur Erhaltung Nichtarbeitender“ (Luxemburg 1913: 51). Als Nichtarbeitende nennt Luxem-

burg ältere Menschen, Kinder und Kranke, aber auch Berufstätige, die nicht unmittelbar am Produktionsprozess beteiligt seien (z.B. Beamte). Nur durch die geleistete Mehrarbeit könne Mehrwert erzielt werden. (vgl. Luxemburg 1913: 51). Zudem betont Luxemburg, dass die kapitalistische Akkumulation auf „nichtkapitalistische Gesellschaftsschichten und -formen“ (Luxemburg 1913: 315) angewiesen sei. Diese Überlegungen bringt sie allerdings nicht explizit in Zusammenhang mit der notwendigen Reproduktions- und Mehrarbeit von Frauen (wohl aber mit internationalen Ausbeutungsstrukturen und der Geschichte der Kolonien). Die später von feministischen Theoretikerinnen explizit formulierte Kritik an der marxistischen Theorie bezieht sich dennoch mitunter auf Luxemburg als Vordenkerin (vgl. z.B. von Werlhof et al. 1983).

Ältere und neuere Beiträge zur Debatte um (Re-)Produktion entwerfen einen Arbeitsbegriff, der explizit Tätigkeiten beinhaltet, die im klassischen Lohnarbeitsbegriff nicht auftauchen und auch „Reproduktion“ als Arbeit verstehen. Frigga Haug (z.B. 2008) betont die Wichtigkeit, verschiedene Formen von Tätigkeit als „Arbeit“ sichtbar zu machen und alle Formen von Arbeit gerecht zwischen Gesellschaftsmitgliedern zu verteilen. In ihrem Konzept der „Vier-in-einem-Perspektive“ unterscheidet sie dabei „Erwerbsarbeit“ (Haug 2008: 25), „Reproduktionsarbeit“ (Haug 2008: 89) und die Arbeit der „kulturelle[n] Entwicklung“ (Haug 2008: 161). Letzteres beinhaltet die persönliche Entwicklung von Menschen, der Ausübung von Hobbies, dem Erlernen neuer Sprachen etc. Diese drei Bereiche müssten ergänzt werden um die Möglichkeit aller, sich politisch einzubringen, also eine Gesellschaft zu gestalten (vgl. Haug 2008: 20 f.). Haugs Konzept, umfasst – wie das vieler anderer Ansätze – eine Reduzierung der Erwerbs- oder Lohnarbeitszeit. Diese Verkürzung soll es Menschen ermöglichen, sich in allen vier Bereichen gleichermaßen zu betätigen (ebd.: 21 f.).

Die oben beschriebene Kritik aus dem Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung benennt also Leerstellen und blinde Flecken in der Diskussion um „Arbeit“ und richtet sich gegen einen einseitigen Blick auf den Gegenstand „Arbeit“. Das Verständnis von „Arbeit“ ist neben dem bereits genannten Zugang zu Rechten, sozialem Status und der Identitätsentwicklung auch deswegen entscheidend, weil es mit der Verteilung von Arbeit zwischen Gesellschaftsmitgliedern zusam-

menhängt. Nur was als „Arbeit“ sichtbar wird, kann Teil der Verhandlungsmasse im Rahmen der gerechten Verteilung von Arbeit werden. Besonders die (immer noch, vgl. 2.5) überwiegend von Frauen geleistete Hausarbeit, blieb und bleibt als Form von Arbeit unsichtbar.

Die Historikerinnen Gisela Bock und Barbara Duden setzen sich bereits 1976 mit dem Thema Hausarbeit und Frauenarbeit auseinander und legen eine historische Darstellung der Hausarbeit im Kapitalismus vor. Sie stellen fest, dass „die Hausarbeit als Arbeit unsichtbar bleibt“ (Bock/Duden 1976: 119). Unsichtbar sei die von Frauen geleistete Hausarbeit dabei „für den Mann, die Gesellschaft und die Wissenschaft“ (Bock/Duden 1976: 119). Als Grund für ihre Unsichtbarkeit gilt Bock und Duden die fehlende finanzielle Entlohnung der Hausarbeit: „Die Unsichtbarkeit der Hausarbeit ist eine Funktion ihrer Unbezahlt-heit.“ (Bock/Duden 1976: 120) Durch die Unbezahlt-heit der Hausarbeit würden Hausfrauen aus dem Bereich der gesellschaftlich produktiven Gruppen analytisch ausgeschlossen und ihre Arbeit beispielsweise nicht im Bruttosozialprodukt erscheinen. Für die politische Ökonomie seien die Hausarbeit und der Bereich des Haushalts allgemein tabu, da sie als privat gälten. In der Geschichtswissenschaft würde zudem davon ausgegangen, dass Hausarbeit „unhistorisch“ (Bock/Duden 1976: 121), das heißt unveränderbar und naturgemäß gleichbleibend sei (vgl. Bock/Duden 1976: 120 f.). Zudem gelte Hausarbeit, die von Bock und Duden mit der Sexualität verglichen wird, als Liebesarbeit. In Verbindung mit der spezifisch weiblichen Tätigkeit des Gebärens erhalte Hausarbeit einen „Schein von Naturhaftigkeit“ (ebd. 121). Durch diese Verknüpfung mit „Natur“ rückt die Historizität von Hausarbeit (ebenso wie die der Sexualität) in den Hintergrund. (vgl. ebd.: 121 f.) Mit ihrer Skizzierung der „Geschichte der Frauenarbeit als Hausarbeit“ (ebd.: 122) wollen Bock und Duden die Geschichtshaftigkeit der Hausarbeit in den Vordergrund rücken und entwickeln dazu die These, dass Hausarbeit ein relativ neues Phänomen sei, das mit dem Beginn des Kapitalismus im 17./18. Jahrhundert entsteht. Selbst der Begriff der Hausarbeit lässt sich demnach nicht weiter zurückverfolgen. Die Entwicklung der Hausarbeit ist dabei eng verknüpft mit der Ausbreitung des bürgerlichen Familienmodells. Ihre Definition von „Hausarbeit“ lautet dabei folgendermaßen:

„die Arbeiten, die grundsätzlich das weibliche Geschlecht und im besonderen die Ehefrau und Mutter für sich und die übrige Familie, d.h. Mann und Kinder, verrichtet, und für die sie im Unterschied zur sogenannten produktiven Arbeit nicht bezahlt wird, stattdessen aber in Abhängigkeit vom Mann und seinem Einkommen Kost und Logis erhält. Inhalt dieser Arbeit ist die Produktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Arbeitskraft in physischer, emotionaler und sexueller Hinsicht.“ (Bock/Duden 1976: 122 f.)

Zentral sind bei dieser Definition also die Verknüpfung spezifischer Tätigkeiten mit dem weiblichen Geschlecht, der Zusammenhang dieser Tätigkeiten mit Ehe und Familie, die mangelnde Bezahlung und das Abhängigkeitsverhältnis vom Mann. Zweck der Hausarbeit ist dabei die (Re-)Produktion der gesellschaftlichen Arbeitskraft. Neben der Tatsache, dass es sich um unbezahlte Arbeit handelt, ist bei der Hausarbeit der Zusammenhang mit „Liebe“ entscheidend, die der Arbeit den Anschein von Nicht-Arbeit verleiht.

Es zeigt sich, dass der Begriff der „Arbeit“ alles andere als eindeutig ist. Die gesellschaftliche und auch wissenschaftliche Bedeutung des Arbeitsbegriffes unterliegt und unterlag dabei Wandlungsprozessen. Obwohl der Begriff „Arbeit“ ambivalent bleibt, was die damit verbundenen Assoziationen betrifft, kann er als gesellschaftlich überwiegend positiv konnotiert gelten. „Arbeit“ steht dabei für die Möglichkeit gesellschaftlicher Integration, sozialem Status, dem Zugang zu Rechten und individueller Identitäts- und Sinnbildung. Folgerichtig richtet sich feministische Kritik / Kritik der Frauen- und Geschlechterforschung auf die Reduktion des Arbeitsbegriffes auf Erwerbs- oder Lohnarbeit. Hinter die theoretische Aufarbeitung des Arbeitsbegriffes fällt die empirische Erforschung jedoch wie erwähnt zurück. Insofern ist die empirische Rekonstruktion des Arbeitsbegriffes der Familien spannend. Lässt sich ein erwerbszentrierter Arbeitsbegriff in den Familiengesprächen rekonstruieren? Inwiefern wird Erwerbsarbeit überhaupt relevant gemacht und welche anderen Aspekte spielen eine Rolle?

2.2 Arbeit aus Liebe und Liebe als Arbeit – Gefühle und Arbeit

In Zusammenhang mit der oben dargestellten Kritik an einem erwerbszentrierten Arbeitsbegriff wird auch über die Rolle der „Liebe“ und generell über den Zusammenhang von Arbeit und Gefühlen geschrieben. Da Familien, wie in 1.1.3 beschrieben, ein Ort der (Re-)Produktion von Gefühlen sind, soll der Zusammenhang von Arbeit und Gefühlen näher betrachtet werden.

Eine von Bock/Duden formulierte zentrale Einsicht ist, dass die Arbeit der Frauen im Haus als „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1976) beziehungsweise deren „Liebe als Arbeit“ (Bock/Duden 1976) gelte:

„In der herkömmlichen Institution der Ehe und Familie übereignet die Frau neben der physischen Arbeitskraft auch ihre Sexualität dem Mann auf die Zeit des Lebens bzw. der Ehe; ihre Tätigkeit entstammt der Liebe und wird durch Liebe entlohnt.“ (Bock/Duden 1976: 121)

Wie hier erwähnt wird, entsteht die Arbeit der (Haus-)frau dabei nicht nur aus Liebe, sondern wird auch damit entlohnt. Das Gefühl der Liebe ersetzt hier also die Bezahlung mit Geld. Gleichzeitig ist es die Aufgabe der Frau, Liebe zu geben. Gefühlsarbeit (emotionale Zuwendung) und körperliche Tätigkeiten (die Verrichtung von Hausarbeit mit den eigenen Händen) sind eng miteinander verknüpft (vgl. Bock/Duden 1976 121 f.).

In der (post-)modernen Ehe und Familie hat der Umgang mit Gefühlen generell einen hohen Stellenwert. So stellt etwa Elisabeth Beck-Gernsheim fest: „Wo die Ehe sich wandelt, wo aus der Arbeitsgemeinschaft eine Gefühlsgemeinschaft entsteht, da werden die Gefühle zur Arbeit.“ (Beck-Gernsheim 2017b: 132) In der Ehe müsste etwa die Liebe „immer wieder aufs Neue erkämpft werden“ (ebd.: 132). Der Arbeitscharakter der Gefühlsgemeinschaft, die Tatsache also, dass der Umgang mit Gefühlen Arbeit ist, scheint für Beck-Gernsheim dabei in der Anstrengung und dem Andauern dieser Anstrengung verbunden zu sein. Immer wieder müssten Verhandlungen geführt, mit Enttäuschungen und Konflikten umgegangen werden (vgl. Beck-Gernsheim 2017b: 132 ff.) Auch die Liebe der Eltern zu ihren Kindern wird

zur Arbeit: das Vermitteln von Liebe soll, ebenso wie die Erziehung, planvoll stattfinden. Besonders die Mutter wird hier, so Beck-Gernsheim, adressiert: „Selbst die Mutterliebe wird jetzt zum Expertenereignis“. (Beck-Gernsheim 2017a: 174) Die Mutter muss dabei laut Expert*innen auch ihre eigenen Gefühle kontrollieren, sie soll etwa entspannt sein und Freude an ihrer Rolle als Mutter empfinden. Die Ansprüche an die Liebe der Mutter sind dabei paradox, denn: „Die Mutterliebe ist also notwendige Arbeit, aber darf andererseits als Arbeit nicht aufgefasst werden.“ (Beck-Gernsheim 2017a: 175) Die Liebe der Mutter und Ehefrau (und so lässt sich ergänzen, auch des Ehemannes und Vaters) ist also, das zeigen die bisherigen Ausführungen aus dem Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung, Arbeit und Nicht-Arbeit zugleich. Denn sie erfüllt Merkmale von „Arbeit“, etwa, dass sie planvoll und mit einem Ziel (jemandem die eigene Liebe zu zeigen) stattfindet, darf aber gleichzeitig nicht als „Arbeit“ verstanden werden.

Es geht aber in Familien nicht nur um die „Liebe“, sondern um den Umgang mit verschiedensten Gefühlen. Wie in 1.1.3 beschrieben wurde, kann das Geben und Erhalten von Gefühlen als eine zentrale Funktion von Familie gesehen werden. Gefühle und Affekte, mit denen in Familien umgegangen wird, sind dabei vielfältig – neben Liebe auch Wut, Trauer, Freude, Angst, Enttäuschung und Hoffnung. Wie sich in einem Familiengespräch zeigt, wird der Umgang mit Gefühlen und Affekten mitunter explizit als „Arbeit“ beschrieben oder damit assoziiert. Dies zeigt sich an einer Gesprächsstelle mit Familie Dallmer. Eingeleitet wird die Passage durch eine Diskussion über einen allgemeinen oder umfassenden Arbeitsbegriff. Während Mutter Andrea zunächst Tätigkeiten im Haus mit Nachdruck als „Arbeit“ bezeichnet, schlägt sie danach den Bogen zum Umgang mit (den eigenen) Emotionen / Gefühlen, die sie auch als „Arbeit“ begreift:

„Andrea Dallmer: Dass auch Hausarbeit Arbeit is und ehrlich gsagt=äh, oft auch so (.) sogar @am Sofa sitzen Arbeit sein kann für mich manchmal@ (.) Wenn ich dann so (.) ähm (.) äh @(.)@ (.) in düsteren Gedanken häng, oder auch in fröhlichen, aber (.) dieses @emotionale Nacharbeiten, auch des@ empfind ich manchmal als Arbeit. Ja. Und ich kann des jetzt auch gar nicht vielleicht so in Freizeit und (..) ja.“

(Familie Dallmer, Z. 3626 ff.)

Hier wird von Andrea zunächst nur der Umgang mit den eigenen Gefühlen – positiven und negativen – als „Arbeit“ bezeichnet. Allerdings sind beim Hervorrufen der Gefühle durchaus auch andere (Familienmitglieder) direkt involviert, wie kurz darauf im Gespräch mit Andreas Mann Frank und den gemeinsamen Töchtern deutlich wird:

„Andrea: Aber ich hab definitiv n umfassenderen Arbeitsbegriff also des (.) is nich für mich nur meine [beruflicher Arbeitsort]. (.) Des is nich nur Arbeit. (.) Sondern auch hier (.) und (.) manchmal auch nur mit euch reden und dann denk ich mir hinterher auch, och

Hanna: Des is jetzt Arbeit.

Frank: Also (.) jetzt=a=mal ganz ehrlich

Lea: [⌞]Für dich is Arbeit halt ne (.) bestimmte Anstrengung, die du halt, wo du danach merkst, woah. (.) ähm ich brauch

Katja: [⌞]Ja (.) und ich mein (.) ja:: [...]

Frank: Also wenn ich mir die ganzen (.) sorgen(.)vollen Gespräche mir in Erinnerung ruf, die wir beide führen, des is Erziehungsarbeit.

Andrea: Ja, genau. Mein ich.“

(Familie Dallmer, Z. 3636 ff.)

Die Arbeit die hier beschrieben wird, ist eine Arbeit, die die Eltern mit oder an den Kindern leisten und die durch Anstrengung gekennzeichnet ist. Allein die Gespräche mit ihren Töchtern sind für Andrea offenbar mit Arbeit assoziiert. Tochter Lea schlägt in diesem Zusammenhang das Merkmal der „Anstrengung“ vor, woraufhin niemand widerspricht. Der Vater präzisiert die Art der Arbeit noch, indem er die Gespräche mit den Kindern als „Erziehungsarbeit“ deklariert. Seine Gespräche mit den Töchtern beschreibt er dabei als mitunter „sorgenvoll“. Die Sorgen werden dabei mutmaßlich bei ihm selbst hervorgehoben, wobei auch denkbar wäre, dass seine Kinder Sorgen haben, mit denen er im Gespräch umgehen muss. Der hier zitierte Gesprächs-

ausschnitt zeigt beispielhaft, dass in den von mir interviewten Familien Gefühle mit „Arbeit“ und „Arbeit“ auch mit Gefühlen assoziiert wird. Ersteres vor allem deswegen, weil der Umgang mit Gefühlen als „anstrengend“ empfunden wird.

Diese Wahrnehmung, dass der Umgang mit Gefühlen Arbeit ist, deckt sich mit theoretischen Auseinandersetzungen zum Konnex von Arbeit und Emotionen. Dabei gibt es Analysen zum Umgang mit den eigenen Gefühlen, also etwa den „düsteren Gedanken“, die Andrea Dallmer eingangs erwähnt. Die US-amerikanische Soziologin Arlie Hochschild etwa entwickelte die Bezeichnung „emotion work“ (Hochschild 1979) um zu erklären, warum Menschen in den meisten Situationen Gefühle haben, die in dieser Situation als angemessen gelten. Hochschild geht es dabei nicht um das Darstellen oder Spielen von Gefühlen (in Abgrenzung zu Goffman) oder um den unbewussten Anteil von Gefühlen (in Abgrenzung zu Freud), sondern um das bewusste Beeinflussen der eigenen, tatsächlichen Gefühle. (vgl. Hochschild 1979: 557 ff.) Mit dem Begriff „emotion work“ wird verdeutlicht, dass auch der Umgang mit Gefühlen als Arbeit verstanden werden könne. Hochschild definiert „emotion work“ als „the act of trying to change in degree or quality an emotion or feeling“ (Hochschild 1979: 561). Es geht also um die Einflussnahme auf Emotionen, um das „Manage[n]“ (Hochschild 1979: 561) von Gefühlen. Hochschild bezieht sich zunächst nur auf das Managen der eigenen Emotionen, und betont, dass es nur um den Versuch oder den Willen gehe, die eigenen Gefühle zu beeinflussen, nicht um das tatsächliche Ergebnis dieser Anstrengung. Laut Hochschild würden dabei verschiedene Techniken angewandt, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden soll. (vgl. Hochschild 1979: 562 f.) Die Arbeit mit Emotionen folge dabei bestimmten gesellschaftlichen Regeln, beziehungsweise habe die Funktion, die eigenen Gefühle gesellschaftlichen Konventionen anzupassen. Diese Regeln oder Konventionen beträfen die Angemessenheit von Gefühlen in verschiedenen Situationen, genauer, das Ausmaß, die Art und die Dauer von Gefühlen. Jene (meist nicht explizierten, latenten) Regeln erzeugten demnach Erwartungshaltungen gegenüber Interaktionspartner*innen und das Wissen um diese Regeln zeigt die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe an. (vgl. Hochschild 1979: 563 ff.) Wie Hochschild am Rande erwähnt, würden die Regeln zum Umgang

mit Emotionen und das Management von Gefühlen (unter anderem) in Familien vermittelt.²⁷ (vgl. Hochschild 1979: 570 ff.)

Ein weiterer Aspekt, den Hochschild im Zusammenhang mit Arbeit und Emotionen herausarbeitet, ist, dass es sowohl im Bereich der Lohnarbeit als auch der Familie „emotional cultures“ (Hochschild 1996: 20) gibt. Für die USA stellt Hochschild fest, dass im Bereich der Lohnarbeit in vielen Organisationen eine positive emotionale Atmosphäre geschaffen werde, die auf Bestärkung, Lob und Freundlichkeit setze, eine Kultur des „valueing the individual“, (Hochschild 1996: 26). Dem gegenüber würden viele Arbeiter*innen die Atmosphäre zu Hause als negativer empfinden:

“For all its aggravation and tensions, the workplace is where quite a few workers feel appreciated, honoured, and where they have real friends. By contrast, at home there are fewer ‘award ceremonies’ and little helpful feedback about mistakes.“ (Hochschild 1996: 27)

Auch Emotionskulturen in Bezug auf die Arbeitsbereiche Familie und Erwerb können also für arbeitende Menschen bedeutsam sein. Nicht nur kann der Umgang mit Gefühlen Arbeit sein, sondern die Gefühlskultur kann das Arbeiten erleichtern oder erschweren.

Die Annahme, dass auch Gefühle, oder der Umgang mit Gefühlen Arbeit sein können, drücken auch Antonio Negri und Michael Hardt mit ihrem Begriff der „immateriellen Arbeit“ (Hardt/Negri 2003: 300) aus. Im Zuge von Globalisierungsprozessen änderte sich demnach auch die kapitalistische Produktionsweise: die fordistische, industrielle Produktion von Konsumgütern würde im Postfordismus zur Produktion immaterieller Güter, zu einer „Informationsökologie (ebd.: 304) hin verschoben, wobei Information und Kommunikation eine entschei-

27 Dabei hat laut Hochschild die Klassenzugehörigkeit Einfluss darauf, was Eltern ihren Kindern vermitteln: Mittelschichts-Eltern setzen demnach stärker auf die Vermittlung von Gefühlsarbeit, als auf die Regulierung von Verhalten. Neben der Klassenzugehörigkeit spielen laut der Autorin auch Geschlecht, Religion und Ethnie eine Rolle, wenn es um das Management und die Beurteilung der Angemessenheit von Gefühlen geht (zum Beispiel wenn es um das Ausdrücken von Wut oder Trauer in verschiedenen Situationen geht). (vgl. Hochschild 1979: 570 ff.)

dende Rolle im Produktionsprozess spielten (vgl. Hardt/Negri 2003: 300 ff.). Diese Produkte würden (auch) durch „immaterielle Arbeit“ hergestellt, wobei Hardt/Negri damit verschiedene Formen der Arbeit bezeichnen, die „immaterielle Güter wie Dienstleistungen, kulturelle Produkte, Wissen oder Kommunikation“ produzieren (Hardt/Negri 2003: 302). Eine Form der immateriellen Arbeit ist laut den Autoren die sogenannte „affektive Arbeit“ (ebd.: 304), die der „Herstellung von zwischenmenschlichen Kontakten und Interaktionen“ (ebd.: 304) dient und sich auf die „Produktion und Handhabung von Affekten“ (ebd.: 305) bezieht. Obwohl laut Hardt und Negri die Produkte der affektiven Arbeit „unkörperlich und nicht greifbar“ (ebd.: 304) seien, findet die Herstellung der Gefühle durchaus auch mit körperlicher Arbeit statt:

„Die fürsorgliche Arbeit ist zweifellos vollständig in das Körperliche, das Somatische verstrickt, aber die Affekte, die sie erzeugt, sind nichtsdesto-trotz immateriell.“ (Hardt/Negri 2003: 304)

Gerade das, was hier die „fürsorgliche Arbeit“ genannt wird, ist also immer ein Zusammenspiel aus Gefühlen und Körperlichkeit, aus Immateriellem und Materiellem. Die Autoren nennen beispielhaft Arbeit im Bereich des Gesundheitssektors, aber auch generell „Frauenarbeit“ (ebd.: 304), was mutmaßlich Fürsorgetätigkeiten im Privaten und damit auch verschiedene Arbeiten im Familienalltag einschließt.

Etwas widersprüchlich erscheint der Zusammenhang der affektiven und körperlichen Seite der affektiven Arbeit: Denn einerseits wird betont, dass die Produkte der Arbeit immateriell seien, andererseits wird die aus „feministischen Untersuchungen“ entlehnte Bezeichnung „Arbeit am körperlichen Befinden“ (ebd.: 304) verwendet, die impliziert, dass nicht nur der Körper verwendet wird, um ein Gefühl zu erzeugen, sondern dass auch ein „Körpergefühl“ erzeugt wird. In jedem Fall aber ist auch der Körper in die immaterielle, affektive Arbeit verwickelt.

Gefühle müssen also in Familien bearbeitet werden, und gleichzeitig bleibt diese Gefühlsarbeit relativ unsichtbar. Denn in den Gesprächen wird der Umgang mit Gefühlen zwar als „Arbeit“ bezeichnet, dies allerdings nur randständig. „Liebe als Arbeit“ scheint also ein gewisses Tabu zu sein. Was häufiger thematisiert wird, ist die „Arbeit aus Liebe“,

genauer gesagt, die Interpretation verschiedener Arbeiten als Ausdruck von Liebe – wie bei Familie Alvarez das Putzen der Küche und Pflegen der Blumen im Garten (vgl. 4.5.2 und 5.3.1).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass bei der Erforschung des Zusammenhangs von Arbeit und Anerkennung in Familien der Aspekt der Gefühle aus verschiedenen Gründen eine wichtige Rolle spielt: Erstens sind Familien generell ein Ort, an dem mit verschiedenen Gefühlen umgegangen werden muss, der verschiedene Emotionen erzeugt und in dem es auch eine Erwartung an die Existenz von Gefühlen gibt. Im Familienalltag treten dabei immer wieder Belastungssituationen auf, wenn mit verschiedenen Gefühlen umgegangen werden muss. Besonders die Frage der (gerechten) Arbeitsteilung evoziert, das zeigen die Interviews, teils heftige Gefühle. Die wechselseitige Erwartung und der Glaube an das Vorhandensein von „Liebe“ und Zuneigung scheint diese Konflikte jedoch teilweise zu relativieren. Gleichzeitig wird durch die Tatsache, dass Partner*innenschaft und Familie als Ort der Liebe gelten, der Anschein erweckt, die dort geleistete Arbeit sei keine Arbeit. Was mit und aus Liebe geschieht, qualifiziert sich potentiell als Nicht-Arbeit. In den Familiengesprächen zeigt sich dies besonders daran, dass intime Fürsorgearbeiten wie Stillen und die Pflege von Angehörigen, als „Arbeit“ vollständig ausgeklammert werden. Bei der Diskussion des Arbeitsbegriffes tauchen sie schlicht nicht auf – mit Ausnahme derjenigen Interviewpartner*innen, die beruflich in Care-Bereichen arbeiten. Zudem werde ich in 4.5.2 den Zusammenhang von Arbeit, Anerkennung und Gefühlen beleuchten.

2.3 Zum Zusammenhang von Familie, Geschlechterverhältnisse(n) und der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit

Anerkennungsordnungen in Familien entstehen nicht in einem luftleeren Raum, sondern sind durch gesellschaftliche Anerkennungsverhältnisse gerahmt. Auf strukturell-gesellschaftlicher Ebene gibt es einen Zusammenhang zwischen Familie, Geschlechterverhältnissen und der

gesellschaftlichen Organisation von Arbeit, den die deutsche und internationale Frauen- und Geschlechterforschung hinreichend analysiert hat (vgl. z.B. Dalla Costa/James 1972; Bock/Duden 1976; von Werlhof et al. 1983; Becker-Schmidt 1987; Winker 2011). Die wichtigsten Punkte dieses Zusammenhanges werde ich folgenden skizzieren. Denn Familien, Paare und Individuen sind Teil dieser gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnisse, werden durch sie beeinflusst und beeinflussen sie wiederum.

Die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit

Wie sich bei der historischen Rekonstruktion des Arbeitsbegriffes zeigte, ist das vorherrschende Verständnis von „Arbeit“ als Lohnarbeit ein relativ junges, nämlich modern-bürgerliches (und europäisches) Arbeitsverständnis. Mit diesem Arbeitsverständnis verknüpft ist die moderne beziehungsweise fordistisch / industrielle gesellschaftliche Organisation von Arbeit (vgl. z.B. Aßländer 2005). Dieser liegt die prinzipielle Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit zugrunde, welche der Trennung produktiver und reproduktiver Tätigkeiten entspricht (vgl. Lang 2004: 66 f.). Die Separation dieser beiden Bereiche ist ebenso wie das korrespondierende Arbeitsverständnis eine relativ junge Entwicklung. Sabine Lang (2004) verortet die Trennung in der beginnenden Industrialisierung und der „politischen Moderne“ (Lang 2004: 66), sowohl in den USA als auch in Europa. Es handele sich dabei um ein

„Verbürgerlichungsprojekt des 19. Jahrhunderts als Versuch, die Identitätsbildung des öffentlich-maskulinen Staatsbürgers und patriarchale ökonomische Herrschaft mit den Anforderungen an Regeneration und Reproduktion von Arbeitskraft in der Familie zu verbinden.“ (Lang 2004: 66 f.)

Das Private, die Familie, wird demnach mit Weiblichkeit verknüpft, jene Femininität mit teils positiv konnotierten Eigenschaften – Sensibilität, Kommunikationsfähigkeit – assoziiert und somit aufgewertet. Politik und Wirtschaft blieben Männern vorbehalten, auch wenn diese Exklusion immer wieder herausgefordert worden sei. Die Frauenbewegungen erkämpften in Folge schrittweise die formale Gleichberechtigung (vgl. Lang 2004: 67 f.). Für Deutschland und viele andere Länder lässt

sich aber weiterhin eine männliche Dominanz der Öffentlichkeit feststellen. So beträgt etwa der Frauenanteil im Bundestag nur knapp über 30 Prozent (Deutscher Bundestag 2019), und der Frauenanteil in Vorständen und Aufsichtsräten börsennotierter Unternehmen liegt 2020 immer noch unter zehn Prozent (vgl. EYG 2020). Die Trennung von Produktion und Reproduktion bedeutet, dass sich auch Struktur und Funktion von Familie wandeln. Wie in 1.1.2 dargelegt, hat die Familie in der Vormoderne Produktions- und Reproduktionsfunktionen und der gemeinsame Haushalt umfasst häufig auch nicht verwandte Personen, abhängig von der Klassenzugehörigkeit etwa Bedienstete.

Mit der Trennung der Reproduktions- und Produktionssphäre, die jeweils einem Geschlecht zugeschrieben werden, wird eine bestimmte Form von Familie hegemonial, nämlich eine durch die Ehe fundierte Familie, die aus Mann und Frau und nach Möglichkeit gemeinsamen Kindern besteht. Durch die Familie werden die beiden Arbeitssphären der Reproduktion und Produktion dabei miteinander verbunden (vgl. Behning 2004: 194).

Patriarchalismus

Gleichzeitig mit der Trennung von öffentlich / privat und damit auch Produktion / Reproduktion findet eine Hierarchisierung der Tätigkeiten und eine Verknüpfung mit ungleichen Geschlechterverhältnissen statt (vgl. z.B. Beck-Gernsheim/Ostner 1978; Haug 1999). Ursula Beer (2010) konstatiert sowohl für die feudale Ständegesellschaft als auch für die kapitalistisch-industrielle Klassengesellschaft einen „Patriarchalismus“, also eine Vorrangstellung von Vätern und generell Männern gegenüber Frauen (und Kindern). Sie unterscheidet zwischen dem „Sekundärpatriarchalismus“ (2010: 59) und dem „Primärpatriarchalismus“ (ebd.). Letzteren sieht sie als Merkmal der feudalen Gesellschaft, gegründet auf der „Verfügung über Grund und Boden“ (ebd.: 59). Geknüpft ist diese Form des Patriarchalismus laut Beer an das Zusammenfallen von Erwerb und Familie, also der Funktion von Familie als Wirtschaftseinheit, die von einem männlichen Familienoberhaupt geleitet wird und auch nicht verwandte Personen umfasst. Der Patriarch verfügt demnach in seiner Rolle als Familienoberhaupt gleichzeitig direkt sowohl über Grund und Boden als auch über die Familienmitglieder.

Der „Sekundärpatriarchalismus“ hingegen ist laut Beer ein Merkmal der Industriegesellschaft. Neu ist hier das Medium des Geldes, das zu einer anderen Herrschafts- und Machtstruktur führe: Entscheidend sei nicht mehr der Grundbesitz, sondern die Arbeitskraft. Männer, die über ihre Arbeitskraft eine Existenzsicherung gewährleisten könnten, seien somit, unabhängig vom Gewerbe- oder Grundbesitz, rechtlich ehefähig. Lohnarbeiterinnen wechselten damit von der Verfügungsgewalt des Grundherrn in die Verfügungsgewalt des Ehemannes, wobei sie meistens weiterhin für Lohn arbeiten müssten, um das Überleben der Familie sicherzustellen. Somit befinde sich die Lohnarbeiterin in der Industriegesellschaft in der „mittelbare[n] Verfügungsgewalt eines Arbeitgebers“ (Beer 2010: 60) und der „unmittelbaren Verfügungsgewalt eines Ehemannes“ (Beer 2010: 60). Für alle Frauen, egal ob sie lohnarbeiten oder nicht, gelte, dass sie für die unbezahlte Haus- und Familienarbeit zuständig seien. Hier allerdings gebe es große Klassenunterschiede, da manche Frauen „Hausbedienstete“ (ebd.: 61) in Anspruch nehmen könnten, während vielen Frauen dieses Privileg verwehrt bleibe (vgl. Beer 2010: 59 ff.)

Unabhängig von der Lebensrealität, die ein zweites Einkommen (und möglicherweise weiterer Einkommen der Kinder) vieler Familien erforderte, setzt sich laut Beer das Leitbild der Ehefrau als nicht-erwerbstätiger Hausfrau durch. Dieses Leitbild sichere (Ehe-)Männern einen privilegierten Zugang zur Ressource des Geldes. Diesen Zusammenhang nennt Beer die „familiale‘ Seite des industriegesellschaftlichen Sekundärpatriarchalismus“ (Beer 2010: 61). Ein anderer Bereich, der laut ihr den industriegesellschaftlichen Patriarchalismus stützt, ist die Organisation von und der Zugang zu Berufen. Frauen der Arbeiter*innenklasse seien demnach, im Gegensatz zu Frauen der Mittel- und Oberschicht, bereits zu Beginn der Industrialisierung als Arbeitskräfte eingesetzt worden, und zwar vor allem dort, wo Männer keine guten Erwerbschancen gesehen hätten. Zudem beschreibt Beer, dass „Frauenberufe“ und „Frauenbranchen“ etabliert wurden, die schlechte Arbeitsbedingungen und eine niedrige Bezahlung beinhalteten. Frauen anderer Klassen beginnen laut ihr erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts beruflich zu arbeiten, und dies nur in Berufen, die als geeignet und akzeptabel für Frauen jener Klassen gälten. Das Ausschließen von

Frauen aus gut entlohnenden, gesellschaftlich angesehenen Berufen und das Zuweisen der unbezahlten Haus- und Familienarbeit an Frauen sind, so Beer, die Kernelemente der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Industriegesellschaft, die zu einer materiellen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern führen. (vgl. Beer 2010: 61 f.)

Doppelte Vergesellschaftung und Harmonisierung von Lebensbereichen

Anschließend an Beers Überlegungen formulieren Regina Becker-Schmidt und Gudrun Axeli-Knapp Ansätze zum Zusammenhang von Geschlechterverhältnis und moderner Gesellschaft, welche die Strukturperspektive um subjekttheoretische Überlegungen ergänzen. Becker-Schmidt stellt dabei Adornos Verständnis von Vergesellschaftung ins Zentrum ihrer Analysen, und entwickelt das bekannte Theorem der „doppelte[n] Vergesellschaftung von Frauen“ (Becker-Schmidt 1987) in den Bereichen der Erwerbsarbeit und der Hausarbeit. Sie kombiniert die strukturtheoretischen Überlegungen später mit der Lebenslaufforschung und bewegt sich damit auf einer Mesebene (vgl. Aulenbacher 2008: 152 f.). In Paarbeziehungen und Familien werden laut Becker-Schmidt (1998) die beiden Arbeitsbereiche der Erwerbsarbeit und Hausarbeit miteinander verknüpft beziehungsweise treffen aufeinander. Das in Einklang bringen dieser beiden Arbeitsbereiche mit ihren je eigenen Logiken ist eine Aushandlungsleistung der Individuen. Die Aushandlung findet dabei im Spannungsfeld von inneren Motiven, äußeren Zwängen und geschlechtsspezifischen Lebensläufen statt. (Becker-Schmidt 1998: 100 ff.) Laut Gudrun Axeli-Knapp ergänzen Becker-Schmidts Überlegungen Beers Verständnis von Gesellschaft um die „symbolische Ordnung“ als von den „materiellen und generativen Produktionsweisen [...] analytisch zu unterscheidendes zweites Reproduktionssystem“ (Knapp 1992: 300, zit. n. Aulenbacher 2008: 153). Gleichzeitig ist bei Becker-Schmidt die gesellschaftstheoretische mit der subjekttheoretischen Ebene verbunden. So formuliert sie, dass es eine „innere“ und „äußere“ Vergesellschaftung gebe:

„Eingliederung in die Gesellschaft [schließt] sowohl soziale Verortung als auch Eingriffe in die psychosoziale Entwicklung ein[.]. Die Modellierung innerer Antriebe und die Positionierung im sozialen Umfeld sind zwei Seiten des Vergesellschaftungsprozesses, in dem Selbst- und Fremdbestimmung konfligieren (Becker-Schmidt 1987). In der Lebensplanung von Frauen finden wir beides wieder: Anpassung an kulturelle Normen der Geschlechterordnung, die ihnen Kompromisse abverlangen, und Eigensinn im Umgang mit sozialen Konstruktionen von Weiblichkeit, die ihren Selbstentwürfen widersprechen.“ (Becker-Schmidt 2010: 68)

Hier zeigt sich, dass Individuen nicht durch eine gesellschaftliche Struktur vollends determiniert werden, dass – vor allem – Frauen ihre Biographien in gewissem Maße eigensinnig gestalten. Auf Grund stärkerer Diskontinuitätserfahrungen im Bereich der Erwerbsarbeit und der Harmonisierung verschiedener Lebensbereiche sieht Becker-Schmidt bei Frauen größeres „Handlungspotenzial“ (Becker-Schmidt 2010: 67) hinsichtlich der Veränderung des Geschlechterverhältnisses der modernen Gesellschaft als bei Männern.

Sozial- / Wohlfahrtsstaat, Geschlechterverhältnis und Organisation von Arbeit

Familie, Geschlechterverhältnis und die gesellschaftliche Organisation von Arbeit, stehen also in einem engen Verhältnis zueinander. Der moderne Wohlfahrtsstaat basiert dabei auf ebenjener Arbeitsteilung und Familienform und ist gleichzeitig gekoppelt an eine spezifische Form von Lohnarbeit. Brigitte Aulenbacher spricht in diesem Zusammenhang von einer „Trias von Normalarbeitsverhältnis, Familie und Staat“ (Aulenbacher 2009: 75) im Fordismus.

Dass das „Normalarbeitsverhältnis“ in Deutschland nur für einen relativ kurzen Zeitraum und nur für bestimmte Bevölkerungsgruppen Realität war, darauf wird später noch eingegangen (2.4). Fest steht jedoch, dass „der zentrale Bezugspunkt des wohlfahrtsstaatlichen Handelns [...] die Erwerbsarbeit [ist]“ und „die wohlfahrtsstaatliche Regulierung auf der gesellschaftlichen Trennung zwischen Öffentlich und Privat sowie auf der damit einhergehenden Arbeitsteilung zwischen Erwerb und Fürsorge“ (Beckmann 2016: 14) basiert. Dies bedeute, so

Beckmann, dass sich ein Großteil der sozialen Sicherung und sozialen Leistungen von durch Erwerbsarbeit erworbenen Ansprüche ableite (etwa Rente und Krankenversicherung). Abgesichert würde vor allem der Ausfall von Erwerbsarbeit – etwa Erwerbslosigkeit oder Krankheit. Gleichzeitig sei der Wohlfahrtsstaat weiterhin auf die im Privaten geleistete Fürsorge angewiesen, für die er sich nicht zuständig fühle und die größtenteils unreguliert und unbezahlt stattfinde. (Beckmann 2016: 14 f.)

Im Laufe des 20. Jahrhunderts ändern sich in westlichen Industrienationen sowohl die wohlfahrtsstaatliche Politik als auch die Geschlechterverhältnisse und die gesellschaftliche Organisation von Arbeit. Das Familienernährermodell (erwerbstätiger Mann und nicht erwerbstätige Frau), institutionalisiert durch die Versorgerehe und begleitet vom Familienlohn, wird als Leitbild durch das „adult worker model“ abgelöst. Alle Bürger*innen würden im Rahmen neoliberaler Politik als Erwerbspersonen betrachtet. Bildungsexpansion und soziokultureller Wandel ebenso wie das Prekär-Werden des Familienlohns, also der Möglichkeit, eine ganze Familie durch ein Einkommen zu ernähren, führten zur zunehmenden Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt und zur Durchsetzung der Doppelverdienerfamilie. Durch die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt erwerben diese nun eigene Leistungsansprüche, welche im Familienernährermodell noch vom Ehemann abgeleitete Ansprüche sind. (Beckmann 2016: 12 ff.) Mit der zunehmenden Frauenerwerbstätigkeit stellt sich gleichzeitig die Frage nach der Organisation von Fürsorgearbeit neu, beziehungsweise wird diese krisenhaft (vgl. 2.4). Vermehrte Erwerbstätigkeit von Frauen werde einerseits zur emanzipativen Chance, andererseits werde das neu geschaffene Problem der „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ zum „Inbegriff des Alltags von Müttern“ (Beckmann 2016: 13).²⁸

28 Verknüpft mit der erhöhten Frauenerwerbstätigkeit – in Ostdeutschland bereits vor der Wiedervereinigung, in Westdeutschland erst später – sind gesellschaftliche Diskurse über die Geburtenentwicklung. Frauenemanzipation und Vereinbarkeitsprobleme werden dabei als mögliche Ursachen für den Geburtenrückgang diskutiert werden (vgl. Dackweiler 2008). Mit der Frage, wie in einer Gesellschaft verschiedene Arbeiten zwischen den Geschlechtern verteilt werden (sollten), sind also implizit oder explizit auch bevölkerungs- und familienpolitische Fragen verknüpft.

In der DDR, so muss ergänzt werden, verläuft die Entwicklung anders als in der BRD: Bereits in der Verfassung von 1949 ist die Gleichberechtigung der Frau und das Recht auf gleichen Lohn verankert. Die Integration von Frauen in den Erwerbsbereich ist von Anfang an erklärtes Ziel der Regierung. (vgl. z.B. Dienel 2007) Allerdings wird angenommen, dass sich Frauen in der DDR durch die Integration in den Erwerbsbereich vor allem bis Anfang der 1970er Jahre einer starken Doppelbelastung ausgesetzt sehen, da die staatlichen Betreuungsmöglichkeiten nicht schnell genug ausgebaut werden und keine geschlechtergerechte Verteilung der Familien- und Hausarbeiten besteht. Diese Entwicklung wird als eine Ursache für den Geburtenrückgang in der DDR Ende der 1960er Jahre vermutet. (vgl. Dienel 2007) Ab Beginn der 1970er Jahre werden einige familienpolitische Maßnahmen (mit teilweise explizit pronatalistischem Ziel) umgesetzt, etwa die Einführung von Kindergeld, der Ausbau einer flächendeckenden Kinderbetreuung, Kredite für Ehepaare, die „abgekindert“ (Schulz 2010: 122) werden können, Arbeitszeitverkürzung und Urlaubszeitverlängerung in Abhängigkeit der Kinderzahl, Wohnraumvergabe in Abhängigkeit von Eheschließungen und Geburten etc. (vgl. z.B. Schulz 2010; Peuckert 2008).

In der BRD hingegen wird bis in die 1970er Jahre hinein das Alleinernährermodell diskursiv-normativ gestützt und politisch gefördert. Familien- und gleichstellungspolitische Änderungen, die auch mit einer rechtlichen Öffnung des Familienverständnisses einhergehen, ändern dies langsam ab Ende der 1970er Jahre. (vgl. Gerlach 2009) In Deutschland besteht seit 1996 ein Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz ab Vollendung des 3. Lebensjahres und seit 2013 für Kinder ab Vollendung des 1. Lebensjahres. Ab 2005 beginnt der flächendeckende Ausbau von Kindertagesbetreuungen, 2007 löst das einkommensabhängige Elterngeld das einkommensunabhängige Erziehungsgeld ab. Die sogenannten „Vätermonate“ (bpb 2018) und später das „ElterngeldPlus“ (ebd.) und der „Partnerschaftsbonus“ (ebd.), sollen dabei die gleichmäßige Verteilung der Sorgearbeit zwischen den Partner*innen fördern. (vgl. bpb 2018)

Fest steht aber, dass zumindest in Deutschland Frauen weiterhin in geringerem Maße erwerbstätig sind als Männer (Mütter sind häufig Zuverdienerinnen), ein geringeres Einkommen erzielen und weiterhin

einen Großteil der unbezahlten Fürsorgearbeit übernehmen. Dies spiegelt sich auch im Sample der Familien wider: Zwar wird die von den Familienmitgliedern übernommene unbezahlte Arbeit nicht beziffert, aber es zeigt sich deutlich in den Schilderungen der Erwerbsbiographien, dass die Mütter im Gegensatz zu den Vätern längere Erwerbsunterbrechungen haben und häufiger in Teilzeit arbeiten. Zudem geht aus den Beschreibungen des früheren oder aktuellen Familienalltags hervor, dass sie quantitativ mehr unbezahlte Familienarbeit übernehmen und -nahmen als die Väter.

2.4 Zeitdiagnosen: Krise(n), Entgrenzung, Subjektivierung, Ökonomisierung

Werden bei der Frage nach dem Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung familiäre Generationenverhältnisse in den Blick genommen, ist es sinnvoll, den möglichen Einfluss größerer gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse hinsichtlich des Stellenwertes von „Arbeit“, der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit und dem Zusammenhang von Subjekt und Arbeit zu reflektieren. Denn wie in 1.2.3 ausgeführt wurde, gehe ich davon aus, dass die Familienmitglieder nicht nur in einer familialen Generationenfolge, sondern gleichzeitig auch in einer historischen und gesellschaftlichen Generationenfolge verortet sind. Insofern könnte sich bei den Familienmitgliedern unterschiedliches Wissen über „Arbeit“, Arbeitsteilungen und Erwerbsbiographien rekonstruieren lassen. Um solches Wissen zu rahmen, werde ich im Folgenden kurz zentrale Zeitdiagnosen aus dem Bereich der Arbeits- und Geschlechtersoziologie skizzieren und Erkenntnisse aus den Familiengesprächen ergänzen, die beispielhaft den potentiellen Einfluss dieser Entwicklungen auf Familien illustrieren.

Krisen und Prekarisierung

Einige Zeitdiagnosen in Bezug auf „Arbeit“ thematisieren die Krisenhaftigkeit verschiedener Formen von Arbeit beziehungsweise die Krisenhaftigkeit der Organisation verschiedener Formen von Arbeit. Dies betrifft einerseits die Fürsorgearbeit: Eine Diagnose, die im Zusam-

menhang mit der gesellschaftlichen Organisation und Verteilung von Fürsorge- oder Care-Arbeit diskutiert wird, ist die der „Reproduktionskrise“ (Z. B. Jürgens 2010) oder auch „Krise sozialer Reproduktion“ (Winker 2011), „Care-Krise“ (Jurczyk 2015) und „verwaarloste Fürsorge“ (Becker-Schmidt 2011). Mit diesen Begriffen wird das Zusammenwirken verschiedener gesellschaftlicher Entwicklungen beschrieben: Der Umbau des Wohlfahrtsstaates seit den 1970er Jahren resultiert demnach im Rückbau wohlfahrtsstaatlicher Leistungen im Bereich Fürsorge / Care. Gleichzeitig hat sich das Geschlechterverhältnis hinsichtlich der Arbeitsteilung langfristig verändert – das Modell des männlichen „Familienernährers“ (Winker 2011: 3) wird vom „adult worker-Modell“ (Winker 2011: 3) abgelöst, Frauen werden also stärker in den Arbeitsmarkt integriert. Durch das Zusammenwirken dieser Prozesse kommt es zu einer Lücke in Bezug auf Sorgearbeiten / Reproduktionsarbeiten. Konservative Wohlfahrtsstaaten wie Deutschland und Österreich verlagerten Sorgearbeiten einerseits wieder in die Familien, gleichzeitig komme es zu Vermarktlichungsprozessen von Sorgearbeiten / Reproduktionsarbeiten, die teilweise staatlich moderiert seien. (vgl. Riegraf 2013: 137) Insgesamt komme es zu einer Ausbreitung von ökonomischen Prinzipien und Rationalisierungsprozessen im Bereich Reproduktions- und Sorgearbeiten. Gleichzeitig entstünden neue Ungleichheiten entlang von Klasse und Ethnie: Reproduktionsarbeiten würden nicht zwischen den Geschlechtern neu verteilt, sondern nur zwischen Frauen. Fürsorgearbeiten würden zum Teil an Frauen mit Migrationshintergrund und gering qualifizierte Frauen (oder Frauen mit nicht anerkannter Qualifizierung) ausgelagert (vgl. Riegraf 2013 137–140).

In den Familiengesprächen taucht diese Krisenhaftigkeit von Fürsorge im kommunikativen, also expliziten Wissen der Familien nicht auf. Eine veritable, gesellschaftlich-strukturelle „Krise“ wird also, was vielleicht nicht verwundert, nicht angesprochen. Vereinzelt wird in manchen Gesprächen ein „historischer“ Blick auf die Organisation von Fürsorge geworfen. Dabei wird entweder von der mittleren Generation die Errungenschaft der heutigen flächendeckenden Kinderbetreuung positiv hervorgehoben (oder als früheres Erschwernis für die Erwerbstätigkeit der (Groß-)Mütter angeführt). Erwerbstätigkeit von Frauen und auch Müttern ist dabei in allen Familien ein größtenteils

positiver Horizont der mit Geschlechtergleichstellung assoziiert wird – dabei spielt aber das „richtige“ Maß, genauer gesagt der Zeitpunkt ab dem und der Umfang in dem Mütter lohnarbeiten (sollen) eine wichtige Rolle. Oder aber es wird am Rande festgestellt, dass eine längere Erwerbsunterbrechung nach der Geburt zwar erstrebenswert, aber aus finanziellen Gründen nicht möglich sei, wie etwa die (noch) kinderlose Sophie Berger feststellt: „Also von uns, wir können uns sicher nicht leisten, dass einer länger wie n Jahr zu Hause bleibt (.) wenn wir Kinder kriegen.“ (Fam. Berger, Z. 388 f.) Die Reproduktionskrise tritt also als individuelles Vereinbarkeitsproblem (von Müttern) in Erscheinung. Auch die Thematisierung älterer und / oder kranker Angehöriger wird in den Familien nicht als krisenhaft gerahmt.

Durch ‚die Hintertür‘ zeigt sich die Krisenhaftigkeit im Familienalltag allerdings durch die Konflikthaftigkeit der Arbeitsteilung im Haushalt. Diese hängt auch damit zusammen, dass die Arbeitsteilung uneindeutiger, kontingenter wird. Obwohl, wie Statistiken belegen, Mütter, auch wenn sie erwerbstätig sind, immer noch einen Großteil der unbezahlten Fürsorgearbeit übernehmen, so besteht zumindest in den Interviews durchaus die Erwartung an deren Partner*innen, Hausarbeiten zu übernehmen. In allen Familien sind sich zudem die Eltern einig, dass auch minderjährige Kinder sich an Hausarbeiten beteiligen sollen. Wer wann wie viele Arbeiten übernimmt, ist dabei ein potentieller Konfliktpunkt im Familienalltag, wie aus den Beschreibungen der Familien hervorgeht. Diese Konflikte werden verstärkt durch die in manchen Interviews sehr deutlich werdende Zeitknappheit. Zu einer echten „Krise“ kann aber auch die Organisation der Fürsorgearbeit führen, etwa wenn die Mutter als Fürsorgeleisterin „ausfällt“, wie dies bei Andrea Dallmer auf Grund einer Erkrankung wiederholt der Fall ist (vgl. 5.3.4).

Auch die Produktionsseite, also die Erwerbsarbeit, erscheint in verschiedenen soziologischen Zeitdiagnosen als in die Krise geraten. Bereits in den 1980er Jahren wird in der deutschen Soziologie, prominent auf dem Bamberger Soziologiekongress 1982, eine potentielle „Krise der Arbeitsgesellschaft“ (Matthes 1983) verhandelt. Auf den Begriff der „Arbeitsgesellschaft“ soll hier zunächst nicht weiter eingegangen werden (siehe dazu 4.1). Etwas eingeschränkter werden auch die „Krise des Normalarbeitsverhältnisses“ (Mückenberger 1987) und

damit einhergehende Prekarisierungsprozesse konstatiert. Gemeinsam ist diesen Krisendiagnosen die Annahme, dass Arbeit – und insbesondere Erwerbsarbeit, hier zeigt sich der androzentrische Bias der Debatte – eine Schlüsselfunktion bei der Vergesellschaftung von Individuen hat. Durch die angenommene Sättigung des Arbeitsmarktes, daraus resultierender steigender Arbeitslosigkeit und die Ausbreitung atypischer Beschäftigungsverhältnisse würden demnach Teilhabemöglichkeiten prekär und es drohten Sinn- und Identitätskrisen. So argumentieren Beck und Beck-Gernsheim Mitte der 90er Jahre, dass durch die beschriebenen Veränderungen der (Erwerbs-)Arbeitsverhältnisse das Normalarbeitsverhältnis und damit verknüpfte Biographien und Identitäten zunehmend durch serielle Identitäten und „Bastelbiographien“ ersetzt würden (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994).

Das „Normalarbeitsverhältnis“ als gesellschaftliche Norm und verbreitete gelebte Realität, ist in Deutschland allerdings nur auf einen relativ kleinen Zeitraum begrenzt. Laut Stephan Lessenich wurde ab Mitte des 20. Jahrhunderts die Figur des „verberuflichten Arbeitnehmers“ (Lessenich 2012: 59) zur dominanten „politisch-ökonomischen Sozialfigur“ (ebd.):

„Die Verausgabung von Arbeitskraft im lohnabhängigen, betrieblichen, qualifizierten, tariflich wie sozialpolitisch gesicherten, ununterbrochenen und langfristigen ‚Normalarbeitsverhältnis‘ wurde zur gesellschaftlichen Norm und Normalität – wenn auch nur [...] einer geschlechterpolitisch wie nationalgesellschaftlich halbierten.“ (Lessenich 2012: 59)

Am Normalarbeitsverhältnis orientiert sich laut Lessenich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts „die übergroße Mehrzahl der besitzlosen – und mehrheitlich männlichen – Marktakteure“ (Lessenich 2012: 59). Der marktschützende aber auch marktkompensierende „Sozialinterventionsstaat“ (ebd.: 59) bildete demnach den Rahmen der nachkriegszeitlichen „Arbeitnehmergesellschaft“ (ebd.: 59), der auch mit einer großen Prosperität einherging. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts allerdings habe sich die „Strukturdynamik eines flexiblen Kapitalismus“ (ebd.: 59) entwickelt und nach neuen Subjekten verlangt. Das „flexible [...] Marktsubjekt“ (ebd.: 60) soll sich beständig an den Markt anpassen

sowie unternehmerisch, selbständig und kreativ mit dem eigenen Arbeitsvermögen umgehen (Lessenich 2012: 59 f.). Die Sozialfigur dieses Marktsubjektes korrespondiert mit der Form des Sozialstaates im flexiblen Kapitalismus. Dieser erziehe „zur Marktlichkeit“ (ebd.: 60) und zum „Aktivbürger“ (ebd.: 61). Dies bedeutet jedoch nicht zwangsläufig, dass Erwerbsarbeit oder auch das Normalarbeitsverhältnis und damit assoziierte „Normalbiographien“ einen kompletten Bedeutungsverlust erfahren. Einige Autor*innen vertreten die (teilweise empirisch gestützte) These, dass die Orientierung an Erwerbsarbeit und „Normalbiographien“ trotz (oder wegen?) des Brüchigwerdens sicherer Beschäftigungsverhältnisse weiterhin stark sei (vgl. z.B. Schiek 2010: 10 ff.).

Mit der Auseinandersetzung über ein mögliches Ende der Arbeitsgesellschaft und des Normalarbeitsverhältnisses eng verknüpft ist die Diagnose der Prekarisierung. Mit „Prekarisierung“ (Castel/Dörre 2009) wird dabei die Ausbreitung atypischer und nicht existenzsichernder Beschäftigungsformen bezeichnet, die mit veränderten staatlichen und betrieblichen Steuerungsmechanismen (vgl. Castel 2009: 25ff.), dem Umbau des Wohlfahrtsstaates und dem damit verbundenen Abbau gesellschaftlicher Sicherungssysteme (vgl. Lessenich 2013) zusammenhängt. Die Diagnose der Prekarisierung bezieht sich also häufig auch auf verschiedene andere Krisenbegriffe wie die Wohlfahrtsstaatskrise oder allgemein die Krise sozialer Sicherungssysteme. Wird die Diagnose der Prekarisierung mit einer „Geschlechterforschungsbrille“ gelesen, so lässt sich kritisch ergänzen, dass Frauen von atypischen Beschäftigungsverhältnissen schon lange stärker betroffen sind als Männer (vgl. z.B. Aulenbacher 2009). Auch gelesen mit der „Klassenbrille“ muss die Diagnose weiter differenziert werden: So bedeutet das Arbeiten in atypischen Beschäftigungsverhältnissen für unterschiedliche Berufs- und Bildungsgruppen ein unterschiedliches Armutsrisiko (vgl. Kraemer 2009: 250 f.). Im historischen Rückblick weist zudem Castel selbst (2009: 23 f.) darauf hin, dass „Proletariern“ (ebd.) soziale Unsicherheit seit Beginn der Industrialisierung durchaus bekannt ist. Allerdings sei dann eine Phase der Eindämmung der Unsicherheit gefolgt, auf die wiederum eine „Wiederkehr der sozialen Unsicherheit“ (ebd.: 25) gefolgt sei.

Auch wenn diese Weiterführungen der Prekarisierungsthese berechtigt sind, so ändern sie nichts an der Relevanz deren Kernaussage: Unsichere Beschäftigungsverhältnisse und soziale Unsicherheit nehmen (nicht nur in Deutschland) ab den 1980er Jahren quantitativ und qualitativ zu.

In den Familiengesprächen zeugen die Erzählungen der Familienmitglieder aus unterschiedlichen Familien zum Teil von atypischen Beschäftigungsverhältnissen und mehr oder weniger flexibler Anpassung an den Arbeitsmarkt. Bildung, welche sich in den Gesprächen als ein familienübergreifendes zentrales Anerkennungsobjekt rekonstruieren lässt, ist ein Instrument, welches die flexible Anpassung an den Markt potentiell ermöglicht.

Weiterqualifikationen, berufliche Neuorientierungen, das Erwerben multipler Berufs- und Bildungsabschlüsse, das Ausüben mehrerer Jobs gleichzeitig, erscheinen in den Beschreibungen der Familien als Normalität, die aber nicht oder wenig kritisch reflektiert wird. Das Annehmen mehrerer Jobs wird etwa von Karin Fischer (vgl. 5.3.6) weniger als Reaktion auf eine prekäre finanzielle und schwierige berufliche Situation, denn als individuelle Entscheidung zur „Abwechslung“ gedeutet. Das Sample besteht allerdings insgesamt aus Familien, die in relativer finanzieller Sicherheit leben, von finanzieller Prekarität wird zum Teil berichtet, allerdings nur als vorübergehende Phase. Die verheirateten Mütter des Samples, die für die Kinderbetreuung ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen und danach wieder in Teilzeit oder geringfügig erwerbstätig sind, haben Partner*innen, die weiterhin erwerbstätig sind und somit ein Einkommen haben. Bei den Müttern, die sich von ihren Partnern getrennt haben, stellt sich die finanzielle Situation zwar offensichtlich schwieriger dar, allerdings beschreiben auch diese Mütter ihre (frühere und aktuelle) monetäre Lage nicht als dramatisch.

Subjektivierung, Entgrenzung, Ökonomisierung

Die oben beschriebenen Deutungen und Reaktionen der Familienmitglieder auf Entwicklungen, die in der Soziologie als Krisen und Ausbreitung sozialer Unsicherheit beschrieben werden, verweisen auf weitere, miteinander zusammenhängende, arbeitssoziologische Diagnosen: Subjektivierung, Entgrenzung und Ökonomisierung.

Strukturelle Veränderungen der Organisation von (Erwerbs-)Arbeit führen dazu, dass sich die Erwerbsarbeitssubjekte anders organisieren und verhalten (sollen). Das zuvor von Lessenich beschriebene „flexible Marktsubjekt“ rekurriert auf diese Anpassung des Arbeitssubjekts an veränderte Strukturen, ebenso wie das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2013) oder der „Arbeitskraftunternehmer“ (Voß/Pongratz 1998). Betriebliche Kontrolle wird dabei zunehmend zur Selbstkontrolle, das eigene Handeln, der Alltag und die Biographie werden ökonomischen Logiken unterworfen, effizient gestaltet, rationalisiert (vgl. Kleeman/Voß 2010: 433 f.). Wichtig ist dabei auch – beim unternehmerischen Selbst mehr, beim Arbeitskraftunternehmer weniger – das Sollen, die Annäherung an ein Leitbild, das aber nicht vollkommen eingeholt werden kann. Bröckling verwendet in diesem Zusammenhang auch den Begriff der „Realfiktion“ (Bröckling 2013: 283) und bezeichnet damit einen beständigen Prozess des Werdens, nicht des Seins.²⁹ Mit diesen Konzepten zusammenhängend ließen sich unter dem Schlagwort der „Subjektivierung von Arbeit“ verschiedene theoretische und empirische Analysen fassen, die veränderte Ansprüche an Individuen und veränderte Erwartungen der Individuen an Erwerbsarbeit beschreiben. Dazu gehören sowohl die gestiegene Bedeutung subjektiver Leistungen in Betrieben als auch stärkere subjektive Ansprüche an Erwerbsarbeit (vgl. Kleeman/Voß 2010: 434).

In den Familiengesprächen lassen sich Spuren des oben beschriebenen unternehmerischen Denkens rekonstruieren, vor allem zeigen sich dabei Orientierungen daran, für den beruflichen (Miss-) Erfolg selbst verantwortlich zu sein. Sehr deutlich wird die „Subjektivierung von Arbeit“ in den Bedeutungen, die die Familien „Arbeit“, vor allem Erwerbsarbeit beimessen: Sinn, Selbstverwirklichung und Spaß spielen in allen Gesprächen eine große Rolle. In Bezug auf Lohnarbeit wird dies normativ formuliert, „Arbeit soll Spaß machen“, aber auch häufig als Faktum in Bezug auf die eigene Erwerbsarbeit formuliert: „Meine Arbeit macht mir Spaß.“

29 Bröckling selbst sieht den Unterschied des unternehmerischen Selbst zum Arbeitskraftunternehmer auch darin, dass ersteres die „Arbeit der Subjektivierung“ (Bröckling 2013: 48), zweiterer die „Subjektivierung der Arbeit“ (ebd.) darstelle.

Die oben genannten Entwicklungen beziehen sich (auch) auf Prozesse der „Ökonomisierung“ womit einerseits „Arbeit als Schaffung von wirtschaftlichen Werten“ (Jochum 2010: 106), andererseits die Ausbreitung ökonomischer Logiken in den Bereich des Privaten gemeint sind. Letzterer Prozess wird auch als „Entgrenzung“ (Gottschall/Voß 2003: 11) beschrieben, wobei „Entgrenzung“ sich auf zeitliche und / oder örtliche Entgrenzung beziehen, aber auch ganz allgemein das Verschwimmen der Grenze zwischen „Arbeit“ und „Leben“ (vgl. Gottschall/Voß 2003) und verschiedenen Bereichen der Gesellschaft und des persönlichen Lebens (vgl. Jurczyk et al. 2009: 27) bezeichnen kann.

Familien sind auf viele Arten von Ökonomisierung und Entgrenzung betroffen. So wachsen Kinder unter veränderten Bedingungen auf: Schutter/Lange (2018) konstatieren für westlich-moderne Gesellschaften einen starken Veränderungsprozess von „Familienkindheit(en)“ (ebd.) seit den 1960er Jahren. Die Bedingungen und Ausgestaltungen von Kindheit(en) in Familien seien demnach beeinflusst von Prozessen der „Ökonomisierung und Vermarktlichung“ (Schutter/Lange 2018: 481). Zwei Prozesse seit den 1960ern, welche Einfluss auf Kindheit(en) in Familien haben, werden besonders hervorgehoben: Erstens der „lange Arm der Erwerbsarbeit“ (Schutter/Lange 2018: 491) und zweitens „die Kolonialisierung der Familie durch die Bildung“ (Schutter/Lange 2018: 492). Zum einen entstünden durch die Entgrenzung des Erwerbssystems in der bürgerlichen Moderne zwar neue Möglichkeiten für individuell angepasste „Familienzeiten“. Hier muss allerdings kritisch erwähnt werden, dass im Zuge der Ausdehnung von Erwerbsarbeitszeiten und Verfügbarkeitsansprüchen auch das Aufwachsen von Kindern stärker institutionalisiert ist. Mit der steigenden Erwerbsbeteiligung von Müttern steigen auch die Betreuungsquoten von Kindern (vgl. z.B. BMFSFJ 2018) – und wird die flächendeckende Betreuung von Kindern zum Teil erst möglich gemacht, wie bereits erwähnt wurde. Zusammen mit dem Ausbau von Ganztagschulen (vgl. Bertelsmann-Stiftung 2014) und Horten (vgl. BMFSFJ 2018) trägt dies zur Institutionalisierung des Aufwachsens von Kindern bei, und zwar unabhängig davon, dass der Betreuungsbedarf höher ist als das Betreuungsangebot (vgl. BMFSFJ 2018). Es besteht zudem die Erwartung, Kinder in und durch Familien möglichst schnell und effektiv auf die „Beschäftigungs-

fähigkeit“ (Schutter/Lange 2018: 491) vorzubereiten und Familienzeiten zu zweckoptimieren. Allerdings würden Familien sich Optimierungsimperativen nicht vollständig unterwerfen, sondern der Fremdbestimmung Gegenentwürfe entgegensetzen.

Auf der anderen Seite, und mit den Optimierungszwängen und Ökonomisierungsprozessen zusammenhängend, würden Eltern eine hohe Erwartung an schulische Bildung als Vehikel des Statuserhalts und Statusaufstiegs haben. Dem Lernen der Kinder in verschiedenen Bildungskontexten räumen Eltern demnach einen immer höheren Stellenwert ein, Bildungsinvestitionen der Eltern würden immer früher in den Biographien der Kinder eine Rolle spielen. (vgl. Schutter/Lange 2018) Hinzu kommt, dass sich durch die in Deutschland empirisch „wachsende Bedeutung von immaterieller Arbeit im Vergleich zu materieller Arbeit“ (Schmidt 2010: 138) und die gestiegene Relevanz hoher Bildungsabschlüsse (vgl. ebd.) die Ausbildungszeiten der Kinder und Jugendlichen verlängern.

Der Prozess der Entgrenzung bedeutet für Familien, ein komplexes „Grenzmanagement“ (Jurczyk et al. 2009: 60) zu betreiben, etwa zeitlich und räumlich, aber auch biographisch (ebd.: 61). So müssen Familien mit der Ausdehnung und Flexibilisierung von Erwerbsarbeitszeiten umgehen und somit „Familienzeiten“ (ebd.: 61) dynamisieren. Umgekehrt können Erwerbsarbeitszeiten an Familienzeiten angepasst werden. Erhöhten örtlichen Mobilitätsanforderungen der Erwerbsarbeit muss durch optimierte Organisation des Familienalltags begegnet werden. Gleichzeitig kann etwa durch Telearbeit die Lohnarbeit an die Erfordernisse der Familie angepasst werden. Dadurch lassen sich Erwerbsarbeitsorte und das „zu Hause“ allerdings immer weniger voneinander abgrenzen, und „Freizeit“ und „Arbeitszeit“ verschwimmen potentiell noch mehr.

Familien – vor allem Mütter (siehe „Vereinbarkeit“) – müssen also die Grenzen von Familie und Arbeit, von Reproduktion und Produktion immer wieder selbst ziehen, was durchaus anstrengend und kompliziert sein kann. In der Rekonstruktion des impliziten Wissens der Familienmitglieder zeigt sich jedoch kaum eine Problematisierung der Entgrenzung und des daraus entstehenden Managementaufwandes. Dies steht in Einklang mit einer Erkenntnis, die Barbara Thiessen und Paula-Irene Villa zu Normen und Praxen von Mutterschaft festhalten:

„Die „eigensinnigen Grenzziehungen“ (Jürgens 2009) zwischen Reproduktion und Produktion werden angesichts der gleichzeitigen massiven „Entgrenzung der Arbeit“ (ebd., S. 9 ff.) sowie eines hegemonialen Individualisierungsdiskurses lebensweltlich kaum als strukturelles Problem thematisiert, sondern geraten in den Sog von Expertisierung und Technisierung. Dass dabei die widersprüchlichen gesellschaftlichen Verhältnisse, die medialen Bilder sowie die alltäglichen Strategien (weiterhin) hochgradig vergeschlechtlicht sind, macht die Gemengelage weder übersichtlicher noch besser.“ (Thiessen/Villa 2010)

Ökonomisierung und Entgrenzung führen für Eltern und Kinder also zu einer ambivalenten Gemengelage. In Bezug auf „Arbeit“ lässt sich festhalten, dass die Biographien von Kindern immer mehr auf Beschäftigungsfähigkeit und Statuserhalt oder -aufstieg ausgerichtet werden. Erwerbsarbeit spielt somit auch als prospektive Tätigkeit im Familienalltag von Kindern eine Rolle. Damit zusammenhängend sind Schule und generell Lernen im Alltag von Kindern eine zentrale Tätigkeit (vgl. 2.5). Wie sich auch in der empirischen Studie zeigt, ist für die untersuchten Familien „Bildung“ ein wesentliches Gut, und Anerkennung wird (auch) in Bezug auf schulische und generell akademische Erfolge vergeben. Das Lernen sowie schulische (Miss-)Erfolge sind dabei potentielle Konfliktgründe zwischen Eltern und Kindern. Dies zeigt sich etwa bei Familie Guse (vgl. 5.3.7): Mutter Charlotte betrachtet die Schule und das Lernen als „den Job“ ihrer (noch minderjährigen) Kinder. „Schlechte“ schulische Leistungen ihrer Tochter bedeuten in der Konsequenz, dass dieser Job nicht angemessen ausgeführt wurde. Es folgen Sanktionen und eine stärkere Kontrolle des Lernens, was von Charlottes Tochter als unangemessene Fremdbestimmung erlebt wird. Der Wunsch von Eltern, ihre Kinder optimal erwerbsfähig zu machen und einen Statusverlust zu verhindern, führt zu Druck auf Seiten der Eltern und Kinder und somit auch zu möglichen Konflikten zwischen den familialen Generationen. Vermittelt wird dieser Konflikt über den Themenkomplex „Bildung“ und „Lernen“, welches in vielen untersuchten Familien ein Thema ist, das den Zusammenhang zwischen Arbeit und Anerkennung strukturiert.

Neben dem Thema Bildung / Lernen und Schule hat auch die entgrenzte Erwerbstätigkeit der Eltern Auswirkungen auf den Alltag der Kinder. Der Familienalltag wird um die Erwerbstätigkeit der Eltern – nun auch zunehmend der Mütter – herum organisiert. Wie oben bereits erwähnt wurde, besteht in allen interviewten Familien die Erwartung an die im Haushalt lebenden Kinder, sich an Hausarbeiten zu beteiligen (und Zeitverwendungsstudien zeigen, dass Kinder dies auch tun, vgl. 2.5) – besonders in Situationen und Kontexten, in denen Mütter als unbezahlte Fürsorge-Arbeiterinnen „fehlen“ (etwa da sie viel Lohnarbeiten müssen oder da sie aus gesundheitlichen Gründen „ausfallen“), wird von Kindern implizit und explizit eine Beteiligung an Hausarbeiten eingefordert.

In den Alltagsbeschreibungen der von mir interviewten Familien zeigt sich die Entgrenzung von Erwerbsarbeit und Familie auf vielfältige Weise. Das Ehepaar Alvarez nahm und nimmt etwa gegen Bezahlung Sprachschüler*innen zu Hause auf. Elisabeth Emmert, die als selbstständige Lehrerin und Dozentin arbeitet, nahm in der Vergangenheit häufig ihre Tochter Marie mit zu Seminaren und Workshops. Mitunter übernahmen dann auch Teilnehmer*innen die Betreuung der Tochter. Bei Familie Guse arbeiten beide Elternteile (auch) von zu Hause aus, die Kinder bewerten dies ambivalent. Einen Sonderfall stellt Familie Huber mit ihrem Handwerksbetrieb dar. Hier fallen Familie und Erwerbsarbeit örtlich und personell komplett zusammen. Diese Art entgrenzter Arbeit ist allerdings keine „neue“ Entwicklung, sondern familien- und branchenspezifisch.

2.5 Verteilung von Arbeit in Familien: Ein paar Zahlen

Bezahlte und unbezahlte Arbeit sind nicht nur in Deutschland ungleich zwischen den Geschlechtern verteilt. Frauen übernehmen in Partnerschaften und Familien anteilig mehr unbezahlte Arbeit wie Betreuung und Erziehung von Kindern, Pflege älterer und kranker Angehöriger sowie Arbeiten im Haushalt. Insgesamt lässt sich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine zunehmende Integration von Frauen

in den Arbeitsmarkt feststellen: Die Erwerbstätigenquote betrug im Jahr 2017 bei Frauen 71,5 Prozent, bei Männern 78,9 Prozent. Sowohl bei Frauen auch als bei Männern ist diese Quote in den letzten zehn Jahren angestiegen, bei Frauen um über acht Prozentpunkte, bei Männern um ca. vier Prozentpunkte. (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2019: 7) 1997 lag die Erwerbstätigenquote der Frauen noch bei 55,2 Prozent (WSI 2019a). Obwohl immer mehr Frauen erwerbstätig sind, sind dies viele von ihnen in Teilzeit. So hält die Bundesagentur für Arbeit 2019 fest: „Die Zunahme der Frauenbeschäftigung in den letzten zehn Jahren basiert fast allein auf mehr Teilzeitbeschäftigung.“ (Bundesagentur für Arbeit 2019: 10). Im Jahr 2018 ist fast die Hälfte der erwerbstätigen Frauen in Teilzeit beschäftigt, bei den Männern sind es nur knappe 11 Prozent (Bundesagentur für Arbeit 2019: 14). In Paarhaushalten mit (56 Prozent) und ohne Kindern (61 Prozent) sind in der Mehrheit der Fälle beide Partner*innen erwerbstätig. In ca. 12 Prozent der Paarhaushalte mit Kindern ist kein/e der beiden Partner*innen erwerbstätig. Allerdings sind in fast jedem dritten Paarhaushalt mit Kindern Männer „Alleinernährer“, bei Frauen sind es nur fünf Prozent der Haushalte. (WSI 2019b)

Die ungleiche Verteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern wird auch unter dem Begriff „Gender Time Gap“ (WSI 2019c) beschrieben, wobei meistens nur die Erwerbsseite, also die geringere Zeit, die Frauen mit Erwerbsarbeit verbringen, betrachtet wird. In der Zeitverwendungserhebung des Statistischen Bundesamtes wird die Ungleichverteilung von Arbeit anhand der Zeitdimension beobachtbar: Wie viel Zeit verwenden Menschen für welche Tätigkeiten und welche Entwicklungen lassen sich feststellen? Im Vergleich der Erhebungen 2002/2003 und 2012/2013 wird dabei deutlich, dass Frauen in „Single-Haushalten“ (Sellach/Libuda-Köster 2017: 30) seit der zweiten Erhebung im Schnitt mehr Zeit für Erwerbsarbeit aufwenden, ähnlich viel wie Männer. Auch in Paarhaushalten ohne Kinder bringen Frauen und Männer ähnlich viel Zeit für Erwerbsarbeit auf. (vgl. Sellach/Libuda-Köster 2017: 29 f.) Dies ändert sich jedoch, wenn Kinder in den Haushalt kommen. Panova et al. (2017) halten im Kontext der Zeitverwendungserhebung fest, dass ein Geschlechterunterschied besonders während der „Rushhour of Life“ (Panovat et al. 2017: 47) besteht. Sie betrachten

für ihre Analyse besonders die „Rushhour im Familienzyklus“ (Panovát et al. 2017: 47), genauer gesagt die Phase ab der Geburt des ersten Kindes bis zum Erreichen des Kindergartenalters des letzten Kindes. Aber auch die Zeit bis zum Erwachsenenalter der Kinder wird in den Blick genommen. Bereits 2002/2003 zeigten sich große geschlechtsspezifische Unterschiede in der Zeitverwendung von Eltern in der „Rushhour“. Frauen übernahmen wesentlich mehr unbezahlte Haus- und Fürsorgearbeit, Männer mehr bezahlte Erwerbsarbeit. Paare mit Kindern im Haushalt haben auch zehn Jahre später insgesamt eine höhere Gesamtarbeitszeit als Paare ohne Kinder im Haushalt. Pro Elternteil kommen sie auf wöchentlich ca. 58 Stunden Arbeitszeit, bei Paaren ohne Kinder im Haushalt sind es 48 Stunden. Diese Differenz entsteht durch unbezahlte Haus- und Fürsorgearbeit. Eltern mit Kindern bis drei Jahren verrichten 3,6 Mal so viel Hausarbeit wie Paare ohne Kinder im Haushalt. (vgl. Panova et al. 2017: 48 ff.)

Während sowohl bei Frauen als auch bei Männern die Gesamtarbeitszeit in der „Rushhour“ des Lebens steigt, gibt es Unterschiede in der Zeitverwendung für bezahlte und unbezahlte Arbeit: Väter verwenden 62 % ihrer Gesamtarbeitszeit für Erwerbsarbeit, Mütter 70 % ihrer Arbeitszeit für Nichterwerbsarbeit. Während ein Drittel der Mütter in dieser Phase gerne mehr Zeit für Erwerbsarbeit hätte, wollen nur 7 % der Väter mehr Stunden für Erwerbsarbeit verwenden. Dafür wünscht sich ein Drittel der Väter mehr Zeit für Erziehung und Betreuung der Kinder, während nur 19 % der Mütter sich dies wünscht. (vgl. Panova et al. 2017: 48.) Im Ost-West-Vergleich zeigt sich, dass in den neuen Bundesländern die Phase der hohen Belastung für Mütter länger andauert als im Westen, da diese Mütter durchgängig eine höhere Erwerbsbeteiligung haben als im Westen. Ostdeutsche Mütter mit Kindern bis fünf Jahren sind im Schnitt 14 Stunden pro Woche erwerbstätig, westdeutsche Mütter zwölf Stunden. Bei ostdeutschen Müttern mit Kindern ab sechs Jahren sind es 23 Stunden pro Woche und 17 Stunden pro Woche bei westdeutschen Müttern. (vgl. Panova et al. 2017: 58 ff.) Der Erwerbsumfang der Männer unterscheidet sich regional hingegen nicht: Er liegt bei durchschnittlich 34 Wochenarbeitsstunden für Männer mit Kindern bis fünf Jahren und bei 32 Wochenarbeitsstunden für Männer mit Kindern zwischen 6 bis 17 Jahren. Die höhere Erwerbs-

beteiligung der Frauen in den neuen Bundesländern wird dabei kaum durch eine höhere Beteiligung der Väter am Haushalt ausgeglichen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass mit der Geburt des ersten Kindes (immer noch) eine „Retraditionalisierung“ (ebd.: 60) in Bezug auf die Arbeitsteilung der Paare stattfindet, auch bei Paaren, die zuvor eine egalitäre Arbeitsteilung lebten. Obwohl auch bei Männern die verstärkte Arbeitsbelastung – gemessen an der Gesamtstundenzahl – bei Kindern im Haushalt vorhanden ist und der rein quantitative Gesamtarbeitszeitumfang bei Männern genauso hoch ist wie bei Frauen, haben Frauen laut Umfragen ein höheres subjektives Belastungsempfinden: sie empfinden im Schnitt höheren Zeitdruck und mehr Planungsstress als Väter. Mögliche Begründungen sind einerseits die Verantwortung der Koordination bezahlter und unbezahlter Arbeit, die überwiegend bei Frauen liegt, sowie kürzeren und unregelmäßigeren Schlaf. (vgl. Panova et al. 2017: 60)

Zwischen den beiden Zeitverwendungserhebungen wurden einige familienpolitische Neuerungen eingeführt, die die Gleichstellung von Frauen und Männern fördern sollten. So wurde etwa Erziehungsgeld / Erziehungszeit durch Elterngeld / Elternzeit ersetzt, die sogenannten „Vätermonate“ eingeführt und die Kinderbetreuung ausgebaut. Diese haben aber, das zeigt der Vergleich der beiden Erhebungen, nur zum Teil Einfluss auf die Arbeitsteilung gehabt:

„Sozial- beziehungsweise Familienpolitik scheinen bisher kaum / keinen Einfluss auf die traditionelle innerfamiliäre Arbeitsteilung zu haben, sondern eher die Erwerbsorientierung von Frauen zu verstärken. Damit scheint aber die Belastung von Frauen tendenziell eher zugenommen zu haben, wenn sie den Anforderungen in der Erwerbsarbeit und der Haus- und Familienarbeit gleichermaßen gerecht werden wollen, sie für den letzteren Bereich aber zu wenig Zeit haben.“

(Sellach/Libuda-Köster 2017: 43)

Auch wenn die nächste Zeitverwendungserhebung genauere Rückschlüsse über Trends in der Arbeitsteilung von Männern und Frauen zulassen wird, lässt sich festhalten: Geschlechterunterschiede in der Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit bestehen fort, auch

wenn Frauen mittlerweile durchschnittlich mehr Zeit für bezahlte Arbeit aufwenden, als dies noch Anfang der 2000er Jahre der Fall war.

Die geschlechtsspezifisch ungleiche Verteilung verschiedener Formen von Arbeit lässt sich dabei über alle Altersgruppen in Deutschland feststellen. So zeigt die Zeitverwendungserhebung, dass Mädchen 1,5 Mal so viel Zeit für Hausarbeit aufwenden als Jungen. Dies scheint übrigens auch in anderen Ländern der Fall zu sein, etwa in Spanien. Jungen verbringen mehr Zeit mit Sport, Hobbies und Spielen als Mädchen, der Zeitaufwand für die Schule / Berufsausbildung ist jedoch annähernd gleich hoch. Die meiste Zeit, nämlich durchschnittlich drei Stunden pro Tag, verbringen Kinder und Jugendliche mit der Schule oder Berufsausbildung. Für Hausarbeit verwenden Kinder nach Mediennutzung, Hobbies und sozialen Kontakten die wenigste Zeit, nämlich durchschnittlich 73 Minuten bzw. 48 Minuten am Tag (Wirth 2017: 118 f.) Je mehr Zeit die Eltern für die Hausarbeit aufwenden, desto mehr machen dies auch die Kinder. Der Erwerbsumfang der Eltern hingegen wirkt sich laut der Erhebung nur auf die Jungen, nicht auf die Mädchen aus: Jungen werden mit steigendem Erwerbsumfang der Eltern mehr in den Haushalt einbezogen, bei Mädchen lässt sich kein Unterschied feststellen.

Auch bei der Übernahme von Pflegearbeit gibt es einen Gender Gap. Insgesamt sind in Deutschland zwei Drittel der für die Pflege Hauptverantwortlichen Frauen. Einerseits gibt es einen höheren Frauenanteil in der bezahlten Pflegearbeit, andererseits ist auch der Hauptteil der Personen, die nicht erwerbsmäßig pflegen, weiblich, nämlich etwa 65 Prozent. (vgl. Wetzstein et al. 2015) Im Bereich des sogenannten „freiwilligen Engagements“ lässt sich eine Angleichung zwischen Männern und Frauen feststellen. Anfang der 2000er Jahre gab es noch einen relativ großen Unterschied in der Engagementquote von Männern und Frauen: 47,6 der Männer versus 42 Prozent der Frauen waren in verschiedenen Bereichen engagiert. Zehn Jahre später liegt der Anteil bei 41,7 der Männer versus 40,4 Prozent der Frauen. Die Angleichung lässt sich also nicht auf ein höheres Engagement der Frauen zurückführen – bei den Frauen ist die Engagementquote gesunken – sondern auf ein stärker sinkendes Engagement der Männer. (vgl. Burkhardt et al. 2017: 182) Fortbestehen bleibt allerdings die Segregation der Bereiche: Frauen engagieren sich

überwiegend im Bereich Kirche, im sozialen Bereich und in der Schule beziehungsweise Kita. Männer hingegen engagieren sich größtenteils in den Bereichen Sport, Freizeit und Politik. (vgl. Burkhardt et al. 2017: 192)

Insgesamt lässt sich feststellen, dass Frauen im Laufe der letzten Jahrzehnte zwar kontinuierlich mehr Erwerbsarbeit übernommen haben (vgl. WSI 2019c), gleichzeitig aber weiterhin einen Großteil der unbezahlten Arbeit wie Pflege, Kinderbetreuung und Hausarbeit leisten. Materielle Anerkennung erhalten Frauen für ihre Arbeit also insgesamt weniger als Männer, da ihre Arbeit zu einem größeren Teil nicht erwerbsförmig ist. Hinzu kommt, dass sie auch im Bereich der bezahlten Arbeit schlechtere Anerkennungschancen haben – etwa in den Bereichen Karrierechancen oder Gehalt (vgl. dazu 4.4).

Wie weiter oben erwähnt wurde, wünschen sich die befragten Frauen und Männer in den Studien eine andere Arbeitsverteilung: Frauen wollen mehr Zeit für Erwerbsarbeit, Männer mehr Zeit für Kinderbetreuung. Gleichzeitig bestehen aber bei diesen Wünschen auch einander widersprechende gesellschaftliche Leitbilder. Wie das in 1.1 erwähnte Familienleitbildsurvey zeigt, gibt es sehr komplexe Ideale hinsichtlich der Arbeitsteilung in Familien. So koexistiert oder konkurriert das Leitbild des Familienernährer-Vaters mit dem des aktiven, engagierten Vaters. (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2017: 20 ff.) Bezüglich der Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen ist das „flexible Zweiverdienermodell“ (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2017: 26) das vorherrschende Leitbild. Dieses beinhaltet eine flexible Erwerbstätigkeit der Mutter, die in Abhängigkeit des Alters der Kinder Teilzeit oder Vollzeit erwerbstätig ist. Dabei gibt es jedoch große Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland: Während in den alten Bundesländern eine Halbtagsbeschäftigung bei Vollzeiterwerbstätigkeit des Vaters die höchste Zustimmung findet, orientieren sich die Befragten aus den neuen Bundesländern an einer vollzeitznahen Erwerbstätigkeit von Müttern (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2017: 26).

Dennoch gibt es heterosexuelle Paare mit und ohne Kinder, bei denen die Frau hauptsächlich oder komplett für das Erwerbseinkommen verantwortlich ist. Cornelia Koppetsch und Sarah Speck (2015) zeigen in ihrer Studie zu Paaren aus verschiedenen Milieus, bei denen „der Mann kein Ernährer mehr ist“ (ebd.: 15), dass auch in dieser fak-

tisch veränderten Arbeitsteilung keine grundlegende Veränderung des Geschlechterverhältnisses in Familie und Partnerschaft stattfindet. Sie diagnostizieren, dass – allen Egalitätsnormen zum Trotz – im Bereich der „privaten Sphäre“ (ebd.: 242) eine „erstaunliche Änderungsresistenz“ (ebd.: 242) bestünde. Allerdings zeichnen sie nach, dass es durchaus Paare gibt, die „innovative Arrangements“ (ebd.: 238) der Geschlechterrollen zeigen würden und dies besonders bei „wertkonservativen, familienorientierten Paaren“ (ebd.: 238). Entscheidend sind laut Koppetsch/Speck nicht Aufteilungen und Diskussionen, sondern die „alltagspraktische Orientierung an alternativen Rollenbildern.“ (Koppetsch/Speck 2015: 238) Bei Frauen spielt dabei die Abkehr von der traditionellen Partnerwahl eine Rolle (statushöher), bei Männern die Abkehr von der Erwerbszentrierung.

2.6 Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse

Wie sich zeigte, fällt die empirische Erforschung des Arbeitsbegriffes hinter die theoretische Aufarbeitung zurück. Gerade deshalb ist es von Interesse, die Arbeitsverständnisse der Familien zu rekonstruieren. Daneben erscheinen mir folgende Punkte aus dem zweiten Kapitel zusammenfassend als wichtig für die Studie:

- *Der Begriff der „Arbeit“ ist (auch) in wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskussionen nicht eindeutig und historisch betrachtet kontingent:* Bei der historischen Rekonstruktion des Verständnisses von „Arbeit“ werden begriffs- und ideengeschichtlich Trends sichtbar. Dabei zeigt sich eine „Aufwertung“ (Kocka 2001: 8) körperlicher und erwerbsmäßiger Arbeit von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. Die Verengung des Arbeitsbegriffes auf Erwerbsarbeit ist eine relativ junge Entwicklung und findet mutmaßlich erst im Laufe des 19./20. Jahrhunderts statt. Erwerbsarbeit wird dabei zu einem zentralen gesellschaftlichen Gut, an das der Zugang zu Ressourcen, Wertschätzung und Rechten geknüpft ist. „Arbeit“ als Erwerbsarbeit verspricht gesellschaftliche Integration, sozialen Status und die Möglichkeit individueller Identitäts- und Sinnbildung.

- *Mit dem Arbeitsbegriff/ Arbeitsverständnis sind Anerkennungsverhältnisse verknüpft:* Aus diesem Grund richten sich feministische Kritiken und kritische Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung gegen die Reduktion des Arbeitsbegriffes auf Erwerbs- oder Lohnarbeit. Ziel ist, die überwiegend von Frauen geleistete unbezahlte Reproduktionsarbeit als Arbeit sichtbar zu machen. Dies einerseits, um den Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen auch durch nicht erwerbsförmige Arbeit zu ermöglichen und andererseits, um verschiedene Formen von Arbeit gerechter zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen (auch Männern und Frauen) zu verteilen.
- *Wird der Zusammenhang von Anerkennung und Arbeit in Familien erforscht, spielen Gefühle eine zentrale Rolle:* Erstens sind Familien generell ein Ort der (Re-)Produktion von Gefühlen. Zweitens werden Fürsorgearbeiten dort als Ausdruck von Liebe und Zuneigung interpretiert (vgl. 4.5.2) und drittens gilt es, analytisch den Blick darauf zu richten, dass alles was in den Familien (vermeintlich) aus und mit Liebe geschieht, sich für die Familienmitglieder selbst potentiell als Nicht-Arbeit darstellt.
- *Familiäre Anerkennungsverhältnisse sind in gesellschaftliche Anerkennungsverhältnisse eingebettet:* Die Entwertung der Arbeit von Frauen ist auf der strukturell-gesellschaftlichen Ebene durch die historische Trennung von öffentlich/privat und damit auch Produktion/Reproduktion angelegt, denn mit dieser Trennung findet eine Hierarchisierung der Tätigkeiten und eine Verknüpfung mit ungleichen Geschlechterverhältnissen statt (vgl. z.B. Beck-Gernsheim/Ostner 1978; Haug 1999). Die Trennung von Produktion und Reproduktion ist mit der Hegemonie einer spezifischen Familienform (Ehe zwischen Mann und Frau, gemeinsame Kinder, in einem Haushalt lebend) verknüpft.
- *Ambivalente Entwicklung der Anerkennungschancen von Frauen:* Durch die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt und die rechtliche Gleichstellung haben Frauen zwar Zugang zu Formen von Anerkennung, die sie davor überwiegend über von Männern abgeleitete Ansprüche hatten (Krankenversicherung etc.). Gleichzeitig aber verbleiben sie in Erwerbsarbeitsbereichen mit durch-

schnittlich schlechteren Arbeitsbedingungen und schlechterer Bezahlung, und wird Fürsorge krisenhaft. Zudem tragen Frauen die hauptsächliche Verantwortung für die Harmonisierung unterschiedlicher Lebensbereiche. Die Widersprüche von Reproduktion und Produktion werden zu individuellen Vereinbarkeitsproblemen von Frauen.

- *Gesellschaftliche Entwicklungsprozesse stellen den Rahmen des alltäglichen Familienlebens dar und haben möglicherweise Einfluss auf Verständnisse von Arbeit und familiäre Arbeitsteilungen:* Gesellschaftliche Zeitdiagnosen zum Stellenwert von „Arbeit“, der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit und dem Zusammenhang von Subjekt und Arbeit (Krisendiagnosen, Entgrenzung, Subjektivierung, Ökonomisierung) können den Hintergrund potentiell unterschiedlichen Wissens der Familienmitglieder über Arbeit, Arbeitsteilungen und Erwerbsbiographien liefern. Denn Familienmitglieder sind auch Teil gesellschaftlicher und historischer Generationenfolgen und somit an gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen beteiligt und durch sie beeinflusst. Zudem finden sich Hinweise auf diese Entwicklungen in den Beschreibungen des Alltags und der Biographien der Familienmitglieder.
- *Es besteht eine ungleiche Verteilung verschiedener Arbeitsformen:* Zeitverwendungserhebungen und Arbeitsmarktstatistiken zeigen, dass unbezahlte und bezahlte Arbeit weiterhin ungleich zwischen den Geschlechtern verteilt sind. Trotz gestiegener Erwerbsbeteiligung von Frauen leisten diese immer noch den Großteil der unbezahlten Reproduktionsarbeit (Hausarbeit, Pflege, Kinderbetreuung). Im Bereich des freiwilligen Engagements sind die Engagementquoten annähernd ausgeglichen. Kinder und Jugendliche verbringen die meiste Zeit mit Schule und Berufsausbildung. Bei der Hausarbeit zeigt sich, ebenso wie bei den Erwachsenen, ein geschlechtsspezifischer Unterschied: Mädchen verbringen demnach mehr Zeit mit Hausarbeit, als Jungen. Die Sichtbarmachung verschiedener Formen von Arbeit und der geleistete Arbeitsumfang ist Voraussetzung für eine gerechtere Verteilung verschiedener Formen von Arbeit.

3 Anerkennung

Im dritten Kapitel stehen nun der Begriff und das Konzept der Anerkennung im Mittelpunkt. Auch wenn der Begriff der „Anerkennung“ von manchen als „Karrierebegriff der Altachtundsechziger“ (Gerhardt 2004: 13) bezeichnet wird, reicht die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Anerkennung zeitlich wesentlich weiter zurück und erstreckt sich über verschiedene Disziplinen, neben der Philosophie und Soziologie zum Beispiel auch über die Psychologie / Psychoanalyse und die Rechts- und Kulturwissenschaften. Anerkennung wird dabei subjekt- und gesellschaftstheoretisch betrachtet; erkenntnistheoretische Einsichten spielen ebenso eine Rolle wie moraltheoretische Überlegungen und empirische Dimensionen, die politische, materielle Relevanz des Begriffes oder seine Aussagekraft für die Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit und die Berücksichtigung kultureller Differenzen.

Im Folgenden werden zunächst Entwicklungslinien theoretischer Auseinandersetzungen mit dem Begriff und der Idee der Anerkennung skizziert (3.1). Anschließend wird eine wichtige Dimension einiger Anerkennungstheorien behandelt, nämlich die wechselseitige Abhängigkeit von Subjekten und der Kampf um Anerkennung (3.2). Danach wird ein weiterer zentraler Punkt von Anerkennungstheorien herausgegriffen: die Anerkennung des Anderen / von Differenzen (3.3). Beide Aspekte spielen meines Erachtens für die Erforschung familialer Anerkennungsverhältnisse eine Rolle. Hierauf wird Axel Honneths Anerkennungsmodell dargestellt, das für meine Studie ein wichtiger Bezugspunkt ist (3.4). Daran anknüpfend werden Ansätze und Überlegungen erläutert, die Honneths Modell sinnvoll erweitern und ergänzen (3.5). Schließlich werden die wichtigsten Erkenntnisse zusammengefasst und darauf aufbauende Überlegungen zur Anerkennung in Familien angestellt (3.6).

3.1 Anfänge und Entwicklung des Begriffs der Anerkennung

Die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Anerkennung hat im deutsch- und englischsprachigen Raum eine lange Tradition. Wie etwa Nicole Balzer (2014: 36 f.) nachzeichnet, wird der Begriff „Anerkennung“ zwar bereits im 16. Jahrhundert verwendet, erfährt aber erst im Kontext des Deutschen Idealismus größere Aufmerksamkeit im gesellschaftlichen und philosophischen Diskurs. Die frühe Verwendung des Begriffes ist dabei laut Balzer „eher (wert-)neutral“ (2014: 37), eine „positive und auch moralische Aufladung, die bis heute die Verwendung von Anerkennung prägt, jedoch nicht restlos bestimmt“ (ebd.), erfährt der Begriff laut ihr erst sukzessive. Zu Beginn bezeichnet der Begriff primär eine Form der Erkenntnis, nämlich eine Bekräftigung im Sinne eines Nicht-Leugnens. Auch kann er in seiner frühen Verwendung sowohl die „spezifische[...] Erkenntnis als etwas“ als auch das ‚Gutheißen‘ von etwas“ (Balzer 2014: 37; Herv. i.O.) bezeichnen. Das spätere „normativ und moralisch konnotierte Begriffsverständnis von Anerkennung und die mit ihm verknüpfte alltagsweltlich dominante Verwendung von Anerkennung im Sinne der Wertschätzung“ (Balzer 2014: 37) stelle einen Bedeutungswandel dar, der durch die Bearbeitung des Begriffs in der Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts angestoßen wurde. Die Beschreibung vom Bedürfnis nach Anerkennung als der menschlichen Natur inhärent ist ein Gedanke der, von Jean-Jaques Rousseau formuliert und Georg Wilhelm Friedrich Hegel aufgegriffen und fortgeführt, spätere Anerkennungstheorien laut Balzer bis heute prägen (Balzer 2014: 37).

Honneth (2018) differenziert, bezogen auf Europa ab der beginnenden Moderne, drei unterschiedliche Entwicklungslinien des Begriffes der Anerkennung (er selbst spricht nicht von der Begriffs- sondern der „Ideengeschichte“ der Anerkennung, da nicht alle von ihm behandelten Theoretiker*innen den Begriff der Anerkennung verwenden): die französische, die britische und die deutsche. Zwar gingen alle drei Denktraditionen von der „Abhängigkeit eines jeden Subjekts von der Anerkennung durch seine Mitmenschen“ (Honneth 2018: 182) aus. Die Bedeutung dieser Abhängigkeit werde aber sehr unterschiedlich inter-

pretiert. In der französischen Tradition gefährde die Angewiesenheit den „»authentischen« Zugang[.] zum eigenen Selbst“ (Honneth 2018: 182). Anerkennung wird hier von dem Anderen aus konzipiert, der einem Subjekt bestimmte Eigenschaften zuschreibt oder zugesteht (vgl. Honneth 2018: 131). Beispielhaft erläutert Honneth dies mit Rousseau: Das Streben von Individuen, vor dem Hintergrund gesellschaftlich dominanter Werte als gut und gegebenenfalls besser als andere beurteilt zu werden, kann dazu führen, dass der „Schleier der öffentlichen Meinung“ (Honneth 2018: 55) den Blick auf das wahre Wesen eines Individuums verunmögliche. Der Geltungsdrang/ die Eitelkeit des Menschen („amour propre“) äußert sich demnach in einer „Sucht nach Anerkennung [die] stets in Selbstverkennung umzuschlagen droht“ (Honneth 2018: 55). Anerkennung besitzt in dieser Tradition sowohl kognitive als auch normative Anteile, es geht um das Erkennen der Eigenschaften eines Subjekts durch andere und um die positive Bewertung dieser Eigenschaften.

Von der französischen Theorietradition grenzt Honneth die britische ab, die in der erwähnten Abhängigkeit des Subjekts von der Anerkennung anderer eine „Chance zur moralischen Selbstkontrolle des Subjekts“ (Honneth 2018: 182) sehe. Anerkennung bedeute hier, einzelnen Anderen oder einer Gemeinschaft zuzubilligen, moralisch über das eigene Verhalten zu urteilen und ihnen somit eine normative Autorität einzuräumen (vgl. Honneth 2018: 132). Hier hat das Streben nach Anerkennung die Funktion „ein akzeptiertes Mitglied“ (Honneth 2018: 184) einer sozialen Gemeinschaft zu werden. Anerkennung hat dabei eine moralische Funktion: Individuen erhalten die Zustimmung anderer, wenn sie sich im Sinne vorherrschender gesellschaftliche Normen angemessen verhalten. Sie sind motiviert dies zu tun, da sie ein Bedürfnis haben, ein akzeptiertes Mitglied einer sozialen Gemeinschaft zu sein.

Anerkennung in der von Honneth rekonstruierten deutschen Theorie-tradition hingegen werde von den Subjekten nicht auf Grund ihrer Bedürfnisse angestrebt, sondern stelle „eine Bedingung dafür dar, überhaupt ein vernünftiges, sich selbst bestimmendes Wesen werden zu können.“ (Honneth 2018: 184). Anerkennung in dieser Tradition beschreibt Honneth als „ein Geschehen simultaner Wechselseitigkeit zwischen zwei gleichgestellten Subjekten“ (ebd.: 132). Durch wechsel-

seitige Anerkennung können sich Individuen gegenseitig der Fähigkeit versichern, das eigene Handeln an selbstgesetzten, für vernünftig gehaltenen Normen zu orientieren und die Durchsetzung eigener Triebe einzuschränken. (Honneth 2018: 184 f.) Während in der französischen Entwicklungslinie uneindeutig sei, ob es verschiedene Grade oder Abstufungen von Anerkennung gebe, seien unterschiedliche Grade von Anerkennung in der britischen und deutschen Denktradition möglich.

Ob Honneths Systematisierung sinnvoll ist, soll hier nicht diskutiert werden. Seine Ausführungen machen aber deutlich, dass es eine Vielzahl an Theoretiker*innen im Bereich der Anerkennungstheorie gibt, die in ihren Annahmen teilweise mehr oder weniger stark voneinander abweichen. Neuere anerkennungstheoretische Überlegungen und jenseits von Europa entwickelte Ansätze werden von Honneth dabei nicht behandelt. Im Folgenden werde ich mich auf eine Auswahl an Theoretiker*innen konzentrieren, deren Überlegungen mir für die empirische Studie relevant erscheinen. Die zentralen Aussagen ihrer Ansätze werde ich kurz skizzieren, um daran anschließend über Anerkennung in Familien zu reflektieren.

3.2 Wechselseitige Abhängigkeit und der Kampf um Anerkennung

Ein Aspekt, der in vielen Anerkennungstheorien zentral ist, ist die wechselseitige oder reziproke Abhängigkeit der Subjekte voneinander und, damit zusammenhängend, Kämpfe und Konflikte um Anerkennung. Sowohl die wechselseitige Abhängigkeit als auch der Kampf oder zumindest Konflikt um Anerkennung sind meines Erachtens besonders in familialen Anerkennungsverhältnissen wichtig, weshalb ich im Folgenden diese Aspekte kurz anhand anerkennungstheoretischen Überlegungen Georg Wilhelm Friedrich Hegels und Jessica Benjamins skizzieren will.

Beide Aspekte, die Abhängigkeit und der Kampf, sind in den Überlegungen Hegels zu Anerkennung zentral. Auf Hegels Idee des Kampfes um Anerkennung baut später Axel Honneth auf und seine Überlegungen boten die Grundlage für viele spätere anerkennungstheoretische

Überlegungen. Im Gegensatz zu späteren Anerkennungstheorien sind seine Ausführungen zu Anerkennung jedoch nicht gesellschaftstheoretischer³⁰, sondern vielmehr subjekttheoretischer Natur (vgl. Gerhardt 2004: 13). Hegel beschreibt in der „Phänomenologie des Geistes“ (Hegel 1970) Anerkennung als eine „Bewegung“ (Hegel 1979: 114) des Selbstbewusstseins. Diese Bewegung verbildlicht er mit der Beschreibung der Beziehung von Herr und Knecht: Der Herr symbolisiert in diesem Verhältnis das „für sich seiende Bewußtsein“ (Hegel 1970: 117; Herv. i.O.), der Knecht das „an sich“ (Hegel 1970: 119; Herv. i.O.) seiende Bewußtsein. Bevor Herr und Knecht zu ungleichen Teilen eines Selbstbewusstseins werden, findet ein „Kampf auf Leben und Tod“ (Hegel 1970: 116) statt, durch den sich beide Teile bewähren. Aus diesem Kampf geht der Herr als Sieger hervor, der Knecht unterwirft sich. Beide bilden zwei Teile des Selbstbewusstseins, die in einer gegenseitigen Abhängigkeit zu stehen scheinen. Dass der Knecht dabei vom Herrn abhängig ist, ist unmittelbar einsichtig. Aber auch der Herr ist, mittelbar, abhängig vom Knecht:

„Der Herr ist das *für sich* seiende Bewußtsein, aber nicht mehr nur der Begriff desselben, sondern für sich seiendes Bewußtsein, welches durch ein *anderes* Bewußtsein mit sich selbst vermittelt ist.“
(Hegel 1970: 117; Herv. i.O.)

Auch der Herr *ist* also nur durch den Knecht, durch dessen Anerkennung und umgekehrt. Allerdings bezeichnet Hegel diese Anerkennung paradoxerweise dennoch als ein „einseitiges und ungleiches Anerkennen“ (ebd.: 118). Honneth (2018: 175) interpretiert diese von Hegel beschriebene Ungleichheit so, dass es zu keiner „reziproken Bekräftigung“ des jeweiligen „Selbstseins“ kommen könne, da gesellschaftliche Normen das symmetrische Wiederfinden von Herr und Knecht im jeweils anderen nicht zulassen würden (Honneth 2018: 175 f.). Bei Hegel setzt jedenfalls Bewusstsein Anerkennung voraus, beziehungsweise ist ein andauernder Prozess der Anerkennung.

30 Auch wenn die Wahl der Begrifflichkeiten („Herr“ und „Knecht“) dies nahelegt.

„Das Selbstbewußtsein ist *an* und *für sich*, indem, und dadurch, daß es für ein Anderes an und für sich ist; d.h. es ist nur als ein Anerkanntes.“
(Hegel 1979: 113; Herv. i.O.)

Das Selbstbewusstsein ist nicht unabhängig, aus sich selbst heraus existierend, sondern entsteht erst durch ein Außen, das dieses anerkennt. Somit ist Anerkennung eine Voraussetzung für jegliche Subjekt³¹- und Identitätsbildung. Entscheidend ist dabei die Wechselseitigkeit der Anerkennung der Bewusstseins, wie Hegel formuliert: „*Sie anerkennen sich als gegenseitig sich anerkennend.*“ (Hegel 1970: 115) Ein Bewusstsein wird also erst durch das Anerkanntwerden und das Anerkennen eine eigene Entität, die Unabhängigkeit ist an die radikale Abhängigkeit von Anderen geknüpft. Der vielfach zitierte und von Honneth später übernommene Gedanke des „Kampf[s] des Anerkennens“ (Hegel 1979b: 220) wurde vielfach als Kampf um die Bewertung von Subjekteigenschaften vor dem Hintergrund eines gesellschaftlich dominanten Werterahmens interpretiert. Nichtsdestotrotz spielen in der „Phänomenologie des Geistes“ gesellschaftliche Güter oder Normen zunächst keine Rolle, es wird also keine Anerkennung *für* oder *auf Grund* gesellschaftlicher Normen vergeben. Allerdings wird Hegel etwa von Honneth so interpretiert, dass Anerkennung bei Hegel auf Basis einer „gesellschaftliche[n] Präferenzordnung“ (Honneth 2018: 174) gespendet wird. Die von Hegel beschriebenen Bereiche der „Sittlichkeit“ in den Grundlinien der Philosophie des Rechts – „die Familie“, „die bürgerliche Gesellschaft“ und „der Staat“ – (Hegel 1979a: 306) stellten dabei je spezifische Rahmenbedingungen der wechselseitigen Anerkennung dar. (Honneth 2018: 174) Honneth hat sowohl die Idee des „Kampfes“ um Anerkennung als auch die von Hegel beschriebenen Bereiche der Sittlichkeit in seine anerkennungstheoretischen Überlegungen integriert, wie später noch beschrieben wird. Für meine Studie sind die hier sehr kurz skizzierten Ausführungen Hegels in zweierlei Hinsicht wichtig: erstens hinsichtlich der Wechselseitigkeit / Reziprozität der Anerkennung und daraus resultierend, des wechselseitigen Angewiesenseins; zweitens hinsichtlich der Idee des „Kampfes“.

31 Hegels Begriff des „Bewusstseins“ interpretiere ich als Subjekt.

Auch die Psychoanalytikerin Jessica Benjamin nimmt, an Hegel anschließend, die wechselseitige Abhängigkeit von Individuen in den Blick, wobei in ihren Anerkennungstheoretischen Auseinandersetzungen ebenfalls Überlegungen zu Herrschaft und Kampf beziehungsweise Konflikt eine Rolle spielen. Sie trägt in ihren Auseinandersetzungen mit „Anerkennung“ zu einer intersubjektiven Fundierung der Psychoanalyse bei. Ausgangspunkt ist die Kritische Theorie und Hegels Analogie des Herrschafts- / Knechtschaft-Verhältnisses (vgl. Benjamin 1995: 36). An klassischen psychoanalytischen und entwicklungspsychologischen Theorien kritisiert sie die starke Konzentration auf Prozesse der Lösung und Individuation unter Vernachlässigung von Prozessen der Bindung und gegenseitigen Anerkennung. Ursächlich dafür sieht Benjamin die Objektivierung der Mutter in der Mutter-Kind-Beziehung und damit die Negierung weiblicher Subjektivität. In der Annahme der Mutter als Objekt verharren Theorien demnach in der Beschreibung des Aufbaus von Objektbeziehungen, intersubjektive Beziehungen werden vernachlässigt. Benjamin plädiert nun dafür, eine intersubjektive Perspektive auf die mentale Entwicklung von Menschen einzunehmen, wobei laut ihr der Prozess der Anerkennung (hier: die Anerkennung der Mutter als Subjekt durch das Kind) entscheidend ist. Mit dieser Perspektive versucht Benjamin, die Bestrebungen nach Autonomie und Abspaltung auf der einen Seite und nach Verbundenheit und Nähe auf der anderen Seite zu integrieren. (vgl. Benjamin 1995: 30–35)

Anerkennung findet demnach statt, indem ein Kind einen anderen Menschen als anderes, eigenständiges Bewusstsein wahrnimmt, zunächst in der Wahrnehmung von Gemeinsamkeit (ein gemeinsames Gefühl, ein gemeinsames Ziel), später dann auch in der Wahrnehmung von Differenzen. Schließlich findet eine Reflexion des Kindes darüber statt, dass auch das andere Bewusstsein weiß oder wissen soll, dass unterschiedliche Gefühle oder Wünsche bestehen. Benjamin fasst diesen Vorgang folgendermaßen zusammen: „You know what I feel even when I want or feel the opposite of what you want or feel.“ (Benjamin 1995: 43) Hier zeigt sich die Paradoxie des Zusammenspiels von Autonomie und Abhängigkeit: Das Kind erkennt zunächst, dass es ein eigenes Bewusstsein, einen eigenen Willen hat. Gleichzeitig erkennt es die Notwendigkeit, dass auch das Gegenüber erkennt, dass das Kind ein

eigenes Bewusstsein besitzt – es ist also ebenso wie der Herr gegenüber dem Knecht abhängig von der Anerkennung des Anderen. Um Anerkennung als unabhängiges, eigenständiges Subjekt zu erhalten muss der / die andere ebenfalls als unabhängig anerkannt werden. Auch für Benjamin ist ein Kampf oder ein Konflikt um Anerkennung dabei zentral für die Entwicklung des Subjektes beziehungsweise des Selbst (vgl. Benjamin 1995: 45 f.).

Laut Benjamin gibt es ein menschliches Bedürfnis nach Anerkennung, allerdings nicht nur danach anerkannt zu werden, sondern auch danach, andere anzuerkennen. Anerkennung ist bei Benjamin laut Balzer (2014: 394) kein Problem des Selbstwertes oder einer positiven Selbstbeziehung, sondern dessen, sich überhaupt als Selbst zu begreifen. Wenn gegenseitige Anerkennung scheitert, wird das Subjekt laut Benjamin auf innerpsychische Subjekt-Objekt-Relationen verwiesen (vgl. Benjamin 1995: 43). Um Subjektivität zu begreifen, muss laut Benjamin immer auch die Negation der Anerkennung, das Scheitern beziehungsweise „destruction“ als „the Other of recognition“ (Benjamin 1995: 48) berücksichtigt werden. Hier zeigen sich Parallelen zu Honneths Konzeption von Missachtung als Verweigerung von Anerkennung (vgl. 3.4). Ein solches komplettes Scheitern von Anerkennung lässt sich in den intersubjektiven familialen Anerkennungsbeziehungen der teilnehmenden Familienmitglieder jedoch empirisch nicht feststellen. Dies sicherlich auch, weil Familien, die sich bereit erklären, gemeinsam an einem Gespräch teilzunehmen, mutmaßlich kein komplettes Scheitern wechselseitiger Anerkennung aufweisen. Hier könnte also, empirisch argumentiert, Selbstselektion eine große Rolle spielen. Allerdings nehme ich aus einer theoretischen Perspektive an, dass eine komplette Abwesenheit von Anerkennung zwischen Subjekten generell empirisch nicht möglich ist (vgl. weiter unten dazu Gabriele Fischer 2015).

Folgende Punkte sind hier zusammenfassend wichtig: Erstens ist Anerkennung durch Reziprozität zwischen Subjekten gekennzeichnet. Es gibt keine Anerkennung von sich selbst, aus sich heraus. Dies bedeutet gleichzeitig gegenseitige Abhängigkeit: Ich muss ein Anderes anerkennen um selbst anerkannt zu werden. Zweitens bedeutet Anerkennung damit auch immer Anerkennung von Anderem / Anderen (etwas, was nicht identisch mit mir ist). Drittens ist der Kampf / Konflikt um

Anerkennung Bestandteil von intersubjektiven Anerkennungsverhältnissen. Im Folgenden möchte ich auf die Anerkennung des Anderen und die Anerkennung von Differenzen näher eingehen – denn Konflikte und Kämpfe um Anerkennung gründen auf Differenz(en).

3.3 Anerkennung des Anderen, Anerkennung von Differenz

Ein weiteres zentrales Problem, mit dem sich Anerkennungstheorien befassen und das mir für die Studie wichtig erscheint, ist die Anerkennung des Anderen und, damit zusammenhängend, die Anerkennung von Differenz(en). Kann Anerkennung, wie zuvor beschrieben, nur als reziproke Beziehung stattfinden, setzt dies ein dem Subjekt Äußerliches, ein Anderes voraus. Für Jessica Benjamin (2013) stellt sich dabei die Frage, wie das Selbst in Beziehung zu einem Anderen stehen kann, „ohne ihn durch Identifizierung zu assimilieren oder selbst durch ihn assimiliert zu werden“ (Benjamin 2013: 104). Denn genau darin besteht für Benjamin Anerkennung. Die Anerkennung des Anderen ist für Benjamin der Schlüssel zur Selbst- und Subjektwerdung. Benjamin geht es aber nicht nur, wie Charles Taylor und anderen, um die „ethische[.] Frage“ (Benjamin 2013: 110) der Verpflichtung und Möglichkeit, die Differenz der konkreten Anderen zu erhalten. Denn das Andere ist bei Benjamin auch im Selbst verortet und wird, insofern es bedrohlich erscheint, ausgelagert. Was an den Anderen als bedrohlich wahrgenommen wird, ist der eigene „Schatten“ (Benjamin 2013: 103), die negierten Teile des Selbst. Nicht die *Identifikation* mit dem Anderen, sondern das *Aushalten* des Anderen ist für Benjamin entscheidend: Durch das innerpsychische Aushalten und Anhören des „inneren“ Anderen verlieren auch die äußeren Anderen an Bedrohung. Politisch bedeute dies, „den kontinuierlichen Wettkampf und Widerspruch zwischen Differenzen auszuhalten“ (Benjamin 2013: 135).

Anerkennung ist für Benjamin also durch die Akzeptanz und das Sprechen-Lassen der Differenz gekennzeichnet, ohne diese Differenz durch Identifikation aufzulösen. Diese Überlegungen, wenn auch abstrakt und psychoanalytisch fundiert, erscheinen mir für die empirische

Erforschung von Anerkennung in Familien als wichtig: Gerade in Familien besteht, so denke ich, einerseits die Gefahr der Assimilation durch Identifikation (zu Gunsten einer kollektiven Familienidentität), und gleichzeitig sind gerade Familien möglicherweise besonders erprobt im Aushalten von Differenzen.

Mit dem Problem von Differenz und Anerkennung beschäftigt sich auch der Sozialphilosoph und Kommunitarist Charles Taylor. Der Schwerpunkt seiner Auseinandersetzungen mit Anerkennung liegt auf der Anerkennung von Gruppen beziehungsweise der Anerkennung kollektiver Identitäten. Anerkennung bedeutet in diesem Zusammenhang die positive Kenntnisnahme oder Berücksichtigung von (menschlichen) Existenzen. Anerkennung findet laut Taylor einerseits im Bereich der persönlichen Beziehungen statt und spielt hier – wie bei Benjamin – auf Basis der Anerkennung durch Andere eine Schlüsselrolle für die Herausbildung einer Identität und eines Selbst (vgl. Taylor 1993: 26). Die Verweigerung von Anerkennung kann zerstörerisch sein. Identität setzt bei Taylor demnach die Anerkennung durch Andere voraus (vgl. Taylor 1995: 54).

Anerkennung findet zweitens in der „öffentlichen Sphäre [statt], wo die Politik der gleichheitlichen Anerkennung eine zunehmend wichtige Rolle spielt“ (Taylor 1993: 27)³². Laut Nandi (2004) habe Taylors Anerkennungstheorie das Ziel, „einen normativen Rahmen für den Umgang mit dem Anderen innerhalb der westlichen Gesellschaft zu entwickeln“ (Nandi 2004: 184). So beschäftigt er sich unter anderem mit der Frage, wie Anerkennung von und zwischen verschiedenen Kulturen in einer Gesellschaft (einem Nationalstaat) garantiert werden kann, genauer gesagt, ob und inwiefern kulturelle Differenzen anerkannt werden können bei gleichzeitiger Erhaltung eines gemeinsamen Wertehorizontes und damit auch gemeinsamer, universeller Rechte und Pflichten (vgl. Taylor 1993). Taylor entwickelt dabei eine Gütertheorie und nimmt die konkreten Güter der modernen Gesellschaft in den Blick.

³² Er fügt noch hinzu, dass es sich um keine strikt voneinander getrennten Bereiche / Sphären handelt und „bestimmte feministische Theorien“ (Taylor 1993: 27) versucht hätten, „die Verbindungen zwischen diesen beiden Sphären zu erschließen“ (Taylor 1993: 27). Ob Taylor hier ein Scheitern des Versuches impliziert, bleibt unklar.

In Taylors Denken ist der Begriff der „Authentizität“ von großer Bedeutung. Authentizität ist neben Autonomie eines der sogenannten „Hypergüter“ (Taylor 2016: 124). Diese Hypergüter sind wichtiger als andere Güter und dienen als Maßstab für die Bewertung der Güter auf der niedrigeren Stufe (vgl. Taylor 2016: 124). Authentizität ist für Taylor „eine Facette des modernen Individualismus“ (Taylor 1995: 53), der Wunsch nach ihr ist bei ihm ein Spezifikum der modernen Gesellschaft: Denn in ihr werde Identität nicht mehr von der sozialen Stellung abgeleitet, sondern müsse im Austausch mit anderen hergestellt werden.

„Das entscheidende Merkmal der innerlich abgeleiteten, persönlichen und originellen Identität besteht darin, dass diese sich nicht jener apriorischen Anerkennung erfreut. Sie muss die Anerkennung durch einen Austauschprozeß erringen, und dabei kann sie versagen.“ (Taylor 1995: 57 f.)

Wichtig ist, dass Identität aktiv hergestellt werden muss und nicht durch die soziale Stellung definiert ist, und dass gleichzeitig Anerkennung nicht durch die Stellung im sozialen Gefüge der Gesellschaft garantiert ist. Jedoch ist das Bedürfnis, Anerkennung zu erfahren, laut Taylor kein besonderes Merkmal der Moderne, vielmehr seien es die spezifischen Bedingungen, unter denen Anerkennung erlangt werden muss, und die ein Scheitern der Anerkennung möglich machen (vgl. Taylor 1995: 58). Ein solches Scheitern der Anerkennung ist demnach in vormodernen Gesellschaften nicht möglich. Denn Identität sei hier durch gesellschaftliche Kategorien definiert, also „sozial abgeleitet“ (Taylor 1995: 57) während Identität in der modernen Gesellschaft „innerlich abgeleitet“ (Taylor 1995: 58) sei. Das Adjektiv „innerlich“ ist hier irreführend, denn Identität ist, folgt man Taylors Argumentation, besonders in der modernen Gesellschaft auf die Anerkennung durch Andere angewiesen, also sozial bedingt und nicht aus sich heraus existent.

In Bezug auf die „öffentliche Sphäre“ ist für Taylor die Anerkennung kollektiver Identitäten ein entscheidendes gesellschaftliches Problem. Dabei gehen mit den oben beschriebenen unterschiedlichen Identitätskonzepten (Übergang von der vormodernen zur modernen Gesellschaft) laut Taylor jeweils entsprechende Anerkennungsprinzipien in der öffentlichen Sphäre einher: Demnach entsteht aus der „modernen

Identitätsvorstellung“ (Taylor 1993: 28, bei der, wie oben beschrieben wurde, Identität nicht mehr aus gesellschaftlichen Kategorien abgeleitet wird, eine „Politik der Differenz“ (Taylor 1993: 28). Diese beinhaltet die Forderung, in jedem Menschen (oder auch jede Gruppe von Menschen) auf Grund seiner / ihrer Individualität, das Besondere, Einmalige anzuerkennen. Freilich basiert diese Forderung auf einem universalistischen Ansatz, was laut Taylor zu erheblichen Verwirrungen führt, denn es wird eine Gesellschaft imaginiert, in der alle die gleiche Anerkennung erfahren, ungeachtet ihrer Besonderheiten (vgl. Taylor 1993: 28 f.).

Die beiden Pole einer liberalen Demokratie, eine „Politik der Differenz“ (Taylor 1993: 28) also eine Anerkennung kultureller und anderer Differenzen auf der einen Seite und die „Politik der allgemeinen Würde“ (Taylor 1993: 28) oder auch „Politik der gleichheitlichen Anerkennung“ (Taylor 1993: 25), die gleiche „Rechte[.] und Freiheiten“ (Taylor 1993: 28) für alle garantiert und diese ausgleichend herstellt (vgl. Taylor 1993: 27) sind bei näherer Betrachtung also keine Gegensätze, sondern miteinander verwoben. Die Anerkennung von Unterschieden (Differenzen) basiert dabei auf in der Verfassung verankerte gleiche Rechte für alle Staatsbürger*innen (Universalismus). Entscheidend ist für Taylor, und darin besteht seine Kritik am liberalen Rechtsstaat, dass kulturelle Besonderheiten (das heißt kollektive, aber kulturspezifische Werte), auf rechtlicher und politischer Ebene berücksichtigt werden, und zwar nicht nur im Sinne individueller Verfassungsrechte. Dabei muss das Andere in Gestalt „fremder“ Kulturen nicht durchdrungen oder gar nach eigenen Maßstäben beurteilt werden. Vielmehr ist dem Anderen mit einer abstrakten „*Annahme* der Gleichwertigkeit“ (Taylor 1993: 70; Herv. i.O.) zu begegnen, also einer Haltung, die die Grundlage für jede weitere Begegnung, Entscheidung und Beurteilung ist. (vgl. Taylor 1993: 54 ff.)

In Anschluss an und Auseinandersetzung mit Taylor gibt es eine breite wissenschaftliche und politische Debatte, die sich im Rahmen von Multikulturalismustheorien und feministischen Überlegungen mit der Anerkennung von Differenz(en) beschäftigt. So befasst sich die Politikwissenschaftlerin und feministische Theoretikerin Iris M. Young mit der Frage, wie soziale Gerechtigkeit zwischen verschiedenen kulturellen Gruppen gedacht und konkret hergestellt werden kann.

Genauer gesagt untersucht sie, wie Gruppen, die sich nicht mit den Normen des weißen, europäischen, heterosexuellen Mannes identifizieren, philosophisch, politisch und rechtlich berücksichtigt, also anerkannt werden können (vgl. Young 1990: 4 ff.). Sie nimmt damit das Problem ungleicher Anerkennungschancen in den Blick. Dabei wirft sie vielen modernen demokratischen Staaten vor, gegenüber (nicht nur kulturellen) Differenzen blind zu sein. Die Forderung, dass sich neu dazukommende oder bisher ausgeschlossene Gruppen an einen gesellschaftlichen Mainstream anpassen sollen, kritisiert Young. Eine solche Anpassung beschreibt sie als

„coming into the game after it is already begun, after the rules and standards have already been set, and having to prove oneself according to those rules and standards“ (Young 1990: 164)

Die Maßstäbe, an denen sich bereits benachteiligte Gruppen messen müssen, werden ohne die Möglichkeit einer Einflussnahme von privilegierten gesellschaftlichen Gruppen festgelegt. So führten scheinbar neutrale Maßstäbe oder Standards zur weiteren Benachteiligung der unterprivilegierten Gruppen. Gleichzeitig können diejenigen, die gesellschaftliche Standards festlegen, ihre eigene Besonderheit ignorieren, indem sie ihre Spezifität als universelles Prinzip festlegen (vgl. Young 1990: 164 ff.) Young setzt sich in ihrem Werk weniger mit dem Begriff der Anerkennung theoretisch auseinander, als dass sie ihn als politische Forderung voraussetzt. Anerkennung ist bei ihr etwas Gegenseitiges, und sie verwendet den Begriff bezogen auf eine politische Öffentlichkeit. Anerkannt zu werden bedeutet in erster Linie, politisch Einfluss nehmen zu können und ökonomisch nicht benachteiligt zu werden.

Auch die Politikwissenschaftlerin und Philosophin Seyla Benhabib behandelt das Thema Anerkennung in Zusammenhang mit Multikulturalismus und Identität. Für sie liegt das Besondere, aber auch Gefährliche des Anerkennungsbegriffes, wie er von Taylor verwendet wird, in der Verbindung der individuellen und kollektiven Ebene, also dem individuellen Streben nach Anerkennung der eigenen, besonderen Identität auf der einen und der kollektiven Politik der Differenz

auf der anderen Seite. (vgl. Benhabib 2002: 51 ff.) Bezüglich der Diskussion um Anerkennung und Umverteilung (vgl. 3.5) betont sie, dass die beiden Begriffe zwar analytisch getrennt werden müssten, dass aber (Um-)Verteilung immer Anerkennung (als Mitglied einer Gruppe, die Anrecht auf bestimmte Güter hat) voraussetze. (vgl. Benhabib 2002: 71) Anerkennung von Gruppeninteressen auf Basis kultureller Differenzen bedeutet für Benhabib auch die gleichzeitige Anerkennung der Fluidität und Durchlässigkeit von Kulturen. Was das „wir“ der Kultur(en) ist, sollte dabei immer hinterfragt werden, gleichzeitig sollte ein Staat Möglichkeiten der öffentlichen Anerkennung kollektiver Identitäten zur Verfügung stellen. (vgl. Benhabib 2002: 184 f.) Öffentliche Anerkennung von kulturell differenten Gruppen beruht dabei auf dem Prinzip der Gleichwertigkeit (vgl. Benhabib 2002: 148) – Anerkennung geht hier also jedem inhaltlichen Diskurs um Rechte und Teilhabe voraus und bedeutet die abstrakte Bejahung der Gleichwertigkeit des Anderen. Dieses „Andere“ beziehungsweise der / die / das „Andere“ ist jedoch kein homogenes, auf eine Zeit, Ort oder Zivilisation begrenztes Anderes, sondern vielmehr etwas durch Jahrhunderte von Kolonialismus und Eroberungen kulturell Hybrides, Fluides, Fragmentiertes. (vgl. Benhabib 2002: 147 ff.)³³

An diesen Überlegungen zur Anerkennung von Differenz(en) und zur Anerkennung Anderer, sind im Kontext der Studie folgende Gedanken wichtig: Nicht alle Individuen und Gruppen haben gleiche Anerkennungschancen. Entscheidend ist, wer den Wertehorizont, vor dessen Hintergrund Anerkennung stattfindet, definieren kann. Was

33 Eng verknüpft mit den Multikulturalismusdebatten über Anerkennung sind (post-) koloniale Perspektiven auf Anerkennung, die sich häufig auch mit Geschlechterthematiken auseinandersetzen: Ebenso wie Benhabib setzt sich etwa die Philosophin Monica Mookherjee mit Anerkennungspolitiken und Staatsbürger*innenschaft auseinander. Am Beispiel des Kopftuchverbotes an französischen Schulen betrachtet sie dabei den Zusammenhang von Anerkennung und Staatsbürger*innenschaft aus einer postkolonialen und feministischen Perspektive (vgl. Mookherjee 2005). Sie sieht das Konzept des „affective citizenship“ (Mookherjee 2005: 31) als eine Möglichkeit, kulturelle und geschlechtsspezifische Unterschiede mit universellen Rechten zusammenzudenken. Affective citizenship ist für Mookherjee ein Modell von Anerkennung, wobei es ihr um die öffentliche Anerkennung gruppenspezifischer Werte geht (vgl. Mookherjee 2005: 37 ff.). Trotz dieser neueren Beiträge zur Anerkennungstheorie lässt sich ein euro- und androzentrischer Ursprung der Anerkennungstheorien und -studien nicht verleugnen (vgl. z.B. Balaton-Chrimes/Stead 2017).

die Autor*innen für die Ebene des Staates und einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit formulieren, lässt sich in Teilen auch auf Familien übertragen: Auch in Familien besteht, so meine These, ein Wertehorizont mit spezifischen Gütern. Diese Güter sind mutmaßlich zum Teil gesellschaftlich geteilte Güter. Dennoch gibt es in Familien, so die These, auch familienspezifische Güter, bedingt durch Biographien, Traditionen, Lebensformen und sozioökonomische Bedingungen. Jene Werte und Maßstäbe der Anerkennung sind dann, so eine weitere Annahme, Gegenstand von Aushandlungen innerhalb der Familie und können sich dementsprechend verändern. Auch ein Wahrnehmen der Gleichwertigkeit in der Differenz kann es in Familien geben: Die Einsicht, dass Werte nicht geteilt werden, muss nicht zu einer dauerhaften Irritation des familialen Zusammenhaltes führen.

3.4 Axel Honneths Anerkennungsmodell: Kampf, Identität, Integration

Einen viel rezipierten Beitrag zur Anerkennungstheorie im deutschsprachigen und internationalen Raum hat Axel Honneth (z.B. 1994) geliefert. Viele spätere Beiträge zur Anerkennungsforschung beziehen sich auf Honneths Modell der Anerkennung. Vor allem in empirischen Anerkennungsuntersuchungen in den Bereichen Geschlechterforschung, Arbeits- und Organisationssoziologie dient sein Modell als (mehr oder weniger) kritischer Bezugspunkt (vgl. z.B. Voswinkel 2001; Wagner 2004; Wimbauer et al. 2007; Fischer 2009; Nierling 2013).

Honneth, der mit seiner Theorie an Hegel und Mead anschließt, behandelt Fragen der Subjekt- beziehungsweise Identitätsbildung, Probleme sozialer Gerechtigkeit und die Dynamik sozialer Konflikte (vgl. z.B. Honneth 1994). Honneth schließt mit seiner Analyse zu Anerkennungsstrukturen an Hegel an, ihm entlehnt er auch die Figur des „Kampfes“ um Anerkennung (vgl. Honneth 1994: 11). Mit Mead gibt er seiner Theorie zudem eine empirische Dimension, so dass ein intersubjektivitätstheoretisches Personen- und Identitätskonzept entsteht. Eine zentrale Annahme Honneths Anerkennungstheorie lautet, dass Personenwerdung und Identitätsbildung intersubjektive Anerkennung

voraussetzen. Anerkennung geschieht immer intersubjektiv (benötigt also mehrere Subjekte) und die Bedingung für das eigene Anerkannt-Werden ist die Anerkennung eines sozialen Anderen (vgl. Honneth 2011: 38). Diese reziproke Anerkennungsbeziehung besteht dabei nicht nur zwischen Individuen, sondern schließt auch die Imagination eines „generalisierten Anderen“ (Honneth 1994: 141) ein.

Anerkennung erfüllt zudem die Funktion, Gesellschaftsmitglieder normativ zu integrieren und zur Verantwortungsübernahme anzuhalten. Mittels Anerkennung werden Gesellschaftsmitglieder demnach motiviert, soziale Regeln und Pflichten zu befolgen. Wie Anerkennung dabei gesellschaftlich verteilt wird, hängt von normativen Standards ab. Diese wiederum können Anlass für soziale Konflikte geben, wenn Gesellschaftsmitglieder oder Gruppen ihr Recht oder das gesellschaftliche Versprechen auf Anerkennung verwehrt sehen. Honneth geht dabei mit Parsons von gesellschaftlichen Handlungssphären aus, also von verschiedenen gesellschaftlichen Subsystemen / Bereichen, in denen unterschiedliche Standards zur Erlangung und Verteilung von Anerkennung herrschen. (vgl. Honneth 2013: 17–21)

In Anschluss an Hegels oben zuvor erwähnte Bereiche der Sittlichkeit unterscheidet Honneth drei „Anerkennungssphären“ (Honneth 2003a: 162):

- Liebe
- Recht
- Solidarität / Leistung

Es handelt sich hierbei um „Formen sozial etablierter Interaktionsbeziehungen“ (ebd.: 173). Die Gesellschaftsmitglieder können dabei „auf jeweils andere Weise und gemäß besonderer Prinzipien [mit] wechselseitiger Anerkennung rechnen“ (ebd.: 167). Folgende Tabelle stellt die von Honneth (1994) beschriebenen verschiedenen Anerkennungssphären dar:

Tabelle 3: Modell sozialer Anerkennungsverhältnisse nach Axel Honneth

Anerkennungsweise	Emotionale Zuwendung	Kognitive Achtung	Soziale Wertschätzung
Persönlichkeitsdimension	Bedürfnis- und Affektnatur	Moralische Zurechnungsfähigkeit	Fähigkeiten und Eigenschaften
Anerkennungsformen	Primärbeziehungen (Liebe, Freundschaft)	Rechtsverhältnisse (Rechte)	Wertgemeinschaft (Solidarität)
Entwicklungspotential	—	Generalisierung, Materialisierung	Individualisierung, Egalisierung
Praktische Selbstbeziehung	Selbstvertrauen	Selbstachtung	Selbstschätzung
Mißachtungsformen	Mißhandlung, Vergewaltigung	Entrechtung und Ausschließung	Entwürdigung und Beleidigung
Bedrohte Persönlichkeitskomponente	Physische Integrität	Soziale Integrität	»Ehre«, Würde

Quelle: In Anlehnung an Honneth 1994: 211

In der Sphäre der Liebe findet Anerkennung durch emotionale Zuwendung statt, etwa in Freundschaften, Paar- und Familienbeziehungen. In der Sphäre des Rechts drückt sich Anerkennung durch kognitive Achtung in Form von Rechtsverhältnissen aus. In der Sphäre der Solidarität beziehungsweise Leistung wird Anerkennung durch soziale Wertschätzung ausgedrückt.

Während Honneth im „Kampf um Anerkennung“ (1992) noch von „Liebe, Recht, Solidarität“ (ebd.: 148) schreibt, verwendet er später statt „Solidarität“ den Begriff der „Leistung“. Den Begriff der „Leistung“, verwendet er dabei, um damit die spezifische „Anerkennungsordnung“ (Honneth 2003a: 159) in der „bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsform“ (ebd.: 163) zu beschreiben. Innerhalb einer Wertgemeinschaft wird dabei individuelle „»Leistung« als Kooperationsbeitrag“ (ebd.: 166) für die Gemeinschaft bewertet. Auch „Solidarität“ beschreibt die Anerkennung individueller Eigenschaften vor dem Hintergrund eines geteilten „Wertehorizonts“ (Honneth 1994: 198). „Solidarität“ bedeutet dabei für Honneth „sich reziprok im Lichte von Werten zu betrachten, die die Fähigkeiten und Eigenschaften des jeweils anderen als bedeutsam für die gemeinsame Praxis erscheinen lassen.“ (ebd.: 209 f.) In der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft nimmt diese „Solidarität“ nun eine andere Form an, sie wird zum „individualistischen Leistungsprinzip“

(Honneth 2003a: 174), an dem Honneth auch Kritik übt. Beide Begriffe beschreiben aber die Annahme, dass der / die Andere als jemand gesehen wird, der / die zu gemeinschaftlichen Zielen beitragen kann.

Liebe, Recht und Leistung / Solidarität tragen, so Honneth, zur „Ausbildung von Aspekten der positiven Selbstbeziehung“ (Honneth 2003a: 169) bei – Selbstvertrauen (durch Liebe), Selbstachtung (durch Rechte) und Selbstschätzung (durch Solidarität / eine Wertegemeinschaft) (Honneth 1992: 112). Mit der Anerkennungsform der „Liebe“ als „leitende Idee von Intimbeziehungen“ (Honneth 2003: 168) könnten sich Subjekte als Individuen mit je spezifischen Bedürfnissen begreifen. In Rechtsbeziehungen hingegen wird das Prinzip der Gleichheit (gleiche Rechte und Pflichten) umgesetzt und somit das Bedürfnis nach Gleichheit in Bezug auf alle anderen Gesellschaftsmitglieder erfüllt. Im Rahmen des Leistungsprinzips können sich Individuen als Subjekte begreifen, deren spezifische Fähigkeiten und Eigenschaften von Wert für eine Gesellschaft sind. (vgl. ebd.: 168) Bei Anerkennung im Bereich des modernen Rechts geht es also um die Anerkennung allgemeiner Eigenschaften von Subjekten, bei Anerkennung in Form sozialer Wertschätzung (Solidarität oder Leistung) geht es um die Anerkennung von Unterschieden zwischen Subjekten nach einem allgemeinen Prinzip.

Den drei Anerkennungssphären entsprechen verschiedene Formen der Missachtung, nämlich Misshandlung, Entrechtung und Entwürdigung (Honneth 1994: 211) und entsprechenden bedrohten Persönlichkeitskomponenten, nämlich „physische Integrität“ (Honneth 1994: 211), „soziale Integrität“ (ebd.) und „Ehre/Würde“ (ebd.). Insofern fungieren Anerkennungsstrukturen gleichzeitig als gesellschaftliche Ermöglichung und Begrenzung, denn Anerkennung kann den Individuen auch verwehrt werden. Gesellschaftliche Anerkennungskonflikte entstehen, wenn die Prinzipien unklar sind oder in Frage gestellt werden, mit denen Anerkennung erreicht werden kann. Ebenso kommt es zu Konflikten, wenn die Verknüpfung zwischen individueller Rollenbefolgung und dem Erhalt sozialer Anerkennung prekär ist, oder es kein generalisiertes Anerkennungsmedium gibt, mit dem diese Verknüpfung gewährleistet ist. (vgl. Honneth 2013: 21)

3.5 Weiterentwicklungen, Auseinandersetzungen mit und Anschlüsse an Honneth

Mit Axel Honneths Anerkennungsmodell und den zugrundeliegenden anerkennungstheoretischen Überlegungen haben sich verschiedene Autor*innen (auch) kritisch auseinandergesetzt. Einige dieser Auseinandersetzungen möchte ich hier aufgreifen, da sie für meine Studie wichtig sind.

Nancy Fraser und Axel Honneth: Anerkennung oder Umverteilung?

Anerkennung stellt, wie sich gezeigt hat, einen wichtigen Aspekt wissenschaftlicher Auseinandersetzungen um Gerechtigkeit und soziale Konflikte dar. Diesbezüglich werden bei der Diskussion um die gerechte Verteilung gesellschaftlicher Güter und Ressourcen häufig Anerkennung („recognition“) und Umverteilung („redistribution“) als zwei Gerechtigkeitsansätze gegenübergestellt. Nancy Fraser (2003) will diese Trennung jedoch aufheben und Anerkennung und Umverteilung als zwei primäre und gleichursprüngliche Dimensionen sozialer Gerechtigkeit integrieren. Somit geht keine der Dimensionen der anderen voraus oder kann auf sie reduziert werden. (vgl. Fraser 2003: 32). In Bezug auf Anerkennung und Arbeit argumentiert Fraser (2003) dafür, ökonomische Ungleichheiten nicht auf mangelnde Anerkennung zurückzuführen, wie es Honneth ihres Erachtens nach tut. Laut ihr reicht es nicht aus, kulturelle Bewertungsschemata zu verändern und somit Anerkennungsstrukturen verschiedener Arten von Arbeit zu transformieren, um ökonomische Ungerechtigkeit zu beseitigen. Denn laut ihr resultieren einige Formen ungleicher Verteilung aus systemischen (kapitalistischen) Notwendigkeiten, die nicht von Anerkennungsstrukturen tangiert werden. Im Gegensatz zu Honneth geht die Anerkennung also nicht der Verteilung voraus, denn Verteilungsstrukturen begründen sich nicht auf einer zu Grunde liegenden Anerkennungsstruktur. (vgl. Fraser 2003: 52–56) Honneth sieht, ganz im Gegensatz zu Fraser, Verteilungsungerechtigkeit als eine institutionalisierte Form ungerechter oder ungerechtfertigter Anerkennung. (vgl. Honneth

2003a: 135) Die gesellschaftliche Distributionsordnung hängt laut Honneth von der kulturellen Bewertung der Tätigkeiten verschiedener „Statusgruppen oder Schichten“ (ebd.: 183) ab. Somit offenbart die Verteilung materieller Güter eine Anerkennungsstruktur, in der Arbeit und Nicht-Arbeit sowie der gesellschaftliche Wert spezifischer Tätigkeiten festgelegt sind (vgl. ebd.: 183).

Die Frage, ob Anerkennung und Umverteilung zwei primäre und gleichsprüngliche Dimensionen von Gerechtigkeit sind, oder ob eine aus der anderen folgt, ist für diese Studie empirisch nicht relevant. Wichtig ist aber, dass es einen Zusammenhang zwischen Verteilung von Ressourcen und Anerkennung gibt: Anerkennungsverhältnisse beeinflussen die Verteilung materieller und immaterieller Ressourcen, gleichzeitig verweist die Verteilung von Ressourcen auf Anerkennungsverhältnisse.

Auseinandersetzungen mit den Anerkennungsformen und -sphären

Neben der prominent geführten Diskussion über Anerkennung und Umverteilung haben sich einige Autor*innen mit der von Honneth entworfene Sphärentrennung mit den je unterschiedlichen Anerkennungsprinzipien und -formen kritisch auseinandergesetzt. Bereits bei seiner Beschreibung der „unterschiedliche[n] Muster intersubjektiver Anerkennung“ (Honneth 1994: 152) betont Honneth selbst, dass empirisch noch untersucht werden müsse, ob es sich tatsächlich um eigenständige Typen von Anerkennung handele (ebd.: 152). In späteren Schriften beschreibt er dann eine Verschränkung der Anerkennungssphären und somit auch ein gleichzeitiges Vorhandensein unterschiedlicher Anerkennungsformen in den drei Anerkennungssphären. Auch andere Autor*innen stellen die Trennung der Anerkennungsformen und ihre Beschränkung auf je unterschiedliche Sphären in Frage: So basiert etwa, wie Wimbauer (2012: 117) feststellt, die Anerkennungsordnung der partnerschaftlichen Liebe zunehmend auf dem Egalitätsprinzip. Letzteres hatte Honneth ursprünglich alleine dem Bereich des Rechts zugeordnet. Nierling (vgl. 2103: 102) wiederum geht davon aus, dass der Anerkennungsmodus der Solidarität sich auf den Bereich von Nahbeziehungen (Familie, Freundschaft, Liebesbeziehung) übertragen lässt. Auch Wimbauer (2012: 373 f.) beschreibt eine Verschränkung der

Anerkennungsformen, genauer gesagt eine Substitution der Liebe in Paarbeziehungen durch eine „Leistungslogik“. Gleichzeitig spricht sie von einer „Liebessuche in der Erwerbssphäre“ (ebd.: 374) – diese Suche müsse aber scheitern, denn die „Liebesanerkennung als ganze Person“ (ebd.: 374) sei auf Dauer nicht möglich, da in Arbeitsorganisationen jede Person ersetzbar sei.

Auch die drei Anerkennungsformen an sich werden kritisch betrachtet. Kai-Olaf Maiwald (2007), der im Rahmen eines DFG-Projektes unter Leitung von Axel Honneth Anerkennungsstrukturen in Paarbeziehungen erforscht, geht davon aus, dass die Liebe als symmetrische Anerkennungsform ein Ideal ist, und Paarbeziehungen in der Realität auch durch asymmetrische Machtbeziehungen und einen Zwang zu Kompromissen (also nicht unbedingte Anerkennung individueller Bedürfnisse) gekennzeichnet sind (vgl. Maiwald 2007: 76–78). Maiwald kommt darüber hinaus zu dem Ergebnis, dass es auch in Paarbeziehungen eine Art von Leistungslogik gibt (Maiwald 2007: 81).

Auch bei Gabriele Wagner (2004) findet sich Kritik an der Anerkennungsform der Liebe. Sie befasst sich in ihrer Untersuchung mit Ulrich Becks Individualisierungsthese und bringt diese in Zusammenhang mit Forschungen über gesellschaftliche Anerkennungsverhältnisse, unter anderen den Anerkennungstheorien Meads und Honneths. Dabei setzt sie sich mit Honneths Anerkennungsmodell und den drei Anerkennungsformen kritisch auseinander. Die Anerkennungsform der Liebe deutet sie nicht als Realtypus, sondern als „Idealtypus symmetrischer Anerkennung“ (Wagner 2004: 82). Sie schließt sich hier Benjamins (1995) Interpretation an und versteht Liebe als eine Form reziproker Anerkennung, bei der eine Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Anderen vorgenommen wird und gleichzeitig davon ausgegangen wird, dass auch das Gegenüber diese Differenz wahrnimmt und Raum für die Wünsche und Gefühle des Anderen lässt. Liebe ist dann eine Form der Anerkennung, die Raum für das „immer auch Anders-möglich-Sein“ (Wagner 2004: 87) lässt, eine*n gleichzeitig für die „stärksten Momente“ (Wagner 2004: 87) bejaht, ohne die andere Person darauf festzulegen. Zudem bedeutet es, die Bedürfnisse des*der Anderen nach Autonomie sowie Bindung vorbehaltlos zu akzeptieren. (vgl. Wagner 2004: 87) „Liebe“ bleibt für Wagner dabei ein „Interaktionsideal“ (ebd.: 94) und ein „Versprechen[...] ungezwungener Selbstentfaltung“

(Wagner 2004: 94). Als idealtypische Form asymmetrischer Anerkennung versteht sie mit Benjamin den Sadomasochismus, wobei die beiden Bedürfnisse nach Autonomie und Bindung als sich gegenseitig ausschließende Pole erscheinen.³⁴ (vgl. Wagner 2004: 87–91) Wagner plädiert nun dafür, Liebe im Sinne eines Ideals symmetrischer Anerkennung als „kritische[n] Bewertungsmaßstab“ (Wagner 2004: 92) für reale Beziehungen heranzuziehen und nach den Hindernissen und Ermöglichungen einer uneingeschränkten Entdeckung und Entfaltung von Bedürfnissen zu fragen. Insofern sieht sie, im Gegensatz zu Honneth, bei der Anerkennungsform der Liebe durchaus ein gesellschaftliches Entwicklungspotential. (vgl. Wagner 2004: 94–95)

Auch in Hinblick auf die Anerkennungsform der Achtung modifiziert beziehungsweise erweitert Wagner die Annahmen Honneths. Laut Honneth können Subjekte in der Sphäre des Rechts Selbstachtung entwickeln, indem sie sich als freie und gleiche Mitglieder einer Gesellschaft erfahren. Wagner betrachtet das Gleichheitspostulat dabei kritisch hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses.³⁵ Was Gleichheit bedeutet, muss demnach interpretiert werden und sei dynamisch (und nicht teleologisch, wie in Honneths Lesart). Formal geschlechtsneutrale Gesetze und Normen etwa könnten unterschiedliche Folgen für Frauen und Männer haben, da ihnen implizit Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit zugrunde liegen würden. Zudem muss laut Wagner die Diskrepanz von formal gleichberechtigten Rechtssubjekten und strukturell dennoch eingeschränkten Handlungsspielräumen der Subjekte in den Blick genommen und berücksichtigt werden, dass Subjekte empirisch unterschiedlich verortet sind. (vgl. Wagner 2004: 100) Es geht ihr einerseits darum zu fragen, welche (unter anderem geschlechtsspezifischen) Vorstellungen des „guten Lebens“ (Wagner 2004: 110) Rechtsnormen

34 In Hegels Herrschafts-Knechtschaft-Verhältnis erscheint der Herr als Verkörperung der Autonomie, die an Autorität gebunden ist und der Knecht als Bindung, die mit Unterwerfung gekoppelt ist. Allerdings liegt dieser Form von asymmetrischer Anerkennung ein destruktiver Mechanismus zugrunde, denn sobald es dem Herrn gelingt, den Knecht komplett zu unterwerfen, wird ihm die eigene Anerkennung entzogen. Denn Anerkennung kann der Herr nur von einem Knecht erfahren, den er selbst als Subjekt (also in gewissem Maße eigenständig) wahrnimmt. (vgl. Wagner 2004: 87–91)

35 Wagner zieht dabei zentrale Erkenntnisse aus der Debatte um Gleichheit und Differenz heran.

zugrunde liegen. Zweitens geht es darum, sicherzustellen, dass formal gleichgestellte Personen ihre Rechte auch tatsächlich wahrnehmen können (Wagner 2004: 110). Mit Avishai Margalit plädiert Wagner dafür, nach einer „anständigen Gesellschaft“ (Wagner 2004: 115) zu streben, in der Demütigungen von Individuen vermieden werden (ebd.: 114 f.)

In Hinblick auf Wertschätzung schließlich plädiert Wagner dafür, den von Honneth beschriebenen Kampf um Anerkennung in Bezug auf Reproduktionsarbeit als „Kampf um Beachtung“ (Wagner 2004: 127) umzudeuten. Gewährte Anerkennung kann laut Wagner nicht nur ermächtigen, sondern auch entmächtigen, und zwar nicht nur durch Geringschätzung (wie bei Honneth), sondern auch durch Nicht-Beachtung. Und während explizite Geringschätzung und Missachtung die Möglichkeit des Kampfes und „selbstbewusster Identitätsbildungsprozesse“ (Wagner 2004: 126) böten, fehle bei Nicht-Beachtung der „soziale Widerhall, der ein Subjekt [...] überhaupt erst sozial konstituiert“ (Wagner 2004: 126).

Auch Gabriele Fischer (2015) kritisiert wie Gabriele Wagner an Honneths Modell, dass die Geschlechterperspektive nicht mitgedacht sei (ebd.: 12). Sie untersucht in ihrer empirischen Studie Anerkennung als soziale Praxis in den Berufsfeldern Chirurgie und Friseurhandwerk und nimmt dabei Geschlechterdifferenzierungen und Geschlechterhierarchien in den Blick. Fischer bezieht sich dabei auf die Dimension der sozialen Wertschätzung, über die sich das Selbstwertgefühl vermittelt. Honneths Beschreibung der sozialen Wertschätzung erweitert Fischer dabei um Geschlecht als Analyserahmen für soziale Wertschätzung – denn „innerhalb einer geschlechterdichotomen und heteronormativen Gesellschaft lässt sich nicht von einem geschlechtsneutralen Selbst sprechen.“ (Fischer 2015: 13) Sie bezieht das „doing gender“-Konzept in ihre empirischen Analysen ein und entwirft ein praxeologisches Konzept von Anerkennung. Denn sie will, dies ist ihr zweiter Kritikpunkt an Honneth, Anerkennung nicht als passives Anerkannt-Werden denken, sondern als einen gestaltbaren Prozess begreifen. Dementsprechend nimmt sie „Anerkennungspraktiken“ (Fischer 2015: 13) in den Blick und begreift Anerkennung nicht als Bestätigung, sondern „als Moment der Subjektivierung“ (Fischer 2015: 14). Anerkennungspraktiken, verstanden als Adressierungen und Re-Adressierungen, ermöglichen dabei

eine Eigenmächtigkeit. Individuen werden nicht nur anerkannt, sie können den Prozess der Anerkennung selbst beeinflussen und etwa Adressierungen zurückweisen.

Die hier skizzierten Einwände und Erweiterungen gegen Honneths Anerkennungstheorie sind selbstverständlich nicht erschöpfend dargestellt. Herausgegriffen wurden nur die für diese Studie relevanten Aspekte.

3.6 Zusammenfassung und Überlegungen zur Anerkennung in Familien

Im Folgenden werden die wichtigsten Erkenntnisse des dritten Kapitels zusammengefasst und konzeptuelle Überlegungen zu Anerkennung in Familien angestellt:

- *Anerkennung hängt mit Erkennen und Erkenntnis zusammen* (vgl. 3.1): Ein Aspekt, der in Honneths Überlegungen zu Anerkennung und auch in manch anderen Anerkennungstheorien nicht vollständig geklärt wird, ist das Verhältnis von Erkennen und Anerkennen: Bei Honneth setzt Anerkennung in frühen Texten ein Erkennen voraus. Diese These ändert er später: zuerst kommt die Anerkennung, dann das Erkennen (vgl. Balzer 2014: 125). Während das Erkennen für Honneth nicht-öffentlich ist, ist das Anerkennen ein expressiver und öffentlicher Akt. Ob das Erkennen dem Anerkennen vorausgeht oder umgekehrt, soll hier jedoch nicht beantwortet werden. Anerkennung bedeutet, und dies besonders in Familien, in Anderen Eigenschaften zu erkennen und Beiträge zu würdigen, die als wertvoll erachtet werden.
- *Anerkennung ist ein Prinzip der intersubjektiven, reziproken Bezogenheit*: Reziprozität, verstanden als Wechselseitigkeit, findet sich etwa in Hegels Beschreibung der Bewusstseins (vgl. 3.2): „Sie *anerkennen* sich als *gegenseitig sich anerkennend*.“ (Hegel 1970: 115) Auch Honneth (vgl. 3.4) beschreibt Reziprozität in Zusammenhang mit Anerkennung – laut ihm ist die Bedingung für das eigene Anerkannt-Werden die Anerkennung eines sozialen Anderen (vgl. Honneth 2011: 38). Bei Jessica Benjamin ist die Anerkennung des inneren und

äußeren Anderen für das eigene Anerkannt-Werden entscheidend, denn das Anerkannt-Werden setzt ein Anderes voraus (vgl. 3.3).

- *Das Prinzip der Anerkennung drückt eine wechselseitige Angewiesenheit aufeinander aus* (vgl. 3.2): Zusammenhängend mit der reziproken Bezogenheit lässt sich festhalten, dass Subjekte auf Anerkennung angewiesen sind und durch sie möglicherweise erst zu Subjekten werden. Damit zusammenhängend kann Anerkennung als Bedingung für (individuelle und kollektive) Identitäten (vgl. 3.2 und 3.3) gedeutet werden.
- *Anerkennungsverhältnisse beeinflussen die Verteilung materieller und immaterieller Ressourcen, gleichzeitig verweist die Verteilung materieller Ressourcen auf Anerkennungsverhältnisse* (vgl. 3.4): Sowohl Anerkennung als auch Verteilung können als Dimensionen oder Aspekte von Gerechtigkeit gedeutet werden. Dabei ist empirisch zunächst unwichtig, ob eine Dimension der anderen vorausgeht. Anerkennung und Verteilung verweisen aufeinander und sind so miteinander verwoben, dass der Kampf um Anerkennung nicht ohne den Kampf um Verteilung gedacht werden kann und umgekehrt.
- *Individuen und Gruppen konkurrieren potentiell um Anerkennung* (vgl. 3.2): Dies gilt sowohl auf gesellschaftlicher Ebene als auch innerhalb von Familien. Dazu gehört auch, eigene Beiträge oder Leistungen überhaupt erst sichtbar machen zu wollen (3.5), oder bestehende Anerkennungshierarchien herauszufordern.
- *Anerkennung ist nicht statisch, sondern ein Prozess* (vgl. 3.2 und 3.5): Anerkennung prozesshaft zu denken bedeutet im Blick zu haben, dass auch Anerkennungsordnungen und -strukturen sich verändern. Subjekte können den Anerkennungsprozess beeinflussen. In Hinblick auf Familien betont dieser Gedanke die Beziehungshaftigkeit der Anerkennung.
- *Die Geschlechterperspektive erweitert Anerkennungsanalysen systematisch*: Wie sich zeigte, ist Geschlecht als Analyserahmen von Anerkennungsverhältnissen wichtig. Dies gilt besonders in Bezug auf Arbeit.

Konzeptuelle Überlegungen zur Anerkennung in Familien

Die Erkenntnisse der Anerkennungstheorien herangezogen werden, um Anerkennung als Konzept für die empirische Studie zu Anerkennung in Familien zu entwerfen. Für die Studie verwende ich den Begriff der Anerkennung, basierend auf den oben genannten Erkenntnissen, folgendermaßen: Anerkennung im weiteren Sinne ist die Affirmation und Kenntnisnahme von menschlichen Existenzen (Individuen oder Gruppen). Affirmation wird hier als Gegenteil von Leugnung verstanden. Davon unterscheide ich die Anerkennung im engeren Sinne, welche die Affirmation von als positiv wahrgenommenen Eigenschaften eines Subjekts oder Gruppen durch Bestärkung, Bekräftigung und Anteilnahme (vgl. Honneth 2004: 55, zum Originalmodus der Anerkennung) darstellt. Somit interpretiere ich wie Gabriele Fischer (vgl. 2015: 72) Abwertungen oder negative Bewertungen nicht als Missachtung (wie Honneth, vgl. 1994), sondern als einen Aspekt von Anerkennung im weiteren Sinne. Missachtung hingegen wäre aus dieser Perspektive dann die komplette Nicht-Anerkennung von Subjektpositionen, die aber empirisch nicht vorkommt.

Familien stellen ein Geflecht von Anerkennungsbeziehungen dar. Jedes Familienmitglied erhält und vergibt Anerkennung an verschiedene Mitglieder der Familie. Um die spezifische Anerkennung in Bezug auf verschiedene Tätigkeiten herauszuarbeiten, muss die Perspektive der voraussetzungslosen Anerkennung in Familien, wie Honneth sie ursprünglich für den Bereich der Nahbeziehungen entwirft, erweitert werden: Denn bei der Anerkennung von Familienmitgliedern mittels ihrer Tätigkeit handelt es sich nicht um eine ansonsten voraussetzungslose Anerkennung der gesamten Person qua Zugehörigkeit zur Familie, sondern um eine spezifische Anerkennung für bestimmte Handlungen, Kompetenzen und Fähigkeiten. Ich gehe also davon aus, dass die ursprünglich von Honneth (1994) beschriebenen idealtypischen Anerkennungssphären mit je unterschiedlichen Anerkennungsformen, -logiken und korrespondierenden Persönlichkeitsdimensionen nicht trennscharf, sondern empirisch miteinander verschränkt sind. Damit folge ich den oben beschriebenen (Selbst-)Kritiken an Honneths im „Kampf um Anerkennung“ (1992) formulierten Modell (vgl. 3.5).

Die Anerkennungsprinzipien und -logiken in Familien lassen sich also, was empirisch noch zu rekonstruieren ist, nicht auf die bedingungslose Anerkennungsform der Liebe reduzieren. Familienmitglieder werden als Mutter, Sohn oder Großmutter nicht einfach nur anerkannt, sondern auch anerkannt *als* eine Person mit verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten, sowie *für* spezifische Handlungen und Leistungen.

Nun stellt sich die Frage, wie Anerkennung in Familien phänomenologisch in Erscheinung tritt, wie man „den kommunikativen Akt“ (Honneth 2003b: 7) des Anerkennens verstehen kann: Wie könnte dieser gestaltet sein, in welchen Formen und durch welche Medien tritt Anerkennung in Erscheinung und wird für Subjekte erfahrbar? Da in Familien die Erfahrung von Anerkennung mit verschiedenen Formen von Arbeit verwoben ist, werde ich am Ende des nächsten Kapitels konkrete Anerkennungspraktiken aus der Forschungsliteratur und Erkenntnisse aus den Interviews darstellen, um ein Modell von Anerkennungspraktiken zu erarbeiten.

4 Arbeit für Anerkennung – Anerkennung für Arbeit

Dieses Kapitel widmet sich dem Verhältnis von Arbeit und Anerkennung. Dabei wird zunächst ein größerer Rahmen gespannt und darauf eingegangen, welche gesellschaftliche Bedeutung „Arbeit“ in der modernen kapitalistischen Gesellschaft zukommt (4.1). Hierbei wird der gesellschaftliche Bedeutungswandel von „Arbeit“ hin zu einem gesellschaftlichen Gut behandelt. Anschließend werden einige relevante theoretische und empirische Ansätze und Studien über den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung dargestellt (4.2). Nachfolgend werden Studien vorgestellt, die sich mit dem spezifischen Zusammenhang von arbeitsbezogenen Anerkennungsverhältnissen und Geschlecht und / oder Familie befassen (4.3). Im nächsten Abschnitt richtet sich das Augenmerk auf die ungleiche Verteilung von Anerkennungschancen hinsichtlich der Merkmale Geschlecht, Bildungs- und Berufsmilieus / Klassen sowie Alter / Generationenzugehörigkeit (4.4). Schließlich (4.5) wird ein vertiefender Blick auf Familie als besonderem Anerkennungsort in Bezug auf Arbeit geworfen: Dabei wird auf die Rolle des Gabentauschs und der Reziprozität sowie den Zusammenhang von Arbeit, Anerkennung und Gefühlen eingegangen.

4.1 Zur gesellschaftlichen Bedeutung von „Arbeit“: „Arbeit“ als Gut

Eine zentrale These dieser Studie ist, wie bereits erwähnt wurde, dass sich im Verständnis von Arbeit Anerkennung zeigt, und dass mit der inhaltlichen Definition des Arbeitsverständnisses Formen von Anerkennung verknüpft sind. So bezieht sich, wie in 2.3 gezeigt wurde, wohlfahrtsstaatliches Handeln auf ein spezifisches Verständnis von Arbeit, nämlich auf Arbeit als Erwerbsarbeit. Verschiedene Rechte leiten sich also von einer bestimmten Form von Arbeit ab und reproduktive Arbeit ist Hinblick auf die Anerkennungsform des Rechts weniger anerkannt, beziehungsweise bleibt zu einem großen Teil als Arbeit unsichtbar. Es

zeigen sich, so meine Annahme, in den Verständnissen und Bewertungen von Arbeitsformen Anerkennungsverhältnisse.

Diesen Thesen liegt eine weitere anerkennungstheoretische Annahme zu Grunde: „Arbeit“ ist ein gesellschaftliches Gut, das die Verteilung von Anerkennung strukturiert. Anerkennung wird, so kann mit Charles Taylor (1993: 124) argumentiert werden, durch gesellschaftliche Güter vermittelt. Axel Honneth nennt dies den „Wertehorizont“ (Honneth 1994: 198) einer Gesellschaft. Es geht also darum, was eine Gesellschaft anstrebt, welche übergeordneten Ziele und Werte in einer Gesellschaft vorherrschen. In der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, so meine Annahme, ist „Arbeit“ ein zentrales Gut, das gleichzeitig mit einem spezifischen Verständnis von Arbeit und der Trennung von Arbeit und Nicht-Arbeit verknüpft ist. Diese Annahme möchte ich im Folgenden kurz erläutern. Dabei möchte ich zunächst den historischen Wandel des Arbeitsbegriffes skizzieren und kurz auf die Diskussion um die „Arbeitsgesellschaft“ eingehen.

Wie bereits gezeigt wurde, ist die Rolle, die „Arbeit“ theoretisch aber auch praktisch (z.B. im Sinne sozialstaatlicher Regelungen) gesellschaftlich zugeschrieben wird, historisch betrachtet durch Diskontinuitäten gekennzeichnet. Wie Jochum (2010: 81) feststellt, beschreiben die meisten historischen Analysen eine kontinuierliche Aufwertung der Arbeit. Dies tut, wie beschrieben wurde, auch Kocka (2001: 8) für Europa von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. Jochum (2010: 81) wiederum spricht von einem „Schwanken der Bewertungen“ von Arbeit, folgt aber in der Grundstruktur auch der Interpretation der historischen Aufwertung von Arbeit. Es findet also, ungeachtet kleinerer Deutungsunterschiede, eine Entwicklung hin zu „Arbeit“ als gesellschaftlichem Gut statt. Welche Tätigkeiten geringgeschätzt werden und welchen eine wichtige gesellschaftliche Bedeutung zugeschrieben wird, unterliegt ebenso einem Wandel wie die Funktion von Arbeit und Nicht-Arbeit.

Wie erwähnt gilt in der Antike (vor allem körperliche) Arbeit, folgt man den Ausführungen antiker Philosophen, als niedere, wenn auch notwendige Tätigkeit. Schwere, körperliche Arbeit, die Arbeit der Sklav*innen, wird von Arbeit im Sinne „eigenverantwortlicher[r] Tätigkeit“ (Aßländer 2005: 6) und Arbeit im Sinne eines „Erwerbsgeschäft[s]“

(ebd.) unterschieden. Letzteres wird als Gegenbegriff zu „Muße“ verstanden und mit negativen Begriffen assoziiert. (vgl. Aßländer 2005: 6 ff.) Dabei werden nicht alle körperlichen Arbeiten mit Geringschätzung betrachtet: So besitzt laut Aßländer (2005: 6) landwirtschaftliche Arbeit in der Antike einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert, handwerkliche Arbeit jedoch nicht. Dies sei begründet in weit verbreiteten antiken Vorstellungen einer „agrarischen Lebensweise und dem Ideal der Subsistenzwirtschaft“ (Aßländer 2005: 6) Neben landwirtschaftlicher Tätigkeit wird vor allem politische und geistige Betätigung wertgeschätzt und sozialer Status in Zusammenhang mit politischen Ämtern gebracht. (Aßländer 2005: 7 f.) Laut Jochum (2010: 91 f.) wird in Schriften antiker griechischer und römischer Philosophen eine Hierarchie von Tätigkeiten entwickelt, in der körperlich-handwerkliche Arbeit ab- und geistig-politische sowie künstlerische Arbeit aufgewertet wird. Arbeit, die dem reinen Erwerb gilt, wird generell abgelehnt, da sie Unfreiheit bedeutet. (ebd.). Insgesamt zeigen sich laut Aßländer folgende Merkmale des Arbeitsbegriffes in der Antike: Erstens gilt körperliche Arbeit, mit Ausnahme der Landwirtschaft, als Arbeit der Sklav*innen und soll nicht vom „freien Mann“ (Aßländer 2005: 7 f.) verrichtet werden. Zweitens gibt es hinsichtlich der Arbeiten, die dem Erwerb dienen, eine moralische Hierarchie von Berufen. Drittens herrscht die Vorstellung vor, Arbeit könne den Charakter verderben, besonders wenn es sich um Tätigkeiten mit vermeintlich geringer moralischer Güte handelt. (Aßländer 2005: 7 ff.) Politisches und geistiges Tätigsein sind in der Antike hochangesehen und werden mit einem guten Leben und Freiheit des Menschen in Verbindung gebracht (vgl. Jochum 2010: 91 f.)

In der Antike zeigt sich also eine Anerkennungshierarchie zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Arbeiten zu müssen (körperlich oder geschäftlich), um den eigenen Lebensunterhalt zu finanzieren, gilt als moralisch bedenklich. Erwerbsarbeit wird wenig wertgeschätzt. Hinzu kommt, dass bestimmte Arbeiten nur von Sklav*innen verrichtet werden, also von Individuen, die wenig oder keine Anerkennung in Form von Rechten besitzen. Nicht thematisiert wird in den meisten historischen Rekonstruktionen der Arbeit die Rolle der Frauen in der Antike. Wie Elke Hartmann (2007: 71 ff.) in Hinblick auf das antike Griechenland feststellt, gibt es eine Diskrepanz zwischen Ideal und mutmaßlich

gelebtem Alltag von Frauen. Sollen reiche Frauen (Frauen mit Bürgerinnenstatus) idealerweise nur die Arbeiten im Haus überwachen und organisieren, so gehen laut ihr tatsächlich auch Bürgerinnen einem Erwerb außer Hauses nach, zum Beispiel beim Verkauf verschiedener Waren auf dem Marktplatz. Frauen, die nicht über Bürger*innenrechte verfügen und die ökonomisch schlechter gestellt sind, arbeiten sowieso zum Zweck des Erwerbs. Die Erwerbsarbeit von Frauen wird in philosophischen Schriften dabei moralisch geringgeschätzt. Über Rechte verfügen zwar Bürgerinnen im Gegensatz zu nicht freien Frauen, allerdings sind diese Rechte im Vergleich zu Bürgern eingeschränkt, etwa was Geschäftsfähigkeit und politische Partizipation betrifft. (Hartmann 2007: 71 ff.) Anerkennung in Form des Rechts wird in der Antike nicht an die Distinktion Arbeit / Nicht-Arbeit geknüpft, sondern an ein Geburtsrecht. Menschen, denen keine Anerkennung in Form von Rechten zuteil wird, sind allerdings diejenigen, die in jedem Fall arbeiten müssen – zum Zwecke des Erwerbs, aber nicht für sich selbst. Gleichzeitig wird ihre Arbeit moralisch wenig wertgeschätzt.

Im Mittelalter ist die Bewertung von Arbeit ambivalent, denn hier wird Arbeit im Sinne der jüdisch-christlichen Tradition einerseits als Gottes Strafe, andererseits als Gottes Auftrag gedeutet (vgl. Kocka 2001: 8). Arbeit, auch körperliche Arbeit, ist nun zumindest theoretisch eine Aufgabe aller Menschen:

„Arbeit wird für den mittelalterlichen Menschen zur gattungsmäßigen Sühneleistung des gesamten Menschengeschlechts. Damit wird sie im Einzelfalle zwar nicht erträglicher, aber sie ist jetzt befreit von dem Makel moralischer Minderwertigkeit.“ (Aßländer 2005: 12)

Arbeit zum Zwecke des Erwerbs, ebenso wie körperlich schwere Arbeit, wird im Vergleich zur Antike aufgewertet. Es ergibt sich eine „allgemeinen Wertschätzung der Arbeit“ (Jochum 2010: 94). Dabei spielt das im Alten Testament und im Neuen Testament formulierte „Arbeitsgebot“ (Aßländer 2005: 13) eine zentrale Rolle. Das christliche Arbeitsgebot beinhaltet das Gebot zum Fleiß, Faulheit und / Müßiggang werden verurteilt. Allerdings werden gleichzeitig „das übermäßige Gewinnstreben“ (Jochum 2010: 94) in Form der Habsucht abgelehnt und, damit zusam-

menhängend, Zinsgeschäfte abgelehnt (und teilweise verboten). Handwerkliche Arbeit wird im Laufe des Mittelalters gegenüber geistiger Arbeit aufgewertet (Jochum 2010: 94). Auch wenn die ganze Gattung als solche durch Arbeit Sühne leisten soll, so ist Arbeit ungleichmäßig auf verschiedene feudale Stände verteilt. Jedem Stand kommen dabei spezifische (göttlich bestimmte) Aufgaben zu. Die schwere körperliche Arbeit bleibt in der Interpretation der katholischen Kirche weitestgehend dem untersten Stand vorbehalten, aber auch die Klostergemeinschaft soll körperliche Arbeit leisten (vgl. Aßländer 2005: 26 f.). Mit der Aufwertung der Arbeit zum Zwecke des Erwerbs entsteht im Laufe des Mittelalters eine Vielzahl an Berufen mit eigenem Berufsbild und eigener Zunft. Im Spätmittelalter entsteht durch Berufsarbeit sukzessive die Möglichkeit sozialen Aufstiegs, vor allem in den Städten, und die ständische Ordnung beginnt, durchlässig zu werden (vgl. Aßländer 2005: 18 f.).

Insgesamt bleibt die Bewertung von Arbeit im Mittelalter ambivalent: Der Sündenfall ist der argumentative Ausgangspunkt der Aufwertung von Arbeit, denn Arbeit ist zwar eine Strafe, aber gottgewollt. Gleichzeitig besteht durch mühsame Arbeit im Diesseits die Möglichkeit des Heilsgewinns (Jochum 2010: 93 f.). Zudem werden verschiedene Formen von Arbeit durch die generelle Pflicht zur Arbeit aufgewertet und Erwerbsarbeit gilt nicht mehr als moralisch bedenklich. In der ständischen Ordnung ist körperliche Arbeit größtenteils dem niedrigsten Stand vorbehalten und die landwirtschaftliche Arbeit der Bäuer*innen an geringe rechtliche Anerkennung (vgl. Aßländer 2005: 19) gebunden. Wie in 2.3 beschrieben, sind Frauen in der Feudalgesellschaft rechtlich abhängig von Männern, welche über sie und ihre Arbeit verfügen können. Der Patriarch verfügt als Vorstand des Hauses nicht nur über Grund und Boden, sondern auch über die Mitglieder des Hauses (vgl. Beer 2010: 59 ff.). Frauen aller Stände sind im mittelalterlichen Europa weitestgehend keine eigenständigen Rechtssubjekte, über erwirtschaftetes Geld und materielle Besitztümer können sie nur eingeschränkt verfügen (vgl. Opitz-Belakhal 1991: 46 ff.). Über rechtliche Anerkennung verfügen Frauen im Mittelalter also kaum, womit auch die Anerkennung verschiedener Formen von Arbeit prekär ist. Reproduktive Arbeit im Sinne der Rolle als Ehefrau und Mutter wird von Theologen

zwar in dem Sinne anerkannt, dass sie als von Gott legitimiert erscheint, gleichzeitig aber sind Frauen dabei weitestgehend rechtlos und werden der ‚Leitung‘ ihres Ehemannes unterstellt (vgl. Bußmann 1991: 128 ff.). Frauen können zum Zweck des Erwerbs arbeiten, dies beschränkte sich jedoch auf wenige Tätigkeiten (etwa im Zusammenhang mit Textilproduktion oder als Hebamme), und vor allem in Berufen, die nicht zünftig organisiert sind (Opitz-Belakhal 1991: 32 f.).

In der Neuzeit erfährt Arbeit eine weitere starke Aufwertung. Laut Jochum (2010: 104) sind dabei besonders drei kulturelle Deutungen von Arbeit zentral: Arbeit wird „als rational-instrumentelle Manipulation der Natur, [...] als produktiv und wertbildend [...] und [...] als Verwirklichung humaner Wesenskräfte“ (Jochum 2010: 104) verstanden. All dies sind positive Zuschreibungen, welche deutlich machen, dass „Arbeit“ spätestens in der Neuzeit zu einem wichtigen gesellschaftlichen Gut wird. Der Mensch gestaltet erstens durch seine Arbeit die Natur, technik- und wissensbasiert, nach seinen Wünschen. Zweitens kann er mit seiner Arbeit individuellen und / oder kollektiven Reichtum schaffen. Dabei wird der Erwerbsarbeit eine große Bedeutung zugesprochen, die unter anderem mit einem individuellen Wohlstandsversprechen verbunden wird. Denn mit der Auflösung der ständischen Ordnung entsteht die potentielle Möglichkeit, durch Arbeit zu Wohlstand zu gelangen:

„In der Vorstellungswelt der bürgerlichen Gesellschaft ist der Mensch durch seine Arbeit in der Lage, legitimes Eigentum zu erwerben und Reichtum zu schaffen.“ (Aßländer 2005: 19).

Das bürgerliche Subjekt kann nun also allein – und legitimerweise – durch die eigene Arbeit zu Wohlstand kommen. Für Hannah Arendt ist dieser Zusammenhang zwischen Arbeit und materiellem Wohlstand ein entscheidendes Merkmal der Idealisierung von Arbeit in philosophisch-ökonomischen Schriften: So sehe John Locke in Arbeit „die Quelle des Eigentums“ (Arendt 2002: 119) und Adam Smith „die Quelle des Reichtums“ (ebd.). Bei Karl Marx werde Arbeit umfassender als „die Quelle aller Produktivität“ (ebd.) beschrieben und der Mensch als arbeitendes Lebewesen beschrieben (Arendt 2002: 121). Wie sich in

diesen Ausführungen zeigt, bedeutet die Entwicklung von „Arbeit“ als zentralem Gut der bürgerlichen Moderne insgesamt auch, dass „Arbeit“ als bezahlte Arbeit, als Lohn- oder Erwerbsarbeit gedacht wird. Durch Arbeit werden Geld oder geldwerte Leistungen erwirtschaftet, die die Grundlage für individuelles Eigentum und Reichtum sind. Ein wichtiges Instrument für den Erfolg durch Arbeit wird dabei die Bildung, die zunehmend als Mittel für die berufliche Qualifikation dient (Aßländer 2005: 21 f.). Arbeit wird laut Aßländer in der bürgerlichen Gesellschaft zur „Tugend“ (Aßländer 2005: 21), Eigenschaften, die dieser Tugend und dem Gelderwerb als zuträglich erschienen, würden als „Sekundärtugenden“ (Aßländer 2005: 22) verklärt – etwa Fleiß, Ordnungssinn, Sparsamkeit (ebd.).

„Arbeit“ wird dabei in philosophischen und politisch-ökonomischen Schriften ab dem 18. Jahrhundert auch als Mittel zur „Selbstverwirklichung des Subjekts“ (Jochum 2010: 108) gedacht. Sinnstiftung durch Arbeit ist dabei ein zentraler Aspekt des bürgerlichen Arbeitsverständnisses: „Das bürgerliche Konzept der Erwerbsarbeit sieht Arbeit als sinnvolles Tätigsein.“ (Aßländer 2005: 32) Auch „Selbstbestätigung“ und „Erfolgsausweis“ (ebd.) werden von Aßländer in Zusammenhang mit dem bürgerlichen Arbeitsverständnis gebracht. Unklar ist dabei, ob diese Begriffe als Teil der Sinnstiftung von Arbeit angesehen werden, oder ob sie eigenständige Dimensionen darstellen. All diese Begriffe werden jedenfalls von Aßländer mit der „intrinsische[n] Motivation zur Arbeit“ (Aßländer 2005: 31) assoziiert. Als „extrinsische Motivation“ (ebd.) wird auf der anderen Seite in ökonomischen Ansätzen das Erlangen „monetäre[r] und andere[r] geldwerte[r] Leistungen“ (Aßländer 2005: 32) gesehen. Anerkennungstheoretisch lassen sich diese Motivationen zur Arbeit zusammendenken. Der Sinn der eigenen Arbeit, so lässt sich argumentieren, wird für Individuen auch darüber vermittelt, dass eine Gemeinschaft oder Gesellschaft ihre Arbeit als wichtig erachtet und schätzt. Ein Indikator dafür können monetäre und andere geldwerte Leistungen sein.

Wie sich bei der kurzen historischen Darstellung der Bedeutungsentwicklung von Arbeit zeigt, hat Unterscheidung von Arbeit und Nicht-Arbeit eine wichtige Funktion. Denn in Zusammenhang mit dieser Unterscheidung wird gesellschaftlicher Status festgelegt bezie-

hungsweise lässt sich daran ablesen. Arbeit/Nicht-Arbeit stehen in Zusammenhang mit dem haben oder nicht haben von Rechten und materiellem Wohlstand, aber auch mit der Möglichkeit, ein ‚gutes‘ Leben zu führen und sich selbst zu verwirklichen beziehungsweise der eigenen Bestimmung zu folgen. In der Antike gehen körperliche Arbeit und Erwerbsarbeit größtenteils mit mangelnder rechtlicher Anerkennung und fehlender sozialer Wertschätzung einher. „Arbeit“ wird mit Unfreiheit und Verhinderung der menschlich wichtigen Tätigkeiten (geistig, politisch) assoziiert. Im Mittelalter hat Arbeit eine ambivalente Bedeutung, da sie in der christlichen Lehre als menschliche (und mühevollen) Aufgabe gedeutet wird, die auf den Sündenfall zurückgeht. Gleichzeitig ermöglicht ein arbeitsames Leben im Diesseits einen Sündenerlass und somit eine gnadenvolle Behandlung nach dem Tod. Erwerbsarbeit und körperliche/handwerkliche Formen von Arbeit werden diskursiv aufgewertet. Freilich ist die Notwendigkeit, für den eigenen Lebensunterhalt zu arbeiten, ungleich zwischen den Ständen verteilt, ebenso wie das Verrichten schwerer körperlicher Arbeit. Letztere wird größtenteils von Personen mit geringer rechtlicher Anerkennung verrichtet. Sowohl in der Antike als auch im Mittelalter hat die Arbeit von Frauen im Allgemeinen geringere Anerkennungschancen, als die von Männern – sei es als Erwerbsarbeit, politische Arbeit oder Arbeit im Haus. Denn unter der Geschlechtsvormundschaft stehend, sind die Möglichkeiten der Partizipation von Frauen an der Öffentlichkeit ebenso eingeschränkt wie die Möglichkeit, über eigenen Besitz und Geld zu verfügen oder eigenständige Entscheidungen zu treffen.

In der Neuzeit schließlich, vor allem in der bürgerlichen Moderne, wird „Arbeit“ stark aufgewertet. In der modernen, bürgerlichen Gesellschaft wird durch (Erwerbs-)Arbeit gesellschaftliche Teilhabe vermittelt, sie wird zum Mittel der Selbstbestimmung und Sinnstiftung der Bürger*innen – und durch (Erwerbs-)Arbeit leisten die Bürger*innen ihren Beitrag zur Gemeinschaft (vgl. Aßländer 2005: 27 f.). Verschiedene Rechte und Sozialleistungen sind an Erwerbsarbeit geknüpft, es besteht eine „Politik der Verpflichtung zu Erwerbsarbeit“ (Struck 2016: 7). Arbeit steht hier also in Zusammenhang mit Anerkennung, Nicht-Arbeit mit Nicht-Anerkennung. Anerkennung (zum Beispiel in Form von Rechten) wird in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft in Bezug auf das gesellschaftliche Gut der Arbeit vermittelt.

Dass Arbeit ein zentrales Gut der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft ist, verdeutlicht Hannah Arendt mit dem Begriff der „Arbeitsgesellschaft“ (Arendt 2002: 13). Arendt verwendet den Begriff, um eine Gesellschaft zu beschreiben, die damit begonnen habe, Arbeit „theoretisch [...] zu verherrlichen“ (Arendt 2002:). Arendts bekannte Befürchtung lautet dabei: „Was uns bevorsteht ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht.“ (Arendt 2002: 13) Arendt entwirft einen sehr umfassenden Arbeitsbegriff, wobei sie „Arbeiten“ (Arendt 2002: 16), von „Herstellen“ (ebd.) und „Handeln“ (Arendt 2002: 16) als Formen „menschliche[r] Grundtätigkeiten“ (ebd.) unterscheidet. In der Arbeit sieht sie eine ganz allgemeine Funktion, nämlich das „Am-Leben-bleiben des Individuums“ und „das Weiterleben der Gattung“ (Arendt 2002: 18). Für Arendt bedeutet Arbeit das Produzieren von „Konsumgüter[n]“ (Arendt 2002: 112), die nicht dauerhaft seien und „verbraucht“ (ebd.) würden. Beim Herstellen würden hingegen Güter produziert, die von einer gewissen Dauerhaftigkeit und Beständigkeit seien, und „gebraucht“ (Arendt 2002: 112) würden.

Hannah Arendt hat ihre These bereits in den 50er Jahren formuliert; in den 1980er Jahren wurde die Idee von der Gesellschaft, der die Arbeit ausgeht, in der deutschsprachigen Soziologie aufgegriffen und diskutiert, unter anderem auf dem Bamberger Soziologiekongress 1982, bei dem eine mögliche „Krise der Arbeitsgesellschaft“ (Matthes 1983) verhandelt wurde. Dabei griff etwa Ralf Dahrendorf (1983) den Begriff der „Arbeitsgesellschaft“ auf als „Gesellschaft, die Arbeit in eigene Rollen fasst und diesen Rollen eine prägende Bedeutung im Leben der Menschen wie in den Institutionen der Gesellschaft zumißt“ (Dahrendorf 1983: 32). Arendts Arbeitsbegriff ist ein umfassender, und schließt besonders Reproduktionsarbeiten ein, beziehungsweise Arbeiten im Haus, „deren Resultat ihrer Mühe gleich wieder verzehrt wird“ (Arendt 2002: 104), aber die „von einer unüberbietbaren Dringlichkeit“ (ebd.) seien. Die Diskussion in und im Anschluss an den Bamberger Soziologiekongress hingegen konzentriert sich auf Erwerbsarbeit (vgl. Struck 2016). Es wird also eine mögliche Krise der erwerbsförmigen Arbeit verhandelt – mit daran anschließenden Befürchtungen und/oder Wünschen wie dem Sinken des Erwerbsarbeitsvolumens und dem

subjektiven Bedeutungsverlust von Erwerbsarbeit (Offe 1983) oder der Zunahme alternativer Ökonomien und alternativer Tätigkeitsformen (Dahrendorf 1983). Im Anschluss an die in Bamberg diskutierte mögliche Krise der Arbeitsgesellschaft wird später die spezifischere „Krise des Normalarbeitsverhältnisses“ (Mückenberger 1987) thematisiert und, wie in 2.4 erwähnt, weitere damit verbundene Prozesse in den Blick genommen. Die Diskussion in Deutschland ist dabei eingebunden in eine größere internationale Diskussion über die Veränderung von (Lohn-)Arbeit und damit zusammenhängende gesellschaftliche Entwicklungen. Betrachtet werden etwa der Einfluss neuer Technologien (Bell 1973; Castells 1996, 1997 und 1998) und assoziierte gesellschaftliche Entwicklungen und Beschäftigungsmöglichkeiten – Ralf Dahrendorf spricht vom „Entschwinden der Arbeitsgesellschaft“ (1983), Jeremy Rifkin prognostiziert „The End of Work“ (1995). Christopher Freeman und Luc Soete (1994) hingegen stellen etwas offener die Fragen nach Chancen und Möglichkeiten von Computertechnologien für Beschäftigungsmöglichkeiten.

Gemeinsam ist den Krisendiagnosen, dass Arbeit als Erwerbsarbeit eine Schlüsselfunktion bei der Vergesellschaftung von Individuen hat und dass Arbeit ein zentrales gesellschaftliches Gut ist. Anerkennungstheoretisch gesprochen würden die Chancen der Subjekte auf Anerkennung dramatisch sinken, wenn der (kapitalistischen, bürgerlichen) sich selbst als „Arbeitsgesellschaft“ verstehenden Gesellschaft die Arbeit ausginge. Denn in einer „Arbeitsgesellschaft“ ist „Arbeit“ das zentrale Mittel zur Erlangung von Anerkennung, wie Sophie-Thérèse Krempf feststellt:

„In einer Gesellschaft, die (sich) als Arbeitsgesellschaft definiert (ist), ist gesellschaftliche Sinnhaftigkeit abhängig von den jeweiligen Gestaltungs- oder Erscheinungsformen von Arbeit; solange der Einzelne arbeitet, erweist er sich als ‚vollwertiges‘ Mitglied der (Arbeits-)Gesellschaft und ist darin Träger und Initiator sozialen Sinns. In einer solchen gesellschaftlichen Fassung ist Arbeit das entscheidende soziale Zugangsmittel und Anerkennungsinstrument, und damit weitet sich der Spannungsrahmen von Zweck und Sinn auf das Verhältnis von Einzelnen zur Gesellschaft und auf Funktion und Bedeutung von Arbeit.“ (Krempf 2011: 12)

Wie sich im Zitat zeigt, versteht Krempf Arbeit als Mittel zur Anerkennung und als Anerkennungsinstrument selbst. Dabei gibt es verschiedene Erscheinungsformen und Bedeutungen von Arbeit. Es ist also nicht nur relevant, dass eine Gesellschaft sich als Arbeitsgesellschaft versteht, sondern auch, was für eine Gesellschaft als „Arbeit“ gilt. Die Frage danach, ob einer Gesellschaft die Arbeit ausgeht, kann nicht beantwortet werden, ohne zunächst zu klären, was „Arbeit“ ist. Gleichzeitig zeigen sich im Verständnis von „Arbeit“ Anerkennungsverhältnisse, die verschiedene Tätigkeitsformen in ein hierarchisches Verhältnis setzen. Durch die Beschreibung von Tätigkeiten als Nicht-Arbeit (wie dies bei der unbezahlten Reproduktionsarbeit der Fall ist (vgl. Hofbauer/Pastner 2000: 227), wird dabei geringe Anerkennung legitimiert (vgl. Hofbauer/Pastner 2000: 227).

Als eine Antwort auf die Krisendiagnosen wird unter anderem, auf Kritiken der Zweiten Frauenbewegung aufbauend, das Konzept der „erweiterte[n] Arbeit“ (Nierling 2013: 40) diskutiert. Dieses umfasst je nach Definition etwa Erwerbs-, Reproduktions-, Eigen- und Gemeinschaftsarbeit (Nierling 2013: 39 ff.). Auf Krisendiskurse in Zusammenhang mit Arbeit wird also auch mit Diskussionen über das Verständnis von Arbeit reagiert.

Was die Bedeutung der Erwerbsarbeit betrifft, so haben sich, wie Olaf Struck (2016) für Deutschland und teilweise auch für andere Länder aufzeigt, die meisten der damaligen Befürchtungen und Hoffnungen nicht oder nicht im prognostizierten Ausmaß eingestellt: Quantitativ würde Erwerbsarbeit nicht an Bedeutung verlieren, die Erwerbsquote sei bei Männern in den G7-Staaten in den letzten Jahrzehnten stabil geblieben, bei Frauen gestiegen, dies aber laut Struck mit mehr Teilzeitbeschäftigungen und Minijobs). Insgesamt sei in Deutschland die individuelle jährliche Arbeitszeit leicht gesunken, aber die Anzahl der Beschäftigten gestiegen, so dass das Arbeitsvolumen insgesamt nur um wenige Prozentpunkte gesunken sei (Struck 2016: 6). Verändert haben sich laut Struck jedoch, bedingt durch technische Rationalisierungen, die Berufe: Es seien neue Berufe entstanden, und „Berufszuschnitte“ (Struck 2016: 6) hätten sich geändert. Auch die Befürchtung der massenhaften Erwerbslosigkeit hat sich laut Struck zumindest für Deutschland nicht bestätigt. Allerdings gibt es dabei Unterschiede zwi-

schen Branchen und Qualifikationsstufen. Formal geringer qualifizierte Personen könnten schwerer in den Arbeitsmarkt integriert werden, wobei gleichzeitig Arbeitsförder- und Wiedereingliederungsmaßnahmen zunehmend gekürzt worden seien (Struck 2016: 7). Die Arbeitsmarktverortung bestimme weiterhin maßgeblich das Einkommen und „Anwartschaften auf sozialpolitische Transferleistungen“ (ebd.: 7), und somit Lebensbedingungen und Lebenschancen der Individuen und oftmals auch ihrer Angehörigen (Struck 2016: 7). „Alternative Ökonomien“ (ebd.) hätten zwar zugenommen, zum Beispiel der „intermediäre Sektor“ (ebd.), Kooperativen und Genossenschaften. Allerdings setze sich hier im Zeitverlauf häufig eine „Logik von Monetarisierung und Effizienzsteigerung“ (ebd.) durch. Schlussendlich bliebe die ökonomische Sicherung maßgeblich an Erwerbsarbeit gebunden, wobei die deutsche Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik sich weiterhin im Wesentlichen am Normalarbeitsverhältnis orientiere, obwohl es anteilig immer unbedeutender werde (vgl. Struck 2016: 9). Die mangelnde Passung zwischen tatsächlich erodierendem Normalarbeitsverhältnis und der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik führe zu einer Verstärkung sozialer Ungleichheiten. Insgesamt differenzierten sich Erwerbsbiographien und Erwerbswelten aus und es komme zu einer „verstärkten Segmentierung zwischen inner- oder überbetrieblich stabil Beschäftigten einerseits und sehr instabil Beschäftigten in Leiharbeit, Kurzeitbeschäftigung, Minijobs etc. anderseits“ (Struck 2016: 9). Letztere sind, wie erwähnt, mehrheitlich Frauen.

Bezüglich des Diskurses über den „Wertewandel in der Arbeitswelt“ (Mikfeld 2017: 20), der einen möglichen Bedeutungsverlust der Erwerbsarbeit für Einzelne behandelt, lässt sich folgendes feststellen: Umfragen wie in der „Vermächtnisstudie“ (Die Zeit/infas/wzb 2019) legen nahe, dass „Erwerbsarbeit ein wesentlicher Bezugspunkt des Lebens“ (ebd.: 7) bleibt. Wie sich auch in den Familiengesprächen eindeutig zeigt, gibt es fallübergreifend eine starke Orientierung an Erwerbsarbeit als sinnstiftendes Element und statusgenerierende und -erhaltende Tätigkeit. Erwerbsarbeit hat für die Interviewpartner*innen viele positive Konnotationen und stellt sich generell als ein Gut und wichtiger Orientierungspunkt des eigenen Lebens dar. Allerdings gibt es dabei Unterschiede in dem, was mit dem Gut der Erwerbsarbeit verknüpft wird – etwa sozialer Aufstieg (Fam. Alvarez), Stuserhalt (Fam.

Dallmer), oder Aufrechterhalten der Familienidentität (Fam. Huber). Neben der Erwerbsarbeit werden aber auch andere Formen von Arbeit als Quellen von Sinn genannt. Insgesamt gilt „Arbeit“ in verschiedenen Formen den von mir untersuchten Familien als Gut, also als etwas, dass sie erstrebenswert und wichtig finden. Gleichzeitig ist der Begriff der Arbeit nicht nur positiv konnotiert, wie noch gezeigt wird (vgl. 6.1).

Insgesamt spricht vieles dafür, die moderne Gesellschaft (auch die deutsche Gesellschaft) weiterhin als „Arbeitsgesellschaft“³⁶ zu bezeichnen. Und dies zunächst ohne von einem erweiterten Arbeitsbegriff auszugehen.

4.2 Theoretische und empirische Diagnosen zu Anerkennungsverhältnisse in Arbeitsbeziehungen

In diesem Kapitel möchte ich den Forschungsstand zum Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung aus theoretischer und empirischer Perspektive skizzieren. Selbstverständlich können die Auseinandersetzungen zum Zusammenhang von Anerkennung und Arbeit dabei nicht erschöpfend dargestellt werden. Vielmehr soll ein Überblick gegeben und die wichtigsten Erkenntnisse skizziert werden. Dabei konzentriere ich mich auf Beiträge, in denen der Begriff der „Anerkennung“ explizit verwendet wird, oder die in darauf aufbauenden Anerkennungstheorien als Auseinandersetzung mit „Anerkennung“ gedeutet werden.

(Sozial-)Philosophische, und politisch-ökonomische Auseinandersetzungen mit Anerkennung und Arbeit

Wie in 3.1. beschrieben, gibt es eine lange Tradition der Auseinandersetzung mit dem Konzept der Anerkennung, wobei „Anerkennung“ als Begriff nicht von Beginn an auftaucht. Mit der beginnenden Auflösung der Ständeordnung wird die Frage relevant, wie „der Einzelne“

³⁶ Lessenich (1996) weist neben der Feststellung, dass die moderne Gesellschaft eine Arbeitsgesellschaft sei, darauf hin, dass es verschiedene Formen von Arbeitsgesellschaften gibt. Dies kann hier leider aus forschungspraktischen Gründen nicht weiter beleuchtet werden.

zur Gesellschaft in Beziehung steht und „welchen Platz er aus welchen Gründen innerhalb der Gesellschaft einzunehmen hatte oder einzunehmen gewillt war“ (Honneth 2018: 27). In Honneths historischer Aufarbeitung der Idee der Anerkennung in europäischen Schriften zeigt sich, dass Arbeit dabei mitunter auch eine Rolle spielt. In Honneths Interpretation wird dabei beispielsweise in der britischen Denktradition (Adam Smith, David Hume, John Stuart Mill) die „soziale Natur des Menschen“ (Honneths 2018: 127) gegenüber der sich schnell ausbreitenden kapitalistischen Mentalität in Stellung gebracht (Honneth 2018: 126 f.). Arbeit und Anerkennung werden aber nicht systematisch aufeinander bezogen.

Im deutschsprachigen Raum befasst sich dann Karl Marx systematisch mit der Beziehung von Anerkennung und Arbeit, allerdings nicht primär mit dem Begriff, sondern mit dem Konzept oder der Idee der Anerkennung. Marx schließt an Hegels Überlegungen zum Herrschafts- / Knechtschaftsverhältnis an und baut darauf gesellschafts- und wirtschaftstheoretische Überlegungen auf. Wie in 3.2 beschrieben, erläutert Hegel mit dem Herrschafts- / Knechtschaftsverhältnis die Beziehung von Selbstbewusstsein und Bewusstsein, er bezieht sich hier also auf den Geist. Gleichzeitig verweist aber die Metapher von Herr und Knecht auf ein körperliches Arbeitsverhältnis, welches durch eine Asymmetrie gekennzeichnet ist. Der Knecht arbeitet für den Herrn, und obwohl auch der Herr von der Anerkennung des Knechts abhängig ist, so ist es dennoch ein „ungleiches Anerkennen“ (Hegel 1970: 118). Reziprozität und Ungleichheit kennzeichnen hier also die Arbeitsbeziehung.

Bei Karl Marx rücken nun im Rahmen seiner Kapitalismusanalyse ungleiche Anerkennungschancen beziehungsweise die systematische Nicht-Anerkennbarkeit der Lohnabhängigen (vgl. 1968) in den Vordergrund. Allerdings kann bei Marx nicht von einer ausgearbeiteten Anerkennungstheorie gesprochen werden, den Begriff der Anerkennung verwendet er eher am Rande und auch die Idee der Anerkennung wird nicht ausgearbeitet. In seinen ökonomisch-philosophischen Transkripten geht er auf die Problematik des Privateigentumes ein und beschreibt den „Schein einer Anerkennung d(es) Menschen“ (Marx 1968: 530) in der „Nationalökonomie“ (ebd.), die tatsächlich eine „Ver-

leugnung des Menschen“ (ebd.) darstelle. Die nur scheinbare Anerkennung des Menschen besteht in Marx' Interpretation einer Theorie-tradition von Adam Smith, John Stuart Mill und anderen darin, dass jene Theoretiker der Nationalökonomie das Privateigentum in den Menschen hineinverlegen, indem sie als Quelle des Privateigentums oder Reichtums die Arbeit des Einzelnen sehen. Arbeit im Kapitalismus ist aber bei Marx bekanntermaßen eine „entfremdete“ Tätigkeit (Marx 1968: 510), es kommt zu einer Trennung von Arbeit und Kapital / (Privat-)Eigentum. Was Marx beschreibt, lässt sich als eine „Pathologie [...] der Anerkennung“ (Herrmann 2017: 164) in der kapitalistischen Gesellschaft deuten. Wie Hegel geht Marx von einer wechselseitigen Angewiesenheit und Bezogenheit der Menschen im Allgemeinen aus. Im Kapitalismus findet nun laut Marx eine Entfremdung der Arbeiter*innen vom Arbeitsprodukt, von seiner Tätigkeit von sich selbst und gleichzeitig auch eine „*Entfremdung des Menschen von dem Menschen*“ (Marx 1968: 517; Herv. i.O.). Die Bezogenheit der Menschen aufeinander, die intersubjektive Anerkennung ist also durch die kapitalistische Warenproduktion gestört, die Menschen werden von sich und anderen entfremdet. Zudem kommt es zu ungleichen Anerkennungschancen, denn es findet, so Marx, „eine Akkumulation des Kapitals in wenigen Händen“ (Marx 1968: 488) statt und der Lohnarbeiter selbst wird zu einer Ware über den Andere verfügen (vgl. ebd.: 510 ff.).

Wenige Jahrzehnte später setzt sich auch George Herbert Mead mit dem Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung auseinander, allerdings weniger unter einem politisch-ökonomischen, als einem sozialphilosophisch-psychologischen Blickwinkel. Auch er bezieht sich kaum explizit auf den Begriff, wohl aber auf die Idee der Anerkennung. Meads Überlegungen in „*Mind, Self and Society*“ / „Geist, Identität und Gesellschaft“ (Mead 2015/2017) schließt Axel Honneth später an. Mead beschreibt darin reziproke Anerkennung als eine Bedingung für Identität und die Herausbildung eines Selbstbewusstseins (vgl. Mead 2017: 177 ff.; 244 ff.). In einer Gesellschaft oder Gemeinschaft der funktionalen Arbeitsteilung können Individuen darüber Anerkennung erfahren, dass sie ihre Funktion / Aufgabe ausüben und somit für die Gesellschaft oder Gemeinschaft nützliche Arbeit verrichten (vgl. Mead 2017: 194 ff., 244 ff; 273 – 310). Was in anderen Theorien als gesellschaftlich geteilte

Werte beschrieben wird, ist bei Mead der „verallgemeinerte Andere“ (Mead 2017: 196) [generalized other; Mead 2015: 155]. Dieser ‚Andere‘ ist die Vorstellung des Individuums von den Haltungen der Gemeinschaft oder Gesellschaft, und zwar in Hinblick auf ein bestimmtes Ziel oder „auf verschiedene gesellschaftliche Projekte“ (Mead 2017: 197).

Die hier kurz skizzierten theoretischen Beiträge stellen wichtige Entwicklungspunkte der Analyse des Zusammenhangs von Arbeit und Anerkennung dar: Die wechselseitige Abhängigkeit und Bezogenheit der Individuen in einer Gesellschaft wird ebenso verdeutlicht wie das Vorhandensein ungleicher Anerkennungschancen und die Relevanz geteilter Werte in einer arbeitsteiligen Gesellschaft, Gemeinschaft oder Gruppe. Allerdings werden in diesen Auseinandersetzungen die Konzepte „Arbeit“ und „Anerkennung“ nicht explizit und systematisch aufeinander bezogen.

Neuere Beiträge, die sich mit dem Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung systematisch und explizit (unter Verwendung dieser Begriffe) auseinandersetzen finden sich im englischsprachigen Raum kaum – zu nennen sind hier einige betriebswirtschaftliche und organisationspsychologische Beiträgen (vgl. z.B. Petersen/Willig 2004, Smith 2009). Im deutschsprachigen Raum hingegen gibt es eine relativ breite interdisziplinäre Auseinandersetzung. Ein Schwerpunkt ist dabei der Wandel gesellschaftlicher Anerkennungs- und Arbeitsverhältnisse. Axel Honneth (vgl. z.B. 2003a und 2008) befasst sich im Rahmen seiner Anerkennungstheorie mit dem Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung, der Möglichkeit gesellschaftlicher Anerkennbarkeit durch Arbeit und deren Bedeutung für die soziale Identität (vgl. Honneth 2008: 327–329). Mit Nancy Fraser diskutiert er dabei, wie oben beschrieben (3.5), Fragen von Verteilungsgerechtigkeit beziehungsweise Anerkennung und Umverteilung gesellschaftlicher Güter (vgl. Honneth/Fraser 2003). Die Auseinandersetzung von Fraser und Honneth betrifft den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung, da hier die gesellschaftliche Bewertung verschiedener Tätigkeiten und daraus resultierende zusammenhängende (materielle) Ungleichheiten im Fokus stehen.

Honneth (2003a: 162) beschreibt eine „institutionalisierte Anerkennungsordnung“ in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft: Die

ursprünglich von Honneth beschriebene „Solidarität“ nimmt in dieser Gesellschaft demnach eine andere Form an, sie wird zum „individualistischen Leistungsprinzip“ (Honneth 2003a: 174; s. 3.4). Honneth beschreibt das Leistungsprinzip dabei als „ein Element wirkungsmächtiger Ideologie“ (Honneth 2003a: 174), da erstens die „kapitalistischen Eliten“ (ebd.: 174) den Bewertungsmaßstab von Leistungen festlegten, zweitens naturalistisch-essentialistische Vorstellungen etwa die Arbeit von Müttern und Hausfrauen als Form von Leistung oder Arbeit verunsichtbarten (vgl. Honneth 2003a: 174 f.). Für die Bewertung von Leistungen sei „oberster Bezugspunkt der Aufwand an intellektueller Vorbereitung für eine bestimmte Tätigkeit“ (ebd.: 174). Dem Leistungsprinzip als Anerkennungsprinzip der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft ist also eine soziale Ungleichheit inhärent. Gleichzeitig legitimiert das individualistische Leistungsprinzip laut Honneth die ungleiche Verteilung von Chancen und Gütern und erhält somit die Ungleichverteilung aufrecht (ebd.: 175).

Auch Sighard Neckel (2001) befasst sich mit dem Leistungsprinzip und wie dieses mit sozialer Wertschätzung und gesellschaftlicher Teilhabe zusammenhängt. Er verweist dabei darauf, dass seine Ausführungen zum Leistungsprinzip an Honneths anerkennungstheoretische Überlegungen anschließen (Neckel 2001: 249). Bei Sighard Neckel wandelt sich die Verteilung von sozialer Wertschätzung und Anerkennung strukturell beim Übergang der „kapitalistische[n] Arbeitsgesellschaften“ (Neckel 2001: 259) zu „erfolgsorientierte[n] Marktgesellschaften“ (ebd.). „Leistung“ (Neckel 2001: 248) sei „zentraler normativer Bezugsrahmen“ (Neckel 2001: 248) der kapitalistisch-modernen Gesellschaft. Das Leistungsprinzip sei zwar hier nicht die einzige Richtschnur, nach der Status verteilt wird, er sei aber der „einzig öffentlich rechtfertigungsfähiger Maßstab der Statusvergabe“ (Neckel 2001: 248). Innerhalb dieses normativen Deutungshorizonts spielten sich alle Konflikte um soziale und ökonomische Teilhabe ab, von der Arbeiter*innenbewegung bis zum Feminismus. (Neckel 2001: 248) Neckel diagnostiziert, dass sich soziale Wertschätzung und Verteilung von Ressourcen in der „Marktgesellschaft“ (Neckel 2001: 253) zunehmend auf „Erfolg“ (Neckel 2001: 255), und nicht mehr auf „Leistung“ (Neckel 2001: 248) bezögen. Das heißt, Anerkennung erfahren Gesellschaftsmitglieder nicht mehr primär für

den durch Erwerbsarbeit geleisteten Aufwand, sondern für von Arbeit (zumindest teilweise) unabhängige Erträge und Ergebnisse. Erfolg bedeutet dabei wirtschaftlicher Erfolg, Reichtum und Wohlstand, der aber vom Aufwand der Erwerbsarbeit immer mehr entkoppelt werde (Neckel 2001: 260). Stattdessen können Reichtum und Besitze ohne eigene Anstrengung generiert werden – etwa durch Erbschaften, spekulative Kapitalanlagen und Vermögenserträge. Auch im Bereich der Erwerbsarbeit, etwa in Banken und Versicherungen, Unternehmensberatungen und Investmentfirmen, also jenen Bereichen, „die die höchsten Renditen bringen“ (Neckel 2001: 255) würden demnach zunehmend Erfolge und nicht Leistungen honoriert. Die dort teilweise erbrachten und häufig auf Zufällen basierenden exorbitanten Gewinne würden „außerhalb aller Maßstäbe des Leistungsprinzips“ (Neckel 2001: 255) liegen und gerade deswegen einen hohen Status haben. Arbeit als Erwerbsarbeit wird bei Neckel schon deswegen von Erfolg entkoppelt, weil sie laut ihm zum knappen Gut werde, und die Zuteilung von Arbeit (Erwerbsarbeit) selbst, so argumentiert Neckel mit Oevermann, schon als Belohnung interpretiert werden könne (Neckel 2001: 254).

Anerkennung im Sinne von Wertschätzung, Chancen und Ressourcen ist somit laut Neckel in der Marktgesellschaft höchst ungleich verteilt – etwa zwischen Berufsgruppen und Bildungsschichten. So erben laut Neckel Hauptschulabsolvent*innen im Durchschnitt wesentlich weniger als Akademiker*innen (Neckel 2001: 255). In einer Gesellschaft, in der das Leistungsprinzip vorherrscht, besteht laut Neckel trotz aller Ungleichheiten eine gewisse Gegenseitigkeit, eine wechselseitige Verpflichtung (Neckel 2001: 261). Denn das Leistungsprinzip, so lässt sich ergänzen, beruht auf geteilten Normen und Werten. Zudem folgt im Leistungsprinzip auf einen Aufwand auch eine Entschädigung des Aufwandes (Neckel 2001: 260). Eine Gesellschaft, die vom Erfolgsprinzip geleitet ist, ist hingegen laut Neckel von Konkurrenz und wachsenden sozialen Ungleichheiten gekennzeichnet (Neckel 2001: 261).

Arbeitssoziologische Auseinandersetzungen

Während die Überlegungen zu Anerkennung und Umverteilung, aber auch Leistung und Erfolg, vor allem die Bereiche der Sozialphilosophie und politischen Theorie betreffen, ist die Anerkennungspers-

pektive auch in der deutschsprachigen Arbeitssoziologie immer zentraler geworden. Ursula Holtgrewe, Stephan Voswinkel und Gabriele Wagner plädieren bereits zur Jahrtausendwende für eine „Anerkennungssoziologie der Arbeit“ (Holtgrewe et al. 2000: 9). Laut ihnen wird Anerkennung zu großen Teilen über die Organisation von Arbeit verteilt. Gleichzeitig unterliege die Verteilung und Organisation von Erwerbsarbeit einem umfassenden Strukturwandel, wobei auch die Anerkennungskriterien und -anforderungen immer pluraler würden (vgl. Holtgrewe et al. 2000: 13). Da Identität laut ihnen durch Anerkennung konstituiert ist, halten sie es für ertragreich, „Anerkennung als das Medium sozialer Integration zu betrachten, durch das gefiltert die Umbrüche in der Erwerbsarbeit auf die Identitäten der Gesellschaftsmitglieder durchschlagen“ (Holtgrewe et al. 2000: 9).

Der Wandel von Anerkennungsverhältnissen stellt also einen Schwerpunkt der arbeitssoziologischen (das bedeutet vor allem erwerbsarbeitssoziologischen) Auseinandersetzung mit Anerkennung dar. So setzt sich Gabriele Wagner (2004) mit „Anerkennung und Individualisierung“ auseinander, wie in 4.3 noch genauer beschrieben wird. Silvia Krömmelbein (2000) befasst sich mit „Identitätskrisen als Anerkennungskrisen“ im Rahmen des Wandels von Erwerbsarbeit und Sozialstruktur in den neuen Bundesländern. Hier betrachtet sie Umbrüche auf drei Ebenen: im Betrieb, im Bereich der Erwerbsarbeit und in der Sozialstruktur. Der Wandel der Anerkennungsverhältnisse auf gesellschaftlicher Ebene führt, so stellt sie auf Basis der Auswertung von biographischen und problemzentrierten Interviews mit Menschen aus den neuen Bundesländern fest, durch den Unterschied von individuellen Anerkennungserwartungen und Anerkennungserfahrungen, zu „Anerkennungskrisen“ (Krömmelbein 2000: 213). Zu solchen Krisen kommt es demnach dann, wenn keine neuen handlungsstrukturierenden Gewissheiten anstelle der alten, prekär gewordenen, treten. Anerkennungskrisen können aber auch selbstvergewissernd wirken, wenn Individuen auf berechtigten Anerkennungsansprüchen beharren und hier etwa auf sozialmoralische, allgemeingültige Ansprüche verweisen (Krömmelbein 2000: 214).

Auch Stephan Voswinkel (2000 und 2001) befasst sich mit dem Thema Wandel von Anerkennungsverhältnissen, allerdings in Bezug

auf industrielle Arbeitsbeziehungen im Allgemeinen. Er arbeitet in seiner Untersuchung zum Wandel der gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnisse beispielhaft mit einer Fallstudie zum „Bündnis für Arbeit“³⁷ (Voswinkel 2001: 207) und untersucht die davon betroffenen Akteur*innen und deren Anerkennungskonflikte als „Dramaturgie industrieller Beziehungen“ (Voswinkel 2001). Er konzentriert sich dabei auf Umbrüche in Anerkennungsverhältnissen. Was er an der Entwicklung des und der Diskussion um das „Bündnis für Arbeit“ zeigen will, ist, dass sich der zentrale Anerkennungsmodus in gesellschaftlichen Arbeitsbeziehungen von der „Würdigung“ (Voswinkel 2001: 17) hin zum Anerkennungsmodus der „Bewunderung“ (Voswinkel 2001: 17) entwickelt hat und sich gleichzeitig die dominante Anerkennungsform von der traditionellen Form der „Ehre“ (Voswinkel 2001: 18) zur modernen Form der „Reputation“ (Voswinkel 2001: 18) gewandelt hat. Dabei vollzieht Voswinkel anhand des Beispiels nicht den historischen Wandel nach, sondern stellt dar, wie die Reputationszuweisung erfolgt und welche Referenzen sich dabei herausarbeiten lassen. Er beschreibt dabei einen Kampf um Reputation und auch um Würdigung – letzteres in Bezug auf die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall (Voswinkel 2001: 250). Aus der „Reputationsprobe“ (ebd.: 225) – analog zum „Duell zur Ehre“ (Voswinkel 2001: 18) gedacht – gehen die Gewerkschaften schließlich als Gewinnerinnen, die Arbeitgeberverbände als Verlierer hervor (Voswinkel 2001: 225 ff.)

Würdigung stellt bei Voswinkel eine Form der Dankbarkeit für Mühen und Opfer dar, die in längerfristigen Beziehungen erbracht werden und in industriellen Arbeitsbeziehungen auf einer langfristigen Betriebsmitgliedschaft beruhen. Über die Zugehörigkeit zu einem Betrieb und als Gegenleistung für den Verzicht auf Selbständigkeit findet eine patriarchalische Form der Fürsorge statt, durch die Arbeitnehmer*innen ein gewisses Maß an Sicherheit erfahren, auch beim Eintritt

37 Hierbei handelt es sich um ein Bündnis, das der damalige IG-Metall-Vorsitzende Klaus Zwickel im Jahr 1995 Arbeitgeber_innen und Bundesregierung vorschlägt. Der Vorschlag beinhaltet unter anderem den teilweisen Verzicht auf Entgelterhöhungen (Erhöhungen nur als Ausgleich der Preissteigerung, nicht als Anteil an der Produktivitätssteigerung). Dafür sollen Arbeitgeber_innenverbände drei Jahre lang keine betriebsbedingten Kündigungen vornehmen und zudem 300.000 neue Arbeitsplätze schaffen. Außerdem sollen 30.000 Langzeitarbeitsuchende eingestellt und die Zahl der Ausbildungsplätze um jährlich fünf Prozent gesteigert werden. (Voswinkel 2001: 208)

in die Rente. (vgl. Voswinkel 2000: 40–43). Der Anerkennungsmodus der Würdigung beruht auf Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die dieselben Werte teilt. Durch Würdigung werden die gemeinschaftlichen, verbindenden Elemente von durch Arbeit erbrachten Leistungen betont, es besteht ein wechselseitiges Geben und Nehmen. Zudem ist Würdigung moralisch fundiert und einklagbar. (vgl. Voswinkel 2002: 69)

Demgegenüber basiert der Anerkennungsmodus der „Bewunderung“ (Voswinkel 2000: 40) auf dem Prinzip der Differenz und setzt im Gegensatz zur Würdigung keine enge soziale Bindung voraus. Hier wird Anerkennung für besondere Erfolge und Leistungen in Zusammenhang mit Arbeit vergeben, also für etwas, was Individuen von anderen unterscheidet. (vgl. Voswinkel 2002: 70) Bewunderung ist mit Prestige verknüpft und beruht auf sichtbarem und messbarem Erfolg, Fähigkeiten und Qualifikationen und der Eigenständigkeit der Arbeitnehmer*innen. (vgl. Voswinkel 2000: 40–43). Im Gegensatz zur Bewunderung wird Würdigung laut Voswinkel eher rechtlich bestimmt und „ritualisiert“ (Voswinkel 2001: 60).

Der Wandel der Anerkennungsmodi, den Voswinkel beschreibt, ist paradox: Denn obwohl Bewunderung als Anerkennungsmodus an Bedeutung gewinnt, ist Würdigung in industriellen Arbeitsbeziehungen „moralisch weiterhin stark verankert“ (Voswinkel 2000: 59). Bewunderung kann dabei zwar Ansprüche an Autonomie erfüllen, nicht jedoch den alltäglichen Einsatz, wenig sichtbare oder mitunter erfolglose Bemühungen honorieren. Im Modus der Bewunderung werden Personen eben nicht *als Arbeitende* anerkannt, sondern nur für einzelne Erfolge.

Ebenso wie der Anerkennungsmodus von der Würdigung zur Bewunderung ändert sich auch die dominante Anerkennungsform von der traditionellen Form der „Ehre“ (Voswinkel 2001: 18) hin zur modernen Form der „Reputation“ (Voswinkel 2001: 18). Dies geschieht allerdings bereits früher, laut Voswinkel mit dem Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft (vgl. Voswinkel 2001: 107). Während Würdigung/ Bewunderung den Grad der Verbundenheit/ Distanz der Anerkennungsbeziehung betreffen, verweisen Ehre und Reputation auf den Grad der Reflexivität, Inszenierung und Kontingenz (vgl. Voswinkel 2001: 18). Ehre ist im Gegensatz zur Reputation von Geburt an gegeben; um Ehre nicht zu verlieren, müssen klare Regeln befolgt und

Pflichten erfüllt werden. Reputation hingegen muss erworben werden, wobei die Kriterien der Anerkennung hier sehr viel pluraler und uneindeutiger sind, wodurch die Anerkennung kontingent wird. Reputation bezieht sich im Gegensatz zur Ehre nicht auf identitätsstiftende Merkmale der Person (Stand, Geschlecht etc.), oder auf eine Handlung an sich, sondern auf dem Eindruck, der bei anderen durch Darstellung (Inszenierung) und Kommunikation entsteht. Dadurch ist Reputation auch ein Ergebnis von Reflexion. (vgl. Voswinkel 2001: 111–113)

Laut Voswinkel bleibt die Relevanz von Arbeit für Anerkennungsverhältnisse in der modernen (deutschen) „Arbeitsgesellschaft“ (Voswinkel 2000: 40) weiterhin sehr hoch. Dementsprechend seien „Auseinandersetzungen um und in Arbeit [...] zugleich Kämpfe um Anerkennung“ (Voswinkel 2000: 40). Voswinkel setzt dabei allerdings Arbeit mit Erwerbsarbeit weitestgehend³⁸ gleich und hält die große Bedeutung von Erwerbsarbeit in Anerkennungsbeziehungen für eine historische Spezifität moderner Gesellschaften, herbeigeführt durch das Christentum und die protestantische Arbeitsethik. (vgl. Voswinkel 2014) Die These, dass (Erwerbs-)Arbeit zunehmend an Bedeutung verlieren würde, lehnt er kategorisch ab und führt dagegen die Erwerbstätigkeit von Frauen ins Feld: „Die Frauenerwerbstätigkeit verhilft der Arbeitsgesellschaft erst richtig zum Durchbruch.“ (Voswinkel 2014: 6) Er weist allerdings darauf hin, dass trotz des Erfolges der protestantischen Arbeitsethik nicht die Arbeit an sich (die harte, schmutzige, anstrengende Arbeit), sondern Arbeit in Verbindung mit „Formen des Kapitals“ (Voswinkel 2000: 40), zum Beispiel ökonomisches und kulturelles Kapital, Anerkennung vermitteln (vgl. Voswinkel 2000: 40). Durch Veränderungen der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und der Machtverteilung in Unternehmen (marktgesteuerte Dezentralisierung, kurzfristige Planung der Produktion und kurzfristige Bindung der Beschäftigten), sowie neue Ansprüche der Beschäftigten (weniger Loyalität den Unternehmen gegenüber, Wunsch nach schnell sichtbaren Erfolgen, Möglichkeiten eines schnellen Wechsels zwischen Unternehmen), findet die oben beschriebene Änderung des Anerkennungsmodus statt (vgl. Voswinkel 2000: 51 ff.).

38 Gelegentlich erlaubt er sich einen für die „Mainstream-Arbeitssoziologie eher ungewohnten Schlenker des Blicks“ (Voswinkel 2002: 73) auf die Familien- und Hausarbeit.

Neben diesen Unterscheidungen verschiedener Anerkennungsformen und -modi differenziert Voswinkel (2014) in seinem Anerkennungsmodell Mikro-, Makro- und Mesoebene. Auf der Mikroebene besteht eine „Anerkennungsbeziehung zwischen zwei oder mehreren Subjekten, die sich wesentlich im Kommunikationsverhalten (Lob, Tadel, Ignorierung, gespendete oder fehlende Aufmerksamkeit) äußert“ (Voswinkel 2014: 4). Auf der Mesoebene finden Anerkennungsbeziehungen in Organisationen oder Gemeinschaften statt. Die Zuweisung von Anerkennung ist hier durch Muster und Institutionen strukturiert. Beispiele für Anerkennungsmedien sind Beförderungen, aber auch die Möglichkeit, selbstständig zu arbeiten (vgl. Voswinkel 2014: 7 ff.). An anderer Stelle werden auch der Lohn und Lohnfortzahlungen im Krankheitsfall, Verträge, die Beschäftigungssicherheit garantieren, oder auch Betriebsfeiern und die Ehrung von Jubilar*innen genannt. (vgl. Voswinkel 2002: 80) Voswinkel betont dabei, dass Organisationen (und das sollte dann auch für Gemeinschaften im Allgemeinen gelten) eine eigene „Anerkennungsarena“ (Voswinkel 2014: 8) herausbilden können, in denen eigene Kriterien für die Anerkennung von Leistungen bestehen (vgl. Voswinkel 2014: 8) Die Makroebene von Anerkennung schließlich stellen „gesellschaftliche Anerkennungsverhältnisse“ (Voswinkel 2014: 4) dar, welche bestimmen, wie, für was und wem Anerkennung zuteilwird und somit das gesellschaftliche Prestige sozialer Gruppen festlegen. Die Mikro- und Mesoebene sind in dieser Systematik in die Makroebene eingebettet, können aber nicht „aus ihr abgeleitet oder ihr subsumiert werden“ (Voswinkel 2014: 4). Dementsprechend können zwischen den Ebenen durchaus Ambivalenzen und Widersprüche bestehen (vgl. Voswinkel 2014: 4).

Anerkennung in nicht-erwerbsförmiger Arbeit

Während sich Voswinkel auf erwerbsförmige Arbeit konzentriert, nimmt Linda Nierling (2013) die Debatte um die Krise der Arbeitsgesellschaft und das „Ende der Arbeit“ (Nierling 2013: 14) als Ausgangspunkt, um das Konzept der erweiterten Arbeit hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Möglichkeiten zu analysieren. Dabei konzentriert sich Nierling auf Anerkennungsverhältnisse und nimmt empirisch verschiedene Formen von Arbeit, darunter nicht-erwerbsförmige Arbeiten wie „Eigenarbeit“ (Nierling 2013: 17), (Selbst-)„Versorgung“ (Nierling 2013: 17), und (öko-

logisches/gesellschaftspolitisches) „Engagement“ (Nierling 2013: 17) in den Blick. Sie fragt nach Anerkennungsformen in erweiterter Arbeit und danach, inwiefern sich Personen, die in entsprechenden Organisationen arbeiten, anerkannt oder missachtet fühlen. Und sie interessiert sich dafür, inwiefern Anerkennungsverhältnisse sich auf die gesellschaftliche Verbreitung erweiterter Arbeit auswirken. (Nierling 2013: 105).

Vor dem Hintergrund von Honneths Anerkennungssphären führt Nierling drei Fallstudien mit Organisationen aus dem Bereich der erweiterten Arbeit (gemeinnützige Organisationen und ein mittelständisches Unternehmen) durch. Dabei führt sie leitfadengestützte Einzelinterviews, und wertet ergänzend Dokumente und Artefakte der Organisationen aus (Nierling 2013: 110). Honneths Anerkennungsmodell ist Grundlage ihrer Analyse, sie erweitert dieses jedoch, um die verschiedenen Arbeitsformen angemessen untersuchen zu können. Das betrifft vor allem Honneths Anerkennungsmodus der Solidarität, da sich dieser mit seinem zugrundeliegenden Leistungsbegriff nur auf Erwerbsarbeit und Bezahlung anwenden lässt. Den Modus der Solidarität ergänzt Nierling um Leistungsfacetten, die nicht ökonomischer Art sind, um eine Form der Anerkennung, die sich aus engen, persönlichen Bindungen speist (also nicht nur auf einen abstrakten, gesellschaftlich geteilten Wertehorizont verweist) und sich auf die ganze Person bezieht. Desweiteren beschreibt sie „intrinsische Formen von Anerkennung“ (Nierling 2013: 93) im Sinne einer „gewissermaßen selbstbezogene Anerkennung“ (Nierling 2013: 97), die sich auf Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung und Autonomie bezieht. (vgl. Nierling 2013: 92–99)

Bei diesem letzten Aspekt, den intrinsischen Formen von Anerkennung, lässt sich kritisch anmerken, dass das Wesen der Anerkennung in vielen Theorien eben gerade nicht im Selbstbezug liegt, und dass auch Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung und Autonomie gesellschaftlich vermittelte Bedürfnisse sind, die auf die Notwendigkeit der Anerkennung durch andere verweisen, die sie dann als „autonom“ anerkennen (vgl. dazu auch Benjamin 1995). Abgesehen davon ist es sehr plausibel, den Anerkennungsmodus der Solidarität auch auf die Bereiche Organisation und emotionale Nahbeziehungen zu übertragen.

Neben der Modifikation des Anerkennungsmodus Solidarität geht die Autorin davon aus, dass die drei Anerkennungsmodi „auf der

empirischen Ebene in vielfältiger Weise miteinander verwoben sind“ (Nierling 2013: 99). Hinsichtlich des Leistungsprinzips stellt sie fest, dass dieses auch „jenseits ökonomischer Prinzipien durch individuell »eigensinnige« Zieldefinitionen“ (Nierling 2013: 240) bestehe. Die Anerkennung von Leistung im Modus der Solidarität sollte nicht nur auf die Ebene der Gesellschaft, sondern auch auf die Ebene der Organisation und die Ebene des Individuums bezogen werden.

Diese Überlegungen Nierlings stehen in Zusammenhang mit ihrem Ergebnis, dass sich, trotz der gesellschaftlichen Missachtung oder der Bedeutungslosigkeit erweiterter Arbeit, positive Anerkennungserfahrungen der Individuen in den untersuchten Organisationen zeigen. Diese Anerkennungserfahrungen verknüpfen Anerkennung vor einem geteilten organisationalen Wertehorizont mit der Anerkennung der ganzen Person, also affektiver Bestätigung oder „Liebe“ im honnethschen Sinne. Zudem könnten die Individuen einen positiven Selbstbezug, „Selbstbestätigung“ (ebd.: 238) und „Selbstverwirklichung“ (ebd.: 239) erreichen. Gleichzeitig gebe es aber auch Missachtungserfahrungen im Rahmen materieller oder emotionaler Abhängigkeit. (vgl. Nierling 2013: 238 ff.).

Abschließend hält Nierling fest, dass erweiterte Arbeit nicht Erwerbsarbeit ersetzen könne, also nicht zu einer Ersatzintegration von am Arbeitsmarkt wenig integrierten Personen werden kann. Denn Anerkennungserfahrungen in Zusammenhang mit Erwerbsarbeit seien gesellschaftlich so zentral, zumal durch ihre rechtliche Absicherung, dass diese nicht durch erweiterte Arbeit ersetzt werden könnten (Nierling 2013: 241). Sie hält fest: „Erweiterte Arbeit ist im besonderen für Menschen interessant, die materiell abgesichert sind“ (Nierling 2013: 242), und diese Absicherung komme überwiegend durch gesicherte Beschäftigungsverhältnisse zustande. Allerdings könne erweiterte Arbeit zusätzlich sinnstiftend wirken. Um erweiterte Arbeit gesellschaftlich zu stärken, sieht Nierling vor allem die Organisationen als Ermöglicher: Denn diese könnten Zugang zu erweiterter Arbeit schaffen, sie kollektivieren und institutionalisieren.

4.3 Untersuchungen zu arbeitsbezogenen Anerkennungsverhältnissen in Bezug auf Geschlecht und Familie

Der Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung in Familien ist bisher, vor allem jenseits von (heterosexuellen) Paarbeziehungen, theoretisch und empirisch wenig erforscht. In der Frauen- und Geschlechterforschung finden sich viele theoretische Auseinandersetzungen mit der (gesellschaftlichen) Bewertung von Familienarbeit beziehungsweise unbezahlter Reproduktionsarbeit und deren Verteilung zwischen den Geschlechtern (vgl. dazu auch 2.3 und 4.4). Dabei wird allerdings der Begriff der Anerkennung nicht systematisch in die Analysen einbezogen. Zudem werden innerfamiliäre Generationenverhältnisse nicht in den Blick genommen. Bei den vorliegenden empirischen Arbeiten, die Anerkennung (auch) in privaten Beziehungen in den Blick nehmen (z.B. Wimbauer 2012) stehen dabei nicht verschiedene Familienformen, sondern Paarbeziehungen im Mittelpunkt. Ungeachtet dieser Leerstellen sind die Beiträge der Frauen- und Geschlechterforschung zum expliziten Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung äußerst aufschlussreich, da sie den Blick und die Debatte in zweierlei Hinsicht öffnen: Erstens hinterfragen sie das Verständnis von Arbeit als Erwerbsarbeit und ermöglichen es so, verschiedene Formen von Arbeit in Zusammenhang mit Anerkennung zu untersuchen. Zweitens nimmt die Geschlechterforschung die (sich immer wieder verändernden und dennoch mitunter stabil bleibenden) Zusammenhänge von Produktions- und Reproduktionsarbeiten in den Blick. Gerade in Familien ist das Verhältnis dieser Arbeiten relevant, wobei die damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse (auch) über familiäre Geschlechterverhältnisse und Generationenbeziehungen ausgetragen werden.

Insgesamt erweitern die Beiträge der Frauen- und Geschlechterforschung den analytischen Rahmen des Verhältnisses von Arbeit und Anerkennung. So setzten einige theoretische Auseinandersetzungen an der Leerstelle „Geschlecht“ an: Beate Rössler (2005) kritisiert etwa, dass Arbeit in Verbindung mit Anerkennungstheorien nur unter dem Anerkennungsprinzip der Leistung betrachtet und als Anerkennungs-

medium die Entlohnung verstanden werde (vgl. Rössler 2005: 400–401). Sie hält Anerkennungstheorien deshalb für ungeeignet, um die Organisation verschiedener Formen gesellschaftlicher Arbeit zu analysieren (vgl. Rössler 2005: 410). Gabriele Wagner (2004) verbindet, wie oben beschrieben wurde (vgl. 3.5), Ulrich Becks Individualisierungsthese mit den Anerkennungstheorien Meads und Honneths. Sie kritisiert Becks These als verkürzt, da diese einhergehend mit der Erosion der Industriegesellschaft vom Brüchig-Werden der alten geschlechtsspezifischen Ungleichheitsverhältnisse ausgehe. Hier müsse das Geschlechterverhältnis als Strukturkategorie systematisch berücksichtigt werden. Den Wandel von Erwerbsarbeit und Familie beziehungsweise Partner*inenschaft betrachtet Wagner nun zusätzlich aus einer Anerkennungsperspektive und greift vor diesem Hintergrund die Frage der autonomen Lebensführung auf. Anerkennungsverhältnisse sind dabei nicht nur Ermöglichung, sondern ebenso Verhinderung, haben also eine begrenzende Eigenschaft. (vgl. Wagner 2004: 14–15) Frauen würden im Prozess der Individualisierung einerseits von „traditionellen Rahmungen“ (Wagner 2004: 286) freigesetzt, und geschlechtsspezifische Ungleichheiten gerieten auf Grund von Gleichheitsforderungen unter „Veränderungsdruck“ (Wagner 2004: 286). Gleichzeitig könnten Frauen – ebenso wie Männer – an den Anforderungen gesteigerter Handlungskompetenzen und der Erwartung von Grenzüberschreitungen scheitern (ebd.). Wagner diagnostiziert im Rahmen der Individualisierung eine „Vervielfältigung von Anerkennungsverhältnissen“ (2004: 270). Diese eröffnen demnach neue Möglichkeiten für alle Menschen: Mangelnde Anerkennung in einem Lebensbereich kann durch Anerkennung in einem anderen kompensiert werden. Gleichzeitig entstehen durch diese Vervielfältigung Subjekte, die sich reflexiv auf Anerkennungserfahrungen und Anerkennungsverhältnisse beziehen, sie „bewerten Bewertungen“ (Wagner 2004: 272) und verhalten sich „eigensinnig gegenüber konfligierenden Anerkennungserwartungen Anderer“ (ebd.). Wie oben beschrieben wurde, setzt sich Wagner mit Honneths Modell der Anerkennungsformen und -sphären auseinander, erweitert und ergänzt dieses: Erstens deutet sie Liebe als „Interaktionsideal“ (ebd.: 94) und „Versprechen[...] ungezwungener Selbstentfaltung“ (Wagner 2004: 94) und schlägt vor, dieses als „kritische[n] Bewertungsmaßstab“ für

reale Beziehungen (Wagner 2004: 92) heranzuziehen. Hinsichtlich der Anerkennungsform der Achtung beziehungsweise der Anerkennungssphäre des Rechts fragt sie einerseits nach der Bedeutung von Gleichheit für Geschlechterverhältnisse und verweist zudem auf die mögliche geschlechterdiskriminierende Wirkung scheinbar neutraler Normen und Gesetze. Und schließlich deutet Wagner hinsichtlich der Anerkennungsform der Wertschätzung den Kampf um Anerkennung in Bezug auf Reproduktionsarbeit als „Kampf um Beachtung“ (Wagner 2004: 127). Beachtung geht der Geringschätzung dabei voraus – um eigene Beiträge wie die unbezahlte Reproduktionsarbeit aufwerten zu können, müssen sie also überhaupt erst beachtet oder sichtbar gemacht werden.

Auch Ute Luise Fischer (2009) ergänzt in ihrer Studie anerkennungstheoretische Überlegungen um die Geschlechterperspektive. Ihre Untersuchung zielt dabei auf eine „empirisch begründete Theoriebildung mittels biographischer Interviews“ (Fischer 2009: 21). Fischer betrachtet dabei im Rahmen eines subjekttheoretischen Ansatzes die gesellschaftlichen „Bewährungsfelder“ (Fischer 2009: 39) Familie, Gemeinwesen und Beruf und fragt dabei nach den sinnstiftenden Möglichkeiten dieser Bewährungsfelder im Rahmen weiblicher und männlicher Biographien (Fischer 2009: 18 f.). Sie rekonstruiert Habitusformen und Deutungsmuster von Frauen und Männern hinsichtlich Erwerbsarbeit und Lebensführung (Fischer 2009: 22); das beschriebene Sample umfasst Frauen und Männer Ende dreißig, die in den 1960er Jahre geboren sind und teilweise Kinder haben (Fischer 2009: 82). Die Frage nach der Sinnstiftung setzt Fischer in Bezug zur gesellschaftlichen Anerkennungsordnung und Krisendiagnosen (Krise der Arbeit, der Kultur, der Sinnstiftung) (Fischer 2009: 19). Die sinnstiftenden Potentiale stehen bei Fischer dabei in einer Wechselbeziehung zu den Anerkennungsformen nach Honneth. Gesellschaftliche Anerkennungsordnungen können laut ihr zu Inkohärenzen und biographischen Konflikten führen (vgl. Fischer 2009: 302–313). Anerkennung ist in Fischers Deutung aber nicht das Motiv oder der Antrieb von Handlungen, wie dies bei Honneth der Fall sei, sondern vielmehr das Ergebnis erfolgreicher Handlungen (vgl. Fischer 2009: 44–45). Fischer stellt in Bezug auf die von ihr analysierten Fälle fest, dass der „Bewährungsdruck“ (ebd.: 275) für Einzelne sowohl im Bereich der Berufstätigkeit als auch im

Bereich des Gemeinwesens und bei „der Übernahme familialer Aufgaben“ (Fischer 2009: 275) steigt. Sie weist dabei die These zurück, dass „Selbstverwirklichung als Gegensatz zu beruflicher Bewährung zu verstehen“ (Fischer 2009: 276) sei. Vielmehr geht sie davon aus, dass „hohes berufliches Engagement und ein deutlicher Anspruch auf eine selbstbestimmte Lebensgestaltung Hand in Hand gehen“ (Fischer 2009: 276). Die gesellschaftliche Anerkennungsordnung bietet laut Fischer dabei eine kollektive Form der Sinnstiftung, zu dem sich die Einzelnen mit je individuellen „Antrieben“ (ebd.) in Beziehung setzen. In Bezug auf das Feld der beruflichen Arbeit diagnostiziert Fischer ein Fortbestehen und eine Weiterentwicklung der Leistungsethik. Dabei sieht sie insgesamt ein „Schwinden der Bedeutung von Geschlechtlichkeit für die Antwort auf die Sinnfrage und die Lebensführung“ (Fischer 2009: 281). Die berufliche Bewährung, so ihr Ergebnis, gilt für Frauen ebenso wie für Männer. Bei den je unterschiedlichen Ausprägungen der Leistungsethik kann Wagner keine geschlechtsspezifischen Unterschiede, sondern individuelle Einflüsse des „Habitus und der fallstrukturellen Prägung“ (Fischer 2009: 281) feststellen. Die Möglichkeit, sich der beruflichen Bewährung dauerhaft in Gänze zu entziehen, wird in den Interviews nicht erwogen. Jedoch zeigen sich Visionen hinsichtlich der Vorstellung, frei von ökonomischem Druck zu sein. Diese umfassen mehr Zeit für Fürsorge und gemeinwohlbezogenes Engagement ebenso wie berufliche Weiterbildungen und eigene berufliche Projekte (Fischer 2009: 284).

Im Bereich der Familie stellt Fischer zunächst fest, dass das Theorem der doppelten Vergesellschaftung unter bestimmten Umständen auch auf Männer beziehungsweise Väter zutrefte. Anhand eines Vaters zeichnet sie die Zerrissenheit zwischen den Bereichen der beruflichen Arbeit und der Familie nach (vgl. Fischer 2009: 286). In Bezug auf die Mütter des Samples stellt Wagner den Widerspruch in der gesellschaftlichen Anerkennung als ‚guter Mutter‘ und der gleichzeitigen geschlechtsspezifischen Wertschätzung beruflicher Bewährung. Hier zeige sich laut ihr „ein *kultureller double bind*, der Vollzeit berufstätigen Müttern in beiden Bereichen die Anerkennung versagt“ (Fischer 2009: 289). Dieser Widerspruch gilt nur für Frauen, nicht für Männer (Fischer 2009: 307). Dabei zeichnet Fischer vor allem den Bereich der Privatwirtschaft

als treibend für diese widersprüchliche Denkweise. Den öffentlichen Dienst sieht sie positiver, als tendenziell ermöglichend für biographische Entscheidungsfreiheit (ebd.: 289 f.). Mögliche Differenzen bezüglich dominanter Anerkennungsorientierungen (etwa in Ost- und Westdeutschland) reflektiert Fischer an dieser Stelle nicht.

Schließlich zeigen sich laut Wagner im Bereich des Gemeinwohls (damit bezeichnet sie die „Aufrechterhaltung und Fortentwicklung des Gemeinwesens“; ebd.: 290) keine bedeutsamen Geschlechterdifferenzen, sondern individuelle Unterschiede hinsichtlich des Habitus und der individuellen Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme. Der Bereich des gemeinwohlorientierten Engagements werde bei Frauen und Männern dem Bereich der beruflichen Arbeit und der Familie nachgeordnet, wenn es zu zeitlichen Restriktionen käme. Dies aber laut Fischer nicht nur auf Grund einer „existentiellen Notwendigkeit“ (Fischer 2009: 293), sondern auch, weil diese Tätigkeiten „weniger spezifisch auf die ausgebildeten Fähigkeiten gerichtet zu sein [scheinen]“ (ebd.: 293) und deswegen eine geringere Möglichkeit zum authentischen Selbstbezug böten. Sowohl der Bereich des Gemeinwohls auch der familiären Tätigkeiten (inklusive der Fürsorge) stehen laut Fischer „im Schatten der Leistungsethik“ (Fischer 2009: 293). Was dies bedeutet, führt Fischer aber nicht weiter aus. Möglicherweise meint sie damit, dass Tätigkeiten im Bereich der Familie und des Gemeinwohls nicht als gesellschaftliche Beiträge im Sinne individueller Leistungen gedeutet werden. Oder aber, dass die Leistungsethik auch im Bereich der Fürsorge und der gemeinwohlbezogenen Arbeit zum Tragen kommt, was Fischer kritisch sieht. Insgesamt deutet sie die Leistungsethik jedenfalls als gesellschaftlich prägend. Die anfangs diagnostizierten Krisen (des Sinns, der Arbeit, der Kultur) deutet Fischer abschließend und zusammenfassend als „Kohärenzkrise“ (Fischer 2009: 312). Diese liegt einerseits in Widersprüchen der normativen Anerkennungsordnung (Beispiel der lohnarbeitenden Mutter), aber auch in der „fehlende[n] Übereinstimmung der Anerkennungsordnung mit den Erfordernissen der gesellschaftlichen Reproduktion“ (ebd.: 314).

Auch Gabriele Fischer (2015) ergänzt, wie Ute Luise Fischer und Gabriele Wagner, in ihrer Untersuchung die Anerkennungs- um eine Geschlechterperspektive. Wie in 3.5 dargelegt, setzt auch sie sich kri-

tisch mit Honneths Überlegungen auseinander und bemängelt an Honneths Modell, dass die Geschlechterperspektive nicht mitgedacht sei (Fischer 2015: 12). Sie untersucht in ihrer empirischen Studie Anerkennung als soziale Praxis in den Berufsfeldern Chirurgie und Friseurhandwerk und nimmt dabei Geschlechterdifferenzierungen und Geschlechterhierarchien in den Blick. Sie wählt die beiden Berufsfelder dabei kontrastierend, denn sie sind jeweils weiblich (Friseurhandwerk) und männlich (Chirurgie) codiert und werden unterschiedlich stark wertgeschätzt. Fischer konzentriert sich in ihrer Studie auf die Dimension der sozialen Wertschätzung, über die sich das Selbstwertgefühl vermittele. Honneths Beschreibung der sozialen Wertschätzung erweitert sie, wie erwähnt, dabei um Geschlecht als Analyserahmen und um die Annahme, dass es kein geschlechtsneutrales Selbst gibt (Fischer 2015: 13).

Das Sample Fischers umfasst Männer und Frauen in beiden Berufsgruppen, mit denen sie biographisch-narrative Interviews führt und anhand vierer Fälle (jeweils eine Frau und ein Mann je Berufsfeld) exemplarische Unterschiede herausarbeitet. Sie nimmt dabei Anerkennung als Zuweiserin sozialer Positionen in den Blick (Fischer 2015: 12) und fokussiert dabei auf Adressierungen und Re-Adressierungen (ebd.: 86). Sie bezieht das „doing gender“-Konzept in ihre empirischen Analysen ein und entwirft ein praxeologisches Konzept von Anerkennung. Denn sie will und, dies ist ihr zweiter Kritikpunkt an Honneth, Anerkennung nicht als passives Anerkannt-Werden denken, sondern als einen gestaltbaren Prozess begreifen. Dementsprechend nimmt sie „Anerkennungspraktiken“ (Fischer 2015: 13) in den Blick und begreift Anerkennung nicht als (passive) Bestätigung, sondern „als Moment der Subjektivierung“ (Fischer 2015: 14). Anerkennungspraktiken, die aus Adressierungen und Re-Adressierungen bestehen, ermöglichen in Fischers Deutung eine Eigenmächtigkeit. Individuen werden nicht nur anerkannt, sie können den Prozess der Anerkennung selbst beeinflussen und Adressierungen zurückweisen, annehmen oder modifizieren.

Neben diesen Erkenntnissen sind folgende Ergebnisse Fischers relevant: Erstens beschreibt sie eine „Selbstverständlichkeit anerkannter Positionen“ (Fischer 2015: 184) – dass etwa die Chirurg*innen in einem anerkannten Beruf arbeiten, erwähnen sie nicht. Der Chirurg erwähnt

sein Mannsein nicht, sondern erst, als seine Männlichkeit in Frage gestellt wird. Die interviewten Personen thematisieren ihre Heterosexualität nicht, mit Ausnahme des Friseurs, letzterer aber laut Fischer als Richtigstellung und nicht als Suche nach Anerkennung.

Zudem stellt sie „aufwertende Selbstadressierungen“ (Fischer 2015: 185) der Personen im Friseurhandwerk fest, also derjenigen Personen, die in einem Beruf mit geringerer sozialer Wertschätzung arbeiten. Die beiden FriseurInnen reproduzieren laut Fischer ein negatives Bild des Friseurhandwerks und grenzen sich selbst davon ab – sie beschreiben sich also als anders, mit höherer Bildung, künstlerischen Ambitionen und besonderen Vorbildern. (vgl. Fischer 2015: 184 ff.) Strukturell ähnlich zeigt sich eine Selbstaufwertung der beiden Frauen in ihren jeweiligen Berufsfeldern: Beide grenzen sich gegenüber negativ konnotierten Weiblichkeiten ab und beschreiben sich als „anders weiblich“ (ebd.: 187). In beiden Fällen wird die vorhandene Hierarchie (der Berufe und Geschlechter) ignoriert, und die Abwertung zum Zwecke der Selbstaufwertung reproduziert. Entscheidend für alle Personen ist, wen sie als relevante Anerkennende betrachten (z.B. Kund*innen, Patient*innen, Vorgesetzten). Da die Anerkennenden soziale unterschiedlich positioniert sind, sind auch deren Adressierungen unterschiedlich. Je nach Relevantmachung der Anerkennenden kann so die eigene Positionierung gestärkt und mangelnde Anerkennung kompensiert werden (Fischer 2015: 190 f.). Insgesamt zeigen sich die teilnehmenden Männer und Frauen eigensinnig im Umgang mit vergeschlechtlichten Adressierungen (Männlichkeiten, Weiblichkeiten, Muttersein und Vatersein) und anderen Formen der positiven und negativen Adressierung. Adressierungen, die bei Honneth als Missachtung gedeutet werden können, können von den Anerkannten zurückgewiesen oder modifiziert werden. So entsteht bei ihnen kein Gefühl von Unterlegenheit (Fischer 2015: 203). Wie Fischer selbst kritisch anmerkt, werden Hierarchien dadurch gleichzeitig verschleiert (ebd.: 204), der eigensinnige Umgang mit Adressierungen ist also ambivalent zu bewerten. Hinzu kommt, dass trotz eigensinniger Aufwertung dennoch materielle Konsequenzen von Abwertung bestehen bleiben, etwa hinsichtlich Einkommen und Berufswegen.

Neben den hier beschriebenen theoretischen und empirischen Arbeiten zum Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung in Hinblick auf Geschlecht gibt es auch Arbeiten, die sich mit Arbeitsteilung und Anerkennungsverhältnissen im Paar- und Familienalltag befassen. Wie oben beschrieben wurde, stehen dabei aber nicht verschiedene Familienformen, sondern Paarbeziehungen (von Paaren mit und ohne Kindern) im Mittelpunkt. Familieninterviews sind dabei eine empirische Leerstelle, ebenso wie Einzelinterviews mehrerer Generationen einer Familie. Bei der empirischen Erforschung von Arbeit und Anerkennung werden also nicht explizit Generationenverhältnisse in den Blick genommen, sondern Paarbeziehungen und dies unter Umständen als Teil von Familien.

So führt Petra Frerichs (2000) eine empirische Studie zu Arbeit und Anerkennung durch und fokussiert dabei auf die „Ungleichheit von Anerkennungschancen nach Klasse und Geschlecht“ (Frerichs 2000: 269). Sie führt dazu biographische Paarinterviews mit (heterosexuellen) Paaren verschiedener Klassen (ebd.: 274). Dabei fokussierte sie auf die Bereiche Erwerbsarbeit und Hausarbeit sowie auf die Arbeitsteilung der Paare. Ihr Interesse gilt dabei (auch) den ungleichen Anerkennungschancen in diesen Bereichen in Abhängigkeit von Klasse und Geschlecht. Exemplarisch stellt sie für den Bereich des Kochens die unterschiedlichen Anerkennungsverhältnisse und -praxen vierer Paare unterschiedlicher Klassen dar: „Ein Arbeiterpaar, ein Angestelltenpaar, ein Lehrerpaar und ein Managerpaar.“ (ebd.: 274) Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sowohl Frauen als auch Männer über das Kochen Anerkennung bekommen wollen und können, jedoch auf unterschiedliche Art und Weise: Die interviewten Männer in den „oberen sozialen Klassenmilieus“ (Frerichs 2000: 278) kochen am Wochenende oder sehr unregelmäßig für Gäste, haben damit also eine gewisse Öffentlichkeit/ Arena und bereiten besondere Gerichte oder aufwändige Menüs zu, für die sie dann Anerkennung erhalten. Hier wird kochen unter dem Leistungsaspekt betrachtet, zudem findet eine Abgrenzung der Paare und Familien zum Arbeitermilieu und deren Küche „Schnitzel oder Currywurst“ (Frerichs 2000: 275) statt. Die Frauen hingegen kochen (regelmäßig oder unregelmäßig) nur für sich und die Familien/ Partner, das heißt Anerkennung für das Kochen wird nur über die Partnerschaft/ Familie eingeholt. Im

Mittelpunkt steht dabei (augenscheinlich) das körperliche und/oder seelische Wohl der Partner/Familie. Indirekt tragen die Frauen der „oberen Klassen“ den Kampf um Anerkennung auf dem Gebiet des Kochens mit, indem sie das Kochverhalten ihrer Partner verbal und praktisch (durch Zuarbeiten und Handreichungen) unterstützen.

Für die Frauen ist damit aber gleichzeitig eine ihrer traditionellen Anerkennungsressourcen bedroht – wobei die Frauen oberer „Klassen“ teilweise freiwillig auf dieses Feld der Anerkennung verzichten beziehungsweise auch in diesem Bereich um Geschlechtergerechtigkeit im Sinne einer stärkeren Beteiligung des Partners an der Hausarbeit ringen. Frerichs interpretiert die Ergebnisse dahingehend, dass das private Feld der Hausarbeit hier von den Männern gehobener (Einkommens-/Bildungs-) Klassen in ein öffentliches Feld umdefiniert beziehungsweise die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit im Bereich des Kochens neu gezogen werden. Damit werden auch die Bewertungen und Anerkennungschancen derselben Tätigkeit ungleich verteilt: Frauen verrichten im Privaten die alltägliche, einfache Kocharbeit, Männer im Öffentlichen die besondere, raffinierte. Statt im Bereich der Liebe und Fürsorge findet das Kochen dann im Bereich der Leistung und des Erfolges statt und bietet somit die Möglichkeit sozialer Distinktion. (vgl. Frerichs 2000: 274–278) Zusammenfassend findet laut Frerichs in der vertikalen Dimension des Anerkennungskampfes eine Distinktion der oberen Klassen von der Arbeiterklasse statt, an der sich Männer (aktiv) und Frauen (eher passiv) beteiligen. In der Arbeiterklasse hingegen findet keine aktive Abgrenzung gegenüber den oberen Klassen statt, wohl aber eine Verteidigung der eigenen Koch- und Essenspraxis – hier: „Wer „ordentlich schläft und isst, [ist] auch in der Lage, ordentlich zu arbeiten.“ (Frerichs 2000: 275). Das körperliche Wohl, verbunden mit Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, steht hier im Vordergrund. Für das Angestelltenpaar steht hingegen das „Wohl der Seele“ (Frerichs 2000: 276) an erster Stelle. Alle Paare verteidigen, und das sieht Frerichs als „vertikale Dimension“ (ebd.: 273) von Anerkennungskämpfen, ihre je familien- und paarspezifischen Kochpraktiken. Und schließlich gibt es eine „segmentäre Differenzierung von Anerkennungschancen“ (ebd.: 274), die entlang der vergeschlechtlichten Sphären Privatheit/Öffentlichkeit stattfindet. Hier ergeben sich für Männer

höherer Klassen neue Anerkennungschancen jenseits der Erwerbsarbeit, indem sie den Bereich des Privaten zum Teil in den Bereich des Öffentlichen verschieben (aufwändige Menüs für Gäste) und dabei die Prinzipien der Leistung und Konkurrenz in die Kochpraxis integrieren. Für Frauen hingegen ergeben sich im Privaten keine Chancen auf Anerkennungszugewinn, im Gegenteil kann hier vor allem im Arbeitermilieu das Kochen als bedrohte Anerkennungsressource interpretiert werden (Frerichs 2000: 277).

Auch Kai-Olaf Maiwald (2007) befasst sich mit Anerkennungsstrukturen in Paarbeziehungen und setzt sich dabei mit Honneths Anerkennungsmodell auseinander. Auf Basis des in 3.5 erwähnten DFG-Forschungsprojektes zu Kooperationen von Paaren bei Hausarbeit, Familien- und Erwerbsarbeit nimmt er Anerkennungsstrukturen im häuslichen Alltag in den Blick. Er geht dabei davon aus, dass die Liebe als symmetrische Anerkennungsform ein Ideal ist und Paarbeziehungen in der Realität auch durch asymmetrische Machtbeziehungen und einen Zwang zu Kompromissen (also nicht unbedingte Anerkennung individueller Bedürfnisse) gekennzeichnet seien. (vgl. Maiwald 2007: 76–78). Maiwald fokussiert nun mit der häuslichen Arbeitsteilung eine der „»profanen« Dinge des Paaralltags“ (Maiwald 2007: 78). Diese „»profanen Dinge“ (dazu gehört laut Maiwald auch gemeinsames Wirtschaften) sieht er nicht als Gegensatz zu Emotionalität. Denn laut ihm geht es dabei nicht um rein logistische Fragen, sondern um „die Beziehung selbst“ (ebd.: 79).

Als ein Ergebnis stellt Maiwald fest, „dass es auch eine nicht-konventionelle Art der Anerkennung von ‚Leistungen‘ in Paarbeziehungen gibt, die nicht in der Logik der Anerkennungssphäre gesellschaftlicher Wertschätzung aufgeht.“ (Maiwald 2007: 81) In Paarbeziehungen bedeute Anerkennung, „dass das, was man tut, zählt.“ (Maiwald 2007: 83). Hierbei handele es sich aber nicht um Leistungen, die von der Person abstrahiert und in Bezug auf gesellschaftliche Standards bemessen würden, sondern um Leistungen, die vor dem „paarspezifischen Kooperationsmodus“ (ebd.) und der „Paarverfassung“ (Maiwald 2007: 84) eingeordnet würden. Einzelne „Leistungen“ werden dann nur anerkannt, wenn sie Teil des „gemeinsamen Entwurf[s] der Lebensführung“ (Maiwald 2007: 84) seien. Laut Maiwald realisiert sich „eine solche

Form der Anerkennung nicht primär in Form herausgehobener Akte der Wertschätzung“ (ebd.). Vielmehr gehe es darum, dass die einzelnen Handlungen „als Teil der Gemeinsamkeit“ (ebd.) erscheinen. Maiwald schlägt resümierend folgende Deutung vor:

„Dieser Interpretation zufolge bedeutet Anerkennung in der Alltagspraxis des Paares nicht primär, dass man etwas *für den Anderen* tut und dafür bestimmte Zuwendungen erhält. Wichtiger ist, dass man etwas *für das Paar* tut.“ (Maiwald 2007: 84)

Ich möchte hier folgende Einwände anbringen: Erstens ist auch bei Honneth die Leistungslogik keine Abstraktion der Person, sondern eine Anerkennung ihrer spezifischen Individualität. Diese wird vor dem Hintergrund gesellschaftlich dominanter Werte eingeordnet. Was Maiwald nun für Paare beschreibt, ist auch ein Wertehorizont, eine gemeinsame Vorstellung des guten Lebens. Freilich ist diese nicht losgelöst von gesellschaftlichen Werten, die sozusagen als Rahmen der Werte der Paare fungieren. Sowohl bei Paaren als auch auf gesellschaftlicher Ebene geht es also um die Einordnung spezifischer Beiträge und Eigenschaften vor dem Hintergrund geteilter Werte (oder des Kampfes um diese Werte). Dasselbe gilt meines Erachtens für Familien.

Zweites lässt sich in Paaren das Tun für den Anderen und das Tun für das Paar nicht, oder zumindest nur analytisch trennen. Drittens lässt sich bezweifeln, dass in Paaren nicht primär „herausgehobene Akte der Wertschätzung“, etwa wiederholtes Loben des Essens oder des Bügelns, relevant sind. In den von mir untersuchten Familien jedenfalls kommt diesen herausgehobenen Akten der Wertschätzung in Form eines wiederholten Lobes eine große Bedeutung zu. Allerdings teile ich Maiwalds Einschätzung (2007: 86), dass Lob und verbalisierte Dankbarkeit nicht unbedingt als Ausdruck von Anerkennung verstanden werden müssen, beziehungsweise dass sich darin eine Hierarchie oder eine Schuldbeziehung ausdrücken kann.

Auch Christine Wimbauer, Annette Henninger und Markus Gottwald (2007) sowie Wimbauer (2012) nehmen Paarbeziehungen in den Blick und untersuchen Anerkennungsstrukturen und Arbeitsgestaltung in heterosexuellen Paarbeziehungen (mit und ohne Kinder) vor

dem Hintergrund der sich wandelnden Arbeitswelt. Wimbauer et al. analysieren im Rahmen des Projekts „Liebe, (Erwerbs-)Arbeit, Anerkennung – Anerkennung und Ungleichheit in Doppelkarriere-Paaren“ (Wimbauer et al. 2007: 35) die drei Ebenen „Paare, Arbeitsorganisationen und Sozialstaat“ (Wimbauer et al. 2007: 37). Honneths Anerkennungsmodell dient als Rahmen der empirischen Studie, wobei die drei Anerkennungsformen den drei Untersuchungsebenen zugerechnet werden (vgl. Wimbauer et al. 2007: 36–37). Der spezielle Fokus der Studie sind Doppelkarrierepaare, beziehungsweise „Dual Career Couples (DCCs)“ (ebd.: 34). Als empirisches Material dienen Paarinterviews mit DCCs, Expert*inneninterviews und Dokumentenanalysen aus dem Bereich Sozialpolitik. Untersucht werden der Einfluss sozialstaatlicher Rahmenbedingungen auf DCCs, der Umgang von Organisationen mit DCCs und die paarinternen Anerkennungsverhältnisse (vgl. Wimbauer et al. 2007: 33–44). Als Ergebnis wird festgehalten, dass die Anerkennungsstrukturen von den Lebens- und Beziehungskonzepten der Paare abhängen, dass sich aber viele Retraditionalisierungsmomente feststellen lassen. Berufliche Gleichheit und generelle Egalität stellen eine wichtige Norm der Paare dar und der individuelle berufliche Erfolg ist eine Quelle für den Selbstwert und Bezugspunkt wechselseitiger Anerkennung (vgl. Wimbauer et al. 2007: 62). Die exemplarisch dargestellten Paare gestalten jedoch die Arbeitsteilung und Prioritätensetzung unterschiedlich und differieren hinsichtlich ihrer Beziehungskonzepte. Bei einem Paar lässt sich eine ungleiche Arbeitsteilung zu Lasten der Frau und eine Priorisierung des beruflichen Erfolges ihres Partners feststellen. Bei den anderen Paaren ist der berufliche Erfolg und die berufliche Selbstverwirklichung beider PartnerInnen eine Voraussetzung für eine gelingende Beziehung – gelingt dies nicht, ist die Beziehung potentiell bedroht. Allerdings gilt hier bei einem der Paare auch, dass gleichzeitig zu hohes berufliches Engagement die Beziehung ebenfalls bedroht.

In allen Fallbeispielen zeigt sich, trotz der Egalitätsnorm, dass „die Frauen die Hauptlast der Vereinbarung von Familie und Beruf“ (Wimbauer et al. 2007: 63) tragen, was einem Aufrechterhalten geschlechtsspezifischer Ungleichheit entspricht. Sozialstaatliche Rahmenbedingungen zeigen ein ambivalentes Bild: Das männliche Ernährermodell

verliert an Bedeutung, aber die prinzipiell ungleiche Anerkennung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit besteht weiter (ebd.: 61). Auf Ebene der Organisation zeigt sich, dass sich organisationale Prozesse teilweise an DCCs orientieren und Doppelkarrierepaare bei Personalberater*innen mitunter einen hohen Status genießen (ebd.: 62).

Christine Wimbauer (2012) vertieft diese Analysen noch weiter, unter dem provokanten Buchtitel „Wenn Arbeit Liebe ersetzt“. Wie in 3.5 beschrieben, stellt sie dabei eine Verschränkung der honnethschen Anerkennungsformen und -sphären fest. Die Anerkennungsordnung der partnerschaftlichen Liebe (bei Doppelkarrierepaaren) basiert demnach zunehmend auf dem Egalitätsprinzip (Wimbauer 2012: 117). Die Anerkennungsform der Liebe wird aber potentiell durch eine „Leistungslogik“ (Wimbauer 2012: 374) ersetzt, „befördert wiederum durch die Versprechen einer Subjektivierung von Arbeit“ (ebd.). Damit zusammenhängend findet laut Wimbauer eine „Liebessuche in der Erwerbssphäre“ (ebd.: 374) statt. Innerhalb der Arbeitsorganisation muss die „Liebesanerkennung als ganze Person“ (ebd.: 374) aber auf Dauer scheitern, da in Arbeitsorganisationen jede Person ersetzbar sei. Dass Liebe durch Leistung, und damit zusammenhängend Erwerbsarbeit, ersetzt wird, passiere dann, „wenn das Subjekt entweder sich selbst verdinglicht [...] und / oder wenn es den Anderen verdinglicht (Wimbauer 2012: 374)“. Dies findet statt, wenn die eigene oder fremde „Liebesanerkennungsbedürftigkeit“ (ebd.) verleugnet werde (Wimbauer 2012: 374). Insgesamt bleibt Anerkennung laut Wimbauer ungleich verteilt. In der Erwerbssphäre spielten dabei Merkmale wie Bildung und Qualifikation, aber auch Alter, soziale und regionale Herkunft, Behinderung, ethnische Zugehörigkeit und Geschlecht eine Rolle. Dies hat Auswirkungen auf Selbstverwirklichungsmöglichkeiten aber auch hinsichtlich der materiellen Lebenschancen (Wimbauer 2012: 373). Die „Hürden für Anerkennung“ (ebd.: 373) bleiben dabei laut Wimbauer ungleich zwischen Geschlechtern verteilt. Sozialstaatliche Regelungen und die Strukturen der Arbeitsorganisationen führten vor allem bei Frauen mit Kindern zu einem erschwerten Zugang zu Erwerbstätigkeit oder beruflichem Fortkommen (Wimbauer 2012: 373 f.).

Wimbauer untersucht, wie selbst bemerkt, sehr privilegierte Paare, und zudem eben nur Paare, keine Alleinerziehenden oder Singles

(Wimbauer 2012: 377). Zudem nimmt sie nur Mann-Frau-Beziehungen in den Blick und klammert die Generationenperspektive aus. Insofern lassen sich ihre Ergebnisse nur vor dem speziellen Sample interpretieren. Allerdings lässt sich als ein Ergebnis mitnehmen, dass erstens geschlechtsspezifisch ungleiche Anerkennungschancen organisational und sozialstaatlich gestützt werden. Und dass zweitens selbst in sehr privilegierten Milieus ungleiche Anerkennungschancen zwischen den Geschlechtern fortbestehen.

4.4 Ungleich verteilte Anerkennungschancen für Arbeit: Geschlecht, Generation, Milieus

Was die bisherigen theoretischen und empirischen Forschungen zum Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung gezeigt haben ist, dass Anerkennungschancen ungleich verteilt sind. Dabei gibt es verschiedene Merkmale und Dimensionen, die sich positiv oder negativ auf Anerkennungschancen auswirken. Zudem gibt es unterschiedliche „Anerkennungsfelder“ (Frerichs 2000: 273) und „Anerkennungsmaße“ (Frerichs 2000: 273) – Menschen können etwa ökonomisch Anerkennung erfahren, aber auch kulturelle und soziale Anerkennung (vgl. ebd.: 272 ff.). Im Folgenden möchte ich einige dieser ungleichheitsrelevanten Aspekte herausgreifen. Dabei werde ich die ungleichheitsrelevante Bedeutung dieser Merkmale und Dimensionen anhand von Beispielen kurz illustrieren.

Zunächst möchte ich auf das Thema Geschlecht eingehen, dessen Einfluss auf Anerkennungschancen für Arbeit in den vorherigen Kapiteln bereits vielfach aufgezeigt wurde. Dabei zeigten die in 4.3 vorgestellten Studien komplexe Zusammenhänge von Geschlecht und anderen Einflussfaktoren (etwa Klasse oder Berufsmilieus). Insgesamt lässt sich festhalten, dass Frauen geringere Anerkennungschancen für die von ihnen geleistete Arbeit haben als Männer. Dies gilt sowohl in Hinblick auf bezahlte als auch auf unbezahlte Arbeit und generell hinsichtlich der Frage, welche Arbeit bezahlt wird.

Wie sich bei der Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit in 2.5 zeigte, leisten Frauen wesentlich mehr unbezahlte Arbeit als Männer. Wird Entlohnung als eine Form der Anerkennung gewertet, besteht hier also eine starke Ungleichheit in der Anerkennung von Arbeit. Hinzu kommt, dass Frauen auch im Bereich der bezahlten Arbeit schlechtere Anerkennungschancen haben, als Männer. Dies zeigt sich etwa an der weltweit durchschnittlich schlechteren Bezahlung von Frauen gegenüber Männer (dem sogenannten „Gender Pay Gap“ oder „Gender Wage Gap“, vgl. Dressel / Wagner 2010), an den durchschnittlich niedrigeren Einkommen in ‚Frauenberufen‘ (WSI 2018), an den schlechteren Aufstiegschancen (die sogenannte „gläserne Decke“ oder „glass ceiling“, vgl. WSI 2016: 8) und der mit diesen beiden Symptomen zusammenhängenden fortbestehenden vertikalen und horizontalen Arbeitsmarkts segregation (vgl. z.B. Achatz 2008). Die vertikale und horizontale Segregation am Arbeitsmarkt (innerhalb einzelner Organisationen und organisations- sowie branchenübergreifend) erklärt die Entgeltungleichheit dabei nicht vollständig. Denn auch in gleichen Positionen und Berufen verdienen Frauen weniger als Männer (WSI 2016: 6 f.).

Die geringere Anerkennung der Arbeit von Frauen im Bereich der Lohnarbeit hängt mit der von Frauen geleisteten Arbeit im Bereich der Nichtlohnarbeit direkt zusammen: Johanna Hofbauer und Ulli Pastner (2000) stellen fest, dass „über die Zuschreibung von Weiblichkeit Frauen die berufliche Anerkennung versagt wird“ (Hofbauer / Pastner 2001: 224). Von Frauen verrichtete Arbeit wird dabei auch im Bereich der Erwerbsarbeit als unsichtbare Arbeit oder Nicht-Arbeit konzipiert und folgt somit weiterhin der Trennungslogik von Produktions- und Reproduktionsarbeit:

„Mit dem ausserhalb der Ökonomie stehenden Reproduktionsbereich assoziiert, werden Kompetenzen von Frauen einem anderen Genre zugeordnet. Wie bei der Hausarbeit tritt der Arbeitscharakter in den Hintergrund. Die Qualität der Verrichtung bestimmt sich nach dem Grad der Unsichtbarkeit [...]. Ideal ist, wenn sie aus Liebe geschieht, wenn sie so getan wird, dass Probleme erst gar nicht entstehen.“ (Hofbauer / Pastner 2000: 227)

Hofbauer/Pastner führen hier exemplarisch die Tätigkeit der Sekretärin an (vgl. Hofbauer/Pastner 2000: 227).

Hinzu kommt, dass sich Erwerbsbiographien auf Grund der Verteilung unbezahlter Reproduktionsarbeit unterscheiden: Frauen unterbrechen oder reduzieren über die gesamte Erwerbsbiographie gesehen häufiger ihre Erwerbstätigkeit auf Grund von Kinderbetreuungsphasen und der Pflege von Angehörigen (WSI 2016: 6 f.). Diese Fürsorgearbeit wird nur gering oder gar nicht finanziell entlohnt und führt darüber hinaus im Bereich der Lohnarbeit zu Gehaltseinbußen, die lange nachwirken. Denn es gibt keinen kontinuierlichen Anstieg des Gehalts und die Karriereoptionen sind bei einer längeren Unterbrechung und auch bei Teilzeit eingeschränkt. Insgesamt wirkt sich Mutterschaft sowohl auf die Höhe des Einkommens als auch auf Karrierechancen nachteilig aus, während dies bei Vätern meist nicht der Fall ist. Männer erhalten in Folge von Elternschaft tendenziell sogar höhere Einkommen – Vaterschaft wird also finanziell belohnt, Mutterschaft finanziell sanktioniert. (vgl. Pollmann-Schult 2015)

Zudem werden Teilzeittätigkeiten meist schlechter bezahlt, der durchschnittliche Stundenlohn ist also geringer (WSI 2016: 7) und es gibt wenige Möglichkeiten, in Teilzeit eine Führungsposition zu übernehmen. Generell ist der Frauenanteil in Führungspositionen gering, was etwa mit den Begriffen der „gläsernen Decke“ (WSI 2016:7). oder, besonders im Bereich der Wissenschaft, „leaky pipeline“ (Dubois-Shaik/Fusulier 2015) beschrieben wird. Frauen dringen nur ins untere Management vor, obwohl es keinen formalen oder sichtbaren Grund dafür gibt (deshalb gläserne/unsichtbare Decke). Sie gehen auf dem Weg nach oben gewissermaßen „verloren“, der Frauenanteil reduziert sich also mit jeder Hierarchiestufe. Darüber hinaus ist die geschlechtsspezifische Lohndifferenz auch im oberen Management vorhanden und prozentual sogar noch größer als bei niedriger oder mittlerer Qualifikationsstufe (WSI 2016: 8).

Feministische Analysen und Gleichstellungsarbeit richten sich einerseits auf den Bereich der Lohnarbeit, um bestehenden Ungleichheiten abzubauen. Darüber hinaus gibt es eine lange Tradition feministischer Kritik, die sich mit der Anerkennung von nicht-erwerbsförmiger Arbeit befasst. Die Frage nach Anerkennung nicht-erwerbsförmiger

oder nicht entlohnter Arbeit ist immer auch eine Geschlechter- und Gerechtigkeitsfrage. Obschon der Begriff der „Anerkennung“ dabei nicht immer explizit verwendet wird, drehen sich die Kritiken um Anerkennung von Arbeit, genauer gesagt um die Sichtbarmachung der von Frauen geleisteten Arbeit, um angemessene finanzielle Entlohnung sowie um Einfluss- und Teilhabemöglichkeiten von Frauen. Wird „Arbeit“, wie in 4.1 beschrieben, als zentrales Mittel zur gesellschaftlichen Inklusion und Teilhabe verstanden und das Arbeiten als identitäts- und sinnstiftend begriffen, dann ist die Frage, was denn genau als „Arbeit“ zu verstehen sei, entscheidend. Feministische Analysen richten sich dementsprechend gegen eine Reduktion des Arbeitsbegriffes auf Erwerbsarbeit und heben die Bedeutung von Familien- und Reproduktionsarbeit in gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen hervor (vgl. z.B. Becker-Schmidt 1983). So betont Becker-Schmidt für die Hausarbeit, dass diese „in all ihren Facetten [...] sozialkulturell und ökonomisch nicht nur diskreditiert [wird], weil sie – im Privaten angesiedelt – nicht auf der Höhe tauschvermittelter Vergesellschaftung zu sein scheint. Sie wird ebenso als weiblich konnotiertes Tätigkeitsfeld herabgesetzt.“ (Becker-Schmidt 2011: 12)

Kritik an der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Vorrangstellung von Lohnarbeit gegenüber Nicht-Lohnarbeit hat dabei eine lange Tradition: Im Rahmen der „Hausarbeitsdebatte“ (Baier 2010) wird die Frage über die Bedeutung der von Frauen unbezahlt geleisteten Arbeit ab Ende der 70er / Beginn der 80er Jahre (nicht nur) in Deutschland öffentlichkeitswirksam diskutiert. Als Ausgangspunkt für die im Kontext der Zweiten Frauenbewegung stehende Hausarbeitsdebatte wird die Anfang der 1970er Jahre von Mariarosa Dalla Costa und Selma James veröffentlichte politische Schrift „The Power of Women and the Subversion of the Community“ (Dalla Costa/James 1972) gesehen (vgl. z.B. Baier 2010: 75). Eine der Kernthesen der Schrift lautet, dass der kapitalistische Produktionsprozess und die Mehrwertschaffung größtenteils auf der Ausbeutung der Hausfrauen basierten, welche ihre Arbeit weitestgehend unsichtbar verrichteten. Zwar reiche die Unterdrückung und Ausbeutung der Frau bis weit vor die Entstehung kapitalistischer Gesellschaften zurück, ihre Unterdrückung intensiviere sich aber im Kapitalismus (vgl. Dalla Costa/James 1972: 21 ff.) Die daran

anknüpfende marxistisch-feministische Kritik formuliert folgende Leerstellen: Nicht nur das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital solle demnach analysiert werden, sondern das von Kapital und Arbeit im Allgemeinen (also auch Nichtlohnarbeit). Darüber hinaus solle auch der Widerspruch zwischen „Lohnarbeit und Nichtlohnarbeit“ (vgl. von Werlhof et al. 1983: 6) stärker untersucht und somit auch das Verhältnis von Produktion und Reproduktion³⁹ in den Blick genommen werden.

Im Kontext dieser feministisch-wissenschaftlichen Analysen von Hausarbeit wird von Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen der Begriff der „Hausfrauisierung“ (von Werlhof et al. 1983: 83) verwendet. „Hausfrauisierung“ ist dabei an den Begriff „Proletarisierung“ angelehnt und bezeichnet den Entwertungsprozess und die Unsichtbarmachung der von Frauen weltweit geleisteten Reproduktionsarbeit. Die Kapitalakkumulation basiert demnach, wie zuvor schon erwähnt, zu großen Teilen auf der Ausbeutung von Frauen, die zur Reproduktion von Arbeitskraft benötigt würden:

„Notwendige Arbeit ist Kochen, Putzen, Windeln waschen; ist Feuerholz oder Brennmaterial aus Kuhdung bereiten; [...] ist ein gedeckter Tisch und die Blumen darauf, ist das Servieren des Essens und das Lächeln dabei; notwendige Arbeit ist jene Arbeit, die notwendig ist zum Überleben oder, in anderen Worten ausgedrückt, die notwendig ist, die Subsistenz zu sichern.“ (von Werlhof et al 1983: 84 f.)

Neben der unbezahlten Reproduktionsarbeit leisteten Frauen zudem gering entlohnte Arbeit in Lohnarbeitsverhältnissen. „Hausfrauisierung“ bezieht sich also auf die Entwertung von Frauenarbeit und die „hierarchisch geschlechtliche Arbeitsteilung“ (von Werlhof et al. 1983: 84) im Allgemeinen. Durch die Darstellung von Reproduktions-

39 Reproduktive Arbeiten sind dabei Arbeiten, die notwendig sind, um die Arbeitskraft zu reproduzieren. Diese „Subsistenzarbeit von Frauen“ (von Werlhof et al. 1983: 85) wird als Basis der gesamten Produktion gesehen, woraus gefolgert wird, dass es sinnvoll sei, „als Paradigma der Ausbeutung im Kapitalismus nicht den Lohnarbeiter, sondern die Hausfrau zu setzen.“ (von Werlhof et al. 1983: 85) Auch die Ausbeutung der Natur und der „Dritten Welt“ (Werlhof et al. 1983: 6) sollten zudem als Motor des kapitalistischen Akkumulationsprozesses in den Blick genommen werden (vgl. Werlhof et al 1983: 4 ff.).

arbeit, die weiterhin überwiegend von Frauen geleistet wird, als Nicht-Arbeit, haben Frauen in einer Gesellschaft, die Arbeit als Gut betrachtet, schlechtere Anerkennungschancen als Männer. Hinzu kommt, dass Frauen auch im Bereich der Reproduktionsarbeit zum Teil schlechtere Anerkennungschancen haben als Männer. Wie sich in der oben beschriebenen Studie von Frerichs (2000) zeigte, können Männer der oberen Klassen das Kochen als neue Anerkennungsressource nutzen, indem sie eine Teilöffentlichkeit schaffen (Freund*innen, Kolleg*innen) und ihr Kochen als das Besondere vom alltäglichen Kochen der Partner*innen abgrenzen (vgl. 4.3). Hinzu kommen die unterschiedliche Bewertung und die unterschiedlichen Voraussetzungen von Vaterschaft und Mutterschaft: Wie von Gabriele Fischer (2015) beschrieben, haben (vor allem in Vollzeit) erwerbstätige Mütter sowohl im Bereich der Familie (gesellschaftliche Anerkennung als ‚gute Mutter‘) als auch im Bereich der Erwerbsarbeit geringere Anerkennungschancen, was bei Vätern nicht der Fall ist. Dennoch sollen Mütter, dies ist ein dominantes gesellschaftliches Leitbild, zumindest unter bestimmten Bedingungen erwerbstätig sein; allerdings gibt es auch bei Vätern miteinander konkurrierende und widersprüchliche Leitbilder (vgl. 1.1.1).

Feministische Perspektiven auf Arbeit beschäftigen sich auch mit gerechteren Arbeitsbedingungen und den erforderlichen Schritten. Eine zentrale Forderung ist und bleibt dabei die gerechte Verteilung der Reproduktionsarbeit, ebenso wie die Perspektive der Verschränkung von Produktions- und Reproduktionsarbeiten, die Aufwertung der Familien- und Sorgearbeiten und die Abkehr von ökonomischen Prinzipien und Wachstumsparadigmen (vgl. z.B. „care revolution“, Winker 2011; zur Aufwertung der Reproduktionsarbeit vgl. z.B. Fraser 2009; zur Abkehr von Rationalisierungsprozessen der Care-Arbeit vgl. z.B. Aulenbacher 2013; zur Sichtbarmachung und Umverteilung verschiedener Arbeitsformen vgl. z.B. Frigga Haugs (2008) Konzept der „Vier-in-einem-Perspektive“).

Neben Geschlecht haben auch Berufs-, Bildungs- und Herkunftsmilieus einen Einfluss auf individuelle Anerkennungschancen in Bezug auf Arbeit. Im Bereich der Erwerbsarbeit hält Voswinkel (2001) dazu fest:

„Nach wie vor differiert die Anerkennung verschiedener Arbeiten, verschiedener Berufe, verschiedener Branchen beträchtlich. Man kann vielleicht sogar einen Bedeutungszuwachs der »horizontalen« *Anerkennungskämpfe* erwarten. Denn erstens ist mit dem Wandel der Beschäftigungsstruktur und des Selbstverständnisses der Gesellschaft von einer Industrie- zu einer Dienstleistungs- oder Wissensgesellschaft nicht zuletzt ein tief greifender Wandel gesellschaftlicher Prestigerelationen verbunden. Zweitens resultiert aus der Erosion des fordistischen Normalarbeitsverhältnisses der Verlust eines Leitbilds für die vielfältigen Branchen mit ihren Differenzen.“ (Voswinkel 2001: 323)

Was er hier als „horizontale Anerkennungskämpfe“ bezeichnet, ist der „Kampf“ zwischen verschiedenen Berufen und Branchen um Erwerbseinkommen, gesellschaftlichen Status und sichere Beschäftigungsverhältnisse. Das Normalarbeitsverhältnis als gesellschaftliche Norm bot laut Voswinkel in der Vergangenheit eine Art Rahmen für Anerkennungsverhältnisse, an dem Gewerkschaften ansetzen konnten. Hier ging es um das Angleichen aller Branchen und Berufsgruppen an den Standard des Normalarbeitsverhältnisses. Mit der Erosion dieses Rahmens konkurrieren die Gruppen stärker untereinander und erscheinen Prestigeunterschiede gleichzeitig als ‚natürlich‘ und deshalb nicht verhandelbar. (vgl. Voswinkel 2001: 323)

Bei Berufsgruppen und -branchen lässt sich hinsichtlich der Anerkennungschancen in Form von Einkommen und guten Beschäftigungsverhältnissen zunächst feststellen, dass Branchen und Berufe mit hohem Frauenanteil, wie oben erwähnt wurde, im Durchschnitt schlechter entlohnt werden als Berufe und Branchen mit hohem Männeranteil. Sehr geringe Verdienste weisen etwa Beschäftigte im Bereich „Körperpflege“ (Statistisches Bundesamt 2017b: 31) auf, ebenso wie Reinigungskräfte oder Personen, die im Gastgewerbe arbeiten. Im Gastgewerbe ist auch der Anteil an Personen, die einen Niedriglohn erhalten, am höchsten (vgl. ebd.: 10). Sehr hohe Verdienste hingegen erzielen etwa Human- und Tiermediziner*innen sowie Pilot*innen (ebd.). Geringe Verdienste gehen mit unsicheren Beschäftigungsverhältnissen

einher (und umgekehrt): Ein Großteil der „atypisch Beschäftigten“⁴⁰ (Statistisches Bundesamt 2017b: 30) arbeitet in Branchen und Berufen mit geringen Verdiensten (ebd.).

Hinsichtlich der Anerkennung in Form immaterieller Wertschätzung, also gesellschaftlichen Ansehens, gibt es verschiedene Studien, etwa des Instituts für Demoskopie Allensbach (IfD) (2018) und der Konrad Adenauer Stiftung (2019). Auch wenn die methodische Herangehensweise zum Teil kritisiert werden kann⁴¹, so lassen sich doch Tendenzen für manche Berufsgruppen ablesen: Ärzt*innen verdienen demnach nicht nur vergleichsweise gut, sie genießen auch ein hohes gesellschaftliches Ansehen. Hingegen zeigt sich bei Verkäufer*innen ein Unterschied zwischen gesellschaftlichem Ansehen (Einzelhandelskaufmänner- und -frauen haben laut der Umfrage des IfD (2018: 3) ein sehr geringes gesellschaftliches Ansehen) und Verdienst: Laut dem Statistischen Bundesamt (2018) sind die Verdienste von „Verkäufer[n]“ (Statistisches Bundesamt 2017b: 31) unterdurchschnittlich, gehören aber längst nicht zu den Schlusslichtern (Statistisches Bundesamt 2017b: 31). Umgekehrt hingegen verhält es sich beim Beruf der Krankenpflegenden / (IfD 2018: 3): Hier scheint es ein relativ hohes gesellschaftliches Ansehen zu geben (ebd.), das sich aber nicht in den Verdiensten widerspiegelt. Es lässt sich also auch am Beispiel der Erwerbsarbeit festhalten, dass es komplexe Anerkennungsverhältnisse in den verschiedenen „Anerkennungsfeldern“ (Fischer 2015: 49) gibt.

Für Deutschland lässt sich bezüglich der Größe der Branchen eine „wachsende Bedeutung von immaterieller Arbeit im Vergleich zu materieller Arbeit“ (Schmidt 2010: 138) feststellen, das heißt es arbeiten in Deutschland immer mehr Menschen im Dienstleistungssektor und weniger im „verarbeitenden Sektor“ (ebd.: 137). Im Schnitt steigen zudem die Bildungsabschlüsse der deutschen Bevölkerung, es gibt

40 Dazu gehören befristet Beschäftigte sowie Teilzeitbeschäftigte mit maximal 20 Arbeitsstunden pro Woche, ebenso geringfügig Beschäftigte und Zeitarbeitnehmer*innen. Es handelt sich um Personen zwischen 15 und 64 Jahren, die sich nicht in einer Ausbildung oder Bildungsmaßnahme befinden (Statistisches Bundesamt 2017b: 30).

41 Beide arbeiten mit vorgegeben Berufsgruppen, nicht mit offenen Fragen. Zudem ist das Verhältnis von „eigener Einschätzung“ und „gesellschaftliches Ansehen“ (IfD 2018: 3) nicht geklärt. Die Konrad-Adenauer-Stiftung (2019) etwa fragt nur nach „Respekt“ in der Gesellschaft, nicht aber nach der eigenen Einstellung.

immer weniger Menschen ohne Schulabschluss, und immer mehr Akademiker*innen (vgl. z.B. Schmidt 2010: 137 f.). Ein geringes Bildungsniveau hängt mit geringeren Verdiensten zusammen (Statistisches Bundesamt 2018a: 10). Wie zudem Neckel (2001) erwähnt (vgl. 4.2), hängen mit einem geringen Bildungsniveau in der Marktgemeinschaft auch generell niedrigere Anerkennungschancen zusammen, das heißt niedrigere Chancen auf gesellschaftlichen ‚Erfolg‘ sowie geringere Chancen, Eigentum und Reichtum zu generieren. So erben Personen mit geringerem Bildungsniveau weniger als Akademiker*innen. Insgesamt ist in Deutschland die Ungleichverteilung von Vermögen dabei wesentlich größer als die von Einkommen (vgl. WSI 2019d). Insofern stellt sich die Frage nach der generellen Möglichkeit und den Grenzen monetärer Anerkennung durch Erwerbsarbeit.

Wie Frerichs (2000) zeigt, betrifft der „Kampf um Anerkennung“, der mit den „Mitteln der symbolischen Gewalt“ (Frerichs 2000: 273) geführt werde, nicht nur den Bereich der bezahlten Arbeit. Vielmehr geht es in allen „Anerkennungsfeldern“ (ebd.) darum, die eigene Leistung als möglichst wertvoll für die Gemeinschaft darzustellen. Der vertikale Anerkennungskampf zwischen Klassen (besser / schlechter als) ist dabei laut Frerichs gleichzeitig mit einem horizontalen Anerkennungskampf verbunden (anders als) (ebd.: 273). Dies zeigt Frerichs am Beispiel des Kochens: Zwar besitzen die Paare der oberen Klassen mehr „Kapitalien der Anerkennung“ (Frerichs 2000: 278), als die unteren Klassen. Aber zunächst einmal beschreiben alle Klassen / Milieus ihre je spezifische Kochpraxis als gut und wertvoll (ebd.). Möglicherweise haben aber die oberen Klassen dauerhaft bessere Chancen, ihre eigene Praxis als gesellschaftlich wertvoll durchzusetzen. Frerichs zeigt hier einen vertikalen und horizontalen Anerkennungskampf. Solche Anerkennungskämpfe lassen sich auch auf andere Bereiche unbezahlter Arbeit übertragen. Der rechtliche Kampf um Anerkennung von LGBTQ-Familien ist gleichzeitig auch ein Kampf um die Frage der ‚guten Elternschaft‘, also darum, ob sich die Eltern gut um ihre Kinder kümmern können. Das Problem der ‚guten Elternschaft‘ betrifft auch Alleinerziehende. Hier zeigt sich ein horizontaler Anerkennungskampf: Es geht darum, als ‚andere‘ Familie geschätzt zu werden, und die Chance zu haben, ‚gute‘ Eltern zu sein. Auch im Bereich der unbe-

zahlten Arbeit gibt es also komplexe Anerkennungsverhältnisse und Anerkennungshierarchien.

Als letzten Punkt in Bezug auf Anerkennungschancen möchte ich Alter und Generationenzugehörigkeit herausgreifen und hinsichtlich der Anerkennungschancen in Bezug auf verschiedene Formen von Arbeit beleuchten. Im Bereich der Erwerbsarbeit zeigt sich ein Pay Gap zwischen verschiedenen Altersgruppen: Fünfzehn- bis Dreißigjährige verdienen demnach im Schnitt einige Prozentpunkte weniger als die anderen Altersgruppen. Der Verdienst steigt zunächst mit den Altersgruppen an und sinkt mit den über 50jährigen wieder. Die Gruppe der über 60jährigen hat aber immer noch einen höheren Durchschnittsverdienst als die Gruppen bis 35 Jahre. (vgl. Statistisches Bundesamt 2017b: 20).

Eine mögliche Erklärung für die unterschiedlichen Einkommen ist die Tarifbindung, die in den niedrigeren Altersgruppen geringer ist als bei den älteren Beschäftigten (vgl. Statistisches Bundesamt 2017b: 20). Hinzu kommt, dass bei 15–24jährigen der Anteil derjenigen, die einen Niedriglohn⁴² beziehen, höher ist als in allen anderen Altersklassen (knappe 46 Prozent, Auszubildende ausgenommen) (vgl. Statistisches Bundesamt 2017b: 10). Was den Verdienst betrifft, gibt es also in Abhängigkeit des Alters unterschiedliche Anerkennungschancen. Werden die in 2.4 beschriebenen Krisendiagnosen betrachtet, etwa der Umbau und Rückbau des Wohlfahrtsstaates, der Abbau sozialer Sicherungssysteme, die Ausbreitung atypischer Beschäftigung und die Reproduktionskrise, dann lässt sich argumentieren: Bestimmte Geburtsjahrgänge oder Generationen hatten höhere Chancen auf Anerkennung, im Sinne einer höheren Teilhabe an gesellschaftlichem Wohlstand, als andere. Dies betrifft etwa Sozialleistungen, „sichere Renten“, gute Verdienst- und Beschäftigungsmöglichkeiten. Natürlich sind dabei vielfältige Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen zu beachten, etwa zwischen Frauen und Männern, unterschiedlichen Klassen und Milieus, Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, Ost- und Westdeutschland und so weiter. Zudem handelt es sich nur um eine kurze Phase relativen Wohlstands. Und auch die Generationen, die hier einen relativen Wohlstand erleben durften, sind nun von Altersdiskriminierung auf dem Arbeitsmarkt (Rothermund/Temming 2010) und Altersarmut

42 Weniger als zwei Drittel des Medianverdienstes (Statistisches Bundesamt 2017b: 8).

(auch hier gibt es Unterschiede des Armutsrisikos zwischen Bevölkerungsgruppen, vgl. DIW 2019: 19 ff.) betroffen.

Wird zudem Erwerbsarbeit als zentrales gesellschaftliches Gut der modernen kapitalistischen Gesellschaft verstanden, dann sinken mit dem Austritt aus dem Arbeitsmarkt die Anerkennungschancen stark ab. Das Erwerbstätigsein kann jedoch in der „Aktivgesellschaft“ (Lessenich 2013: 16) wie Lessenich schreibt, um eine generelle „Betriebsamkeit“ (Lessenich 2013: 108) im Alter ergänzt werden. Im Rahmen der „Aktivierung des Alters“ (Lessenich 2013: 109) wird einerseits die Erwerbsphase verlängert, unter anderem um die „intergenerationale Verteilungssymmetrie“ (ebd.: 115) im Rahmen des Generationenvertrags wiederherzustellen. Die Aktivierung betrifft dabei nicht nur den Erwerbsbereich, sondern die gesamte Lebensführung (ebd.: 115 f.).

Wie ist es nun mit Anerkennungschancen von Kindern in Bezug auf Arbeit bestellt? Zunächst einmal lässt sich festhalten, dass die Kindheit besonders geschützt wird: Axel Honneth weist darauf hin, dass in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft die affektive Anerkennungsform der Liebe zwischen Eltern und ihren Kindern begleitet wird von der Institutionalisierung der Kindheit. Die Kindheit werde „institutionell als eine besonders schutzbedürftige Phase aus dem individuellen Lebensprozess herausgelöst“ (Honneth 2003a: 169). Während die Liebe als Anerkennungsform zwischen Eltern und Kindern laut Honneth in der ständischen Gesellschaft bereits rudimentär angelegt ist, kommt sie erst durch die Institutionalisierung und den Schutz der Kindheit in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zur Entfaltung (ebd.: 169).

Kinder werden dabei, auch in Bezug auf Arbeit, rechtlich geschützt: Laut dem Jugendarbeitsschutzgesetz (§5 JArbSchG) besteht ein Beschäftigungsverbot für Kinder unter fünfzehn Jahren (§5 Absatz 1 JArbSchG). Hierbei gibt es jedoch einige Ausnahmen, vor allem bei Kindern über dreizehn Jahren. Jugendliche im Alter von fünfzehn bis achtzehn Jahren unterliegen auch noch bestimmten Einschränkungen, etwa hinsichtlich der täglichen und wöchentlichen Arbeitszeit (§§8–10 JArbSchG).

Es besteht also ein besonderer gesetzlicher Schutz von Kindern hinsichtlich der bezahlten Arbeit. Dieser Schutz lässt sich als Form von Anerkennung deuten. Er gilt für alle Kinder gleichermaßen und berücksichtigt dabei, die besonderen Bedürfnisse von Kindern.

Bei der unbezahlten Arbeit im Haushalt hingegen heißt es laut dem Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) zu „Dienstleistungen in Haus und Geschäft“:

„Das Kind ist, solange es dem elterlichen Hausstand angehört und von den Eltern erzogen oder unterhalten wird, verpflichtet, in einer seinen Kräften und seiner Lebensstellung entsprechenden Weise den Eltern in ihrem Hauswesen und Geschäft Dienste zu leisten.“ (§1619 BGB)

Dieser Pflicht zur Mithilfe von Kindern im Haushalt und im Geschäft der Eltern sind allerdings durch die „Elterliche Sorge“ (§ 1626 BGB) Grenzen gesetzt. Denn laut ihr soll die Fähigkeit des Kindes zu „verantwortungsbewusstem Handeln“ (§ 1626 Absatz 2 BGB) berücksichtigt werden. Wie viel, ab wann und unter welchen Umständen Kinder in Haus und Geschäft helfen müssen, ist im Zweifelsfall der Auslegung von Gerichten überlassen. Kinder und Jugendliche können und sollen sich also im Bereich des Haushalts, aber zum Teil auch im Erwerbsbereich als verantwortungsbewusste Subjekte erfahren, die nützlich für die Familie und Gesellschaft sind.

Unabhängig von der bundesdeutschen Gesetzeslage lässt sich mit Lessenich (2013: 117 ff.) feststellen, dass auch Kinder und Jugendliche dem Aktivierungszwang unterworfen sind. Sie sind zunehmend „in eigener und sozialer Verantwortung aktive Jungmanager ihres biographischen Alterungsprozesses“ (ebd.: 118). Das bedeutet, dass auch Kinder und Jugendliche über das gesellschaftliche Gut der Betriebbarkeit und des Aktivseins (auch: das eigene Leben vorausschauend planen, fit sein) ebenso wie Erwachsene Anerkennung erfahren können, oder ihnen Anerkennung verwehrt bleibt, wenn sie diesem Gut nicht entsprechen können. Da zudem Bildung, wie in 2.4 dargelegt wurde, zu einem zentralen gesellschaftlichen Gut geworden ist, ergeben sich auch hier Anerkennungsmöglichkeiten und -risiken für Kinder und Jugendliche. Denn innerhalb des Bildungssystems sind Anerkennungschancen ungleich verteilt – laut Krassimir Stojanov (2013) führt neben dem Leistungsprinzip auch das Begabungsprinzip zu ungleichen Anerkennungschancen.

4.5 Arbeit und Anerkennung in Familien: Reziprozität, Liebe und andere Gefühle

Familien sind ein besonderer Anerkennungsort. Dies soll im Folgenden erläutert werden. Wie gezeigt wird, besteht sowohl hinsichtlich der Arbeitsteilung als auch hinsichtlich Anerkennung eine starke Reziprozitätserwartung – im Familienalltag gibt es dabei verschiedene Tauschbeziehungen zwischen den Familienmitgliedern (4.5.1). Getauscht werden Arbeiten, Güter, aber auch Emotionen. Die Tauschbeziehungen basieren dabei auf tatsächlicher oder erwarteter Reziprozität. Gefühle spielen dabei in mehrfacher Hinsicht eine bedeutende Rolle in Familien (4.5.2): Sie sind ein Medium der Anerkennung und hängen gleichzeitig stark mit familialen Fürsorgearbeiten und der Arbeitsteilung zusammen.

4.5.1 Gabentausch und Reziprozität

Familien sind ein Ort, an dem verschiedene Sachen ausgetauscht werden, unter anderem Fürsorgearbeit und Emotionen. In Familien finden dabei Formen des Tauschs statt, die nicht den Regeln des rein ökonomischen Tauschs folgen. Cornelia Koppetsch und Sarah Speck (2015) halten im Rahmen ihrer Studie zu Paaren, in denen der Mann kein Alleinernährer mehr ist, fest, dass in Paarbeziehungen die „Ökonomie des Gabentauschs“ (Koppetsch/Speck 2015: 242) vorherrsche, welche „die Freiwilligkeit betont und das Aufrechnen von Hausarbeit diskreditiert“ (ebd.). Auch Familien sind, wie später noch anhand der Familiengespräche rekonstruiert wird (vgl. 6.2), ebenso wie Paarbeziehungen ein Ort, an dem das „Aufrechnen“ abgelehnt wird und Gaben freiwillig sein sollen. Um die Bedeutung des Gabentauschs, der sich vom wirtschaftlichen Tausch in einigen Punkten unterscheidet, für Anerkennungsstrukturen in Familien zu verstehen, werde ich im Folgenden kurz auf zentrale soziologische / sozialwissenschaftliche Überlegungen zu Reziprozität (der Austausch von Gaben beruht auf Reziprozität) und Gabentausch eingehen.

Dabei gehe ich von folgendem Zusammenhang zwischen Arbeit, Anerkennung und reziprokem Gabentausch in Familien aus: Erstens können Formen von Arbeit in Familien als Gaben verstanden werden.

Über diese Gaben (etwa Waschen, Kochen, Trösten) vermittelt sich für die Familienmitglieder Anerkennung (vgl. dazu auch 5.1), und zwar auf reziproke Weise. Gaben können also als Medium verstanden werden, über das Anerkennung (Form) transportiert wird, und dies basierend auf Reziprozität (Struktur). Zudem können Reaktionen auf Gaben auch als Gaben, genauer gesagt Gegengaben interpretiert werden (etwa Gefühle wie Dankbarkeit und Freude, die sich in Geschenken oder verbalen Äußerungen zeigen).

Reziprozität ist also sowohl anerkennungstheoretisch als auch für die Erforschung von Familienbeziehungen und familialer Arbeitsteilung relevant. In vielen anerkennungstheoretischen Überlegungen ist die Idee der Reziprozität zentral (vgl. 3.6), auch wenn der Begriff nicht immer als solcher verwendet wird. In Familienbeziehungen ist das Konzept der Reziprozität in Bezug auf Fürsorgearbeit relevant, einerseits als Norm, wie sich in den Gesprächen zeigt, andererseits durch tatsächliche fürsorgliche Praktiken. Generationenübergreifende Fürsorge kann, wie bei der Diskussion des Familienbegriffs gezeigt wurde, als ein wesentliches Merkmal von Familie gelten, sei es, wie Jurczyk schreibt, „als Erwartung aneinander oder als praktisches Tun.“ (Jurczyk et al. 2014: 9) Dabei geht es aber gerade in Familien nicht darum, gleiches mit gleichem zu vergelten, wie noch gezeigt wird. Familienbeziehungen basieren vielmehr auf einem „ungleichen Austausch von Care-Leistungen“ (Jurczyk et al. 2009: 119), je nachdem in welcher Lebensphase sich Familienmitglieder befinden (Jurczyk et al. 2009: 119). Reziprozität darf also in Familien nicht (nur) als unmittelbare, direkte Tauschbeziehung zwischen zwei Personen gedacht werden.

Ein wichtiger Aspekt hinsichtlich der Arbeitsteilung in Familien ist die von Speck und Koppetsch – in Bezug auf Paarbeziehungen – erwähnte „Freiwilligkeit“ der Hausarbeit. Diese vermeintliche „Freiwilligkeit“ und die Ambivalenz der Freiwilligkeit des Austauschs von Gaben in Familien möchte ich kurz mit Hilfe der Analysen Marcel Mauss' über den Gabentausch beleuchten. In seinen Beobachtungen über „Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften“ (Mauss 1968) findet sich der Begriff der „Ökonomie des Geschenktauschs“ (Mauss 1968: 166). Mauss beschreibt diese Ökonomie exemp-

larisch anhand einiger ‚archaischer Gesellschaften‘⁴³ und stellt fest, dass „diese Moral und diese Ökonomie sozusagen unterschwellig auch noch in unseren eigenen Gesellschaften wirken.“ (Mauss 1968: 19).⁴⁴ Kennzeichen dieser Ökonomie ist der Austausch von „Geschenke(n)“ (Mauss 1968: 22) oder „Gaben“ (ebd.) zwischen „Kollektive(n)“ (Mauss 1968: 21), etwa Clans oder Familien. Bei diesen Gaben kann es sich um „Güter und Reichtümer“ (Mauss 1968: 21), aber auch etwa „Höflichkeiten, Festessen, [...] Frauen, Kinder, Tänze“ (Mauss 1968: 21) handeln. Wichtig ist die Beobachtung Mauss', dass die Gabe durch eine Gegengabe (Mauss spricht auch von „Leistungen“) erwidert werden muss, auch wenn dies nicht vertraglich oder anderweitig festgehalten ist. Die Ambivalenz des Gabentauschs liegt im „sozusagen freiwilligen, anscheinend selbstlosen und spontanen, aber dennoch zwanghaften und eigennützigen Charakter dieser Leistungen.“ (Mauss 1968: 18) Wird ein Geschenk nicht erwidert, so drohen negative Konsequenzen, die bis zum Krieg führen können (Mauss 1968: 22). Nicht nur besteht die Pflicht, Gaben mit einer Gegengabe zu erwidern, sondern auch, Gaben zu machen und Gaben anzunehmen (Mauss 1968: 36 f.). Ein Grund für die Pflicht zu geben, nehmen und zu erwidern, rekonstruiert Mauss anhand des „Maori-Recht[s]“ (Mauss 1968: 35): Beim Schenken von Gegenständen herrscht demnach der Glaube vor, der Geist des Gebenden wohne dem Gegenstand inne: „Die Sache selbst hat eine Seele, ist Seele. Woraus folgt, dass jemandem etwas geben soviel heißt, wie jemandem etwas von sich selbst geben.“ (Mauss 1968: 35) Der beseelte Teil des Geschenks hat Macht über die Empfänger*in und kann, wird dem Gebenden nichts zurückgegeben, zur Gefahr werden (Mauss 1968: 35 f.).

Dieser Gedanke des etwas-von-sich-Gebens findet sich auch bei Georg Simmels Überlegungen zum Gabentausch wider. Er geht davon aus, dass beim Austausch von Gaben, „der Mensch, auch wenn er nur

43 Mauss und sein Forschungspartner Georges Davy betrachten Gesellschaften in „Polynesen, Melanesien, Nordwestamerika“ (Mauss 1968: 20) und beziehen auch einige Rechtssysteme wie das „germanische[.] Recht“ (ebd.: 148) oder das „römische[.] Recht“ (ebd.: 121) in ihre Überlegungen ein.

44 Zeit und Ort dieser „eigenen Gesellschaften“ nennt der Autor zwar nicht explizit, später spricht er aber von „heutigen liberalen Gesellschaften“ (Mauss 1968: 158) und nennt Beispiele für den Gabentausch, die sich auf Deutschland und Frankreich beziehen, mutmaßlich um den Zeitpunkt der Veröffentlichung des »Essai sur le don«, also zu Beginn der 1920er Jahre.

ein Einzelnes gibt, nur eine Seite seiner Persönlichkeit darbietet, in dieser Seite doch vollkommen *sein* kann, seine Persönlichkeit in der Form dieser einzelnen Energie [...] dennoch ganz geben kann.“ (Simmel 2005: 105) Entsprechend betrifft die Dankbarkeit der Empfänger*in der Gabe nicht nur „die Wohltat“ (Simmel 2005: 105) sondern auch den „Wohltäter“ (ebd.).

Ich möchte hier vor dem Hintergrund der Erkenntnisse aus den Familiengesprächen zwei Punkte herausgreifen und auf Anerkennungsbeziehungen und Arbeit in Familien übertragen: Erstens sind Gaben, deren Annahme und Erwidmung nur scheinbar freiwillig. Fürsorgearbeit in Familien wird mutmaßlich (auch) geleistet, ohne explizit eine Gegenleistung zu fordern, diese wird aber (implizit) erwartet, wie sich in den Gesprächen zeigt, was ich in 6.2 zeigen werde. Auch die erste Gabe (sozusagen der Nullpunkt des Austauschs von Gaben in einer Beziehung) selbst ist vermutlich nicht so freiwillig, wie es scheint – wie sich etwa Eltern gegenüber ihren neugeborenen Kindern verhalten, was sie geben, ist bestimmt von Elternschaftsideologien, Familientraditionen, Institutionen. Dass Gaben in familialen Generationenbeziehungen mit „Liebe“ in Verbindung gebracht werden, verschleiert den Pflichtcharakter der Gabe und Gegengabe. Zweitens und damit zusammenhängend lässt sich der Gedanke des „ich gebe einen Teil von mir“ auf Anerkennungsbeziehungen und Arbeit in Familien übertragen: Wird eine Gabe nicht angenommen, so wird nicht nur die Gabe, sondern auch die gebende Person zurückgewiesen. In der Gabe, zum Beispiel einem selbstgekochten Essen, steckt ein Teil der gebenden Person, und die Person kann sich zurückgewiesen fühlen, wenn das Essen verschmäht wird. Dies zeigt sich zum Beispiel bei Charlotte Guse, deren Essen zum Teil von den Kindern verschmäht wird (vgl. 5.3.7).

Noch einmal zur Ambivalenz von Freiwilligkeit und Pflichtcharakter von Gaben in Familien zurückzukommend, möchte ich auf zwei weitere relevante Aspekte aus verschiedenen Theorien des Gabentauschs eingehen. Pierre Bourdieu weist darauf hin, dass es zwar auch beim Gabentausch oder „symbolischen Tausch“ (Bourdieu 2018: 166) durchaus ökonomische Kalkulationen etwa über den „Preis“ (Bourdieu 2018: 166) oder den „Wechselkurs“ (Bourdieu 2018: 166) gebe. Diese bleiben aber implizit, denn es besteht ein „Tabu der expliziten Formulie-

rung“ (Bourdieu 2018: 165). Die am Tausch beteiligten dürfen nicht als berechnende Subjekte, sondern sollen als absichts- und berechnungslose Personen erscheinen (Bourdieu 2018: 168). Wie ich noch zeigen werde, zeigt sich dieses Tabu der expliziten Formulierung auch in den von mir interviewten Familien.

Bourdieu (2018: 163 ff.) betont zudem, dass es beim Gabentausch, soll er als freiwillig erscheinen, einen zeitlichen Abstand zwischen Gabe und Gegengabe geben muss, damit diese als unabhängig voneinander erscheinen. Die erhaltene Gabe sofort mit einer Gegengabe zu erwidern, kommt in Bourdieus Überlegungen einer Zurückweisung gleich – die schenkende Person kann die eigene Gabe dann nicht mehr als großzügige Geste erleben (Bourdieu 2018: 163). Durch das Zeitintervall besteht laut Bourdieu eine Phase der Ungewissheit, in der zumindest die theoretische Möglichkeit besteht, dass keine Gegengabe erfolgt (ebd.). Der Gabentausch unterscheidet sich also vom rein wirtschaftlichen Tausch auch durch die Zeit, die zwischen Geben und Zurückgeben liegt. Diese zeitliche Perspektive ist gerade in Familien wichtig, denke ich, denn intergenerationale Fürsorgebeziehungen, die als ein Gabentausch verstanden werden können, beruhen auf einer potentiell langen Zeitdauer. Eben diese Zeitlichkeit schafft der vorübergehenden Asymmetrie des Gabentauschs Legitimität. Betina Hollstein (2005) stellt fest, dass in familialen Eltern-Kind-Beziehungen ein sehr großes zeitliches Intervall zwischen Gabe und Gegengabe bestehen kann, das sich sogar fast über den ganzen Lebenslauf einer Person erstreckt. Dabei steht nicht die Äquivalenz von Gabe und Gegengabe, sondern die „Orientierung an situativen Bedürfnissen und Ressourcen“ (Hollstein 2005: 196) im Vordergrund.

Nun ließe sich aber argumentieren, dass beim Gabentausch auch direkt auf eine Gabe mit einer Gegengabe werden kann, ohne dass aus dem Tausch dann ein ökonomischer Tausch würde. In den Familiengesprächen zeigt sich etwa, dass „Danke“ sagen in allen Familien als Ausdruck von Anerkennung interpretiert wird und häufig als Reaktion auf eine Gabe in Form von Fürsorge erwartet wird. Vor allem für die weiblichen Familienmitglieder scheint diese verbalisierte Dankbarkeit für Fürsorgearbeit (etwa Kochen, Putzen, Bügeln) wichtig zu sein. Wird das „Danke“ sagen als Gegengabe auf die Gabe der Fürsorge interpre-

tiert, so kann festgehalten werden, dass eine solche Gabe meist direkt, ohne zeitliche Verzögerung erfolgt. Ergänzt werden muss, dass Dankbarkeit auf unterschiedliche Art und Weise und auch zeitlich verzögert geäußert werden kann – die Familien berichten etwa auch vom Austausch von Geschenken wie Blumen und Kuchen als Ausdruck von Dankbarkeit –, und nicht jedes sprachlich geäußerte „Danke“ dem Gefühl der Dankbarkeit entspringen muss.⁴⁵ In den Familien zeigen sich aber in den Gesprächen keine Hinweise darauf, dass das „Danke“ für eine Gabe nicht als authentische Äußerung des Dankbarkeitsgefühls interpretiert wird.

Dass es vielen Familienmitgliedern offenbar wichtig ist, dass Dankbarkeit für (Fürsorge-)Arbeit geleistet wird, verweist auf einen weiteren Aspekt des Gabentauschs: Georg Simmel (2005) spricht der Dankbarkeit beim Gabentausch eine zentrale Rolle zu. Beim wirtschaftlichen Tausch gibt es demnach ein „Schema von Hingabe und Äquivalent“ (Simmel 2005: 101), wobei das Äquivalent, ist der wirtschaftliche Tausch vertraglich festgehalten, erzwungen werden kann (ebd.: 101 f.). Bei Formen des Tauschs, die nicht wirtschaftlich sind, hat das Gefühl der Dankbarkeit laut Simmel die Funktion, dass es eine Gegengabe gibt, auch wenn diese nicht erzwungen werden kann. Dankbarkeit spinne hier „jenes Band der Wechselwirkung, des Hin- und Hergehens von Leistung und Gegenleistung auch da [...], wo kein äußerer Zwang es garantiert.“ (Simmel 2005: 102) Dabei kann der Ausdruck der Dankbarkeit, der sich in der Gegengabe realisiert, von der Gabe unterschiedlich sein (ebd.: 104 f). Simmel spricht in seinen Überlegungen nicht vom „Danke“ sagen und für ihn kann sich das Gefühl der Dankbarkeit in verschiedenen Gegengaben realisieren. Das Annehmen einer Gabe und das daraus entstehende Gefühl der Dankbarkeit können zu einer „nie auslöschbaren, inneren Beziehung“ (Simmel 2005: 107) führen. Im Prinzip ist in Simmels Überlegungen nicht zentral, ob und wenn ja, welche Gegengabe erfolgt. Wichtig ist, dass durch die Gabe ein Dankbarkeitsgefühl entsteht, das Gebende*n und Nehmende*n verbindet.

45 Beim verbalisierten „Danke“ ist es für die empfangende Person auch mutmaßlich einfacher, von einem dahinterliegenden Gefühl der Dankbarkeit auszugehen, als bei anderen Handlungen, die vielleicht als Ausdruck von Dankbarkeit gemeint sind, aber von der empfangenden Person nicht so verstanden werden.

Eben diese Überlegung ist für Anerkennungsbeziehungen und Arbeit in Familien relevant: Für jedes Geben kann ein Gefühl der Dankbarkeit entstehen und fortbestehen, unabhängig von einer möglichen Gegengabe – bei Simmel besteht das Gefühl der Dankbarkeit auch fort, wenn eine ebenso große oder größere Gegengabe erfolgt, denn die Gabe wird laut ihm völlig freiwillig gegeben, die Gegengabe immer aus einer gewissen Verpflichtung heraus (vgl. Simmel 2005: 105 ff.). Hier lässt sich einwenden, dass das Gefühl der Dankbarkeit für eine Gabe nicht immer entstehen muss, und dass der Gabentausch in Familien möglicherweise nicht primär (nur) auf Dankbarkeit basiert, sondern zum Beispiel auch auf Pflichtgefühlen (unabhängig von Dankbarkeit), auf Zuneigung etc. Simmel macht jedoch ungeachtet dessen einen wichtigen Aspekt deutlich: Beim Gabentausch steht die Beziehung zwischen Gebenden und Empfangenden im Vordergrund und nicht, wie beim ökonomischen Tausch, das was ausgetauscht wird.

Dass die Beziehung der am Austausch Beteiligten eine Rolle spielt, darauf geht auch Marshall D. Sahlins (2005) in seinen Ausführungen zur Reziprozität ein. Laut ihm ist die „soziale Distanz“ (Sahlins 2005: 84), vor allem die „verwandschaftliche Distanz“ (ebd.) entscheidend für die Ausprägung der Reziprozität, wobei er idealtypisch drei Formen von Reziprozität unterscheidet. Geringe soziale Distanz ermöglicht demnach „generalisierte Reziprozität“ (Sahlins 2005: 81). Diese bedeutet, dass für ein Geschenk oder eine Gabe keine Gegengabe erwartet wird, zumindest nicht explizit. Als ein Beispiel nennt Sahlins hier das Stillen eines Kindes. Es gibt aber eine „unbestimmte Verpflichtung“ (Sahlins 2005: 82) zur Gegengabe. Das wann, wie und wieviel wird nicht festgelegt und ist davon abhängig, was der / die Geber*in geben kann und der*die Nehmer*in braucht. Bei größerer sozialer Distanz kann es zu „ausgeglichene[r] Reziprozität“ (Sahlins 2005: 81) oder bei sehr großer Distanz sogar zu „negative[r] Reziprozität“ (Sahlins 2005: 81) kommen. Erstere bedeutet, dass ein direkter Tausch ohne oder mit geringer zeitlicher Verzögerung und mit wertgleichen Gütern stattfindet. Ökonomische und soziale Interessen bestehen bei dieser Form von Reziprozität laut Sahlins nebeneinander. Vieles, was unter dem Stichwort „Gabentausch“ beschrieben wird, ist der ausgeglichenen Reziprozität zuzuordnen (Sahlins 2005: 82). Die „negative Reziprozität“ schließlich ist allein

durch die Bestrebung der Nutzenmaximierung gekennzeichnet, wobei der Nutzen dadurch entsteht, dass der Gegenseite geschadet wird, etwa durch Betrug und Gewalt. (Sahlins 2005: 83)

Sahlins Analysen folgend, wäre der Bereich der Familie überwiegend der „generalisierten Reziprozität“ zuzurechnen, bei der die Beziehung im Vordergrund steht. Wie sieht dies aber empirisch aus? Betina Hollstein befasst sich mit „Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen“ (2005) und stellt fest, dass in familialen Eltern-Kind-Beziehungen „die Verpflichtung und die Bereitschaft zur Reziprozität offenbar weit verbreitet“ (Hollstein 2005: 194) seien. Ihre Überlegungen stützt sie dabei unter anderem auf eigene Sekundäranalysen des Alters-Surveys und auf selbst durchgeführte Fallstudien über pflegende Angehörige. Sie beschreibt verschiedene Formen von Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen, nämlich „Formen direkter Reziprozität“ (Hollstein 2005: 204) und „Formen von indirekter Reziprozität“ (ebd.). „Direkte Reziprozität“ bedeutet demnach ein Austausch von Gabe und Gegengabe zwischen zwei Personen. Die Gegengabe kann dabei in Familien mit unterschiedlich großem zeitlichem Abstand geschehen (der zeitliche Abstand zwischen Gabe und Gegengabe kann sich über einen Großteil des Lebenslaufs einer Person erstrecken) und Gabe und Gegengabe können fast oder gar nicht äquivalent sein. (vgl. Hollstein 2005: 195 ff.). Kennzeichnend für Familien ist laut der Autorin die „generalisierte Reziprozität“ (ebd.: 194), einen Begriff, den sie Gloria Wentowski⁴⁶ entlehnt. Hier ist der zeitliche Abstand zwischen Gabe und Gegengabe lang oder sehr lang und der Wert der Gaben ist schwer bestimmbar, weshalb es auch unter Umständen keine Äquivalenz zwischen Gabe und Gegengabe gibt. Hinzu kommt, dass die – enge – Beziehung zwischen den Tauschenden und nicht der Tausch an sich im Vordergrund steht.

Die „indirekte Reziprozität“ bedeutet, auf Grund einer Gabe (an mich oder andere) selbst eine Gabe zu geben, aber eben nicht als direkte Erwidern der Gabe, sondern als Gabe an eine oder mehrere andere

⁴⁶ Hollstein betont, dass sie den Begriff „generalisierte Reziprozität“ nicht wie etwa Sahlins für die Beschreibung von Wohltätigkeit oder für einen Austausch zwischen mehreren Personen verwende. Vielmehr will sie damit das lange Zeitintervall zwischen Gabe und Gegengabe beschreiben.

Personen. Bei der indirekten Reziprozität sind also noch weitere Personen als Gabenempfänger*innen beteiligt – Hollstein nennt dies auch „generalisierter Tausch“ (Hollstein 2005: 200). Sie unterscheidet auf Basis ihrer theoretischen und empirischen Analysen drei Formen generalisierten Tauschs in Generationenbeziehungen: a) das „Solidaritätsprinzip“ (Hollstein 2005: 200), b) das „generative[.] Prinzip“ (ebd.) und c) das „Stellvertretungsprinzip“ (ebd.).

Beim „Solidaritätsprinzip“ besteht die generelle Bereitschaft, anderen Familienangehörigen zu helfen, wenn sie Unterstützung benötigen und dies auch selbst von den Familienangehörigen zu erwarten. Das „generative Prinzip“ hingegen beschreibt eine nach „vorwärts gerichtete“ (Hollstein 2005: 200) Reziprozität, eine „Kette“ (ebd.), in der Eltern eine Gabe an ihre Kinder geben, weil sie selbst von ihren Eltern eine Gabe erhalten haben. Beim „Stellvertretungsprinzip“ schließlich ist die Reziprozität entweder „rückwärtsgerichtet“, hier werden etwa die eigenen Eltern gepflegt, weil diese auch ihre Eltern gepflegt haben. Oder aber es wird eine Gabe gegeben an Stelle und für eine andere Person, die selbst diese Gabe nicht geben kann – etwa wenn ein Mann seine Schwiegermutter seiner Ehefrau zuliebe pflegt, weil die Ehefrau selbst noch erwerbstätig ist. (vgl. Hollstein 2005: 200 ff.).

Interessant ist bei Hollsteins Analysen noch ein weiterer Punkt: Sie weist darauf hin, dass in Familien (meist) eine starke Orientierung an Reziprozität vorhanden ist, auch wenn diese das Handeln nicht vollends bestimmt. Ist das eigene Handeln in familialen Generationenbeziehungen (scheinbar) nicht von Reziprozität geprägt, muss dies begründet werden. Wenn etwa Kinder, so Hollstein, die Pflege ihrer Eltern nicht übernehmen würden, so werde dies gerechtfertigt und gehe mit Gewissenskonflikten einher. Die Orientierung an Reziprozität ist hier also laut Hollstein vorhanden, auch wenn sich die Orientierung nicht eindeutig im Verhalten (gegenüber den Eltern) niederschlägt. (vgl. Hollstein 2005: 193)

Folgende Annahmen lassen sich zusammenfassend aus der Forschungsliteratur festhalten. Welche Orientierungen sich in den Familiengesprächen tatsächlich finden, wird jedoch noch zu zeigen sein (vgl. 6.2):

- Familiale Fürsorgebeziehungen beruhen ebenso wie Anerkennungsbeziehungen mutmaßlich auf dem Prinzip der Reziprozität (als Orientierung und praktisches Tun).
- Dabei gibt es, so nehme ich an, verschiedene Formen von direkter und indirekter Reziprozität in Familien. Reziprozität in Familien bedeutet dabei möglicherweise (überwiegend nicht), gleiches mit gleichem zu vergelten.
- Mutmaßlich besteht in Familien eine Norm, die Gegengabe nicht explizit einzufordern und den Inhalt der Gegengabe nicht zu konkretisieren.
- Reziprozität des Gabentauschs in Familien kann einen langen Zeitraum umfassen und sich über mehrere Generationen erstrecken (etwa bei Care-Beziehungen, die sich über mehrere Generationen erstrecken).
- Dass es diese Ungleichheit legitimerweise geben kann, liegt, mit Sahlins ausgedrückt, an der sozialen beziehungsweise verwandtschaftlichen Nähe (besser wäre es, die soziale Nähe nicht auf verwandtschaftliche Nähe zu verkürzen). Wird Familie auch, wie in 1.1.3 dargelegt, als durch Gefühle verbunden verstanden, dann kann argumentiert werden, dass Familien als Gefühlsgemeinschaften wechselseitige Gefühle von Verantwortung und Liebe, oder zumindest die Erwartung daran, teilen. Generationenübergreifende Solidarität ist also durch Emotionen zwischen Familienmitgliedern möglich (vgl. Jurczyk et al. 2009: 119).
- Beim Gabentausch in Familien steht primär die Beziehung der Tauschenden, nicht was getauscht wird, im Vordergrund. Eine Gabe zu geben bedeutet, etwas von sich zu geben und die Gabe nicht anzunehmen, heißt auch ein Stück weit, die gebende Person nicht anzunehmen.

4.5.2 Von Liebe und anderen Gefühlen

Der Gabentausch als Ausdruck von Anerkennung in Familien hängt mit Gefühlen zusammen. Wie Anerkennung, Gefühle (etwa Liebe) und Arbeit in Familien dabei auf verschiedene Weisen miteinander verwoben, sind, will ich im Folgenden anhand der Erkenntnisse aus

den Familiengesprächen und mit theoretischen Referenzen zeigen. Dass Anerkennung in Familien immer mit Gefühlen verwoben ist, also immer auch eine affektive Seite besitzt, scheint intuitiv einsichtig zu sein. Denn Familie ist einerseits ein zentraler Ort der (Re-)Produktion von Gefühlen, gleichzeitig wird hier Anerkennung vermittelt. Darüber hinaus ist Familie durch intergenerationale Fürsorge gekennzeichnet, wobei die Fürsorgearbeit normativ mit Liebe assoziiert wird.

In den Familiengesprächen zeigt sich der Zusammenhang von Arbeit, Anerkennung und Gefühlen auf unterschiedliche Arten, die sich meines Erachtens folgendermaßen zusammenfassen lassen:

- Gefühle (in Bezug auf arbeitsbezogene Leistungen) sind ein Ausdruck oder eine Form von Anerkennung.
- Der Umgang mit Gefühlen kann als Arbeit verstanden werden. Durch und mit dieser Gefühlsarbeit drückt sich Anerkennung aus.
- Durch (Fürsorge-)Arbeit werden Gefühle transportiert. Diese können wiederum als Ausdruck von Anerkennung gedeutet werden.
- Fürsorgearbeit wird als Ausdruck von Anerkennung empfunden, insofern dadurch eine emotionale Nähe deutlich wird.
- Anerkennung (für Arbeit) wird (nicht) gefühlt.

Diese Zusammenhänge sind keine erschöpfende Aufzählung möglicher Beziehungen zwischen Arbeit, Anerkennung und Gefühlen, es handelt sich lediglich um jene Punkte, die in den Gesprächen mit den von mir untersuchten Familien sichtbar werden. Im Folgenden möchte ich die einzelnen Punkte kurz erläutern und dabei die im Material beobachteten Aspekte in Bezug zu theoretischen Erkenntnissen setzen.

1. Gefühle (in Bezug auf Arbeit) sind ein Ausdruck oder eine Form von Anerkennung.

In den Familiengesprächen zeigt sich, dass verschiedene Formen von emotionaler Zuwendung (Umarmen, Interesse zeigen), ebenso wie der Begriff der „Liebe“ (oder das Adjektiv „liebevoll“) als Ausdruck von Anerkennung interpretiert werden. Darüber hinaus werden in den Gesprächen verschiedene Gefühle mit Anerkennung assoziiert: Stolz / stolz sein, Dankbarkeit / dankbar sein und Freude / sich freuen. Gefühle zu haben und zu kommunizieren wird in den Familien als

Ausdruck einer dahinter stehenden Anerkennung / Wertschätzung oder als Wertschätzung / Anerkennung selbst gedeutet (vgl. 5.1). Es gibt also einen direkten Zusammenhang zwischen Gefühlen und Anerkennung, nämlich Gefühle als Ausdruck oder Form von Anerkennung. Einerseits wird in den Familien also das Haben und Äußern von Gefühlen unabhängig von Leistungen als Ausdruck von Anerkennung interpretiert. Beispielsweise wird ein generell „liebvolles [...] Miteinander“ (Fam. Fischer, Z. 2895 f.) als Anerkennung gedeutet. Auch die Freude über das Dasein wird als Anerkennung interpretiert. Andrea Dallmer wünscht sich eine Anerkennungskultur in der Familie „Dein Dasein“ allein Anlass zur Freude ist („Und da:: freu ich mich.“) (Fam. Dallmer, Z. 4727 ff.) Hier ist das kommunizierte Gefühl der Freude (sagen, es sei schön, und sagen, ich freue mich) eine Form der unbedingten Anerkennung der anderen Person, unabhängig von Leistungen (vgl. auch 6.2.1).

Auch in Honneths' Anerkennungstheorie und einigen darauf aufbauenden Studien, werden Gefühle als Ausdruck von Anerkennung verstanden werden: In Honneths Anerkennungsmodell findet Anerkennung in „Intimbeziehungen“ (Honneth 2003a: 168) wie Familien und Freund*innenschaften durch „Liebe“ (ebd.: 168) statt. Durch Liebe in Form emotionaler Zuwendung können sich Subjekte laut Honneth als Individuen mit spezifischen Bedürfnissen begreifen. „Liebe“ bedeutet also eine an individuellen Bedürfnissen orientierte Anerkennung. (vgl. 3.4)

Andererseits wird in den Familien auch ein über Arbeit vermittelter Zusammenhang von Gefühlen und Anerkennung deutlich. So werden Freude und Dankbarkeit über Fürsorgearbeit innerhalb der Familie als Ausdruck von Anerkennung gezeigt und interpretiert. Und es werden Stolz und Freude über Erfolge in Schule und Beruf als Ausdrücke von Anerkennung verstanden. Dies zeigt sich in einem Zitat von Frank Dallmer, der sein Gefühl des Stolzes beschreibt, wenn seine Kinder etwas „gut machen“:

„Frank: Und ich finde (.) also (.) ich (.) ähm (.) die Anerkennung, wenn meine Kinder:: (.) etwas gut machen, und des geht (.) mit der Schule an (.), geht weiter zur Musik, äh=hab mich immer (.) war=immer stolz, oder bin da immer sehr stolz [...] und dafür gibt's Anerkennung, des sag ich dann halt. (.) Find ich toll. Gratuliere, Kind @(.).@“
(Fam. Dallmer, Z. 4246 ff.)

Die Anerkennung zeigt sich für Frank Dallmer darin, dass er seinen Stolz auf die Kinder verbalisiert („find ich toll“, „gratuliere“). Hier geht es allerdings nicht um eine unbedingte Anerkennung, sondern um die Anerkennung der Kinder für spezifische Leistungen (hier: akademische Erfolge). Der Stolz bezieht sich hier auf eine Form von Arbeit, nämlich Schularbeit, die Arbeit vermittelt also die Beziehung von Gefühl und Anerkennung.

Der Zusammenhang von Gefühlen und Anerkennung zeigt sich in den Familiengesprächen auch vermittelt durch Fürsorgearbeiten. So sagt etwa Gabriele Alvarez in Richtung ihrer Mutter:

„Gabriele: Eigentlich Wertschätzung is Dankbarkeit, dass (.) jetzt [...] die AQ [Gabrieles Schwester] kommt und dir:: des macht, was du nimmer machen kannst.“ (Fam. Alvarez, Z. 4523)

Auch wenn Gabriele hier nicht von ihrer Dankbarkeit spricht, sondern dieses Gefühl ihrer Mutter zuschreibt, so zeigt sich darin doch, dass Gabriele die Dankbarkeit über Fürsorgearbeit (Gabrieles Schwester hilft ihrer Mutter bei verschiedenen Dingen im Haushalt) als Ausdruck von Anerkennung deutet.

Der Zusammenhang von Gefühl, Fürsorge und Anerkennung zeigt sich auch bei Familie Berger. Vater Georg berichtet von einem Nachbarschaftsfest, dass die Familie zusammen mit der Nachbarschaft feierte und spontan bei sich zu Hause ausrichtete, da es regnete:

„Da ham sich aa alle gfreut und dann (.) warn auch- war auch eine Form von Wertschätzung, die da kommuniziert wurde (.).“
(Fam. Berger, Z. 2087 ff.)

Georg Berger beschreibt Wertschätzung hier als Kommunikation des Gefühls der Freude. Die Freude bezieht sich auf das Fest, das doch noch stattfinden kann, ohne dass jemand nass wird. Das Fest zu Hause auszurichten bedeutet Arbeit, zum Beispiel müssen Stühle und Tische getragen und anschließend aufgeräumt und geputzt werden. Gleichzeitig ist es eine Form von Fürsorge, denn die Bedürfnisse der Nachbar*innen und der eigenen Familie werden berücksichtigt – alle haben sich auf das Fest gefreut und wären enttäuscht, wenn es nicht stattfände.

Insgesamt zeigt sich also, dass Gefühle in Familien als ein Ausdruck oder eine Form der Anerkennung verstanden werden können. Die Gefühle – etwa Freude, Dankbarkeit, Stolz – können sich dabei auch auf verschiedene Formen von bezahlter und unbezahlter Arbeit und somit auf spezifische Leistungen oder Gaben beziehen. Gleichzeitig können die Gefühle auch direkt, nicht durch Arbeit vermittelt, als Form von Anerkennung in Erscheinung treten.

2. Der Umgang mit Gefühlen kann als Arbeit verstanden werden. Durch und mit dieser Gefühlsarbeit drückt sich Anerkennung aus.

In den Familiengesprächen zeigt sich, dass der Umgang mit Gefühlen entweder explizit als „Arbeit“ bezeichnet wird, wie bei Familie Dallmer, wo Andrea Dallmer vom „emotionalen Nacharbeit [...] als Arbeit“ (Andrea Dallmer, Z. 3628 f.) spricht. Während Frau Dallmer sich hier auf den Umgang mit den eigenen Gefühlen bezieht, spricht ihr Mann von „Erziehungsarbeit“ (Z. 3659) und „sorgenvollen Gespräche[n]“ (Z. 3655) als Arbeit – hier geht es möglicherweise nicht nur um seine eigenen Sorgen, sondern auch die der Kinder. Auch der Begriff der „Erziehung“ impliziert den Umgang mit Gefühlen der Kinder. Andererseits erscheint in manchen Familien der Umgang mit Gefühlen nicht explizit, aber implizit als Arbeit. Familie Guse thematisiert als ein wichtiges Merkmal von Arbeit die „Anstrengung“ (3566). Die Verhandlung der Arbeitsteilung beschreiben die Eltern dann zum Teil als anstrengend, weil mit Streit und Wut verbunden, wie Charlotte meint: „früher sind dann hier die Fetzn geflogen [...] und wurden Türn geknallt.“ (Charlotte Guse, Z. 4344 ff.) Bei den Eltern, so Charlottes Mann Peter, entstehe dann „Druck“ (4316) weil „man das Gefühl hat eben jetzt muss ich das auch noch ausdiskutieren.“ (4317) Dass Fetzen fliegen

und Türen knallen (unklar bleibt, wer die Türen knallt) verweist auf Ärger / Wut der Kinder und / oder der Eltern. Die Wut entsteht, während die Arbeitsteilung diskutiert wird, weshalb das „Ausdiskutieren“ der Frage, wer was macht, bei den Eltern zu „Druck“ führt. Der empfundene Druck, den Peter erwähnt, aber nicht weiter ausführt, könnte körperliche Empfindungen (wie Anspannung), aber auch emotionale Anstrengung einschließen.

Über Anstrengung beim Umgang mit Emotionen berichtet auch Familie Fischer. Tochter Nina erzählt, es habe „Kämpfe in Anführungsstrichen“ (Z. 1011) gegeben. Diese Kämpfe bezogen sich, wie im Verlauf des Gesprächs klar wird, auf die familiäre Arbeitsteilung, aber auch etwa darauf, was Karin ihren Töchtern erlaubte und was nicht. Karin stellt fest: „Emotional war natürlich hier anstrengend (.) drei äh (.) Frauen (.) des kannst dir vorstellen.“ (Z. 1017 f.) Auch bei Familie Fischer wurden „Türen geknallt“ (Z. 1027). Aber auch mit Gefühlen von Trauer auf Grund von Todesfällen oder Krankheit musste die Familie umgehen, wie erzählt wird (vgl. Fam. Fischer, Z. 1034 ff.). Karin versuchte während einer (auch) emotionalen Krise einer ihrer Töchter staatlich angebotene, professionelle pädagogische Unterstützung zu erhalten (Z. 1834 ff.). Sie wendet sich zudem immer wieder an eine Freundin, die beruflich im Bereich Pädagogik arbeitet. Dieser Umstand unterstreicht erneut den Arbeitscharakter des Umgangs mit Gefühlen – Karin erhofft sich Expert*innenwissen und auch finanzielle Unterstützung, wenn sie bei der Gefühlsarbeit an ihre Grenzen stößt.

Wie Elisabeth Beck-Gernsheim in Bezug auf die Ehe feststellt, werden, „wo aus der Arbeitsgemeinschaft eine Gefühlsgemeinschaft entsteht, [...] die Gefühle zur Arbeit.“ (Beck-Gernsheim 2017b [1990]: 132) Dies lässt sich auf die Familie übertragen, die auch als Gefühlsgemeinschaft gelten kann. Für Beck-Gernsheim liegt der Arbeitscharakter beim Umgang mit Gefühlen in der andauernden Anstrengung und in der Tatsache, dass Gefühle (hier: in der Ehe) nicht einfach gegeben sind. Sie müssen verhandelt werden, es gibt Enttäuschungen und Konflikte (vgl. Beck-Gernsheim 2017b: 132 ff.). Dies betrifft laut ihr auch die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, vor allem Müttern und Kindern. Die Mutter muss dabei nicht nur mit den Gefühlen der Anderen (Kinder, Partner) umgehen, sondern auch die eigenen Gefühle kontrol-

lieren (vgl. Beck-Gernsheim 2017a: 174). Wie bereits beschrieben wurde, ist die „Liebe“ der Mutter, und dies lässt sich meines Erachtens auch auf den Vater übertragen, Arbeit und Nicht-Arbeit zugleich. Sie erfüllt einerseits Merkmale von Arbeit, denn sie soll planvoll und kontrolliert stattfinden und ist anstrengend. Zugleich darf sie aber keinesfalls als Form von Arbeit begriffen werden, und nicht als Arbeit erscheinen.

Auch Gisela Bock und Barbara Duden (vgl. 2.2) sprechen in Bezug auf die von Frauen geleistete Hausarbeit im Kapitalismus von „Liebe als Arbeit“ (Bock/Duden 1976) und von „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1976). Hier soll zunächst die „Liebe als Arbeit“ interessieren. Die Autorinnen bringen Liebe mit physischer Arbeitskraft, Sexualität und emotionaler Zuwendung in Zusammenhang (vgl. Bock/Duden 1976 121 f.). Auch Bock/Duden betonen, dass die von Frauen geleistete unbezahlte Arbeit nicht als Arbeit gelte, Grund ist, dass die Arbeit mit Naturhaftigkeit assoziiert und von monetärer Bezahlung ausgeschlossen wird (vgl. ebd.). In Familien spielen aber nicht nur Liebe oder positive Gefühle eine Rolle, wie sich zeigte, sondern es muss mit vielen verschiedenen, auch ‚negativen‘ Gefühlen umgegangen werden. „Emotion work“ (Hochschild 1979: 561) als Einflussnahme auf und Managen von Gefühlen betrifft also auch Ärger, Wut, Enttäuschung, Sorge.

Inwiefern hängt die Gefühlsarbeit nun mit Anerkennung zusammen? Die wechselseitige Bereitschaft, mit den Gefühlen der anderen Familienmitglieder umzugehen und die eigenen Gefühle zu regulieren, zeigt, dass eine Anerkennungsbeziehung im Sinne einer Affirmation besteht. Die Gefühle der Anderen werden wahrgenommen und es wird darauf „geantwortet“. Dabei spielen auch individuelle Bedürfnisse der Familienmitglieder eine Rolle, und es gibt (tatsächliche oder angestrebte) Rücksichtnahme, Verständnis, Bestärkung. Wenn zum Beispiel Charlotte Guse ihre völlige Erschöpfung kommuniziert, dann reagieren ihre Kinder, indem sie ohne zu diskutieren verschiedene Arbeiten übernehmen (Fam. Guse, Z. 4332 ff.). Und Nina Fischer und ihre Mutter achten auf die Stimmung der jeweils anderen, wie sie erzählen, und bestärken sich durch Umarmungen oder praktische Hilfe (Fam. Fischer, Z. 2840 ff.) Hier zeigt sich also eine Anerkennung im engeren Sinne, als wechselseitige Bestärkung.

3. Durch (Fürsorge-)Arbeit werden Gefühle transportiert. Diese können wiederum als Ausdruck von Anerkennung gedeutet werden.

An diese Überlegungen anschließend möchte ich den nächsten möglichen Zusammenhang von Arbeit, Gefühlen und Anerkennung betrachten.

In den Familien zeigen sich Hinweise darauf, dass Fürsorgearbeit als Ausdruck von Liebe und Zuneigung gedeutet wird. Bei Familie Alvarez beispielsweise verwendet Mutter Gabriele mehrmals den Begriff „Liebe“, um ihren Mann Adrian bei der Ausübung verschiedener Tätigkeiten zu beschreiben. So schildert sie, wie ihr Mann die Küche mit „einer großen Liebe“ putzt nachdem sie dort für viele Gäste gekocht hat (vgl. 5.3.1)

Die Schilderung der Mutter verweist hier auf die Praxisdimension von Emotionen: Nicht nur können Emotionen selbst als Praktiken betrachtet werden (vgl. z.B. Scheer 2012), verschiedene alltägliche Praktiken oder Handlungen können auch selbst von Emotionen begleitet oder ein Ausdruck von Gefühlen sein. In diesem Fall zeigt sich für Gabriele die Zuneigung ihres Mannes, indirekt in der Art und Weise, wie er die Küche putzt. Adrian putzt die Küche sehr sorgfältig, er gibt sich Mühe – und das, obwohl das Putzen offenbar viel Arbeit bedeutet, wie Gabriele anschaulich beschreibt. Auch die Gartenarbeit übernimmt Adrian „mit Liebe“:

„Gabriele: Oder wenn er meine Blumen macht (.) die

Adrian: ↳Ja.

Gabriele: ich mir alle einbilde ((Einatmen)) und dann nehm ich mir keine Zeit zum (.) Blumengießen, oder zum Rauszupfen, und des macht dann der (Kosename Adrian) mit ganz viel Liebe. Ja. @(.).@“

(Fam. Alvarez, Z. 4441 ff.)

Auch hier scheinen wieder die Umstände der Arbeit wichtig zu sein: Adrian geht auf die Bedürfnisse seiner Frau ein, der erstens der Zustand der Blumen wichtig zu sein scheint und die zweitens ein (von ihr selbst als überzogen dargestelltes) Bedürfnis nach Blumenvielfalt hat. Indem Adrian die Blumen versorgt und sorgfältig Unkraut entfernt, antwor-

tet er auf Gabrieles Bedürfnisse. Er erkennt seine Ehefrau dadurch mit ihren Bedürfnissen an, egal wie abwegig diese erscheinen mögen. Nicht nur macht er die Gartenarbeit dabei „mit Liebe“, er zeigt dadurch auch, dass er Gabriele liebt. Sowohl beim Beispiel der Küche als auch des Gartens zeigt sich, dass nicht nur die reproduktiven Tätigkeiten mit Liebe ausgeführt werden können, sondern das gleichzeitig das Ausüben dieser Arbeit ein „sich Kümmern“ auf emotionaler Ebene ist: Denn durch das Pflegen der Pflanzen werden die Bedürfnisse der Mutter befriedigt und, auch wenn sie dies an dieser Stelle nicht expliziert, ein Zufriedenheitsgefühl erzeugt.

Dass hinter Arbeit für andere Familienmitglieder ein Gefühl angenommen wird, zeigt sich auch bei Familie Emmert. Hier wird davon gesprochen, dass wechselseitige Gefallen, etwas (im Haushalt) füreinander zu tun, „aus der Freude raus“ (Fam. Emmert, Z. 5172) geschehe, wie Gisela sagt.

Einerseits geht es hier um Reziprozität, worauf später noch eingegangen wird (6.2). Andererseits geht es hier um die Motivation, aus der die Arbeit gemacht wird – in diesem Teil des Gesprächs geht es unter anderem ums Bügeln. Die Motivation für die Arbeit sieht Großmutter Gisela in der „Freude“, und ihre Tochter und Enkeltochter stimmen ihr in dieser Deutung zu. „Aus der Freude raus“ verweist darauf, dass hier die Geber*in Freude empfindet. Im weiteren Verlauf des Gesprächs wird noch deutlicher, worin die Freude besteht: Die Freude der Geberin besteht darin, dass die Empfängerin der Gabe sich freut und darin, dass es der Empfängerin gut geht. Freude empfindet also beispielsweise Gisela, weil sie ihrer Tochter mit dem Bügeln in deren stressigen beruflichen Phasen helfen kann, weil sie ihr etwas Freiraum verschaffen kann. Die Freude des Gebens besteht also (auch) darin, auf die Bedürfnisse des anderen Familienmitglieds zu antworten und dies auf Basis von Zuneigung. Denn die Bedürfnisse der Anderen sind hier mutmaßlich wichtig, weil Zuneigung oder auch Liebe verspürt wird. Gleichzeitig weiß etwa Elisabeth, dass ihre Mutter Freude daran empfindet, ihr zu helfen, wie sie später sagt. Die Arbeiten vermitteln in diesen Beispielen also ein Gefühl der Zuneigung oder Liebe und dieses Gefühl kann als Form von Anerkennung verstanden werden.

Der anhand der Interviews dargestellte Zusammenhang lässt sich auch auf die von Gisela Bock und Barbara Duden beschriebenen Formel „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1976) beziehen: Die von Frauen geleistete Hausarbeit im Kapitalismus, so die Autorinnen „entstammt der Liebe und wird durch Liebe entlohnt.“ (Bock/Duden 1976: 121) Die „Hausarbeit“ von Frauen gilt dabei, auch auf Grund ihrer nicht monetären Entlohnung als Nicht-Arbeit – entlohnt wird nicht mit Geld, sondern mit Liebe. Anerkennungstheoretisch formuliert, wird die Reproduktionsarbeit in Familien mit der Anerkennungsform der Liebe „entlohnt“. Damit zusammenhängend ist auch die Motivation, aus der heraus die Arbeit verrichtet wird, die Liebe zu den Familienmitgliedern – sie „entstammt der Liebe“. Dieser Zusammenhang lässt sich auch anders formulieren. „Arbeit aus Liebe“ heißt dann auch, dass sich durch Arbeit Liebe zeigt. Die Liebe wiederum lässt sich anerkennungstheoretisch, wie beschrieben wurde, als eine Form von Anerkennung begreifen. Durch Fürsorgearbeit werden also Gefühle ausgedrückt, oder die Fürsorgearbeit verweist auf dahinterliegende Gefühle, welche wiederum eine Form der Anerkennung sind.

4. Fürsorgearbeit wird als Ausdruck von Anerkennung empfunden, insofern dadurch eine emotionale Nähe deutlich wird.

In den Familiengesprächen zeigt sich, dass verschiedene Fürsorgepraktiken von den Familien als Ausdruck von Anerkennung gedeutet werden (vgl. 5.1). Einerseits werden abstrakte Praktiken der Fürsorge als eine Form der Anerkennung interpretiert, etwa „Hilfe“/„helfen“ und „Unterstützung“/„unterstützen“. Zudem werden verschiedene konkrete Praktiken als Form von Anerkennung gedeutet. In fünf der Familien werden konkrete Beispiele für Fürsorgepraktiken als Ausdruck von Wertschätzung/Anerkennung genannt, etwa das Aufhängen der Wäsche, Bügeln, Kochen oder Blumenpflege, aber auch Umarmungen und Blicke. Die beschriebenen Praktiken lassen sich dabei als Fürsorgepraktiken deuten, weil sie eine Sorge um und eine Orientierung an den Bedürfnissen der Anderen beinhalten (vgl. auch 5.1). Dies zeigt etwa ein Zitat von Gertrud Berger:

„Gertrud Berger: Wenn i Geburtstag hab, i w– bin owei ned derjenige, der’s unbedingt dann so feiert, dann (.) sitz ich da herunten, dann kommen meine sämtlichen Enkelkinder, Kinder, die ham dann an riesen Essn gekocht, ham Leute eingeladen, und dann is die ganze Bude voll. D–denk i ma oft, des is a Anerkennung. Also ich empfind’s wenigstens so.“ (Fam. Berger, Z. 2966 ff.)

Kinder und Enkelkinder stecken Zeit und Mühe in die Organisation einer Geburtstagsfeier für ihre Mutter / Großmutter. Obwohl Gertrud selber keine Feier organisiert, scheinen ihre Kinder und Enkelkinder zu wissen, dass Gertrud ein Fest mit Familie und Freund*innen genießen wird. Kinder und Enkelkinder verfügen also über ein bestimmtes Wissen, was Gertrud mag und was nicht. Offenbar hatte Gertrud im Vorfeld nicht darum gebeten, dass eine Feier organisiert wird, sondern wurde davon überrascht. Dass sie sich über ein Fest freuen würde, muss nicht explizit kommuniziert werden, da die Familie Gertrud offenbar gut genug kennt, um dies zu wissen. Die Mühe der Familie, um ihr eine Freude zu bereiten und das Wissen um Bedürfnisse und Wünsche Gertruds weisen darauf hin, dass eine emotionale Nähe zwischen den Beteiligten besteht. Auch bei Familie Alvarez zeigt sich dieser Zusammenhang von Fürsorge, emotionaler Nähe und Anerkennung. Adrian sagt in Bezug auf seine Ehefrau:

„Adrian: Wenn=i nach Hause komm und dann [...] die äh hat’s Essen fertig (.) oder [...] wenn du rausgehst und ich habe die Garten gemacht. Das ist die Wertschätzung“ (Fam. Alvarez, Z. 4328 ff.)

Wie oben bereits erläutert wurde, „macht“ Adrian den Garten, weil seiner Frau die Blumen wichtig sind. Umgekehrt kocht Gabriele Essen für ihren Mann, weil er ihr Essen gerne isst und sie orientiert sich dabei am Tagesablauf ihres Mannes. Auch hier zeigt sich das wechselseitige Eingehen auf Bedürfnisse, wobei ein Wissen um diese Bedürfnisse vorausgesetzt ist.

Allein die Orientierung an den Bedürfnissen der Anderen muss noch nicht bedeuten, dass eine emotionale Nähe besteht. Fürsorge in Familien bedeutet allerdings, dass eine emotionale Nähe zumindest

wahrscheinlich ist. Wird Familie, wie in 1.1.6 festgehalten, als durch Gefühle verbunden begriffen, dann kann von einem emotionalen Nahverhältnis ausgegangen werden – dieses kann theoretisch auch durch negative Gefühle gekennzeichnet sein. An den beschriebenen Beispielen dokumentieren sich aber positive Gefühle. Hinzu kommt, dass Anerkennung / Wertschätzung in allen Familien als etwas Positives interpretiert wird (bis auf ein Beispiel, in dem die theoretische Möglichkeit negativer Anerkennung angesprochen wird.). Insgesamt lässt sich festhalten: Die Familienmitglieder deuten Fürsorgepraktiken als Ausdruck von Anerkennung. Sie tun dies, weil sich für sie durch die Fürsorgepraktiken emotionale Nähe ausdrückt.

5. Anerkennung (für Arbeit) wird (nicht) gefühlt.

Der letzte Aspekt des Zusammenhangs von Emotionen, Anerkennung und Arbeit zeigt sich im Sprechen über Anerkennung und Wertschätzung. Dabei werden häufig Formulierungen verwendet wie:

„Frieda: Also ich hab das Gefühl, wenn ich was mache (.) dann bekomme ich in der Regel schon Wertschätzung entgegen °gebracht°.“
(Familie Guse, Z. 4826 f.)

Oder, wie Frau Dallmer hinsichtlich ihrer Hausarbeit berichtet:

„Andrea: Des war mein Gefühl. (.) Des wird hier nicht wertgeschätzt.“
(Familie Dallmer, Z. 4553)

Auch Maximilian Huber spricht von einem „Gefühl“:

„Maximilian: Also ich find auch wertgeschätzt is halt au (.) is ähm auch bissel so Respekt ham (.) [...] des also des Gefühl hab=i schon“
(Fam. Huber, Z, 5100 ff.)

Diese oder ähnliche Formulierungen werden in den Gesprächen häufig verwendet, wenn von Anerkennung / Wertschätzung oder einem Mangel an Anerkennung / Wertschätzung innerhalb der Familie berichtet wird. Anerkannt zu werden oder sein ist für die Familienmitglieder

also (auch) ein Gefühl, beziehungsweise wird gefühlt oder nicht. Auf was verweist die Formulierung des „Fühlens“ von Anerkennung und Wertschätzung? Hier kann sich meines Erachtens entweder eine rhetorische Strategie der Relativierung oder des uneigentlichen Sprechens zeigen, etwa: Ich habe mich zwar nicht wertgeschätzt gefühlt, wurde aber vielleicht doch wertgeschätzt.

Zweitens aber kann sich dadurch ein Bewusstsein darüber zeigen, dass Anerkennung (auch) eine Frage der persönlichen und situativen Deutung ist und mit der Beziehung der beteiligten Personen zusammenhängt. Dies bezieht sich auf einzelne Praktiken und Medien der Anerkennung ebenso wie auf die Gesamteinschätzung einer Anerkennungsbeziehung (die ‚Qualität‘ der Beziehung). Was als anerkennend / wertschätzend oder abwertend / missachtend gedeutet wird, hängt von der einzelnen Situation und den Personen ab, die am Anerkennungsakt beteiligt sind. Ein Lob kann etwa als mehr oder wenig anerkennend empfunden werden – für manche mag das Lob ein Hierarchie- oder Schuldverhältnis (vgl. Maiwald 2007: 86) implizieren, oder potentiell nicht „ehrlich“ (Nina Fischer, Z. 28128) gemeint sein. Für andere ist Lob ein zentraler Ausdruck von Anerkennung (Renate Huber). Ein scherzhafter Kommentar kann als liebevolle Frotzelei gedeutet werden, oder aber als Abwertung. Möglicherweise ist eine Handlung als Ausdruck von Anerkennung gemeint, wird aber von der Person, an die sie adressiert ist, nicht als solche wahrgenommen (Fam. Guse). Ein und dieselbe Handlung kann je unterschiedlich gedeutet werden, und zwar von derselben Person in unterschiedlichen Situationen, oder von unterschiedlichen Personen in derselben Situation. Dabei kann es zu Konflikten kommen, wenn eine Handlung als Ausdruck von Anerkennung ‚gemeint‘ wird, von der empfangenden Person aber nicht so verstanden wird, oder umgekehrt. In der Summe kann dies zu unterschiedlichen Einschätzungen bei der Bewertung der Beziehung zwischen Familienmitgliedern führen – möglicherweise nimmt eine Person eine Krise der Anerkennungsbeziehung wahr, während die andere Person das Gefühl hat, alles sei in bester Ordnung.

Die gefühlte oder nicht gefühlte Anerkennung / Wertschätzung kann dabei durch Arbeit vermittelt sein. Die gefühlte (Nicht-)Anerkennung kann sich also auf Arbeit beziehen, also etwa „Ich habe das Gefühl,

das Putzen wird nicht wertgeschätzt.“ Oder „Ich habe das Gefühl, mein Beruf wird nicht anerkannt.“ Sie kann aber auch direkt (als Gefühl) die (Nicht-)Anerkennung der ganzen Person sein.

Zusammenfassend zeigt sich, dass (besonders) in Familien Arbeit, Anerkennung und Emotionen / Affekte miteinander auf verschiedene Weisen verbunden sind. Wie sich Anerkennung in den Familien konkret äußert, und welche Anerkennungsverhältnisse in den einzelnen Familien vorherrschen, wird im folgenden Kapitel beschrieben.

5 Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse in (den) Familien

Im fünften Kapitel werden nun die konkreten Anerkennungsverhältnisse der Familien in den Blick genommen. Es wird beschrieben, wie sich Anerkennung zeigt und wie sich die einzelnen Anerkennungsordnungen und -verhältnisse in den Familien gestalten. Folgende Fragen sollen dabei beantwortet werden:

- Wie wird Anerkennung für Arbeit für die Familienmitglieder konkret erfahrbar?
- Was kann als Ausdruck von Anerkennung interpretiert werden?
- Wie zeigt sich Anerkennung im Sprechen über Arbeit?
- Wie gestalten sich die spezifischen arbeitsbezogenen Anerkennungsordnungen und -verhältnisse in den einzelnen Familien?

Dabei werden zunächst konzeptionelle Überlegungen angestellt und auf Grundlage der Familieninterviews und in Zusammenschau der relevanten Forschungsliteratur konkrete familiäre Anerkennungspraktiken dargestellt (5.1). Anschließend werden die positiven Horizonte der Familien als Anerkennungsüter der Familien konzeptualisiert (5.2). Schließlich werden die Familien und ihre arbeitsbezogenen Anerkennungsverhältnisse als Einzelfälle erläutert (5.3).

5.1 Konkrete Anerkennung: Systematik familialer Anerkennungspraktiken

Zunächst will ich erläutern, wie Anerkennung für die Familienmitglieder konkret erfahrbar wird und was als Ausdruck von Anerkennung interpretiert werden kann. Im Folgenden will ich die aus den Gesprächen gewonnenen Erkenntnisse vor den Einzelfalldarstellungen vorwegnehmen und mit Erkenntnissen aus der Forschungsliteratur zusammenbringen, um eine Systematik familialer Anerkennungspraktiken in Bezug auf Arbeit herauszuarbeiten. Den von Gabriele Fischer verwendeten Begriff der „Anerkennungspraktiken“ (Fischer 2015: 74)

will ich hier als Ausgangspunkt nehmen, um konkrete Praktiken im Familienalltag als Ausdruck oder Form von Anerkennung zu betrachten. Allerdings geht es mir bei den Anerkennungspraktiken nicht, wie Fischer, um „Positionierungen“ (Fischer 2015: 82) und „Adressierungen“ (ebd.: 86). Mich interessiert hier die Ebene konkreter, einzelner Anerkennungspraktiken, die in Familien einerseits eine „Mikroebene der Anerkennung“ (Voswinkel 2014: 4) als Anerkennungsbeziehung zwischen zwei oder mehr Subjekten ist. Gleichzeitig sind Anerkennungsverhältnisse in Familien aber auch auf einer Mesoebene (der Familie als Gemeinschaft) angesiedelt und in eine Struktur gesellschaftlicher Anerkennungsverhältnisse eingebettet (die bürgerlich-kapitalistische Anerkennungsordnung).

Aus den Familiengesprächen lassen sich verschiedene Arten von Anerkennungspraktiken herausarbeiten. Diese beruhen einerseits auf den Deutungen der Familienmitglieder selbst, werden aber um Interpretationen der Forscherin ergänzt. Wie Fischer sagt, sei „Anerkennungspraktiken [zu] erkennen [...] eine Frage der Deutung“ (Fischer 2015: 74). Sie selbst fragt in ihren Interviews bewusst nicht nach Anerkennung, da „nicht reflektierte Deutungen und Anerkennungspraktiken bei einer derartigen Befragung nicht ermittelbar wären.“ (Fischer 2015: 75) Was als Anerkennungspraktik gilt, bleibt hier also der Deutung der Forscherin überlassen. Aber gerade weil Anerkennungspraktiken eine Frage der Deutung sind, halte ich es für sinnvoll, auch nach den expliziten Deutungen der Familienmitglieder zu fragen. Dies schließt meines Erachtens nicht aus, dass bei der Auswertung der Gespräche auch nicht-reflektierte Deutungen analysiert werden können. Die Deutungen der Forscherin können also zusammen mit den Deutungen der Familienmitglieder in die Analyse einfließen. In den Gesprächen mit den Familien stelle ich also explizit die Frage, wie sich Anerkennung in den Familien zeigt, wie die Familienmitglieder selbst Anerkennung zeigen. Was wird von den Familien selbst als Anerkennung gedeutet und wie wird für sie Anerkennung im Familienalltag erfahrbar? Die von den Familien genannten Anerkennungspraktiken ergänze ich, auf Basis der Forschungsliteratur (siehe unten), um eigene Deutungen des Materials. Insgesamt lassen sich so fünf Arten konkreter Anerkennungspraktiken in den von mir untersuchten Familien festhalten:

- Verbale Anerkennungspraktiken
- Materielle Anerkennungspraktiken
- Fürsorgebezogene Handlungen
- Empfinden und Kommunizieren von Gefühlen
- Rechtlich-formale Anerkennungspraktiken

Die ersten vier Kategorien sind Deutungen der Familien, die letzte Kategorie findet sich ebenfalls im empirischen Material, sie taucht aber nicht in den Deutungen der Familien als Ausdruck von Anerkennung auf. Die Kategorien sind nicht trennscharf, beispielsweise können verbale Anerkennungspraktiken gleichzeitig fürsorgebezogene Handlungen sein, ebenso wie materielle Anerkennungspraktiken. Hinzu kommt, dass eine Handlung immer im situationsspezifischen Kontext betrachtet werden muss.

Bevor ich diese Kategorien genauer erläutere, möchte ich einige weitere wichtige Punkte aus den Familiengesprächen festhalten:

- In allen Familien stellt sich „Anerkennung“ als etwas Positives dar. Nur in einem Gespräch wird von einem Familienmitglied kurz bemerkt, es könne „wahrscheinlich“ auch „negative Anerkennung geben“ (Fam. Huber, Z. 5468). Abgesehen von dieser Bemerkung spielt „negative“ Anerkennung aber in keinem der Gespräche eine Rolle.
- In allen Familien wird als Synonym für „Anerkennung“ der Begriff der „Wertschätzung“ verwendet – die Begriffe werden in keinem der Gespräche explizit unterschieden.
- Im Sprechen über Anerkennung und Wertschätzung werden häufig Formulierungen verwendet wie: „Also ich hab das Gefühl, wenn ich was mache (.) dann bekomme ich in der Regel schon Wertschätzung entgegen °gebracht°.“ (Frieda, Familie Guse, Z. 4826 f.) Oder, wie Frau Dallmer hinsichtlich ihrer Hausarbeit berichtet: „Des war mein Gefühl. (.) Des wird hier nicht wertgeschätzt.“ (Familie Dallmer, Z. 4553) Diese oder ähnliche Formulierungen werden in den Gesprächen häufig verwendet, wenn von Anerkennung oder einen Mangel an Anerkennung innerhalb der Familie berichtet wird. Anerkannt zu werden oder sein ist für die Familienmitglieder also (auch) ein Gefühl. Damit hängt auch der nächste Punkt zusammen.

- Wie in 4.5.2 erwähnt, ist Anerkennung eine Frage der persönlichen und situativen Deutung und hängt mit der Beziehung der beteiligten Personen zusammen.
- Trotz der Einschränkung, dass Anerkennung immer eine situative Deutung ist, die auch personen- und beziehungsspezifischer Besonderheiten aufweist, lassen sich familienübergreifend Praktiken und Medien feststellen, die im Allgemeinen als Ausdruck von Anerkennung interpretiert werden. Die Deutungen der Familienmitglieder korrespondieren dabei größtenteils mit den in der Forschungsliteratur genannten konkreten Anerkennungsakten und -medien.

Bevor ich die in den Gesprächen auftauchenden Anerkennungspraktiken genauer beschreibe, werde ich skizzieren, was sich aus einschlägiger Forschungsliteratur zu Anerkennung hinsichtlich der Frage konkreter Anerkennungspraktiken herausarbeiten lässt. Verschiedene Autor*innen haben versucht, Anerkennung für empirische Untersuchungen zu konkretisieren. In arbeitssoziologischen Studien wird versucht, Anerkennung – meist mit Bezug auf Axel Honneths Anerkennungsmodell – zu operationalisieren. Allerdings wird dabei wenig konkret auf Formen, Medien und Anerkennungsakte eingegangen. Was als anerkennend oder missachtend verstanden wird, wird häufig vorausgesetzt und nicht expliziert. Dennoch lassen sich aus der Forschungsliteratur zusammenfassend einige konkrete Handlungen und Akte extrahieren, die als Ausdruck von Anerkennung gedeutet werden:

- Auf emotionaler und verbaler Ebene: Hier werden „bestätigende Kommunikation“ (Nierling 2013: 102), das Äußern von Sympathie, Vermitteln von Geborgenheit (ebd.) genannt. Ebenso Lob und das Spenden von Aufmerksamkeit sowie, damit korrespondierend, Missachtung durch Tadel, Ignorierung, fehlende Aufmerksamkeit (vgl. Voswinkel 2014: 4). Auch wird die positive Bewertung konkreter Eigenschaften und Fähigkeiten des / der jeweils anderen genannt (vgl. Wimbauer et al. 2007: 49 ff.); verbale Ermutigung, Motivation und das zeigen von Interesse werden ebenfalls als Ausdruck von Anerkennung interpretiert (vgl. ebd.).
- Im Erwerbsbereich werden materielle Formen der Anerkennung wie Lohn, Lohnfortzahlungen, aber auch verschiedene Handlungen

wie Feiern zur Ehrung einer Person (vgl. Voswinkel 2014: 4), das generelle Ansehen einer Position oder Profession (Nierling 2013: 102), Statussymbole und Karriereförderung (ebd.), genannt.

- Im Bereich des Rechts wird etwa die Sozialversicherung (Krankenversicherung, Rentenversicherung etc.) genannt, oder das Steuer- und Familienrecht, welches bestimmte Formen von Arbeit und Familie ein- und ausschließt beziehungsweise fördert oder nicht fördert (vgl. z.B. Wimbauer 2012: 140 f.).

Die in den Gesprächen beschriebenen Anerkennungspraktiken finden sich zum Teil in der Forschungsliteratur, sie gehen aber auch darüber hinaus. Im Folgenden werde ich die oben genannten fünf Kategorien von Anerkennungspraktiken aus den Gesprächen beschreiben:

Verbale Anerkennungspraktiken

Die Dimension der verbalen Anerkennung stellt in allen Familien eine zentrale Dimension dar. Verbalisierte Anerkennung kann sich dabei einerseits auf eine spezifische Handlung beziehen, andererseits auf eine Person als Ganzes. Als Formen verbal geäußelter Anerkennung wird in den Familien meistens als erstes das „Danke“ sagen für eine Handlung genannt. Auch Loben (das Ergebnis einer Handlung oder die Person) und Bewunderung äußern sind wichtige Verbalisierungsformen, durch die Anerkennung für die Familien erfahrbar wird. Interesse an einem Familienmitglied und dessen Arbeit zu bekunden wird ebenfalls als Ausdruck von Anerkennung interpretiert. Darüber hinaus werden Äußerungen von Freude und Stolz als Anerkennung verstanden. In den Gesprächen wird über verbale Anerkennungspraktiken gesprochen, gleichzeitig werden diese performiert. Die Familienmitglieder beziehen sich aufeinander als Personen, auf einzelne Leistungen oder Dinge im Sprechen anerkennend – etwa indem sie loben, Bewunderung, Stolz oder Dankbarkeit ausdrücken.

Materielle Anerkennungspraktiken

Neben verbalisierter Anerkennung werden in den Familien verschiedene Formen von materiellen, das heißt nicht-sprachlicher Praktiken als Ausdruck von Anerkennung beschrieben:

- Geld: Geld zu geben oder zu erhalten wird in der Hälfte der Familien explizit als eine mögliche Form oder ein Medium der Anerkennung innerhalb der Familie interpretiert (Dallmer, Emmert, Guse, Huber). Die Familien beschreiben, wie sie dieses Anerkennungsmedium nutzen, zum Beispiel indem Eltern und Großeltern Geld für gute Schulnoten geben, Putzen mit Geld entlohnen (Kind putzt „statt einer Putzhilfe“, Fam. Guse), Kindern Geld für kleinere Hilfstätigkeiten als Ausdruck von Wertschätzung „zustecken“ oder Kindern und Enkelkindern Taschengeld geben. Anerkennung in Form von Geld wird in den Beschreibungen immer von den Eltern an die Kinder beziehungsweise den Großeltern an die Enkelkinder weitergegeben. Was in der Erwerbssphäre als Medium der Anerkennung gilt, wird also auch innerhalb der Familien als solches gedeutet. Als Anerkennungsmedium in Bezug auf Erwerbsarbeit wird „Geld / Lohn“ in zwei weiteren Familien (Fischer, Berger) genannt.
- Geschenke: Verschiedene größere und kleinere Geschenke werden in fünf der acht Familien als Ausdruck von Anerkennung genannt. Diese werden entweder anlassbezogen oder ohne Anlass ausgetauscht. Beispiele sind Konzertkarten für ein gutes Schulzeugnis (Fam. Emmert), Blumen, Süßigkeiten, Spielzeug und andere Kleinigkeiten (Fam. Alvarez, Fam. Emmert, Fam. Berger, Fam. Huber, Fam. Fischer). Diese Geschenke werden dabei entweder als Belohnung für eine Leistung interpretiert (gute Schulnoten, Erledigung von Haushaltsarbeiten), also als Anerkennung einer spezifischen Leistung, oder aber als Anerkennung der gesamten Person (letzteres dann „einfach so“, um dem / der Anderen „Freude“ zu bereiten).
- Ressourcen zur Verfügung stellen / nutzen: Ressourcen der Familie nutzen zu können oder zur Verfügung zu stellen, wird in zwei Familien als Form von Anerkennung interpretiert. Bei Familie Guse wird als Beispiel genannt, das Familienauto fahren zu können. Im Gespräch mit Familie Huber beschreibt der Vater kostenlos Wohnen und Essen zur Verfügung zu stellen als Formen von Anerkennung.

Fürsorgebezogene Handlungen

Neben diesen beschriebenen Handlungen und Medien der Anerkennung werden in fünf der Gespräche weitere Handlungen als Anerkennung bezeichnet und interpretiert. Genannt werden beispielsweise:

- Hausarbeiten: z.B. das Aufräumen der Küche, Kochen, das Bett machen oder die Blumen zu pflegen (Fam. Alvarez), das Aufhängen der Wäsche für die Tochter, damit diese abends ausgehen kann (Fam. Guse), das Bügeln der Wäsche für die eigene Tochter, wenn diese viel arbeiten muss (Fam. Emmert)
- Feiern: Das Organisieren des Geburtstags der Großmutter durch die Enkelkinder (Fam. Berger), das wechselseitige Helfen bei der Organisation von Familienfeiern (Fam. Fischer).
- ‚Körperliche‘ Praktiken: Genannt werden Umarmungen oder Blicke (Fam. Fischer).

Gemeinsam ist diesen Handlungen, dass sie als fürsorgliche Handlungen beschrieben werden können – denn die Tätigkeiten beinhalten eine Sorge um Andere und eine Orientierung an den Bedürfnissen der Anderen. Dies beinhaltet auch, die andere Person mit ihren Vorlieben und Bedürfnissen gut zu kennen, also etwa zu wissen, wann sie traurig ist und eine Umarmung will, wann sie gestresst ist und Hilfe beim Bügeln braucht oder zu wissen, dass die Tochter gerne ausgehen würde und die Großmutter eine Geburtstagsfeier mit Kindern und Enkelkindern genießt. Anerkennung und Wertschätzung werden hier von den Familienmitgliedern nicht als Nebenprodukt einer Handlung wahrgenommen, sondern die Handlung selbst ist für die Familienmitglieder Anerkennung. Neben der Beschreibung konkreter Praktiken werden in den Gesprächen auch die Begriffe „Hilfe“/„helfen“ und „Unterstützung“/„unterstützen“ genannt, wenn die Familien beschreiben, wie sich Anerkennung bei ihnen äußert (Fam. Alvarez: helfen, Fam. Berger: „helfen“, „da sein“; Fam. Fischer: „unterstützen“, „helfen“; Fam. Emmert: „helfen“, „unterstützen“, „Gefallen tun“).

Empfinden und kommunizieren von Gefühlen

Das kommunizieren positiver Gefühle – etwa Freude, Stolz, Dankbarkeit – wird in über der Hälfte der Familien als Ausdruck von oder

Form von Anerkennung interpretiert. In allen Familien wird sich zu bedanken als Anerkennungspraktik genannt. Die Anerkennung zeigt sich hier durch das Medium der Sprache, durch das mutmaßlich ein Gefühl vermittelt wird. Allerdings bleibt unklar, ob die Familien damit immer ein dahinterstehendes Gefühl der Dankbarkeit assoziieren – ob es sich also um die Verbalisierung eines Gefühls oder eher eine ritualisierte Formel handelt, die auch ohne ein korrespondierendes Gefühl Anerkennung vermittelt. Neben der Verbalisierung von Dankbarkeit werden auch Geschenke als Medium genutzt, um sich zu bedanken, wie bei Familie Emmert, wo Marie ihrer Mutter Süßigkeiten mit „Danke“-Zetteln schenkt (Fam. Emmert, Z. 4437 ff.). In Familie Berger beschreibt Vater Georg den Zusammenhang von Wertschätzung, Geschenken und Dankbarkeit im beruflichen Kontext:

„Genau, in der Form ((Räuspern)) in der Form erfährt ma oft Wertschätzung, mehr dann mit so kleinen Geschenken, des is jetzt nix (.) sch– Dramatisches, aber (.) so kleine Präsentе (.) die zeigen – [...] die zeigen Dankbarkeit. (Fam. Berger, Z. 2032 ff.)

Im weiteren Verlauf wird dann klar, dass die Familie solche Geschenke (etwa Kuchen, Süßigkeiten) auch innerhalb der Familie als Ausdruck von Anerkennung deutet.

Neben Dankbarkeit werden, wie in 4.5.2 beschrieben, in den Familien auch andere Gefühle mit Anerkennung in Verbindung gebracht. Stolz zu haben und zu kommunizieren wird als ein Ausdruck von Anerkennung gewertet (Fam. Dallmer, Fam. Huber), ebenso wie Freude (Fam. Berger, Fam. Emmert) oder „Liebe“/„liebevoll“ zu sein (Fam. Alvarez, Fam. Clauer, Fam. Emmert, Fam. Fischer).

Die hier aufgezählten Formen und Medien werden also von den Familien selbst als Anerkennung gedeutet. Wie sich dabei zeigt, finden sich diese Aspekte größtenteils auch in der Forschungsliteratur wider. Hinzu kommt allerdings die Kategorie der fürsorgebezogenen Handlungen und, im Bereich der verbalisierten Anerkennung, das Äußern von Gefühlen wie Freude oder Stolz. Daraus lassen sich folgende Einsichten formulieren:

- Anerkennung bedeutet für die Familien, miteinander in Beziehung zu stehen: durch Dinge, die sie füreinander tun und die von den Familienmitgliedern als ein für-sie-Tun interpretiert werden.
- Anerkennung drückt sich für die Familien auch durch Gefühle aus.
- Anerkennung in Familien verweist auf das wechselseitige Aufeinanderangewiesensein

Rechtlich-formale Anerkennungspraktiken

Neben diesen Medien und Handlungen, die die Familienmitglieder selbst als Ausdruck von Anerkennung interpretieren, zeigen sich in den Familien auch Aspekte der Anerkennungssphäre des Rechts. Erstens, indem das Egalitätsprinzip als starke Norm auftaucht, wie später noch dargestellt wird. Zweitens, indem in manchen Familien von Verträgen oder vertragsähnlichen Formalisierungen innerhalb der Familie berichtet wird. So beschließt etwa die alleinerziehende Karin Fischer, zwischen sich und ihren Töchtern „Rechte und Pflichten auf[zu]teilen“ (Karin Fischer, Z. 54), nachdem es zuvor zu Konflikten wegen der Arbeitsteilung gekommen war. (vgl. Z. 45 ff.) Auch wenn Claudia Clauer davon redet, dass sie und ihre Ehefrau „beide gleiche Chancen, gleiche Rechte haben auf's Kind“ (Claudia, Z. 66) zeigen sich Aspekte rechtlicher Anerkennung. Sie setzte eine schriftliche Vereinbarung auf, laut derer sie auf Grund der Einschränkung ihrer Erwerbsarbeit ein lebenslanges Wohnrecht in der gemeinsamen Wohnung hat (vgl. Z. 1274 ff.). Auch Arbeitspläne und schriftliche Arbeitsanweisungen, die es in einigen Familien zumindest zeitweise gibt (Fam. Guse, Fam. Huber, Fam. Dallmer), haben Merkmale rechtlicher Anerkennung. Durch diese Handlungsstrategie wird formal definiert, wer im Alltag Teil der Einheit „Familie“ ist und was dieser Einschluss bedeutet (z.B. Rechte und Pflichten). Die Formalisierung kann das Geben und / oder Empfangen von Fürsorge regeln.

5.2 Positive Horizonte als „happy horizons“ als arbeitsbezogene Güter

Neben diesen konkreten Anerkennungspraktiken zeigt sich Anerkennung im Sprechen der Familienmitglieder übereinander und über Dinge, die die Familienglieder ablehnen oder anstreben. Die im Rahmen der dokumentarischen Methode rekonstruierten positiven und negativen Horizonte der Familienmitglieder sind dabei ein Bestandteil der familialen Anerkennungsordnungen. Denn jene Horizonte, so meine Annahme, vermitteln den Zusammenhang zwischen Anerkennung und Arbeit und die Anerkennung zwischen den Familienmitgliedern. Die aus den Gesprächen rekonstruierten positiven Horizonte der familialen Orientierungsrahmen können als Güter der familialen Anerkennung interpretiert werden, welche die Anerkennung zwischen den Subjekten (den Familienmitgliedern) vermitteln.⁴⁷

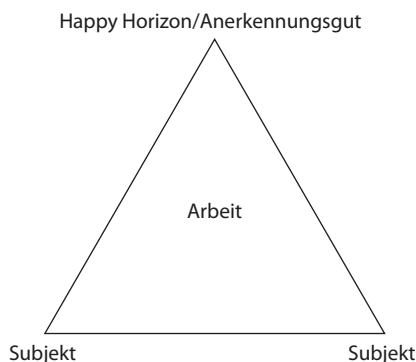
Diese Güter werden durch Gefühle gestützt, wie sich mit Sara Ahmed argumentieren lässt: Sie stellt die These auf, dass die Familie ein „happy object“ (Ahmed 2010: 21) sei, genauer gesagt, „being what good feelings are directed toward, as well as providing a shared horizon of experience“ (Ahmed 2010: 21). Ahmed entwickelt den Begriff der „happy objects“ unter Berücksichtigung der Gütertheorie Aristoteles' (s. 1.1.3). Jene Objekte können, wie oben beschrieben, (physische) Dinge sein, aber auch Werte und Ideen. Einerseits ist die Familie selbst laut Ahmed ein happy object, welches ein glückliches oder gutes Leben verspricht. Andererseits werden die Familien selbst durch Objekte als happy family hergestellt. (Ahmed 2010: 46 f.) Laut Ahmed gibt es in Familien geteilte happy objects: „sharing the family means sharing happy objects“ (ebd.: 47). Diese Familieneinheit kann aber durch „troublemakers“ (ebd.: 59) oder einen „killjoy“ (ebd.: 50) gestört werden, also

47 Auf Gesellschaftsebene können dies verschiedene Güter sein, ebenso aber auch auf der Ebene der Familie. Das Anerkennungsobjekt (z.B. Geld) kann aber auch gleichzeitig ein Medium der Anerkennung sein. Neben dieser durch Objekte vermittelten intersubjektiven Anerkennung gibt es auch eine unmittelbarere, die die Familien als bedingungslos begreifen. Honneth würde diese Anerkennungsform „Liebe“ nennen. Diese Form der Anerkennung wird teilweise als Utopie beschrieben, teilweise als reale Form der Anerkennung. Auch wenn die Familienmitglieder diese als voraussetzungs- oder bedingungslos imaginieren, so scheint sie zumindest an die Familienmitgliedschaft als Voraussetzung geknüpft zu sein.

durch eine Person, die dieses happy object nicht teilt und somit den Familienfrieden als Spielverderber*in stört.

Der Begriff des „Objekts“, den Ahmed benutzt, will ich allerdings nicht verwenden. Denn Ahmed selbst bringt ihre Überlegungen zum „Objekt“ der Affekte in Zusammenhang mit Marx' Warenfetisch und spricht von der Produktion, dem Zirkulieren und Tausch der Objekte (Ahmed 2004: 120 f.). Die Analogie die Ahmed hier beschreibt, ist jedoch für die Güter der Familien nicht passend, wie ich meine. Zwar passt die Analogie insofern, als die Objekte / Güter der Familien nicht selbst Affekte besitzen oder haben, diese werden ihnen vielmehr zugeschrieben. Die Güter haben aber keinen klar bemessbaren Wert und es gibt, wie Ahmed selbst anmerkt, keinen Unterschied zwischen Gebrauchswert und Tauschwert (Ahmed 2004: 121). Die Güter der Familien werden auch nicht auf einem Markt getauscht, sondern tradiert, zurückgewiesen, hinterfragt, modifiziert. Die rekonstruierten positiven Horizonte der Familien bezeichne ich deshalb nicht als „happy objects“, sondern als „happy horizons“. Sie sind etwas, das Glück oder ein gutes Leben verspricht. Diese happy horizons sind gleichzeitig spezifische familiäre Anerkennungsgüter, die einen wichtigen Platz in der Anerkennungsordnung der Familien einnehmen. Folgende Darstellung verdeutlicht den Zusammenhang zwischen Subjekten (Familienmitgliedern), Arbeit und Anerkennungsgütern:

Abbildung 2: Happy Horizon / Anerkennungsgut



Quelle: Eigene Darstellung

Einzelne Familienmitglieder können die Güter zurückweisen oder annehmen, die Güter können sich im Laufe der Familienbiographie verändern. Wichtig ist der von Ahmed erwähnte Punkt, dass es einen gemeinsamen Erfahrungshorizont (der Familienmitglieder) gibt, der sich in den Gütern manifestiert. Wie sich in 6.4.2 zeigt, gibt es in den von mir untersuchten Familien verschiedene Güter gleichzeitig, die den Zusammenhang zwischen Arbeit und Anerkennung vermitteln. Die Güter können dabei auch auf andere, übergeordnete Güter verweisen.

5.3 Familiäre Anerkennungsordnungen: Einzelfallrekonstruktionen

In diesem Kapitel soll gezeigt werden, wie sich die spezifischen arbeitsbezogenen Anerkennungsordnungen und -verhältnisse in den einzelnen Familien gestalten. Dafür werden die Familiengespräche als Einzelfälle rekonstruiert. Bevor jedoch auf die Fälle eingegangen wird, werden einige Begriffe erläutert, die im Rahmen der Auswertung mit der dokumentarischen Methode verwendet werden und auch in den Fallbeschreibungen auftauchen.

Vorab: Weitere Begriffe der dokumentarischen Methode

Bei der Auswertung von Gruppendiskussionen mit der dokumentarischen Methode werden verschiedene Begriffe verwendet, auf die ich in der Darstellung der einzelnen Fälle zum Teil zurückgreife und die ich deshalb im Folgenden kurz erläutere. Zunächst einmal ist bei der Auswertung von Gruppengesprächen / -diskussionen der Verlauf und die Organisation des Diskurses relevant, wie bereits in Kapitel 1.4 erwähnt wurde. Przyborski (2004) hat für die Analyse von Gruppengesprächen eine Terminologie vorgeschlagen, die ich in der Auswertung verwendet habe, da sie mir umfassend und differenziert erscheint. In Anschluss an Bohnsack hat sie die Unterscheidung verschiedener „Modi formalsemantischer Bezugnahmen“ (Przyborski 2004: 61) ausgeführt. Mittels der Analyse des Diskursverkaufs und des Modus der Diskursorganisation zeigt sich, ob die Gruppe gemeinsame oder sich widersprechende Orientierungen hervorbringt.

Als *inkludierende Modi* bezeichnet sie „Formen, wie das ‚Kollektiv‘ gemeinsame Orientierungen hervorbringt“ (Przyborski 2004: 96). Sie differenziert die inkludierenden Modi weiter in den „parallelen, den antithetischen und den univoken Modus“ (Przyborski 2004: 96). Im *parallelen Modus* des Diskurses werden kollektive Orientierungen der Gesprächsteilnehmer*innen auf Basis gemeinsamer Erfahrungen sichtbar. Für Außenstehende erscheinen die so geschilderten Erfahrungen oft unzusammenhängend, für die Erzählenden jedoch handelt es sich um dieselbe Sache. Die gemeinsame Orientierung erschließt sich erst im Zuge der Interpretation, durch die Analyse der aufeinanderfolgenden Diskursprozesse, in denen dieselbe Struktur durch Wiederholungen, Parallelisierungen und Spiegelungen deutlich wird. So kann beispielsweise durch unterschiedliche Exemplifizierungen ein gemeinsames Argument gestützt, oder eine Argumentation von verschiedenen Gesprächsteilnehmer*innen wiederholt aufgegriffen und ergänzt werden. Auch die abschließende Formulierung einer gemeinsamen Proposition ist für den parallelen Diskursverlauf kennzeichnend. (vgl. Przyborski 2004: 164–166) Auch im *antithetischen Verlauf* dokumentieren sich gemeinsame Orientierungen, diese werden von der Gruppe jedoch durch Widerstreit, Konkurrenz und Verneinung entfaltet, erscheinen also bei einer oberflächlichen Betrachtung als unvereinbar. Erst in der Synthese der einzelnen Positionen erscheinen diese dann als sich ergänzende Bestandteile einer gemeinsamen Orientierung. (vgl. Przyborski 2004: 166–168) In der *univoken Diskursorganisation*, die Przyborski auch „unisono“ (Przyborski 2004: 196) nennt, werden nicht nur, wie beim parallelen Diskursverlauf, homologe Erfahrungen (also strukturentische Schilderungen) beobachtet, sondern die Erfahrungen der einzelnen Gesprächsteilnehmer*innen sind identisch. Dabei ist eine gemeinsame Erfahrungsbasis, also beispielsweise die Teilnahme an einem Ereignis, nicht ausreichend. Vielmehr muss eine Erfahrung aus einer gemeinsamen Perspektive betrachtet werden. Im univoken Modus stehen weniger das Verhältnis der einzelnen Diskursbewegungen zueinander im Fokus, vielmehr werden diese von den Gesprächsteilnehmer*innen gemeinsam ausgeführt. Przyborski bezeichnet diesen Vorgang als ein gleichzeitiges Sprechen der Gruppe, weshalb sie diesen Modus auch als „unisono“ bezeichnet. (vgl. Przyborski 2004: 196)

Den inkludierenden Modi stehen die „exkludierenden Modi“ (Przyborski 2004: 216) gegenüber, in denen „das Kollektiv unterschiedliche, einander widersprechende Orientierungen hervor[bring]t“ (Przyborski 2004: 216). Diese Modi können wiederum unterteilt werden in den „oppositionelle[n]“ (Przyborski 2004: 216) und den „divergente[n] Modus“ (Przyborski 2004: 216). Im *oppositionellen Modus* sind keine gemeinsamen Erfahrungen der Teilnehmenden vorhanden. Dementsprechend können sich widersprechende Positionen auch nicht in einer Synthese zusammengeführt werden. Stattdessen kommt es zu „rituellen Konklusionen“ (Przyborski 2004: 217), welche ein Thema zwar abschließen, jedoch ohne sich inhaltlich auf dieses Thema zu beziehen. Przyborski nennt als Beispiele die Frage nach einem anderen Thema, oder das Formulieren allgemeiner Aussagen wie „jeder hat eine andere Meinung“ oder [...] ,darüber spricht man nicht“ (Przyborski 2004: 218). Auch im *divergenten Modus* verfügen die Teilnehmenden nicht über gemeinsame Erfahrungen, sie schließen jedoch in den Diskursbewegungen aneinander an und verdecken so die „Rahmeninkongruenzen“ (Przyborski 2004: 252). Dies geschieht beispielsweise, in dem einer Aussage zugestimmt, oder teilweise zugestimmt wird, im direkten Anschluss jedoch eine widersprechende Orientierung dargestellt wird. Der divergente Modus endet, ebenso wie der *exkludierende Modus*, mit einer rituellen Konklusion, durch welche die Widersprüche irrelevant werden (Przyborski 2004: 252). (vgl. Przyborski 2004: 95–286)

Tabelle 4: Modi der Diskursorganisation nach Przyborski

Erfahrungsbasis: werden Erfahrungs- gen geteilt und wenn ja, wie?	<i>Inkludierende Modi</i> (gemeinsame Orientierungs- rahmen / Erfahrungsbasis)		<i>Exkludierende Modi</i> (Rahmeninkongruenz)		
	Strukturidentische Erfahrungen	Identische Erfahrungen	Nichtgeteilte Erfahrungen; offene Erfahrungs- unterschiede	Nichtgeteilte Erfahrungen; verdeckte Erfahrungs- unterschiede / verdeckte Erfahrung- unterschiede / Falschrahmungen	
Modus der Diskurs- organisation	parallel	anti- thetisch	univok / unisono	opposi- tionell	divergent

Quelle: In Anlehnung an Przyborski 2004: 285

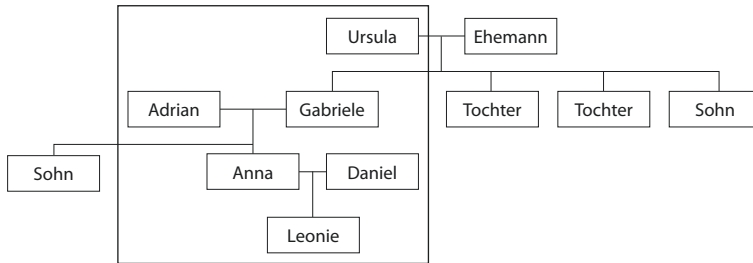
Bei der Auswertung zeigte sich, dass sich verschiedene Modi überlagern können und dass die Trennung der Modi oftmals nicht trennscharf ist. Dennoch werden Tendenzen deutlich.

Neben dem Diskursverlauf sind die sogenannten „Horizonte“ und „Orientierungsrahmen“ für die Analyse entscheidend: „Positive Horizonte“ sind etwas, was die Gruppe (oder ein Teil der Gruppe) erstrebenswert findet und für realisierbar hält, „negative“ Horizonte sind etwas, was die Gruppe (Familie) ablehnt. Ein „positiver Gegenhorizont“ ist etwas, was eine Gruppe zwar erstrebenswert findet, aber für nicht realisierbar hält. (vgl. Lamprecht 2012: 42) Durch diese Horizonte wird deutlich, *wie* eine Gruppe (die Familie) über etwas denkt, zum Beispiel wenn über „Arbeit“ gesprochen wird. Die positiven und negativen Horizonte begrenzen den „Orientierungsrahmen“, der sozusagen den Denk- und Erfahrungsrahmen der Familien darstellt. Das in 1.4.2 bereits erwähnte „Enaktierungspotential“ (Bohnsack 1989: 26) bezeichnet dabei die Möglichkeit, eine Orientierung in eine Handlung zu übersetzen, also zu realisieren (vgl. Bohnsack 1989: 26).

Nach dieser kurzen Begriffserläuterung werden nachfolgend die einzelnen Familien beleuchtet. Zunächst werden Lebens-, Arbeits- und Interviewsituation skizziert sowie Herkunft und Bildungshintergrund der Familien beschrieben. Anschließend werden die Arbeitsteilung der Familien und die Organisation der Aufgaben dargelegt. Hierauf werden die Verhandlung des Arbeitsbegriffes und die Beschreibung der Anerkennungspraktiken der Familie erläutert. Den Abschluss bildet die Untersuchung der arbeitsbezogenen Anerkennungsverhältnisse der Familien.

5.3.1 Familie Alvarez: Migration, „Leistung“ und „eine abgeschlossene Ausbildung“

Abbildung 3: Familie Alvarez



☐ = Teilnahme am Interview

Quelle: Eigene Darstellung

Lebens-, Arbeits- und Interviewsituation

Familie Alvarez lebt in einer großen süddeutschen Stadt und nimmt mit drei Generationen zu fünft am Interview teil: Großmutter Ursula, Gabriele (Ursulas Tochter), Adrian (Gabrieles Ehemann), Anna (Tochter von Adrian und Gabriele) und Daniel (Annas Ehemann). Mit dabei ist auch Leonie, das Baby von Anna und Daniel. Adrian und Gabriele haben noch einen Sohn, Annas Bruder, dessen Teilnahme vorübergehend im Gespräch ist, der aber letztlich nicht am Gespräch teilnimmt. Ursula ist Anfang achtzig, ihre Tochter Gabriele und Schwiegersohn Adrian Mitte/Ende fünfzig. Anna und ihre Ehemann Daniel sind Ende zwanzig und Anfang dreißig, Leonie acht Monate alt. Großmutter Ursula lebt nach dem Tod ihres Mannes alleine, jedoch sehr nahe bei ihrer Tochter Gabriele und ihrem Schwiegersohn Adrian. Anna und Daniel wohnen zusammen nicht weit entfernt mit Tochter Leonie im Nachbarort. Ursula ist Rentnerin, Gabriele und Adrian arbeiten Vollzeit, Gabriele in leitender Position in einer Betreuungseinrichtung für Schulkinder, Adrian als Elektriker. Zusammen nehmen sie zudem einige Wochen im Jahr Sprachschüler*innen bei sich zu Hause auf. Daniel arbeitet Vollzeit im kaufmännischen Bereich, Anna befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews im Studium und nimmt nach der Geburt von Tochter Leonie gerade Elternzeit in Anspruch, studiert jedoch in einer Art selbst organisiertem Teilzeitstudium weiter.

Die Kontaktaufnahme und Organisation des Gesprächstermins findet im Vorfeld durch Anna statt. Das Gespräch findet bei den Eltern Gabriele und Adrian zu Hause im Wohnzimmer statt und dauert knappe zwei Stunden. Während des Gesprächs krabbelt Baby Leonie am Boden herum und die Familie interagiert immer wieder mit dem Kind. Anna und Daniel haben Abendessen für alle mitgebracht, es wird vor und teilweise während des Interviews gegessen und getrunken. Alle beteiligten sich rege am Gespräch, die Redeanteile sind insgesamt relativ ausgewogen. Daniel und auch teilweise seine Schwiegermutter Gabriele übernehmen immer wieder eine moderierende Funktion, indem sie nachfragen, ob eine Frage „richtig“ verstanden und beantwortet wurde, indem sie auf die „eigentliche“ Frage oder das „eigentliche“ Thema zurücklenken oder andere Familienmitglieder mit Fragen ins Gespräch involvieren. Insgesamt verläuft das Gespräch sehr harmonisch, es sind wenige offene Konflikte im Gespräch sichtbar.

Familiärer Hintergrund: Herkunft und Bildung

Adrian ist nicht in Deutschland aufgewachsen, er kommt mit seinen Eltern und Geschwistern als Jugendlicher nach Deutschland. Alle anderen am Gespräch beteiligten Personen sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Daniels Mutter ist jedoch ebenfalls nicht in Deutschland aufgewachsen, sie stammt aus einem südamerikanischen Land. Großmutter Ursula besitzt einen mittleren Schulabschluss und eine abgeschlossene Ausbildung als Schneiderin, ihre Tochter Gabriele einen Hauptschulabschluss, jedoch keinen formalen berufsqualifizierenden Abschluss. Adrian hat keinen formalen Schulabschluss, aber eine abgeschlossene Ausbildung als Elektriker. Seine Tochter Anna hat nach der fachgebundenen Hochschulreife eine Ausbildung in einer technischen Branche absolviert, einige Jahre in ihrem Beruf gearbeitet und dann ein Lehramtsstudium aufgenommen, das sie bald abschließen wird. Ihr Ehemann Adrian hat die allgemeine Hochschulreife (Abitur) und anschließend eine kaufmännische Ausbildung gemacht.

Arbeitsteilungen und familiäre Organisation der Aufgaben

Anna und Daniel haben sich den Haushalt vor der Geburt von Tochter Leonie „Hälfte-Hälfte“ (73) geteilt, wie sie berichten. Anna studiert

damals „voll“ (77), Daniel ist Vollzeit erwerbstätig. Beide übernehmen demnach zu dieser Zeit das Kochen und teilen auch den restlichen Haushalt zu gleichen Teilen auf. Nach der Geburt ihres Babys übernimmt Anna, die zum Zeitpunkt des Interviews in Elternzeit ist, jedoch mehr Aufgaben im Haushalt. Daniels Haushaltsaufgaben umfassen, laut Schilderungen des Paares, aktuell das Putzen des Bads und das Wäsche waschen. (34 ff.) Außerdem bügelt Daniel, denn, wie Anna betont: „Ich bügel nich. Das is Männersache.“ (1822) Um die Versorgung und Betreuung von Tochter Leonie kümmert sich aktuell überwiegend Anna. Diese Verteilung der Fürsorge-Arbeiten begründen Anna und Daniel damit, dass sich Anna im Gegensatz zu Daniel in Elternzeit befände. In der Zeit, in der Daniel zu Hause sei, würden sich die beiden jedoch laut Anna die Versorgung Leonies „gut“ (487) aufteilen. So würde Daniel, wenn er abends von der Arbeit nach Hause käme, Leonie beispielsweise immer mit Brei füttern und sie ins Bett bringen. Auch im Urlaub oder an den Wochenenden würde er sich teilweise alleine um Leonie kümmern, damit Anna ausschlafen, Sport treiben oder ausgehen könne. (vgl. Z. 399 ff.)

Annas Eltern, Gabriele und Adrian, teilen sich die Haus- und Gartenarbeiten laut ihren Beschreibungen ungefähr zu gleichen Teilen auf. Adrian übernehme den Garten und das Einkaufen, Gabriele die Wäsche. (vgl. Z. 200 ff.) Im Garten führt Adrian, da sind sich beide einig, dabei die Wünsche seiner Ehefrau aus: „Ich äußere die Wünsche und er macht dann alles“ (Z. 223 f.), wie Gabriele meint. In der Küche koche Gabriele, Adrian räume danach auf und putze die Küche. Die beiden haben zudem eine Putz- und Haushaltshilfe, die neben dem Putzen auch das Bügeln übernehme. Alle anderen anfallenden Aufgaben würden sie sich untereinander aufteilen, wie Daniel feststellt: „Wer Zeit hat und Lust, dann macht er’s.“ (Z. 293) Auch die Arbeit mit den Sprachschüler*innen, die die beiden zu Hause aufnehmen, übernehmen die beiden laut Gabriele gemeinsam (Z. 357 f.). Das Paar gehe auch gerne auswärts essen, denn, wie Adrian, möglicherweise in Anspielung auf eine schwere Erkrankung, die er überstanden hat, meint: „Wir versuchen, das Leben zu genießen.“ (Z. 319)

Als die Kinder klein sind, übernimmt Gabriele laut Adrians Beschreibungen größtenteils die Versorgung und Betreuung der Kinder. Adrian

arbeitet zu dieser Zeit beruflich viel und ist nicht so häufig zu Hause wie seine Ehefrau. Allerdings habe er sich durchaus auch an der Versorgung der Kinder beteiligt und beispielsweise die Kinder gewickelt, wie Adrian und Gabriele meinen. (Z. 594 ff.) Anna und ihr Bruder seien, so Gabriele, auch am Haushalt beteiligt gewesen und hätten demnach bestimmte Arbeiten wie Rasen mähen, Schnee schaufeln, die Treppe kehren, den Geschirrspüler ausräumen oder den Recycling-Müll entsorgen, übernommen. (1414 ff.; 1658 ff.) Daniel erinnert sich, dass er als Kind und Jugendlicher ein paar Aufgaben im Haushalt übernommen habe, wie die Treppe im Haus zu putzen, Laub zu rechen und einkaufen zu gehen (1813 ff.) Die Arbeitsteilung seiner Eltern sei, wie Daniel meint, „ziemlich klassisch denk ich, also [...] mein Vater war immer arbeiten, meine Mutter war immer zu Hause.“ (2044 ff.) Sein Vater habe den ganzen Tag über gearbeitet und sei „spät irgendwann“ (2068) abends nach Hause gekommen.

Ursula erledigt ihren Haushalt laut Schilderungen der Familie weitestgehend alleine, nur alle paar Wochen komme eine Putzhilfe zu ihr nach Hause. Reproduktive Arbeiten im Haushalt werden also von Ursula, trotz ihres fortgeschrittenen Alters, nur zu Teilen ausgelagert. Ihre Mutter sei, so Gabriele, „eigentlich noch relativ selbständig.“ (2784). Es gibt dennoch, so zeigt sich in den Beschreibungen, auch haushaltsübergreifende, intergenerationale Fürsorgebeziehungen in der Familie: So helfen Ursulas Kinder und Schwiegerkinder ihr bei Dingen, die sie selbst offenbar nicht (mehr) erledigen kann, wie etwa Reparaturen am Haus. (Z. 359 ff.) Manchmal würden Adrian und Gabriele Ursula etwas zu Essen vorbeibringen oder mit ihr ins Restaurant gehen, wie Gabriele erzählt (Z. 2788). Ursula und ihr Enkelsohn trafen sich zudem regelmäßig zum Essen zu Hause, wobei abwechselnd Ursula oder ihr Enkel kochten (Z. 2799 ff.). Auch Anna und Daniel kämen zum Essen öfters zu Annas Eltern nach Hause. Darüber hinaus betreuen Daniels Eltern, wie er erzählt, Leonie an ein bis zwei Tagen in der Woche. Adrian würde gelegentlich für Anna (mit) einkaufen, Anna wiederum die online-Käufe für ihre Eltern erledigen. (Z. 2804 ff.)

Gabriele und Adrian haben im und ums Haus, wie aus ihren Schilderungen hervorgeht, eine Mischung aus klar definierten Rollen und spontanen Arbeitsteilungen, die von persönlichen Ressourcen (Zeit

und Lust) bestimmt werden. Ähnlich scheint es sich bei Anna und Daniel zu verhalten, wobei Anna laut eigener Aussage aktuell mehr reproduktive Arbeiten übernimmt, was von den beiden mit der Elternzeit-Verteilung (Anna ist in Elternzeit, Daniel nicht) begründet wird. Daniel sieht zudem einen Hauptgrund dafür, dass Anna den Großteil der Baby-Versorgung übernimmt darin, dass Leonie (noch) gestillt werde. Denn, wie Daniel mehrmals gegenüber Anna erwähnt: „Du hast ja die Milch.“ (Z. 471) Die Versorgung des Babys wird also von ihm an den weiblichen, mütterlichen Körper geknüpft.

Die Familienmitglieder unterstützen sich, wie die Beschreibung des Familienalltags zeigt, innerhalb eines größeren Familienverbundes gegenseitig, wobei es verschiedene intergenerationale Fürsorgebeziehungen gibt. Reproduktive Arbeiten im Haushalt lagern Adrian, Gabriele und Ursula teilweise aus, indem sie professionelle Putz- und Haushaltshilfen in Anspruch nehmen. Auch das Kochen lagern Adrian und Gabriele teilweise aus, indem sie häufig in Restaurants essen gehen.

Verhandlung des Arbeitsbegriffes

Primärer gemeinsamer Bezugspunkt bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes in Familie Alvarez ist Erwerbsarbeit. Während sich das Gespräch über einen längeren Zeitraum nur um berufliche Arbeit beziehungsweise Erwerbsarbeit dreht, werden am Rande auch ehrenamtliche Arbeiten erwähnt. Gabriele und Ursula bringen zudem weitere Formen unbezahlter Arbeit ins Spiel und beziehen sich dabei auf Arbeiten, die einen starken Körpereinsatz erfordern: Gabriele beschreibt anstrengende Arbeit im Garten, die Großmutter beschreibt, dass es früher „auch um die Arbeit“ ging. Man habe „jeden Tropfen Wasser“ pumpen und Holz hacken müssen und betont erneut, dass es „viel Arbeit“ (3972) gewesen sei. Bei den von Ursula und Gabriele beschriebenen Tätigkeiten (Holz hacken, Wasser pumpen, Rasen mähen, Unkraut jäten) stehen körperliche Anstrengungen im Vordergrund.

Allerdings bleibt für Ursula Lohnarbeit weiterhin der zentrale Bezugspunkt, wie etwa in folgender Sequenz deutlich wird, als sie von ihrer Zeit als junge Ehefrau und Mutter berichtet:

„Ursula: Die Frauen habn ja ned gearbeitet. (.) Des, des kam ja gar ned v– also des war ja

Adrian: ⌞Tabu.

Ursula: Kam ned vor. nein. Frauen gehn ned in die Arbeit. (.) Also natürlich (.) @ham viele Frauen gearbeitet@, aber (.) nein, nein, nein.

Daniel: Im Haushalt halt dann letzten Endes.

Adrian: ⌞Ja, so und so als

Ursula: Ähm ja und n– ja, nein so richtig in die Arbeit zum Geld verdienen gehn.“

(Fam. Alvarez, Z. 764 ff.)

Das „richtige“ Arbeiten als normativer Arbeitsbegriff Ursulas verunsichtbart in Ursulas Sprechen die unbezahlte Reproduktionsarbeit der Frauen. Hier zeigt sich also ein verbales Doing von Anerkennung, nämlich negativer Anerkennung gegenüber der Haushalts- und Fürsorgearbeit von Frauen. Gleichzeitig verweist Ursula auf die Widerständigkeit von Frauen, die trotz der dominanten gesellschaftlichen Norm einer bezahlten Arbeit nachgingen. Ursula selbst rahmt die Lohnarbeiten der Frauen aber nicht bewusst als Widerständigkeit und reproduziert zudem die Sphärentrennung und die damit verbundene Hierarchie bezahlter („richtiger“) und unbezahlter Arbeit.

Im weiteren Verlauf entfaltet die Familie den auf körperliche Anstrengung bezogenen Arbeitsbegriff weiter und beschreibt die Mühsal, die mitunter damit verbunden ist, etwa Holz zu hacken und zu stapeln. Dass verschiedene Familienmitglieder sich dabei gegenseitig helfen ist eine Selbstverständlichkeit, die sich in den Beschreibungen dokumentiert. Adrian etwa half in der Vergangenheit seinen Schwiegereltern regelmäßig beim Holz hacken: Nach seiner beruflichen Arbeit habe er (und andere Familienmitglieder) sich dann noch um das Holz gekümmert: „Mach ich die Arbeit nach der Arbeit noch.“ (Adrian, Z. 4021)

Über das Merkmal der körperlichen Anstrengung wird der Arbeitsbegriff von Familie Alvarez also von der Erwerbszentrierung gelöst. Denn die genannten Arbeiten sind unbezahlte Arbeiten im Familienkreis. Bei den beschriebenen Arbeiten handelt es sich um körperlich anstrengende, kraftbetonte Arbeiten außerhalb des Hauses. Tätigkeiten,

die überwiegend innerhalb des Hauses stattfinden, wie Kochen, Putzen, Waschen und Versorgung von Kindern oder älteren Angehörigen, treten dabei nicht als Formen von Arbeit in Erscheinung.

Eine Ausnahme von der leichten Öffnung der Erwerbszentrierung bildet Anna. Sie, die neben der Versorgung ihrer Tochter noch studiert, sagt an einer Stelle des Gesprächs: „Ich hab schon so lang nicht gearbeitet.“ (3492) Dieser Satz Annas wird später thematisiert wobei Anna ihr Arbeitsverständnis bekräftigt: Arbeit sei für sie etwas, „wo du hingehst und [...] Geld verdienst. [...] Ich stempel ein und stempel aus, des is für mich Arbeit.“ (4095 ff.) Dennoch räumt sie gleich darauf ein, dass beispielsweise das Studium „andre Arbeit“ (4095) sei. Sie hätte während des Studiums „wahrscheinlich geistig @hundert Mal mehr geleistet@ [...] wie in meiner Arbeit, als ich körperlich gearbeitet hab.“

Anna stellt hier die Differenz geistig versus körperlich auf, die mit ihrer berufsbiographischen Entwicklung korrespondiert: Anna macht, wie oben erwähnt, eine handwerkliche Ausbildung in einer männerdominierten Branche. Ihre Arbeit dort ist mit körperlichen Anstrengungen verbunden, das Studieren, das Geistige, wird dem handwerklichen, körperlichen gegenübergestellt. Das Ein- und Ausstempeln, die Stempeluhr also, verweist dabei auf eine spezifische Form der Lohnarbeit, nämlich das abhängig beschäftigt Sein mit klaren Rahmenbedingungen hinsichtlich des Arbeitsortes und der Arbeitszeit. Während das Studium von Anna noch mit Einschränkungen als „Arbeit“ verstanden wird (eine andere Art von Arbeit), sind klassische reproduktive Arbeiten wie die Pflege und Betreuung ihres Kindes, Kochen oder Putzen kein Bestandteil von Annas Arbeitsverständnis.

Auch bei Adrian, wie seine Tochter ausgebildeter Handwerker, steht das Körperliche im Vordergrund. Während für Anna aber die Stempeluhr, also ein ordnender und regulierender Rahmen im Vordergrund steht, ist es bei Adrian das Gefühl der Freiheit:

„Adrian: Naa un- i=find= für mich is Freiheit, weil ich geh in die Arbeiten, dann hab ich meine Auto. (.) Und dann bin ich unterwegs. (..) Meine da krieg i meine Aufträge, oder (.) manchmal is=es stressig. (.) Weil ich bin Notdienst, und dann manchmal, is stressig, aber in der Regel is eif- (.) du bist frei.“ (Fam. Alvarez, Z. 2923 ff.)

Adrian sei beruflich mit seinem Auto unterwegs, er arbeite viel draußen und könne, so meint er an verschiedenen Stellen des Gesprächs, Entscheidungen über den Arbeitsprozess weitestgehend selbst treffen. All das bedeutet für ihn, frei zu sein. Für Adrian zeichnet sich seine eigene berufliche Arbeit also dadurch aus, draußen zu sein, handwerklich zu arbeiten, direkt in den Arbeitsprozess eingebunden zu sein (also auch Entscheidungen selbst treffen zu können) und Abwechslung zu erleben.

Die Familie entfaltet nun an mehreren Stellen den geteilten positiven Horizont einer abwechslungsreichen beruflichen Arbeit. Anna finde „Halbtagsarbeit“ (3766) sehr gut, ihr geht es dabei allerdings nicht um den Arbeitsumfang, sondern um die Abwechslung, weshalb sie auch „zwei Stellen halbtags arbeiten“ (3766) würde. Sie habe eine Zeit lang nur Teilzeit in ihrem alten Beruf und gleichzeitig noch in der Kinderbetreuung gearbeitet. Davor habe sie es als sehr anstrengend empfunden, nur in einem Beruf zu arbeiten: „dann gar kein andern Ausgleich, des war fürchterlich.“ (Z. 3790) Abwechslung in der beruflichen Arbeit ist für Anna also zentral. Nicht der absolute Arbeitsumfang, sondern die potentielle Eintönigkeit einer Vollzeitstelle wird von Anna als sehr negativ empfunden. Dass (berufliche) Arbeit Spaß macht, wird von Anna daran geknüpft, dass sie abwechslungsreich ist. Die Familienmitglieder beschreiben im Folgenden, inwiefern es im Rahmen ihrer Lohnarbeit Abwechslung gibt oder gab, oder inwiefern es eher eintönig ist / war und entfalten so den positiven Horizont.

Annas Vater betont, wie abwechslungsreich seine eigene berufliche Arbeit sei: „bei mir is immer alles neu“ (Z. 3801). Er wisse vorher nie, was genau reparaturbedürftig sei, er müsse sich immer „neu [...] reinarbeiten“ (3821). Genau das würde ihm so viel Spaß machen. Auch Gabriele findet, dass es in ihrem Job viel Abwechslung gibt: „Ja und wenn du mit Menschen arbeitest, dann hast du halt nich immer das Gleiche.“ (Z. 3837)

Adrian stellt dem positiven Horizont der abwechslungsreichen beruflichen Arbeit – für ihn symbolisiert durch seine eigene Erwerbsarbeit – die Arbeit im Büro, verkörpert durch seinen Schwiegersohn Daniel, gegenüber:

erstrebenswertere Form von Arbeit verhandelt, die wiederum für ein Berufs- und Bildungsmilieu steht. Der Arbeitsort, „drinnen“ bei Adrian versus „draußen“ bei Daniel, scheint für Adrian unterschiedliche Freiheitsgrade zu bedeuten. Er fühlt sich frei, wenn er draußen ist, wenn er unterwegs ist. Autonomie versus Abhängigkeit ist also eine weitere Dimension, die bei der Verhandlung des „Spaßes“ und der „Abwechslung“ eine Rolle spielt. Adrian beschreibt sich selbst als autonom, seinen Schwiegersohn imaginiert er als tendenziell abhängiger als sich selbst. Insgesamt steht bei der Diskussion um „Spaß“ und „Abwechslung“ also nicht der positive Affekt im Mittelpunkt, sondern Arbeits- und Lebensweisen, die mit unterschiedlichen Milieus verknüpft sind.

Ein geteiltes negatives Bild, von dem sich die Familie abgrenzt, ist „Akkordarbeit“. So sind sich alle einig, dass „Akkordarbeit“ (3848) nicht erstrebenswert sei. Für Ursula ist Akkordarbeit „der Gipfel“ (3848), für Daniel „der Kompromiss in Reinform“ (3859) (Geld gegen Arbeit) und Anna hält es in Kombination mit „Kollegen, die du nicht magst“ (3856) für „die Hölle“ (ebd.). Das Bild der „Akkordarbeit“ steht für ein maximal abhängiges, entfremdetes Arbeiten: Immer gleiche Arbeitsabläufe, Zeitdruck und maximale Kontrolle durch den Arbeitgeber, der über das Produkt der eigenen Arbeit verfügt.

Insgesamt zeigen sich zwei zentrale positive Horizonte der Familie, wenn sie über „Arbeit“ sprechen: Erstens wird Arbeit primär als Erwerbsarbeit verhandelt und dabei zweitens mit positiven Gefühlen assoziiert – allen voran Freude, Spaß, Freiheit und etwas „Sinnvolles“ zu tun. Zwar ist Lohnarbeit nicht nur mit positiven Gefühlen verknüpft – es ist auch „etwas, das getan werden muss“ (Z. 3985), wie Daniel betont. Getan werden muss die Arbeit, egal ob sie (momentan) Spaß macht oder nicht. Erwerbsarbeit wird von den Familienmitgliedern also als etwas beschrieben, was potentiell auch über einen längeren Zeitraum keine Freude bereiten kann, sie selbst sehen sich davon aber (noch) ausgenommen. So sagt etwa Vater Adrian:

„Adrian: Mein, noch macht mir Freude. (.) Manchmal (.) wenn die Scheißwetter immer

Ursula: L Mhm.

Adrian: Und ich– ich bin draußen, immer. (...) Winter, S– Sommer. [...] So schön wie Sommer is @im Winter is@ da isses, im Winter is nich so schön. Aber gut, okay. (.) Wer A sagt soll auch B sagen, gerne.“

(Fam. Alvarez, Z. 2965 ff.)

Freude und Spaß an der Lohnarbeit zu empfinden wird im Gespräch sowohl deskriptiv als auch präskriptiv formuliert. Alle empfinden demnach (überwiegend) Freude an der Lohnarbeit und formulieren dies auch gleichzeitig als Norm. Ursula betont etwa, berufliche Arbeit sei „schon anstrengend, aber sie soll Freude machen“ (Ursula, Z. 2953 f.). Über die positiven Gefühle „Spaß“/„Freude“/„Abwechslung“ wird dabei Unabhängigkeit als ein dahinterstehender Wert der Familie verhandelt. Das unfreie Arbeiten lehnen alle ab, wobei sie ihr jeweiliges Berufsmilieu als Symbol für unabhängiges und auch sinnvolles Arbeiten begreifen.

Ein weiterer geteilter positiver Horizont der Familie, der sich im Sprechen über „Arbeit“ zeigt, ist das Erreichen formaler Bildung, sei es in Form einer abgeschlossenen Berufsausbildung oder in Form eines Studiums. Bildung, vor allem die Berufsbildung, ist dabei ein zentraler positiver Horizont der Familie und dokumentiert sich im gesamten Gespräch als vermittelndes Thema zwischen Anerkennung und Arbeit, wie später noch beschrieben wird.

Es zeigt sich im Gespräch zudem, dass die Familie den Arbeitsbegriff entlang einiger für sie wichtiger Funktionen verhandelt: Die erste Funktion ist die Sinndimension von Arbeit, also die genannte Freude, der Spaß und die Vermittlung von Sinn, denn, so wird von mehreren Familienmitglieder betont, (berufliche) Arbeit solle „sinnvoll“ (3077) sein. Die zweite für die Familie zentrale Funktion, auch diese bezieht sich auf Erwerbsarbeit, ist die finanzielle Entlohnung. Wird die erste Funktion nicht erfüllt, so bleibt zumindest noch, so stellt es sich im Gespräch dar, der Tausch von „Freizeit“ (Daniel, Z. 3501) gegen „Gehalt“ (Daniel, Z. 3502). Besonders für Gabriele und Adrian stellt sich dies als einen zentralen Faktor in Bezug auf „Arbeit“ heraus: Denn die beiden hatten eine Zeit lang mit relativer finanzieller Prekarität zu kämpfen, wie Adrian bereits zu Beginn des Gesprächs beschreibt:

„Adrian: Am Anfang [...] des war nicht leicht (3) und wir ham uns durchgearbeitet un wir– jetzt geht uns eigentlich einigermmaßen gut“
(Fam. Alvarez, Z. 329 f.)

Auch Gabriele berichtet, teilweise lachend:

„Gabriele: S gibt zwar Menschen, die äh sind nicht erfüllt in ihrer Arbeit und dene langt des Geld hint und vorn nicht, was sie äh=erarbeiten, weil sie so schlechte Löhne ham. (.) Aber (.) des ham wir auch erlebt. (.) @des ham wir auch durchgelebt@.“ (Fam. Alvarez, Z. 3106 ff.)“

Jene Menschen bilden für Gabriele den negativen Horizont, der in ihrer eigenen Biographie überwunden werden konnte. Sie sind ein Schatten der Vergangenheit, das Lachen symbolisiert die Distanz zu den vergangenen Lebensumständen. Mit Adrians und Gabrieles beruflicher Entwicklung habe sich die finanzielle Situation nach und nach verbessert, wie sie berichten. Für Gabriele bedeutet diese Verbesserung Unabhängigkeit und Freiheit: Sie könne sich ein eigenes Auto leisten, Urlaube, Restaurantbesuche und besondere Wünsche erfüllen. Sich einen gewissen Lebensstandard leisten zu können, ist für Adrian und Gabriele insofern eine zentrale Funktion von Arbeit. Adrian hält fest: „Wir versuchen, das Leben zu genießen.“ (Z. 319)

Beschreibung der Anerkennungspraktiken

Die Familie nennt verschiedene Akte, durch die für sie Anerkennung erfahrbar wird: Sich für etwas zu bedanken und alltägliche Handlungen, die als Wertschätzung interpretiert werden, etwa Kochen, Putzen, den Garten pflegen oder das Bett machen. Die alltäglichen Handlungen im Familien- und Paaralltag werden besonders von Adrian und Gabriele als Ausdruck von Anerkennung und Wertschätzung interpretiert: Adrian betont etwa: „wenn [man] mein Bett macht, des is a Wertschätzung für mich auch.“ (4319 f.) In Richtung seiner Ehefrau meint Adrian:

„Adrian: Wenn=i nach Hause komm und dann [...] die äh hat's Essen fertig (.) oder [...] wenn du rausgehst und ich habe die Garten gemacht. Das ist die Wertschätzung“ (Fam. Alvarez, Z. 4328 ff.)

Für Adrian sind solche Handlungen im Paaralltag sehr wichtig: „Das ist ein Glück.“ (4335)

Und auch für seine Partnerin Gabriele sind verschiedene Handlungen ihres Mannes eine Form der Wertschätzung, wie folgender Gesprächsausschnitt zeigt:

- „Gabriele: Wertschätzung
 Ursula: L@(..)@
 Adrian: L@Ja, ich mein so, ich denk immer, des mach
 ich sowieso@
 Ursula: L@(3)@
 Gabriele: is für mich, wenn du die Küche aufräumst, nachdem ich
 gekocht hab. Des is die @größte Wertschätzung für mich@
 Adrian: LNaa, i meine, des is –
 Gabriele: Weil es is einfach ein (.) katastrophales Chaos wenn ich für
 (.) sechzehn Leute koche dann (.) explodiert die Küche
 Adrian: L aber
 ich ich koch selten
 Gabriele: und mein Mann:: (.) is da mit einer so einer großen Liebe und
 (.) macht (.) °kiki°(Nachahmung Putzgeräusch)
 Adrian: Lich ich koch selten aber ich
 koch (.) wenn ich koch, wenn ich rausgeh von die Küche (.)
 dann is die Küche sauber.“
 (Fam. Alvarez, Z. 4341 ff.)

Hier zeigt sich, dass verschiedene alltägliche Praktiken oder Handlungen auch selbst von Emotionen begleitet oder ein Ausdruck von Gefühlen sein können. Gleichzeitig formuliert Gabriele auch, dass ein Gefühl, nämlich Dankbarkeit, Anerkennung sei: „Eigentlich Wertschätzung is Dankbarkeit“ (Gabriele, Z. 4523). Nicht das verbalisierte Gefühl (das sich bedanken), sondern das Empfinden des Gefühls selbst ist für Gabriele ein Ausdruck von Anerkennung. Die Erzählung legt zudem eine gewisse „Inszenierung“ als Familie offen, die in allen Gesprächen permanent stattfindet: Das Lachen Ursulas kann als bestätigendes, liebevoll-wissende Geste interpretiert werden. Allen Familienmitgliedern ist die Unordentlichkeit Gabrieleles (in der Küche) bekannt, sie teilen diese

Darstellung und Ursulas Lachen verdeutlicht das Mitwissen. Gleichzeitig zeigt sich dadurch, dass sie den weiteren Gesprächsverlauf antizipiert, nämlich Adrians Reaktion auf seine Frau.

Auch das Blumengießen ist für Gabriele ein Bereich, indem Adrian ihrer Empfindung nach Wertschätzung ihr gegenüber zeigt (vgl. 4.5.2). Anerkennung ist für Adrian und Gabriele hier kein Begleitprodukt einer Handlung, vielmehr ist die Handlung selbst Anerkennung. Alle Praktiken, die die beiden dabei beschreiben, können als Fürsorgearbeit interpretiert werden. Die Arbeiten, das Putzen, Bett richten, Blumen pflegen wird als Arbeit *für* den / die Andere*n verstanden. Die Anerkennungsbeziehung wird von Adrian und Gabriele als eine wechselseitige Beziehung beschrieben, jedoch nicht als spezifische Tauschbeziehung. Das Bett machen ist nicht daran geknüpft, dass am Tag zuvor die Blumen gegossen wurden, aber beide haben ein prinzipielles Vertrauen darin, dass die Wechselseitigkeit der Fürsorge besteht. Fürsorgearbeit als Ausdruck von Anerkennung ist honnethsche idealtypisch beschriebene Liebe in Primärbeziehungen. Eine solche Anerkennungsbeziehung beschreiben nicht nur Adrian und Gabriele, sondern auch die anderen Familienmitglieder als Kennzeichen ihrer Familie. Das wechselseitig sich schätzen, sich praktisch unterstützen, füreinander da sein, hat einen präskriptiven und deskriptiven Anteil im Gespräch und ist ein starker geteilter positiver Horizont der Familie.

Hier zeigt sich am Ende des Gesprächs die Entwicklung jenes positiven Horizontes im Sprechen wie mit einer Stimme, also in einem univoken Diskurs. Gemeinsam wird ein Bild von Familie als Ort selbstverständlicher, wechselseitiger Anerkennung und Unterstützung entworfen. So formuliert Anna: „Ich glaub, allgemein in der Familie schätzen wir uns sehr. (..) Jeder.“ (Z. 4749) Dies sei unabhängig davon der Fall, was und wie die einzelnen Familienmitglieder arbeiteten, so Daniel (vgl. Z. 4876). Anna fügt hinzu: „Bedingungslose Liebe meinen Eltern und meiner Familie gegenüber.“ (4884) Die gegenseitige Wertschätzung und Unterstützung gebe es dabei, wie alle finden, „auch im größeren Familienkreis eigentlich“ (Ursula, 4810) statt. Gleichzeitig wird dies als kein selbstverständliches Merkmal von Familien gesehen, denn wie Anna meint: „Gibt’s andere Familien würd ich sagen.“ (4905)

Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse

Im Sprechen über arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse zeigt sich neben dem geteilten positiven Horizont der Familie als Ort wechselseitiger Unterstützung ein antithetischer Gesprächsverlauf, der am Ende durch das Zeichnen des gemeinsamen positiven Horizonts aufgelöst wird. Uneinigkeit besteht im Gegensatz zu diesem geteilten positiven Horizont, hinsichtlich der Frage, welche Anerkennungsprinzipien in der Familie vorherrschen und was besonders Wertschätzung erhalten würde.

Zunächst ist sich die Familie einig, was die Anerkennungsstrukturen oder -prinzipien der Familie betrifft: Gabriele findet, dass in ihrer Familie „Leistung schon sehr hoch [...] gehoben“ (4301) werde. Der Leistungsbegriff bleibt hier von Gabriele zunächst unbestimmt. Ursula erwähnt „Engagement“ (4305), „dass man wirklich dahinter steht“ (4309) und später, „gewissenhaft“ (4512) zu sein und etwas „ernst“ (ebd.) sowie „mit Freude“ (ebd.) zu machen. Anna nennt, „dass man will und Fleiß“ (4307) als förderlich für Anerkennung oder Wertschätzung in der Familie. Begriffe wie „Fleiß“, „ernst“ und „gewissenhaft“ sind dabei Begriffe, die Großmutter Ursula nennt, und die die anderen Familienmitglieder aufgreifen und / oder ihnen zustimmen. In Zusammenhang mit den Begriffen, die Ursula und Anna nennen, werden die Anerkennungsstrukturen etwas deutlicher: Hier wird das Bild eines selbständigen, aus eigener Kraft erfolgreichen Menschen gezeichnet. Hinter der eigenen Arbeit zu stehen, weist auf die Subjektivierung von Arbeit hin und auf den Anspruch, sich mit der Arbeit selbst zu verwirklichen. Während Ursula und Anna Persönlichkeitseigenschaften nennen, die dem Arbeitsprozess vorausgehen, bezieht sich Gabriele mit dem Begriff der „Leistung“ implizit auf das Ergebnis der Arbeit. Den Bezugsrahmen des Gesprächs bildet dabei die Erwerbsarbeit.

Anna verdeutlicht, dass es bei der Familie nicht darum geht, *was* eine Person arbeitet, sondern *wie* sie ihre berufliche Arbeit ausführt und, damit verknüpft, welche Persönlichkeitsmerkmale sie hat. Deswegen nennt sie Ursulas Enkelin, die Friseurin wurde als Beispiel für Wertschätzung innerhalb der Familie. Diese werde wertgeschätzt, weil sie eine „fleißige Arbeiterin“ (4541) sei, beziehungsweise „fleißig ihre Lehre macht“ (4548). Auch die anderen stimmen darin überein, dass es

nicht darum geht, was eine Person (beruflich) macht, sondern darum, dass und wie eine Person arbeitet:

„Anna: Aber es is wohl allgemeine Arbeit, die wir [...] [wertschätzen].
[...]

Ursula: Dass man das (.) das anerkennt, ach der Eine der macht mal dies, und der andere der studiert.“ (Fam. Alvarez, Z. 4576 ff.)

Anerkennung beziehungsweise Wertschätzung wird also laut den Familienmitgliedern unabhängig von der Art der Arbeit vergeben, wobei Lohnarbeit den primären Bezugsrahmen der Familie darstellt. Im Bereich der Lohnarbeit dokumentiert sich dabei erstens, dass das Nachgehen einer bezahlten Arbeit eine geteilte Norm ist. Denn alle sind sich einig, dass Arbeit – und zwar bezahlte Lohnarbeit – einen menschlichen „Lebenssinn“ (Anna, Z.3089) darstelle. So grenzt sich auch Gabriele stark davon ab, als Frau nur im Haushalt zu arbeiten:

„Gabriele: Du kriegst ja’n Vogel, wenn du 24 Stunden (.) am (.) am Tag da rumputzt und kochst und bububu, jedes Staubkörnchen, jedes (.) Grashälmlchen, da– du brauchst doch einen Austausch.“

(Fam. Alvarez, Z. 3596 ff.)

Das (alleinige) Hausfrauendasein wird von Gabriele also verbal nicht anerkannt und es zeigt sich über den gesamten Gesprächsverlauf, dass sowohl Gabriele als auch ihre Tochter Anna eine starke Erwerbsorientierung haben. Dies beinhaltet auch die Ablehnung der komplementären Arbeitsteilung, wie sich auch an der oben erwähnten Weigerung Annas zeigt, das Bügeln zu lernen, da sie dies für eine „Männeraufgabe“ hält.

Zudem zeigt sich, dass für die Familie in Bezug auf Erwerbsarbeit wesentlich ist, etwas aus eigener Kraft, eigenem Antrieb zu schaffen. Dieser positive Horizont korrespondiert mit der verbalen Wertschätzung spezifischer Persönlichkeitseigenschaften, die oben beschrieben wurden und die mit Gabrieles Verwendung des Begriffes „Leistung“ in Zusammenhang stehen: fleißig zu sein, engagiert, etwas zu wollen und ernsthaft zu verfolgen. Die Anerkennung des autonomen, selbstgemachten Erfolges wird im gesamten Gespräch durch die Beschreibung

von Erfolgsgeschichten vermittelt, wie weiter unten noch beschrieben wird. Bildung als Instrument und Mittel zur Selbstermächtigung, Integration und Unabhängigkeit spielt dabei eine zentrale Rolle.

In Bezug auf unbezahlte Arbeit innerhalb der Familie sind sich die Familienmitglieder uneinig, ob Besonderes oder Alltägliches innerhalb der Familie mehr geschätzt werde: Während Daniel und Anna den Eindruck haben, dass „alles höher wertgeschätzt [wird], was nicht selbstverständlich ist“ (4616), sind für Adrian alle Dinge, die die Familienmitglieder füreinander im Alltag tun, eine Form der Wertschätzung. Daniel beschreibt, dass alle Aufgaben im Haushalt, „man jetzt von vorn herein festlegt“ (4650), bei denen es also eine klare Aufgabenteilung mit regelmäßig wiederkehrenden Aufgaben gibt, „irgendwo ne gewisse Selbstverständlichkeit“ (Z. 4653) besitzen würden. Hingegen gäbe es „ne höhere Wertschätzung“ (Z. 4654) für alle Arbeiten, die außer der Reihe übernommen würden. Das, was Daniel als selbstverständlich bezeichnet, stellt sich hier implizit als Erfüllung einer gemeinsam getroffenen Vereinbarung dar, die die Familienmitglieder eingehen.

Dieser Interpretation Daniels stellt Adrian im Folgenden den positiven Horizont von Familie als Ort wechselseitiger Wertschätzung und Unterstützung gegenüber, dem sich alle Familienmitglieder anschließen.

Adrian hingegen hebt, wie oben bereits beschrieben wurde, hervor, dass er jene zuvor beschriebenen alltäglichen Arbeiten besonders schätzt, die er und Gabriele füreinander übernehmen. Für ihn zeigt sich also Wertschätzung gegenüber den anderen Familienmitgliedern beständig im Alltag:

„Adrian: Ich bin die Meinung, jede [...] kleine Bewegung und jede Ding, dass du mit deine [...] Familie mach[st]. Das is a Wertschätzung für die andere.“ (Fam. Alvarez, Z. 4693 ff.)

Einerseits schätzt Adrian diese alltäglichen Arbeiten selbst sehr, gleichzeitig findet er, dass Gabriele dadurch ihre Wertschätzung ihm gegenüber zeigt. Und auch Anna betont, dass sie die selbstverständliche, alltägliche und beständige Unterstützung ihrer Eltern sehr schätze, obwohl diese nichts sei, das „besonders“ im Sinne von nicht häufig vorkommend oder nicht normal sei:

„Anna: Aber das jetzt meine Eltern immer für mich da sind, des schätz ich sehr wert. Und [...] dass des normal is:: (..) des is auch alltätlich.“
(Fam. Alvarez, Z. (4612 ff.)

Gleichzeitig schätzt sie „alle Tätigkeiten, die nicht selbstverständlich sind“ (4686 f.) Ein Unterschied liegt dabei laut Anna in der Kommunikation der Anerkennung. „Wenn des was Besonderes is dann sagst du Danke.“ (4697) Hier besteht der Unterschied: Bei der alltäglichen Verrichtung von Arbeiten wird die Anerkennung oder Wertschätzung gegenüber der / dem Anderen zwar empfunden, aber nicht unbedingt kommuniziert. Sich regelmäßig, zuverlässig und selbstverständlich aufeinander verlassen zu können ist ein Aspekt der Anerkennungsstruktur in der Familie, über den im Familienalltag offenbar nicht unbedingt explizit kommuniziert werden muss. In der Interviewsituation hingegen wird diese Wertschätzung oder Anerkennung verbalisiert, es zeigt sich ein Doing von Anerkennung der Anwesenden gegenüber und der eigenen Familie im Allgemeinen, was sich im positiven Horizont der Familie als Ort wechselseitiger Anerkennung und Unterstützung äußert. Dabei scheint in den Beschreibungen von Familie als Ort wechselseitiger Anerkennung eine emotionale Nahbeziehung impliziert zu sein, die die Interpretation einzelner Handlungen als eine Form von Anerkennung erst ermöglicht: Du machst etwas *für* mich, du kennst meine Bedürfnisse und Vorlieben und durch deine Handlung trägst du diesen Bedürfnissen Rechnung. In der Fürsorge zeigt sich also die Anerkennung des Gegenübers als Mensch mit besonderen Bedürfnissen.

Das zentrale Thema, welches sich im Gespräch mit Familie Alvarez dokumentiert und den Zusammenhang zwischen Lohnarbeit und Anerkennung vermittelt, ist das Thema „Bildung“, verknüpft mit dem Ideal des aus eigener Kraft heraus erfolgreichen Arbeitssubjekts. Formale Bildung als Wert ist für die gesamte Familie ein geteilter positiver Horizont, durch den sich beruflicher Erfolg und damit auch ein erfolgreiches Leben verwirklichen lassen. Diese Bildung kann eine Berufsausbildung oder auch Hochschulbildung sein. Oppositionelle Ansichten bestehen allerdings hinsichtlich der Frage der generellen Enaktierbarkeit, also der Möglichkeit, formale Bildung zu erwerben und damit beruflich erfolgreich zu werden. Während Gabriele für Eigenverant-

wortlichkeit bei der Bildung und dem daraus folgenden beruflichen Erfolg argumentiert (ihre Mutter Ursula teilt diese Ansicht), und mangelnde Motivation als hemmenden Faktor hervorhebt, sieht Adrian schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen als ein Haupthindernis. Insofern sieht er bei vielen Menschen auch keine selbstverschuldete Not. Im weiteren Gesprächsverlauf wird aber dennoch gemeinsam das Bild des eigenverantwortlichen Subjekts entwickelt, das mittels formaler Bildung – hier eine Berufsausbildung – ein erfolgreiches Leben führt:

„Adrian: Un das geht, das geht, da is– muss man schon (.) mmh, nicht die Leute einfach (.) abstempeln, die d–

Gabriele: ^LNein, aber in Deutschland besteht (.) mehr wie in Amerika

Daniel: ^L@(.)@°

Gabriele: oder in einem anderen n– westlichen Land, die Möglichkeit ((Einatmen)), dass du (.) ein erfolgreiches Arbeitsleben starten kannst. (.)

Immer noch.

Adrian: ^LToiletten, ja.

Ursula: ^LJa und –

Gabriele: Wie des in fünf Jahren is, des weiß ich nich.

Ursula: ^LJa, ja. Mhm. Ja und wich–

Gabriele: ^LJetzt auch, ich hab (.) ja auch mit As–Asylanten zu tun, oder mit Leuten die schon länger in a– in Deutschland sind. Ich hab jetzt an Afrikaner (.) bei uns, als als als Vater (.) die ham vier Kinder, der is vor sechs Jahren aus AS (Land) gekommen ((Einatmen)) der spricht (.) lupenreines Deutsch, (.) der hat eine Ausbildung gemacht (.) der wird immer noch vom Staat gefördert, aber wenn du willst, dann geht was.

Adrian: Türlich geht was.

Ursula: Mhm. Ja und wichtig is halt (.) eine abgeschlossene Ausbildung.

Gabriele: Ja.

Ursula: ^LGeh.

Adrian: ^LDes (.) hab i auch gemacht.

Ursula: Des is A und (.) O.

Adrian: ⌊ Mit vierzig Jahre. (.) Hab i gemacht.

Anna: L Mhm.

Gabriele: ↳ Ja. Und der (.) und seitdem, also der D (Spitzname Vater) hat mit 37, oder mit 38 hat der sein Elektriker gemacht, der durfte kein Elektriker machen

Ursula: L Ja. Mhm.

Gabriele: weil seine Mutter (.) nicht wollte, dass er einen Elektriker lernt. Und dann hat er (.) durch Zufall bei [Firma] eine Arbeit bekommen, (.) und nach, nach zehn, fünfzehn Jahren ham die (.) ihm angeboten, dass er eine interne Prüfung macht zum Elektriker.

Adrian: ⊢ Intern über die (.) Innung.

Gabriele: Über, über die Innung, aber (.) die

Ursula: LJa, also es geht. (.) Des war wirklich
ne Leistung damals, diese Prüfung, geh.

Adrian: °Mhm.°

Gabriele: Ia.

Ursula: Diese Gesellenprüfung.

Gabriele: Des war ne riesen Leistung und, und –

Ursula: ↳ Des war ne riesen Leistung.

Gabriele: Und seit dem Jahr, seitdem er das abgeschlossen hat, diese äh Lehre, geht's uns jedes Jahr (.) äh finanziell a bisschen besser.

Ursula: °Mhm.°

Adrian: Du musst angebe, vor-

Anna: ‐Man muss auch sagen, der Papa konnte auch gar nicht lesen und schreiben.

Adrian: Hm?

Anna: Du konntest ja nich wirklich Deutsch lesen und schreiben, oder?

Adrian: Nee.

Anna: Des muss man ja auch dazu sagen.

Ursula: †Es war schwierig, ja.

Anna: ^LDer hat ja extra Deutschunterricht genommen (2) beim AT (Name)

Gabriele: Ja. @(.)@

Anna: Für die Prüfung. (.) Damit er des versteht.

Ursula: Mhm.

Anna: Überhaupt.

Gabriele: @(.)@ Ja.“

(Fam. Alvarez, Z. 3147 ff.)

Adrians berufliche Entwicklung wird als Erfolgsgeschichte und Beleg für die Enaktierbarkeit des von der Familie geteilten Anerkennungsobjektes – formale Bildung und, damit zusammenhängend, das autonome, potente Arbeitssubjekt – aufgeführt. Das Anerkennungsobjekt der formalen Bildung wird in dieser Passage durch verbale Anerkennungspraktiken gestützt, indem mehrfach auf die „Leistung“ Adrians und die schwierigen Bedingungen, unter denen er diese Leistung erbrachte (mangelnde Sprachkenntnisse, Eltern, die seine Ausbildung nicht unterstützten) verwiesen wird. Dabei wird einerseits der individuelle Erfolg Adrians, gleichzeitig aber auch die Ausbildung im Allgemeinen anerkannt. Die Familienmitglieder sind sich im weiteren Verlauf des Gesprächs einig, dass die Rahmenbedingungen, um formale Bildung zu erwerben und somit beruflich erfolgreich zu sein, zum aktuellen Zeitpunkt in Deutschland optimal seien, wobei mehrere Vergleichshorizonte herangezogen werden. Gabriele führt in der oben zitierten Passage einen Nationenvergleich, genauer gesagt, Amerika als Vergleichshorizont an, vermutlich, da es vielen als Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ gilt. Für Gabriele ist es in Deutschland sogar noch einfacher als in Amerika, Abschlüsse zu erwerben und beruflich erfolgreich zu sein, da es in Deutschland viele Subventionen und Unterstützung vom Staat gebe. Angesichts dieser vielen Möglichkeiten sei es demnach nur eine Frage des Willens, sich – mit Hilfe formaler Bildung – ein „sinnvolles Arbeitsleben“ aufzubauen. Gabrieles Beispiel des „Afrikaners“ zeigt, dass es auch unter widrigen Umständen (vorhergehende Flucht, mangelnde Sprachkenntnisse) möglich ist, die Bildungsangebote in Deutschland sinnvoll zu nutzen und am Ende erfolgreich zu sein. Die Erfolgsgeschichte Adrians wird von der Familie vor allem vor der Vergleichsebene seines Herkunftslandes und der damit verbundenen kulturellen Rahmenbedingungen erzählt. An mehreren Stellen im Gespräch wird darauf verwiesen, dass es in seinem Herkunftsland

kein gutes Ausbildungssystem gebe und eine formale Ausbildung dort keine große Wichtigkeit besitzen würde. Die Entscheidung der Eltern, beziehungsweise der Mutter Adrians, ihm keine Berufsausbildung zu ermöglichen, wird dementsprechend kulturalistisch gedeutet.

Eine „(Aus-)Bildung“ verspricht, Handlungsfähigkeit des Subjekts zu ermöglichen – als Instrument, um sich selbst ein besseres und unabhängiges Leben zu erarbeiten und einen gesellschaftlichen Aufstieg zu ermöglichen. Gleichzeitig erfüllt das Instrument der Bildung damit auch eine gesellschaftsintegrierende Funktion, sowohl im Falle Adrians als auch des „Asylanten“. Dies geschieht durch das Erlernen der Sprache, die an den Abschluss geknüpft ist und durch das Übernehmen der Güter, die in Deutschland wichtig zu sein scheinen. Während Adrians Eltern sich dem Gut der Bildung noch verweigern, integriert Adrian dieses in seinen Wertehorizont. „Bildung“ wird dabei nicht humanistisch, ganzheitlich konzipiert, sondern funktional – es geht um (Berufs-)Abschlüsse und Ausbildungen. Damit unterscheidet sich Familie Alvarez von anderen Familien, etwa Familie Guse oder Familie Dallmer, bei denen sich stärker ein bildungsbürgerliches Verständnis von Bildung dokumentiert.

Im gesamten Gesprächsverlauf gibt es neben der Berufsbiographie Adrians mehrere biographische Erfolgsgeschichten, die Bildung als zentrales Anerkennungsthema der Familie dokumentieren und dabei die dahinterliegenden Werte der Unabhängigkeit sowie der Möglichkeit gesellschaftlicher Integration und Teilhabe offenbaren. So etwa bei Anna, die nach eigenen Aussagen immer Schwierigkeiten in der Schule hatte. Nach dem erfolgreichen Abschluss ihrer Berufsausbildung und einigen Jahren Berufserfahrung entschließt sie sich noch zu einem Studium, um selbst als Lehrerin zu arbeiten. Entscheidend ist dabei, dass sie damals selbst durch ihre Lehrer*innen in der Berufsschule unterstützt wird, dadurch an sich und ihre akademischen Fähigkeiten glaubt: „Die ham mir geholfen, gezeigt, dass ich mehr (.) drauf hab wie ich (.) eigentlich (.) dachte.“ (3416). Nun will sie selbst Schüler*innen helfen und teilt das Motiv, anderen durch den eigenen Beruf helfen zu wollen, mit ihrem Vater.

Die dritte – teils biographische – Erfolgsgeschichte, die im Gespräch erzählt wird, ist die der Frauen im Allgemeinen und der Frauen der

Familie im Besonderen, wobei das Geschlechterverhältnis entlang der Zeitdimension verglichen wird. Ursulas Mutter, die um die Jahrhundertwende geboren wird, habe laut Ursula keine Ausbildung absolvieren dürfen, obwohl sie dies gerne gemacht hätte. Demnach hätten ihre Eltern ihr, einer Tochter aus „besserem Hause“ (Z. 3116 f.), verboten eine Ausbildung zu beginnen. Aufbauend auf diesem Beispiel berichtet Ursula davon, wie es in ihrer Jugend und den mittleren Erwachsenenjahren weiterhin unüblich gewesen sei, dass verheiratete Frauen arbeiteten. Sie selbst absolviert zwar eine Ausbildung, übt ihren Beruf aber nach der Geburt der Kinder nicht weiter aus. Für alle reproduktiven Arbeiten ist sie damals zuständig, sie kümmert sich um Haushalt und Kinder und pflegt später die an Demenz erkrankte Schwiegermutter (Z. 2290 ff.). Vor diesem Hintergrund beschreiben die Familienmitglieder wiederholt ein egalitäres gesellschaftliches und familiales Geschlechterverhältnis. Im fallinternen Vergleich stellt sich ein nicht-egalitäres Geschlechterverhältnis als negativer Horizont dar, der von der Familie immer wieder in die Vergangenheit verwiesen wird. Dieser Vergangenheit wird die gegenwärtige generelle Möglichkeit von Frauen (in Deutschland), gegenübergestellt, Schulabschlüsse und Berufsausbildungen zu erwerben und einer bezahlten Arbeit nachzugehen. Formale Bildung zu erwerben erscheint dabei als emanzipatives Instrument, welches den Frauen einen Macht- und Freiheitszuwachs ermöglicht. Die biographischen Illustrationen der Frauen der eigenen Familie sind dabei Teil des geteilten Anerkennungsobjektes „Bildung“.

Strukturelle Barrieren für den (beruflichen) Erfolg werden von der Familie aktuell als kaum noch auftretendes Problem der eigenen Vergangenheit oder der Vergangenheit bestimmter Bevölkerungsgruppen gedeutet. Der Zugang zu Bildung war oder ist für viele Menschen laut den Schilderungen der Familienmitglieder zwar eingeschränkt: Entweder sie dürfen keine Ausbildung machen (ihre Eltern oder der Staat verbieten es) oder es besteht überhaupt kein institutionalisiertes (Aus-) Bildungssystem, das genutzt werden könnte. Im Geschlechter-, Zeit- als auch Nationenvergleich, den die Familienmitglieder anstellen, zeigt sich jedoch, dass sie selbst sich in einer privilegierten Situation befinden, weil sie (und auch andere Menschen in ihrem Land) Bildungsmöglichkeiten nutzen können. Daraus ergibt sich implizit der Imperativ der

Eigenverantwortlichkeit: Wer die Möglichkeit hat, in den Genuss einer solchen Ausbildung zu kommen, sollte sie auch nutzen. Im Umkehrschluss wird ein selbstverschuldetes Scheitern derjenigen Personen impliziert, die keine formalen Bildungserfolge vorweisen können. Bei Annas ‚Erfolgsgeschichte‘ zeigen sich allerdings Ambivalenzen hinsichtlich des Imperativs der Eigenverantwortlichkeit: Denn laut Anna ist es zentral für (schulischen) Erfolg, dass Lehrer*innen ihre Schüler*innen unterstützen, was an ihren eigenen schulischen Erfahrungen deutlich wird. Ihre Lehrer helfen ihr, indem sie ihr Selbstbewusstsein und den Glauben an die eigenen Fähigkeiten vermitteln. Sie vermitteln also Anerkennung, und diese Anerkennung ist entscheidend für ihren weiteren Werdegang, für das erfolgreiche Studium und ihre Berufswahl. Eben diese Hilfe und Anerkennung will sie nun selbst ihren Schüler*innen zuteilwerden lassen. Damit wird in Bezug auf den geteilten positiven Horizont formaler Bildung als Schlüssel zum Erfolg deutlich, dass Anna als einen entscheidenden (außerhalb der Individuen liegenden) Faktor für das Erlangen formaler Bildung die Lehrer*innen sieht. Nicht nur der individuelle Wille einer Person ist entscheidend, sondern auch andere Faktoren. Ihre eigene Biographie ist dabei ein Beispiel dafür, wie wichtig der Einfluss von Bezugspersonen ist, die das Individuum unterstützen und anerkennen. Die anderen stimmen Anna darin zu, dass Lehrer*innen sehr wichtig für den weiteren Lebensweg sind, auch Mutter Gabriele, die an andere Stelle den individuellen Willen als primären Faktor für den Bildungserfolg herausgestellt hatte. Sie bezeichnet nun die Unterstützung durch Lehrer*innen als „wegweisend“ (Z. 3430).

Insgesamt zeigt sich im Fall der Familie Alvarez, dass der primäre Bezugsrahmen für „Arbeit“ die Erwerbsarbeit ist. Innerhalb dieses Rahmens entwirft die Familie das Bild eines autonomen, eigenverantwortlichen Arbeitssubjekts, das aus eigener Kraft – und vermittelt durch Bildung – ein erfolgreiches Leben (also leistungsstark im Bereich bezahlter Arbeit) gestaltet. Dazu gehört auch, finanziell unabhängig zu sein und sich bestimmte Konsumgüter leisten zu können – was vor allem für Gabriele als Symbol des eigenen Erfolgs gilt. Die Persönlichkeitseigenschaften, auf die sich die Familie immer wieder wertschätzend bezieht – „engagiert“ und „fleißig“ zu sein, etwas „wirklich zu wollen“, „ernst“ und „gewissenhaft“ zu sein, unterstreichen den Zusammenhang

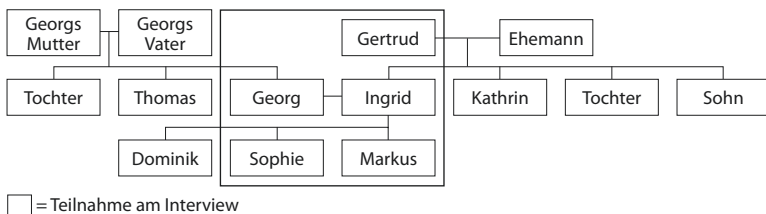
von Bildung und Subjektvorstellung. Da alle anwesenden Familienmitglieder im Sinne dieses geteilten Wertehorizonts erfolgreich zu sein scheinen – alle sind beruflich erfolgreich und / oder haben eine abgeschlossene Ausbildung und „leisten“ somit etwas – treten im Gespräch auch keine größeren Anerkennungskonflikte in Erscheinung. Lediglich bei der Einschätzung der Enaktierbarkeit gibt es graduelle Differenzen. Denn während sich etwa Gabriele stark von Personen abgrenzt, die im Sinne des Wertehorizonts nicht erfolgreich sind, tut Adrian dies nicht im selben Umfang. Zudem betonen sowohl Anna als auch Adrian, im Rahmen ihres Berufes anderen Menschen helfen zu wollen.

Insgesamt dokumentieren sich konträre Anerkennungslogiken für die Bereiche der Lohnarbeit und der unbezahlten Familienarbeit: In Bezug auf Sorgearbeit teilt die Familie die Norm der Solidarität, das sich wechselseitige, alltägliche Unterstützen und füreinander da zu Sein. Im Bereich der bezahlten Arbeit hingegen scheint das Individuum zum Teil auf sich selbst zurückgeworfen und ist Schmied seines eigenen Erfolges. Dass Gabriele und Anna eine starke Erwerbsorientierung haben, ist Bestandteil dieser Anerkennungsordnung, die zudem mit dem positiven Horizont und der Norm egalitärer Geschlechterverhältnisse und egalitärer Arbeitsteilung verknüpft ist. In allen drei familialen Generationen zeigen sich dabei allerdings hinsichtlich der gelebten Arbeitsteilung Ambivalenzen: Ursula hat zwar eine abgeschlossene Berufsausbildung, aber nach der Geburt der Kinder eine komplett komplementäre Arbeitsteilung gelebt und unter anderem ihre Schwiegermutter gepflegt. Ihre Tochter Gabriele, beruflich erfolgreich auch ohne abgeschlossene Ausbildung, lebt nach der Geburt ihrer Kinder vorübergehend eine komplementäre Arbeitsteilung. Adrian und Gabriele begründen diese Arbeitsteilung nur am Rande mit Adrians beruflichen Verpflichtungen. Insgesamt erscheint diese Arbeitsteilung als kaum legitimationsbedürftig. Bei Anna und Daniel wird die zum Teil komplementäre Arbeitsteilung (Anna ist in Elternzeit, Daniel Vollzeit erwerbstätig) auch nur am Rande begründet. Neben der Tatsache, dass Anna noch studiert und sich dabei recht flexibel eine Art Teilzeitstudium organisieren kann, wird von Daniel vor allem das Stillen als Grund für die Arbeitsteilung angeführt. Die Komplementarität wird also an körperliche, natürliche Bedingungen geknüpft und erscheint damit als unhintergebar. Im

Gegensatz zur Arbeitsteilung Ursulas aber ist Daniel – abgesehen vom Stillen – in alle Formen reproduktiver Arbeit eingebunden: Einkaufen, Wäsche waschen, Bügeln, das Baby füttern und bettfertig machen sind Aufgaben, die von Daniel selbstverständlich übernommen werden. Insofern zeigen sich sowohl Fortschritt als auch Beharrungstendenzen vor dem Hintergrund der familialen Norm der Geschlechteregalität.

5.3.2 Familie Berger: Der Wert der Gemeinschaft und mehrgenerationales Zusammenleben

Abbildung 4: Familie Berger



Quelle: Eigene Darstellung

Lebens-, Arbeits- und Interviewsituation

Familie Berger lebt und arbeitet in einer süddeutschen Großstadt und nimmt mit drei Generationen zu fünft am Familiengespräch teil: Großmutter Gertrud, ihre Tochter Ingrid und deren Ehemann Georg, sowie deren gemeinsame Kinder, Sophie und ihr jüngerer Bruder Markus. Ingrids und Georgs drittes und ältestes Kind, Dominik, wurde zwar im Vorfeld von der Mutter auch angefragt, ist aber beim Gespräch nicht anwesend. Markus und Sophie sind zum Zeitpunkt des Interviews Anfang (Markus) und Mitte (Sophie) zwanzig, ihre Eltern beide Anfang fünfzig und Großmutter Gertrud Anfang siebzig.

Teile der Familie Berger bewohnen gemeinsam ein Haus mit drei Wohnungen: Im obersten Stock bewohnt Gertrud, die verwitwet ist, alleine eine Wohnung, im ersten Stock wohnen Georg und Ingrid, im Erdgeschoss Georgs Bruder Thomas mit dessen Ehefrau Kathrin, die gleichzeitig Ingrids Schwester ist. Die drei erwachsenen Kinder Georgs und Ingrids sind ebenso wie die Kinder von Thomas und Kathrin aus

dem gemeinsamen Haus ausgezogen. Sophie und Markus wohnen jeweils beide mit ihren PartnerInnen zusammen und haben keine Kinder.

Gertrud ist Rentnerin, übt aber verschiedene ehrenamtliche Tätigkeiten aus, als Schulwegbegleiterin und im Bereich der Senior*innenbetreuung einer Kirchengemeinde. Zudem geht sie einer bezahlten Arbeit nach, sie pflegt mehrere Gräber auf einem Friedhof. In der Vergangenheit ist sie mitunter Erwerbsarbeiten außerhalb des Hauses nachgegangen und hat zudem, als ihre eigenen Kinder noch jung waren, für ihren Ehemann gearbeitet. Dieser hat, so Gertrud, einen eigenen kleinen Handwerksbetrieb geleitet, und Gertrud übernahm anfallende Büro- und Verwaltungsaufgaben. Gertruds Schwiegersohn Georg ist Vollzeit erwerbstätig, er arbeitet im medizinischen Bereich und hat dort eine hohe Führungsposition inne. Ingrid ist aktuell in Teilzeit erwerbstätig, sie arbeitet im Bereich Kinderbetreuung. Ihr Sohn Markus arbeitet Vollzeit als Handwerker, seine Schwester Sophie ist Vollzeit im Bereich Pflege berufstätig und macht parallel eine berufliche Weiterbildung.

Das Gespräch mit Familie Berger findet in Ingrids und Georgs Wohnung statt und dauert knappe eineinhalb Stunden. Die Organisation des Gesprächs, die Terminabsprachen, Ort und Personenkonstellation beim Interview, werden im Vorfeld von Mutter Ingrid übernommen. Insgesamt verläuft das Gespräch relativ harmonisch, wobei die Frauen stärker ins Gespräch involviert sind, also mehr Redebeiträge haben, als Georg und Markus. Markus bringt im Vergleich mit seiner Schwester wenig ins Gespräch ein, während diese sich lebhaft am Gespräch beteiligt und teilweise auch offen in Konflikt mit ihrem Vater tritt, beziehungsweise Uneinigkeiten thematisiert. Dabei wirkt das Gespräch aber immer wohlwollend und die Kritik ist eher von Neckereien als von starken Vorwürfen gekennzeichnet.

Familiärer Hintergrund: Herkunft und Bildung

Alle am Gespräch beteiligten Familienmitglieder sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Großmutter Gertrud und ihre Tochter Ingrid haben beide einen niedrigen Schulabschluss und eine abgeschlossene Ausbildung: Gertrud im kaufmännischen Bereich, Ingrid hat eine handwerkliche Ausbildung im Bereich Kosmetik/ Körper-

pflge absolviert. Georg hat Abitur, ein abgeschlossenes Medizinstudium und eine Facharztausbildung, seine Tochter Sophie hat Abitur und eine abgeschlossene Ausbildung im Bereich Medizin / Pflge. Aktuell macht sie zudem eine berufsbegleitende Ausbildung. Ihr jüngerer Bruder Markus hat einen mittleren Schulabschluss und eine abgeschlossene Handwerksausbildung im Bereich Bau / Ausbau.

Arbeitsteilungen und familiäre Organisation der Aufgaben

Bei Familie Berger gibt es, auch nach dem Auszug der Kinder Markus und Sophie, noch einige intergenerationale Unterstützungsbeziehungen. So helfen Sophie und Markus ihren Eltern und auch ihrer Großmutter gelegentlich bei verschiedenen Arbeiten: Markus hat in der Vergangenheit laut seinen Eltern und seiner Großmutter einige handwerkliche Arbeiten für diese übernommen. Seine Schwester Sophie kümmert(e) sich, wie sie beschreibt, eher um Fürsorge-Aufgaben, die mit ihrem Beruf in Zusammenhang stehen und für die anderen unangenehm seien, genauer gesagt um „eklige Sachen“ (Sophie, Z. 568). So erzählt sie beispielsweise, wie sie die Reinigung des Autos übernimmt, nachdem sich ein Familienmitglied erbrochen hat, oder wie sie bei einer verstorbenen Angehörigen bei der Vorbereitung des Körpers für die Beerdigung hilft. (568 ff.)

Innerhalb des gemeinsamen Hauses von Ingrid, Georg und Ursula gibt es im Alltag in verschiedenen Bereichen Arbeitsteilungen: Mindestens zweimal die Woche essen Gertrud, Georg und Ingrid laut den Schilderungen der Familie zusammen, wobei die Frauen sich mit dem Kochen abwechseln. Innerhalb der Paarbeziehung von Ingrid und Georg kümmert sich laut eigener Aussage überwiegend Ingrid um den Haushalt. Erwerbstätig sind, wie oben beschrieben wurde, beide, Ingrid in Teilzeit, Georg in Vollzeit. Im Laufe der (Paar-)Biographie der beiden hat Ingrid, wie sie selbst ohne Widerspruch ihres Mannes sagt, immer den Großteil des Haushalts sowie der Kinderbetreuung und -erziehung übernommen. Gleichzeitig sei sie immer auch erwerbstätig gewesen, allerdings in geringem Umfang. Laut Beschreibungen von Gertrud und Ingrid ist Georg zwar in der Vergangenheit wenig am Haushalt beteiligt, aber in die Betreuung beziehungsweise die Erziehung der Kinder mit involviert gewesen. Als die beiden das erste Kind bekommen,

hat Georg gerade mit dem Studium begonnen und sowohl er als auch Ingrid arbeiten neben der Betreuung des Kindes und dem Studium, um finanziell über die Runden zu kommen. (282 ff.) Als Markus, Sophie und ihr älterer Bruder noch klein sind, unterstützt Gertrud ihre Tochter und ihren Schwiegersohn laut Beschreibungen der Familie viel bei der Betreuung der (Enkel-)Kinder und bei anfallenden Arbeiten im Haushalt, etwa beim Wäsche waschen und Kochen. (446 ff.; 610 ff.)

Wie aus den Beschreibungen der Familienmitglieder hervorgeht, erledigt Gertrud ihren Haushalt selbst, abgesehen von gelegentlicher Hilfe ihrer Kinder und Enkelkinder beim Tragen von Einkäufen und Feuerholz, beim abwechselnden Kochen oder bei handwerklichen Aufgaben. Als Gertruds Kinder noch klein gewesen seien, sei Gertruds Ehemann laut ihren Schilderungen wenig in die Kindererziehung und den Haushalt involviert gewesen: „Mein Mann ging arbeiten, ich hatte den Haushalt und die Kinder. Und 's Büro.“ (Gertrud, Z. 1128 f.) Gertruds Mann hat damals, wie bereits oben erwähnt, einen eigenen kleinen Handwerksbetrieb. Er sei beruflich viel unterwegs gewesen, auch nachts. Deshalb habe er wenig Zeit für alles gehabt, was sich zu Hause abspielte, wie Gertrud beschreibt. (vgl. 181 ff.) Gertrud übernimmt damals laut ihren Schilderungen neben den reproduktiven Tätigkeiten – der Verantwortung für den Haushalt und die Betreuung und Erziehung ihrer vier Kinder – auch einen Bereich des Familienbetriebs, indem sie von zu Hause aus Büro- und Verwaltungsarbeiten erledigt. Insofern kommen bei Gertrud zu dieser Zeit verschiedene reproduktive und produktive Tätigkeiten innerhalb des Hauses zusammen, die größtenteils unbezahlt sind.

Ganz im Gegensatz zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Ehe ihrer Großmutter bemühen sich Sophie und ihr Freund im Haushalt, so Sophie, „dass wir schon die Aufgaben gleichmäßig verteilen, also jeder bügelt mal, jeder kauft mal ein, jeder wäscht mal Wäsche.“ (211 f.) Beide sind demnach Vollzeit erwerbstätig und teilen sich den Haushalt möglichst zu gleichen Teilen auf. (vgl. 211 ff.) Ihr Bruder Markus hingegen schildert, dass verschiedene Aufgaben bei ihm und seiner Freundin „eigentlich bisschen getrennt“ (341) seien. Zwar übernimmt Markus laut eigener Aussage auch Aufgaben im Haushalt. (214 ff.) Dennoch scheint Markus' Freundin, die im Gegensatz zu ihrem Partner

nicht erwerbstätig ist, mehr im Haushalt zu arbeiten als Markus. (341 ff.) Als Sophie und ihre Brüder noch bei den Eltern wohnten, waren sie offenbar auch am Haushalt beteiligt. So beschreibt Sophie, dass sie und ihre Brüder „mithelfen“ (432) hätten müssen, zum Beispiel das Bad putzen oder die Spülmaschine ausräumen. (419 ff.)

Explizite Absprachen hinsichtlich der Arbeitsteilung innerhalb der Familie werden nicht angesprochen, vielmehr scheinen sich gewisse Abläufe und Rollen mit der Zeit etabliert zu haben, wobei auch die beruflichen Expertisen der Familienmitglieder einen Einfluss auf die implizite Arbeitsteilung haben. Insgesamt zeigt sich im Gespräch, dass die Familie Arbeiten an und im Haus, aber auch beispielsweise die Betreuung von Kindern nicht auslagert(e), sondern innerhalb des Familienverbundes verteilt. Die örtliche Nähe der Familienmitglieder und das gemeinsame Bewohnen eines Hauses ermöglichten und ermöglichen enge intergenerationale Fürsorge- und Unterstützungsbeziehungen, die in dieser Familie einen hohen Stellenwert in den familialen Anerkennungsstrukturen haben, wie weiter unten gezeigt wird.

Verhandlung des Arbeitsbegriffes

Insgesamt zeigt sich ein antithetischer Diskursverlauf: Nachdem die Familie mehrere Bestimmungsmerkmale von Arbeit jeweils kontrovers diskutiert hat, gibt es am Ende mehrere Synthesen, das heißt die Familie einigt sich abschließend, indem es entweder leichte Modifikationen der ursprünglichen Thesen gibt, oder die Familienmitglieder nachträglich noch zustimmen. Die Dimensionen oder Pole, anhand derer das Verständnis von „Arbeit“ diskutiert wird, sind dabei die affektive Dimension (Spaß / Freude an der Arbeit empfinden versus keinen Spaß zu empfinden sowie einen Zwang zu empfinden oder nicht), die Tätigkeitsdimension (Hausarbeit versus berufliche Arbeit), die finanzielle Dimension (Entlohnung versus keine Entlohnung), die Ergebnisdimension (ein Ergebnis zu erhalten versus kein Ergebnis zu erhalten) und die Verhandlung von Arbeit und Leben (was ist Arbeit, was ist „Hobby“?). Nicht alle dieser Aspekte werden ausführlich verhandelt, manche werden nur kurz angeschnitten.

Insgesamt zeigen sich bei Familie Berger folgende Besonderheiten: Hinsichtlich der Verhandlung der affektiven Dimension zeigt sich

zunächst ein Geschlechterunterschied: Während die Frauen „Arbeit“ anfangs eher mit „Anstrengung“ und „keinen Spaß haben“ verbinden, betonen Georg und Markus, dass Arbeit Spaß macht und vor allem auch machen sollte. Georg und Markus beziehen sich dabei aber immer wieder implizit und explizit auf ihre berufliche Arbeit. Im Laufe des Gesprächs entwickelt die Familie einen gemeinsamen positiven Horizont positiver Gefühle in Bezug auf Arbeit. Dieser wird deskriptiv und präskriptiv formuliert: Arbeit soll Spaß und Freude bereiten und sie tut dies auch. Die Verhandlung der mit Arbeit assoziierten positiven Affekte bezieht sich dabei implizit auf entlohnte Arbeit, mit Ausnahme Gertruds, die ihre ehrenamtliche Arbeit immer wieder als äquivalent zur Erwerbsarbeit der anderen Familienmitglieder darstellt.

Der Geschlechterunterschied hinsichtlich der Affektdimension korrespondiert mit den Tätigkeiten, die unter den Arbeitsbegriff subsumiert werden: Während die Männer eine primäre Erwerbszentrierung zeigen, ist für die Frauen schnell klar, dass auch Hausarbeit als „Arbeit“ zu verstehen sei. Markus und sein Vater Georg assoziieren „Arbeit“ zunächst einmal primär mit ihrer beruflichen Arbeit, für die sie Geld erhalten. Für Georg ist „der klassische Begriff, des is natürlich des, wenn ma irgendwo hingeht und, und dort sein Geld verdient.“ (1560 f.) Die primäre Orientierung an Erwerbsarbeit zeigt sich bei Georg einerseits darin, dass er diese als „klassische[n] Begriff“ von Arbeit bezeichnet. Für Vater Georg ist „Arbeit“ primär damit verbunden, das Haus zu verlassen, um an einen bestimmten Ort zu gehen und für die eigene Tätigkeit einen Lohn zu erhalten. Zudem zeigt sich in seinen späteren Ausführungen immer wieder implizit, dass er sich auf seine berufliche Arbeit bezieht, wenn er von „Arbeit“ spricht. Für Sophie und Ingrid ist hingegen sofort klar, dass auch Hausarbeiten wie Putzen „Arbeit“ seien.

„Sophie: Nee, also ich find Putzen is Arbeit.

Ingrid: I aa.

Markus: Des kann i jetz nich sogn

Gertrud: L Ja, des

Sophie: L Des kann ich jetz nich sogn, weil ich

putz nich @(..)@

Mehrere: @(..)@.“

(Fam. Berger, Z. 1379 ff.)

Sophie teilt einerseits einen Seitenhieb gegen ihren Bruder aus, andererseits spricht sie implizit die Rolle des Wissens in Bezug auf das Arbeitsverständnis an: Denn ihr Bruder weiß nicht, dass Putzen Arbeit ist (im Sinne einer anstrengenden Tätigkeit), weil er selbst nicht putzt. Er kann dies nur verstehen, wenn er selbst putzt. Die Praxis des Putzens kann in dieser Lesart also Einfluss auf das Wissen über Arbeit haben.

Ingrid stellt den Haushalt ihrer beruflichen Arbeit gegenüber, wobei sie letztere „gar nich als Arbeit“ (1670) empfinde. Sie ergänzt:

„Andrea: Ich find den Haushalt viel mehr als Arbeit als ich meine Arbeit als Arbeit empfinde. [...] Weil des einfach so (5) ja, spaßig is es auch net immer, des is turboanstrengend, aber @es is einfach schön@.“

(Fam. Berger, Z. 1670 ff.)

Auch Gertrud macht im Gespräch deutlich, dass der Haushalt Arbeit sein kann – für sie ist das Kriterium der Anstrengung oder der mangelnden Freude entscheidend:

„Gertrud: Ja, aber es gibt scho manches, wos ned Spaß macht. [...] Ja, und des is dann Arbeit. Des andere is ois so (.) i sog oiwei wenn's, wenn's mi frogn, warum i an Friedhof geh, sog i, des is mei Freizeitjob.“

(Fam. Berger, Z. 1368 ff.)

Gertrud bezeichnet ihre bezahlte Arbeit auf dem Friedhof mit dem widersprüchlichen Begriff „Freizeitjob“. Mit der Verwendung des Begriffes „Job“ stellt sie die Äquivalenz zu den Erwerbsarbeiten der anderen Familienmitglieder her. Gleichzeitig bezeichnet sie diese Arbeit als „Freizeit“, da ihr die Arbeit Spaß mache, wie sie mehrfach im Gespräch betont. Dennoch wird später deutlich, dass auch ihr „Freizeitjob“ für Gertrud anstrengend ist und sie die Arbeit nicht einfach zeitlich frei gestalten kann (wie der Begriff „Freizeit“ vermuten ließe). Ein gewisses Maß an zeitlicher und örtlicher Gebundenheit ist in jedem Fall gegeben. Insgesamt bezeichnet Gertrud alle ihre Arbeiten, die gering entlohnte (Schüler*innenlotsin) und nicht entlohnte (Arbeit für Senior*innen der Kirchengemeinde) ehrenamtliche Arbeit sowie die regulär entlohnte Arbeit (Gräberpflege) als „Arbeit“: Ihre ehrenamtliche Tätigkeit in der

Pfarrei nennt sie etwa „Seniorenarbeit“ (1741) und ihre Arbeit auf dem Friedhof bezeichnet sie als „beruflich“ (1726).

Es lässt sich also in den primären Orientierungen der Familienmitglieder eine Geschlechterdifferenz feststellen: Die Erwerbsorientierung der Männer – hier stehen bezahlte, produktive, berufliche Arbeiten im Vordergrund – steht einem Arbeitsverständnis der Frauen gegenüber, das auch fürsorgliche ehrenamtliche Arbeit und Haushaltsarbeiten umfasst. Allerdings wird dieser Widerspruch am Ende aufgelöst, da sich alle schließlich darauf einigen, sowohl Hausarbeit als auch die berufliche Arbeit seien „Arbeit“. Markus beendet die Diskussion schließlich mit dem Satz: „Also, alles (.) is Arbeit.“ (1712) Dieser Satz kann dabei einerseits als Synthese interpretiert werden, also als tatsächliche Einigung, andererseits aber auch als rituelle Konklusion, also als Floskel, als nicht ernst gemeinte Aussage, welche die Diskussion beenden soll.

Pflege und Betreuung von Angehörigen werden im Gespräch als Formen von Arbeit ausgeklammert. Nur am Rande wird deutlich, dass etwa Markus die private Betreuung eines Kindes nicht als „Arbeit“ versteht. Er macht deutlich, dass er sich nicht vorstellen könnte, nach der Geburt eines Kindes in Elternzeit zu gehen und ergänzt dann:

„Markus: Ja, weil ich des nich (.) aushalten würde (.), nichts zu tun.
Also jetzt sogn ma mal

Sophie: L Da muss –
also, ich glaub nich, dass, wenn (.) du mit nem Kind zu Hause bist

Georg, Markus: L @(.)@

Markus: Ja nee, das

Sophie: L du @nichts zu tun hast@.

Markus: des, aber dieses ähm (.) nicht, nich arbeiten. (.) Des is (.) für mich, für mich is es schon wenn ich Urlaub hab, nach zwei Wochen (.) fällt mir die Decke auf den Kopf, (.) weil ich irgendwas tun muss.“

(Fam. Berger, Z. 982 ff.)

Nicht nur ist die Versorgung und Betreuung eines Kindes keine Arbeit, Markus kann sich auch nicht vorstellen, dabei überhaupt etwas zu tun zu haben. Er vergleicht im Gegenteil die private Betreuung eines Kindes implizit mit Urlaub. Interessanterweise gibt es von den anderen an dieser Stelle kaum Widerspruch – abgesehen von Schwester Sophie bleibt Markus' Darstellung unwidersprochen. Die Verunsichtbarung der Anstrengung, und des Tätigseins, die Assoziation mit Entspannung und Nichtstun, wird auch von Ingrid und Ursula höchstens belächelt, nicht aber in Frage gestellt.

Beschreibung der Anerkennungspraktiken

Für Familie Berger gibt es ein breites Spektrum an Praktiken im Bereich der Familie als auch der beruflichen Arbeit, durch die sie Anerkennung vermittelt sehen. Alle sind sich einig, dass sich Anerkennung und Wertschätzung durch verbale Praktiken zeigen: Vor allem Dank auszusprechen und ein Arbeitsergebnis zu loben und Bewunderung darüber auszudrücken werden von allen als Formen von Anerkennung interpretiert. Auch Freude zu zeigen wird etwa von Georg und Gertrud als Ausdruck von Anerkennung interpretiert. Georg nennt als Beispiel die Reaktion der Nachbar*innen, als die Familie das Nachbarschaftsfest wegen Regen bei ihnen zu Hause ausrichtet:

„Georg: Da ham sich aa alle total gfreut und dann (..) warn auch– war auch eine Form von Wertschätzung, die da kommuniziert wurde.“

(Fam. Berger, Z. 2087 f.)

Gefühle als Ausdruck von Wertschätzung sind für Familie Berger also wichtig. Dies kann Dankbarkeit, Freude, oder Bewunderung sein. Neben diesen verbalen und affektiven Praktiken nennt die Familie weitere Handlungen als Ausdruck von Anerkennung, etwa Geschenke zu machen (Kuchen oder Süßigkeiten), oder aber auch gemeinsam etwas zu feiern, etwa die Geburtstagsfeier Gertruds zu organisieren (vgl. 4.5.2; Z. 296 ff.) Ihre Familie macht dies *für* sie, um ihr eine Freude zu bereiten. Zentral ist dabei das Zusammensein, die Gemeinsamkeit beim Feiern.

Entscheidend scheint jedoch zu sein, dass Anerkennung oder Wertschätzung aktiv kommuniziert werden müssen. Dies trifft sowohl auf die eigene Familie / Paarbeziehung als auch auf den beruflichen Kontext zu. Wertschätzung zu zeigen / kommunizieren zu können scheint dabei eine Fähigkeit zu sein, die nicht selbstverständlich ist, wie etwa an einer selbstkritischen Aussage Gertruds deutlich wird, die sich nicht sicher, ob sie ihre Wertschätzung anderen Familienmitgliedern gegenüber immer zeigt: „I kann des vielleicht ned so zoagn“ (1898 f.) Auch Georg, selbst in einer Führungsposition, verweist auf den Stellenwert, den das aktive Zeigen von Anerkennung hat. Er bezieht dies auf sein berufliches Umfeld und berichtet, dass er seinen Mitarbeiter*innen gerne Anerkennung „aktiv zeigen möchte“ (2156). Das aktive Zeigen von Anerkennung, die Expression von Wertschätzung gegenüber Anderen, ist ein Thema, das die Familie auch im weiteren Gesprächsverlauf beschäftigt.

Dabei wird im Gespräch selbst, auch vor der expliziten Diskussion um die Wichtigkeit, Anerkennung zu zeigen, mehrfach ein verbales „Doing“ von Anerkennung betrieben. So „lobt“ Gertrud ihren Schwiegersohn dafür, dass er ihr schwere Dinge, zum Beispiel Holz für ihren Kachelofen nach oben in ihre Wohnung trägt. Sie tut dies im Interview performativ und berichtet davon, dass sie das auch im Alltag regelmäßig macht:

„Georg: Aber des is der Oma zu schwer zum Raufragen. des heißt jetzt, des machen wir dann.

Gertrud: Des macht der Georg, i muss, da lob i ihn aa immer und überall lob i ihn da

Georg: ↳ Des macht mir aber auch nix aus.

Gertrud: dass der Georg des, i stell ihm die Tasche hin und der Georg trägt die Tasche nauf.

Georg: ↳ Mit Holz

Gertrud: Des find ich super und des sog i a überall, erzähl i des aa.

Georg: Ja, aber des is nix Besonderes, aber des san so Kleinigkeiten.“
(Fam. Berger, Z. 511 ff.)

Gertrud zeigt außerdem Anerkennung gegenüber ihrem Schwiegersohn, indem sie betont, dass er im Haushalt mithelfe (im Gegensatz zu

ihrem verstorbenen Mann). Dies ist vor dem Hintergrund des geteilten positiven Horizonts der Geschlechteregalität bei der Arbeitsteilung als Anerkennung oder Wertschätzung zu verstehen. Insgesamt zeigt Gertrud im Gespräch mehrfach ein Doing von Anerkennung, gegenüber ihrem Enkel Markus, ihrem Schwiegersohn Georg und ihren Kindern und Enkelkindern im Allgemeinen. Sie selbst ist im Interview aktive Geberin verbaler Anerkennung, nicht jedoch Empfängerin. Markus erhält an manchen Stellen von seinem Vater oder seiner Großmutter verbale Anerkennung, zeigt jedoch selbst keine aktive Wertschätzung. Die Frauen der Familie erscheinen im Gespräch nicht als Empfängerinnen verbaler Anerkennung, mit Ausnahme einer kleinen Sequenz, in der Sophie über die Care-Arbeit ihrer Mutter spricht:

„Sophie: Es is ja auch (.) ich mein des is (.), jetzt nix gegn die Mama, ich mein es war total schön, dass die da is, aber ich find man macht sich halt auch (.) wenn man jetzt länger wie ein Jahr zu Hause bleibt auch total vom Mann abhängig.“ (Fam. Berger, Z. 910 f.)

Sophies Aussage ist dabei ambivalent: Einerseits bezieht sie sich positiv darauf, dass ihre Mutter aus der Erwerbsarbeit ausstieg und für ihre Kinder zu Hause war. Sophie bringt ihrer Mutter hier Wertschätzung für deren Fürsorgearbeit entgegen, indem sie betont, dass sie es als sehr schön empfand, dass ihre Mutter „da“ war. Gleichzeitig interpretiert sie die Arbeitsteilung ihrer Eltern vor dem Hintergrund der Geschlechteregalitätsnorm als negativ und grenzt sich davon ab. Vor diesem Hintergrund wird zwar die Arbeit an sich geschätzt, das arbeitende Subjekt aber als abhängig abgewertet.

Ein Doing und Undoing von Anerkennung zeigt sich auch in folgender, zentraler Sequenz:

„Georg: Der Markus, genau, der Markus is auch ein extrem hilfsbereiter Mensch.

Gertrud: Genau.

Georg: Neulich hamma mal den unsern Wintergarten da unten gebaut (.) und den Fußboden dafür, des war die Arbeit von unserm Markus. Ganz gut gemacht.

- Sophie: Toll.
- Gertrud: Ja und an Gauben gebaut, hat er auch sehr schön gemacht.
- Georg: ^LGauben bei der Oma gebaut.
- Sophie: ((Seufzt))
- Markus: Was hast du eigentlich gmacht, Sophie?
- Sophie: Kann man vielleicht dazu sagen, dass der Markus des nicht umsonst gemacht hat? @Also@
- Gertrud: ^L@(.)@ Des is aa wieder, des muss ma aa sogn, doch, des is aa so.
- Markus: ^LNa ja.
- Sophie: ^LÄhm, ich kann, ich mach dafür lauter eklige Sachen.
- Georg: Was denn?
- Markus: Was denn?
- Sophie: Also ich kann mich...des is jetzt vielleicht n blödes Thema. Aber ich kann mich zum Beispiel erinnern, als deine Mama [mutmaßlich Georgs Mutter, L.K.] gestorben is, wer hatn ihr die Zahnprothese wieder reingetan, post mortem?
- Ingrid: °Stimmt.°
- Sophie: Des hat sich von euch keiner getraut. (..) Oder, wer
- Gertrud: ^LNoch –
- Sophie: Krieg ich an Anruf, du, die (Name) hat ins Auto gspien, kannst du des wegmachen?
- Mehrere: @(.)@
- Sophie: Jeder is in seinem @Berufsfeld tätig@.
- Mehrere: @(...)@
- Markus: ((unverständlich)).Ok.
- Ingrid: Ja. Muass ma so sogn.
- Markus: Und wer hats weggemacht? Wenn i mi mal dunkel erinnere.
- Sophie: Ich.
- Ingrid: Die Sophie. Die Sophie hat den Großteil weggemacht, ja.
- Markus: ^LAch so.
- Sophie: Also, ich hab (.), die (Name) war von unten bis oben vollgspien und ich hab des aus den Ritzen die ganze Speibe weggewischt.“
- (Fam. Berger, Z. 541 ff.)

Markus erfährt verbale Anerkennung, indem sich positiv auf ihn als Subjekt bezogen wird („hilfsbereit“ zu sein ist eine positive Charaktereigenschaft) und gleichzeitig das Ergebnis seiner Arbeit gelobt wird. Da seine für die Familie ausgeübte Arbeit in engem Zusammenhang mit seiner beruflichen Arbeit als Handwerker steht, wird Markus indirekt auch für seine berufliche Kompetenz anerkannt. In der Sequenz wird eine Konkurrenz um Anerkennung der Eltern und der Großmutter für die von den Geschwistern geleistete Arbeit im Rahmen der Familie deutlich. Denn während Markus gelobt wird, bleibt Sophie an dieser Stelle zunächst unerwähnt – ihre „Beiträge“ für die Familie bleiben unsichtbar. Wie sich herausstellt, wird Markus nicht nur für seine Arbeit gelobt, er erhält auch Geld dafür, also eine weitere Form der Anerkennung. Indem Sophie darauf aufmerksam macht, schwächt sie den Beitrag ihres Bruders für die Familie in gewisser Weise ab. Denn nun erscheinen seine Arbeiten als Tauschgeschäft beziehungsweise haben den Anschein einer Geschäftsbeziehung, da Markus beruflich als Handwerker arbeitet. Der Anschein des „Liebesdienstes“ ist damit aufgehoben. Sophie beschreibt im Anschluss, wie sie Aufgaben innerhalb der Familie übernimmt, die den anderen Familienmitgliedern unangenehm sind und mehr oder weniger stark in Zusammenhang mit ihrem Beruf als Pflegerin stehen. Während Markus für seine handwerklichen Arbeiten offenbar finanziell entschädigt wird, scheint dies bei Sophie für ihre „pflegerischen“ Arbeiten innerhalb der Familie nicht der Fall zu sein. Dass eine Gaube zu bauen oder einen Boden zu verlegen zeit- und energieintensiver ist, als die Reinigung eines Autositzes, wird an dieser Stelle von niemandem als Legitimierung der Entlohnung erwähnt. Sophies Beiträge für die Familie werden von ihrem Vater und Bruder in Frage gestellt – die anfänglichen Nachfragen „was denn?“ haben mutmaßlich keinen rein informativen Zweck, sondern eher die Infragestellung der Aussage Sophies. Markus hinterfragt zudem den Anteil Sophies am Reinigen des Autos und deutet im weiteren Verlauf des Gespräches an, dass er selbst auch am Reinigen beteiligt war.

Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse

Bei Familie Berger wird das Thema Anerkennung und Wertschätzung für Arbeit hinsichtlich zwei Anerkennungsbereichen, nämlich „in der

Arbeit“ (Ingrid, Z. 1986) und „zu Hause“ (ebd.) diskutiert. Die Gegenüberstellung dieser beiden Bereiche als potentielle Anerkennungsressourcen stellt den Orientierungsrahmen für das Thema Anerkennung/Wertschätzung und Arbeit dar. Für alle Familienmitglieder sind dies Bereiche, in denen sie prinzipiell Anerkennung oder Wertschätzung erfahren. Die Anerkennungserwartungen an diese Bereiche und das individuell empfundene Ausmaß der erhaltenen Anerkennung variieren dabei stark. Zudem zeigt sich in den Beschreibungen, dass es in der Wahrnehmung der Familienmitglieder in den beiden Bereichen unterschiedliche Anerkennungsprinzipien, -strukturen und -logiken gibt. Aber auch im Bereich der beruflichen Arbeit dokumentieren sich sehr unterschiedliche Anerkennungskulturen und -strukturen in den jeweiligen beruflichen Umfeldern der Familienmitglieder (Klinik, Handwerksbetrieb, Kinderbetreuung). Gertruds Gräberpflege tritt dabei nicht als spezieller beruflicher Anerkennungsbereich in Erscheinung.

Zwischen Ingrid und ihren Kindern gibt es unterschiedliche Einschätzungen hinsichtlich der Bedeutung der beiden Anerkennungsbereiche „in der Arbeit“ und „zu Hause“: Für die Kinder Sophie und Markus ist der Bereich der Lohnarbeit einer, in dem sie nur teilweise Wertschätzung erfahren. Beide Geschwister deuten ihre jeweilige berufliche Branche als eine, in der Anerkennung von den Arbeiter*innen systematisch (zu) wenig erfahren wird. Sophie nennt dies „das Phänomen Krankenschwesterdasein“ (1960): Zwar gebe es Wertschätzung von einigen Patient*innen und deren Angehörigen, etwa durch verbale Ausdrücke der Bewunderung oder des Dankes sowie mittels selbstgebackener Kuchen. Gleichzeitig gebe es auch Patient*innen, die keinerlei Wertschätzung gegenüber den Pfleger*innen zeigen würden. Für diese sei sie ein „Hiwi, der zu jeder Tages- und Nachtzeit sofort kommen muss und alles sofort erledigen muss“ (1982) Und auch Vorgesetzte und Kolleg*innen schätzten die Arbeit der Pfleger*innen „nicht sonderlich (.) wert“ (Z. 1959). Für das ständige Tauschen ihres Dienstes gäbe es seitens der Vorgesetzten keinen Dank, sondern stattdessen die Erwartung, dies immer wieder zu tun (vgl. Z. 1973).

Auch für ihren Bruder Markus ist der Bereich der beruflichen Arbeit eher ein ambivalenter Anerkennungsbereich und auch er interpretiert ein von ihm wahrgenommenes Anerkennungsdefizit als berufsspezi-

fisch: Markus Chef bedanke sich zwar bei ihm, wenn etwas gut klappt. Insgesamt herrsche aber „noch n bisschen anderer Ton“ (2206), es gelte „Nicht gschimpft is aa scho globt.“ (2210). Aber: „zu Hause is das Lob größer als in der Arbeit“ (2223 f.) Für Markus ist in der Konsequenz klar, dass er „zu Hause“ (2223), im Bereich der Familie und der Partnerschaft, mehr „Wertschätzung“ (Z. 1954) erfahre als im Beruf (vgl. Fam. Berger, Z. 1954) Im Gegensatz zu ihren Kindern stellt für Ingrid der Bereich der beruflichen Arbeit eine Hauptanerkennungsquelle dar, wie folgender Gesprächsausschnitt zeigt:

- „Ingrid: Also bei mir is ((Räuspern)) in der Arbeit die Wertschätzung hoch. Also die is (.) höher, als zu Hause, sag i jetzt mal.
 Sophie: L@(.)@ °Mama°
 Gertrud: Des bildst’ da du bloß immer ei. (.) Des hob i dir scho a moi gsagt.
 Ingrid: Naa, des bild i ma ned ei sondern
 Gertrud: LDoch!
 Sophie: L Selbstverständlicher halt.
 Ingrid: des is einfach daheim, was ma so macht, des is ähm. Selbstverständlicher, genau. Des wird so als selbstverständlicher angesehen und in der Arbeit is es schon so, dass wir (.) ((Einatmen)) schon wertgeschätzt werden. Also sowohl jetzt (.) von unserer Chefin oder auch von den Arbeitskollegen als auch von den Eltern. (.) So (.) des (..) des is schon mehr wie daheim, des is einfach so.
 Gertrud: Ja, sicher, aber sogn ma moi des –
 Sophie: L Ah ja, zu – ich w – du kriegst von, in der Arbeit auch von meinen Angehörigen öfter gesagt, wie toll des is wie von dir.“
 (Fam. Berger, Z. 1986 ff.)

Ingrid hat also den Eindruck, dass sie im Rahmen ihrer beruflichen Arbeit mehr wertgeschätzt werde, als bei ihrer Familie zu Hause. Offenbar ist dies ein Thema, über das Ingrid in der Vergangenheit bereits mit ihrer Mutter gesprochen hat, denn diese widerspricht ihr. Ein zentrales Problem scheint für Ingrid darin zu liegen, dass ihre Arbeiten

im Rahmen der Familie als selbstverständlich betrachtet werden. Aber diese Selbstverständlichkeit und der daraus resultierende Anerkennungsmangel scheinen sich nicht nur auf Ingrid als Empfängerin, sondern auch als Spenderin von Anerkennung zu beziehen. Denn Sophie bemerkt, dass sie von Angehörigen mehr für ihre Arbeit wertgeschätzt werde, als von ihrer Mutter zu Hause. Insgesamt aber scheint es hier einen Konflikt zu geben, denn Ingrid erwartet von ihrer Familie mehr Wertschätzung für die von ihr geleisteten reproduktiven Arbeiten. Georg selbst scheint dies anders wahrzunehmen, da er an anderer Stelle erwähnt, dass in seiner Familie „Wertschätzung schon kommuniziert“ (1863) werde.

Auch den Bereich seiner beruflichen Arbeit beschreibt er als Anerkennungsressource. Ebenso wie seine Tochter beschreibt er Anerkennung und Wertschätzung, die er durch Patient*innen und Angehörige erfahre. Im Gegensatz zu Sophie beschreibt er die berufliche Arbeit nicht ambivalent hinsichtlich der Anerkennung. Anders als seine Tochter ist er aber als Vorgesetzter auch stärker in der Position, Anerkennungserwartungen Anderer zu erfüllen und nicht, diese selbst zu haben. Seinen Mitarbeiter*innen Wertschätzung zu zeigen, begreift er als Teil seines Jobs. Für Georg besteht demnach ein Unterschied in den Anerkennungsbereichen „Zu Hause / Berufsarbeit“ darin, dass es im Rahmen der beruflichen Arbeit eine „Professionalisierung der Wertschätzung“ (2154 f.) gebe. Mutmaßlich treffen diese Professionalisierung und der Anspruch, aktiv Wertschätzung zu zeigen, in besonderem Maße für ihn als Vorgesetzten zu. Seine Beschreibung, oder seine von ihm formulierte Anspruchshaltung des „Zeigens“ der Wertschätzung kann als Selbstverständnis als Führungskraft gedeutet werden. Die Nachfrage seiner Frau: „Und des muss ma daheim net?“ verdeutlicht die unterschiedlichen Anerkennungsansprüche und -erwartungen in Bezug auf den reproduktiven und den produktiven Bereich. Das bewusste Bemühen, anderen Anerkennung zu zeigen, deutet Georg als Professionalisierungsprozess und grenzt diese Anerkennungslogik (bewusstes Bemühen, aktives Zeigen) gegen den Bereich des Privaten ab. Als Führungskraft setzt er das aktive „Zeigen“ von Wertschätzung“ mutmaßlich um oder strebt dieses zumindest bewusst an. Er deutet dabei an, dass die Erwartung, Mitarbeiter*innen Wertschätzung zu zeigen,

eine historisch kontingente Entwicklung ist. Gleichzeitig empfindet er die von ihm beschriebene Professionalisierungstendenz der Anerkennung als positive Entwicklung. Ein weiterer interessanter Aspekt ist, dass es für Georg möglicherweise ein bestimmtes Kontingent an Wertschätzung gibt, die ein Mensch (regelmäßig) zeigen kann. Deswegen beantwortet er die Frage seiner Frau mit dem Hinweis, dass, nachdem er im Rahmen der beruflichen Arbeit schon Wertschätzung gezeigt hätte, zu Hause alles „scho verbraucht“ sei. Dabei spielt er möglicherweise auch auf eine gewisse Anstrengung an, die mit dem Spenden von Wertschätzung und Empathie verbunden ist. Von dieser Anstrengung braucht es zu Hause dann Erholung, seine ‚Anerkennungsenergie‘ ist verbraucht. Auch möglich ist, dass Georg von unterschiedlichen Anerkennungserwartungen zu Hause und im Rahmen seiner beruflichen Arbeit ausgeht, die mit dem von ihm wahrgenommenen Professionalisierungsprozess zusammenhängen, welcher gesteigerte Anerkennungserwartungen schaffen könnte. „Professionell“ Anerkennung zu zeigen impliziert aber gleichzeitig auch eine gewisse Distanz zwischen Spender*in und Empfänger*in der Anerkennung. Diese im Rahmen der Lohnarbeit mutmaßlich geltenden Regeln für den Austausch von Anerkennung gelten im Bereich des Privaten möglicherweise aber nicht. Zwischen diesen unterschiedlichen Anerkennungskulturen im Bereich des Privaten und des Berufes könnte die Irritation zwischen Ingrid und Georg begründet liegen.

Als ein weiteres wichtiges Thema zeigt sich bei Familie Berger die Verhandlung von Geschlechteregalität, die sich als anerkennenswert für die Familie in Hinblick auf unbezahlter Arbeit darstellt: In Kapitel 1.3.3 wurde bereits am Beispiel von Familie Berger illustriert, dass Geschlechteregalität und Geschlechtergleichstellung in vielen Familien einen geteilten positiven Horizont darstellen, an dem die jeweiligen Paarbeziehungen hinsichtlich der Arbeitsteilung im Alltag gemessen werden. Die Arbeitsteilung auf der Paarebene dient dabei als Gradmesser für das Erreichen der Geschlechteregalität. Im Gespräch mit Familie Berger wird die Arbeitsteilung verschiedener familialer Generationen miteinander verglichen und dabei von den Frauen ein Fortschritt konstatiert (vgl. Fam. Berger, Z. 187 ff.)

stellung dagegenstellen, die der geteilten Norm näherkommt. Gleichzeitig könnte Georgs Widerspruch aber auch scherzhaft gemeint sein. Denn wenn er in den letzten Jahrzehnten „mehrfach“ Wäsche gewaschen hat, diese Male also potentiell mühelos gezählt werden können, dann verweist Georg eher selbstironisch darauf, die Wäsche tatsächlich nicht oft gewaschen zu haben. Möglich wäre auch, dass Georg eine halb ironisch klingende Formulierung wählt, um sich vor weiterem Widerspruch zu schützen und sich nicht angreifbar zu machen. In jedem Fall kann er die Darstellung seiner Tochter nicht unkommentiert lassen, wodurch sich eine Spannung zwischen Norm der Geschlechteregalität und Habitus andeutet, die auch an anderen Stellen auftritt: Sophie grenzt sich einerseits von der Generation ihrer Großeltern und Eltern wiederholt ab, in denen es in ihrer Wahrnehmung eine „frauliche“ und „männliche“ Rollenverteilung gibt beziehungsweise gab, die sie nicht erstrebenswert findet. Sie zeigt aber selbst immer wieder Retraditionalisierungsmomente, etwa wenn sie die eigene zukünftige Familiengründung mit ihrem Freund imaginiert:

„Sophie: Da wird eher drum gestritten, wer zu Hause bleibt des eine Jahr.

Gertrud: @(.)@

Sophie: ↳ aber des (.) is klar geregelt.

Mehrere: @(3)@

Georg: Dass es der T (Name) is?

Sophie: @Nein@! Also ich mein, er kann ja stillen wenn er will.

(Fam. Berger, Z. 786 ff.)

Die Arbeitsteilung würde sich demnach nicht ohne Diskussion ergeben, da beide Partner*innen gerne in Elternzeit gehen würden. Nun scheint für Sophie klar zu sein, dass nur eine Person Elternzeit in Anspruch nimmt, also „zu Hause bleibt“ und diese Elternzeit ein Jahr dauert (die Zeit, in der das Elterngeld ausbezahlt wird). Dass sie diejenige sein wird, die überwiegend das Kind betreut, ergibt sich für sie ganz selbstverständlich aus der Praxis des Stillens, das an den weiblichen Körper gebunden wird. Durch diese Naturalisierung erscheint die von ihr anvisierte zukünftige komplementäre Arbeitsteilung nicht hinterfragbar.

Gertrud: @(.)@

Sophie: @Wenn ich die Schraube aufkriegt, dann macht er lieber selber.@

Mehrere: @(.)@

Markus: Ja, die (Radschraube), d –, des weiß ich ganz genau, d –, die (.), die kann sich da draufstellen auf des Ding und des würd nich aufgehn.

Ingrid: Ja, weil des ja so a Fliegengewicht is.

Markus: Ja. Und vor allem weil ich di so anzieh halt.“

(Fam. Berger, Z. 1472 ff.)

Sophie beginnt die Passage, indem sie das Reifenwechseln explizit als ein Thema rahmt, welches das Geschlechterverhältnis betrifft. Der Begriff „Gender“, den sie verwendet, aber nicht weiter erläutert, scheint für Sophie dabei in irgendeiner Art und Weise mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung zusammenzuhängen – denn Reifenwechseln ist in ihrem „Genderdenken“ ja eine „Männeraufgabe“. Ob Sophie mit „Genderdenken“ auf die kritische Reflexion der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung verweisen will, oder ob diese Arbeitsteilung selbst für sie „Genderdenken“ ist, bleibt unklar. In jedem Fall dokumentiert sich, dass der Begriff „Gender“ nicht nur im akademischen und/oder Gleichstellungskontext verwendet wird. In der Passage widerspricht Gertrud implizit der Annahme, Reifen wechseln sei eine „Männeraufgabe“, indem sie dem ihre eigenen Alltagspraktiken gegenüberstellt. Statt Gertrud Anerkennung dafür zu zeigen, dass sie eine solche – im weiteren Verlauf als schwer beschriebene – Aufgabe selbst übernimmt, wird Gertruds Darstellung von Georg in Frage gestellt. Die von ihrer eigenen Tochter bestätigte Praktik, das Reifenwechseln, wird von den anderen aber nicht weiter thematisiert oder gar als emanzipatorische Handlung interpretiert. Markus und Sophie, die sich selbst zuvor als Vertreter*innen einer „fortschrittlichen“ Generation darstellten, beschreiben mit ihrer Aufgabenteilung hinsichtlich des Reifenwechselns ein klassisches Geschlechterarrangement: Während Markus' Partnerin am Reifenwechseln offenbar überhaupt nicht beteiligt ist, betont Sophie: „ich helf schon mal mit beim Reifenwechseln.“ (1526) Beide Geschwister führen die körperliche Kraft als eine entscheidende Fähig-

keit ein, die dazu führt, dass die Frauen in den jeweiligen Paarbeziehungen nicht die Reifen wechseln: Markus beschreibt, dass seine Freundin auf Grund mangelnder Kraft überhaupt nicht dazu in der Lage sei, Reifen zu wechseln. Sie könne die Schrauben nicht lösen und die Reifen nicht anheben oder bewegen. Bei Sophie hingegen geht es eher darum, was ihre eigene körperliche Stärke bei ihrem Partner auslöst. Denn wenn es ihr gelingt, eine Schraube zu lösen, findet ihr Freund das „unsexy“. Beide Geschwister stützen mit ihren Beschreibungen und den von ihnen beschriebenen Handlungen ein traditionelles Geschlechterarrangement hinsichtlich der Arbeitsteilung. Sophie erfährt von ihrem Partner dabei negative Anerkennung oder einen Mangel an Anerkennung für männlich konnotierte Arbeiten. Sie wird also für eine Abweichung von der klassischen Frauenrolle sanktioniert, indem ihr in Folge der von ihr bewiesenen Körperkraft ihre (sexuelle) Attraktivität abgesprochen wird. Sophie empfindet diese Sanktionierung aber scheinbar eher als lustig und stellt die von ihrem Partner verteidigte klassische Geschlechterrollenteilung nicht in Frage.

Im Anschluss dokumentiert sich die Annahme traditioneller Geschlechterrollen bei Ingrid und Sophie: Männer wechseln Reifen, Frauen sind für die Kinder zuständig. Das „Stillen“ bezieht sich dabei, ebenso wie das zuvor besprochene Reifen wechseln, auf eine vergeschlechtlichte Körperlichkeit. Sophies erster Gedanke, den sie danach implizit wieder revidiert, es gebe nur typische Männer- aber keine Frauenaufgaben, wirft auch die Frage nach der Öffnung von Verantwortungsbereichen und Handlungsfreiheiten auf. Denn gäbe es nur „Männeraufgaben“, dann wären lediglich Frauen von bestimmten Tätigkeitsbereichen ausgeschlossen. Dass dies aber nicht der Fall ist, zeigt sich in direkter Reaktion darauf (Stillen und Kindererziehung als Frauenbereiche). Auch das zu Beginn des Interviews besprochene Wäschewaschen wird von allen Familienmitgliedern als Hoheitsbereich der Frauen beschrieben. So wird immer wieder auf mangelnde Fähigkeiten der Männer beim Waschen hingewiesen – Georgs Bruder Thomas etwa dürfe nicht mehr waschen „weil der oiwei ois verfärbt hod“ (Gertrud, Z. 320).

Alles in allem bewegt sich das Geschlechterverhältnis in Familie Berger zwischen der Norm der Geschlechteregalität, die einen Aner-

kennungsrahmen für Arbeitsteilung darstellt, und einer gelebten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die wiederum von Männlichkeits- und Weiblichkeitsidealen gestützt wird. In der Beschreibung der Praktiken zeigen sich mehrfach Abweichungen von der Norm der Geschlechteregalität – es gibt viele Arbeiten, die von der Familie als geschlechtsspezifisch definiert werden. Abweichungen von dieser Geschlechtsspezifität, das zeigt sich am Beispiel des Reifenwechsels, aber auch bei Beschreibung des Wäsche Waschens, werden mit negativer Anerkennung, mit Sanktionen durch Witze, herablassende Bemerkungen und die Infragestellung der Expertise bedacht. Einerseits scheinen die Familienmitglieder Egalität der Geschlechter als Norm zu teilen, Abweichungen erscheinen als legitimierungs- oder leugnungsbedürftig. Andererseits dokumentieren sich in den Beschreibungen und den Bewertungen der Arbeitspraktiken sehr tradierte Rollen. Aber nicht nur, denn auch in den Praktiken zeigen sich wiederum Abweichungen von diesen Rollen: Gertrud wechselte ihre Reifen selbst, Sophies Brüder kochen laut Beschreibungen im Gegensatz zur ihr gut und gerne. Diese Ambivalenzen werden von der Familie allerdings nicht reflektiert.

Als Anerkennungsthemen der Familie Berger, welche den Zusammenhang zwischen Arbeit und Anerkennung vermitteln, dokumentieren sich Gemeinschaft, Helfen und Fürsorge. Das gemeinschaftliche Leben zeigt sich immer wieder als starker positiver Horizont, der sich aber nicht nur auf die eigene Familie beschränkt. Die Selbstverständlichkeit und Regelmäßigkeit der wechselseitigen Fürsorge und Unterstützung ist etwas, auf das sich alle positiv beziehen. Wenn einer den anderen im Alltag brauche, „dann isser halt einfach da“. (Ingrid 1856 f.) Das selbstverständliche „da“ sein und „hilfsbereit“ (542) sein hat für die Familie einen hohen Stellenwert und wird auch immer wieder mit verschiedenen Beispielen beschrieben. In diesem positiven Horizont dokumentiert sich das Selbstverständnis als Familie: ein enger Zusammenhalt, generationenübergreifende Unterstützung und auch der Spaß am Zusammensein. Dies alles bringen die Familienmitglieder in Zusammenhang mit ihrer früheren und aktuellen Wohnform, und Sophie betont: „Also ich find’s bei uns so total schön, wie des hier so is mit dem Generationenhaus“ (Sophie, Z. 763 f.). Wie die Familie lebt und die Art und Weise der Fürsorge, die dadurch möglich ist (regel-

mäßig, schnell, unmittelbar, die Familienmitglieder kennen sich gut) stellt für die Familienmitglieder generationenübergreifend ein Gut dar.

Füreinander und für andere da zu sein, „hilfsbereit“ zu sein, gemeinsam zu feiern und zu wohnen, sind Dinge, auf die sich alle Familienmitglieder sehr wertschätzend beziehen und wodurch sie selbst auch Wertschätzung erfahren: Sei es im Rahmen der Nachbar*innenschaft, in der Kirchengemeinde, in der Familie oder im Umgang mit Patient*innen. Neben der Gemeinschaftlichkeit ist es die Sorge für Andere, welche für die Familienmitglieder ein starkes Anerkennungsthema darstellt. Dies äußert sich auch in den Berufen der Familienmitglieder und in ihren ehrenamtlichen Tätigkeiten: Ingrid betreut Kinder, Georg und Sophie arbeiten im medizinischen Bereich und Gertrud hilft Senior*innen. Im Rahmen dieser Fürsorge für Andere erfahren die Familienmitglieder Wertschätzung von den Empfänger*innen der Fürsorge – von den Patient*innen, Senior*innen, den Nachbar*innen und teilweise auch den eigenen Familienmitgliedern.

Dennoch werden auch im Sprechen über Fürsorge Anerkennungsdefizite sichtbar. Sophie beschreibt dies für den Bereich ihrer beruflichen Care-Arbeit. Und auch die Familienmitglieder untereinander zeigen im Gespräch für die *berufliche* Fürsorgearbeit keine explizite Anerkennung, ein Doing verbaler Anerkennung zeigt sich jedoch teilweise für die im Rahmen der Familie unbezahlte Fürsorge – wie oben beschrieben wurde allerdings primär gegenüber den männlichen Familienmitgliedern.

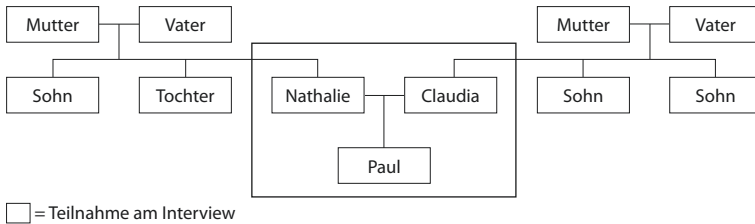
Die Familie beschreibt sich also selbst als Ort der gegenseitigen Fürsorge und Unterstützung, gleichzeitig dokumentiert sich im Gespräch ein Anerkennungsdefizit gegenüber unbezahlten Fürsorgearbeiten. Dieses drückt sich einerseits im erwerbszentrierten Arbeitsverständnis der Männer, Markus' Vorstellung von Kinderbetreuung als Nicht-Tätigkeit und Sophies Abgrenzung vom Hausfrau- und Mutterdasein ihrer eigenen Mutter aus. Darüber hinaus hat die propagierte Selbstverständlichkeit der gegenseitigen Unterstützung und Fürsorge eine ambivalente Wirkung. Denn aus ihr entstehen empfundene Anerkennungsdefizite, wie sich in Ingrids Erzählungen zeigt: weil ihre Arbeiten für die Familie als selbstverständlich angenommen würden, bekomme sie in der Familie wenig Wertschätzung. Die anderen Familienmitglie-

der teilen allerdings Ingrids Wahrnehmung nicht und dieser Umstand scheint Ingrids Empfinden noch zu verstärken. Neben diesem von Ingrid wahrgenommenen Anerkennungsdefizit zeigt sich auch an mehreren Stellen gegenüber Gertrud ein solches Defizit. Neben dem Reifenwechselbeispiel äußert sich dies etwa darin, dass Sophie und Markus die frühere Arbeit ihrer Großmutter im Büro des Handwerksbetriebs ihres Mannes nicht als berufliche Arbeit wahrnehmen, und die frühere Arbeitsteilung ihrer Großeltern als „voll altertümlich“ (1131) bezeichnen. Gertrud widerspricht hier nicht, und sie beschreibt auch generell keinen Anerkennungs-mangel ihr gegenüber. Ein Anerkennungs-konflikt ergibt sich also erst aus einem von Subjekten wahrgenommenen Anerkennungs-mangel, was bei Ingrid der Fall ist, aber bei Gertrud nicht. Die Differenz, die sich in der Diskussion des Arbeitsbegriffes zwischen den männlichen und weiblichen Familienmitgliedern zeigt, korrespondiert mit der Verunsichtbarung oder negativen Anerkennung von durch Frauen geleisteter Reproduktionsarbeit. Es könnte als eine Strategie der Aufwertung interpretiert werden, dass die Frauen den Arbeitsbegriff mit überwiegend negativen Gefühlen assoziieren. Denn dadurch werden die klassischen negativen Charakteristika von Arbeit – das unterjocht sein, die Anstrengung, die Freudlosigkeit – hervorgehoben. „In die Arbeit“ zu gehen erscheint dagegen in den Schilderungen Ingrids und Gertruds überwiegend als freudige Angelegenheit. Aber auch die berufliche Arbeit der Frauen scheint tendenziell schlechtere Anerkennungs-chancen zu haben (sowohl durch die Männer als auch durch die Frauen).

Der sich im Gespräch andeutende Geschwisterkonflikt von Markus und Sophie um Anerkennung (siehe Gesprächsausschnitt oben), könnte eine Spielart des vergeschlechtlichten Anerkennungsgefälles sein, also sowohl ein Geschwister- als auch ein Geschlechterkonflikt. Bei ihnen dreht sich der angedeutete Konflikt um die Sichtbarkeit dessen, was beide Geschwister in Zusammenhang mit ihren beruflich erworbenen Fähigkeiten für die Familie „leisten“. Möglich wäre aber auch, dass es sich dabei zumindest teilweise um einen generell unter Geschwistern vorhandenen Anerkennungskonflikt handelt. Denn auch in Familie Guse, mit vier Töchtern, oder bei Familie Huber, mit drei Söhnen, die am Gespräch teilnahmen, zeigen sich solche Geschwisterkonflikte.

5.3.3 Familie Clauer: „Same same but different“

Abbildung 5: Familie Clauer



Quelle: Eigene Darstellung

Lebens-, Arbeits- und Interviewsituation

Claudia und Nathalie Clauer nehmen als einziges Paar an dem Familiengespräch teil. Die Frauen leben in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft.⁴⁸ Sie wohnen mit ihrem Sohn in einer Wohnung in einer süd-deutschen Großstadt. Claudia ist zum Zeitpunkt des Interviews Anfang fünfzig, Nathalie Mitte vierzig, ihr Sohn Paul ist sechs Jahre alt, besucht wochentags bis circa 15 Uhr eine Kindertagesstätte und wird bald eingeschult. (vgl. Z. 65 ff.) Beide Frauen arbeiten jeweils als Angestellte eines großen Unternehmens in Teilzeit, Nathalie in vollzeitnaher Teilzeit, Claudia weniger als fünfzig Prozent.

Das Gespräch mit Nathalie und Claudia dauert knappe zwei Stunden und findet in der Wohnung der Familie statt. Die Interviewerin wird eingeladen, am gemeinsamen Abendessen teilzunehmen, das immer um dieselbe Uhrzeit stattfindet. Claudia hat gekocht, und nachdem Nathalie mit kurzer Verspätung aus dem Büro nach Hause kommt, setzen sich alle gemeinsam an den Tisch im Wohnzimmer. Paul sagt noch einen Tischspruch auf, bevor alle anfangen zu essen. Während des Essens wird über die Erlebnisse des Tages, das Forschungsprojekt der Interviewerin sowie kulinarische Vorlieben und Claudias Freude beim Kochen gesprochen. Nach dem Essen räumen Nathalie und Paul

⁴⁸ Zum Zeitpunkt des Interviews gab es die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare in Deutschland noch nicht. Im Folgenden werde ich dennoch die Bezeichnungen „Frau“/„Ehefrau“ verwenden, da die Frauen zu Beginn des Gesprächs selbst davon sprechen, „verheiratet“ (Z.35) zu sein.

den Tisch ab und setzen sich dann wieder an den Tisch an dem nun das Interview geführt wird. Zu Beginn des Gesprächs ist Paul noch anwesend und interagiert mit seinen Müttern und der Interviewerin, indem er kommentiert, was seine Mütter sagen, oder Fragen stellt. Nach ungefähr einer halben Stunde bringt Nathalie Paul ins Bett und das Gespräch wird anschließend eine knappe halbe Stunde nur mit Claudia fortgesetzt, um nach einer Pause – es dauerte länger, bis Paul schließlich eingeschlafen war – wieder mit beiden Frauen fortzufahren. Abgesehen davon, dass ein Teil des Gesprächs mit Claudia alleine geführt wird, hat sie auch im restlichen Interview längere Redeanteile als Nathalie. Insgesamt fallen sich Claudia und Nathalie wenig ins Wort und das Gespräch verläuft ohne größere Auseinandersetzungen.

Spürbar wird bereits während des Gesprächs und auch in der späteren Auswertung, dass bei Familie Clauer die Paardynamik stark in den Vordergrund tritt, also wie die beiden als Paar funktionieren. Während in den anderen Fällen generationale Aushandlungen und Generationenverhältnisse als „Doing“ beobachtet werden können, ist dies beim Paarinterview nicht möglich. Dennoch dokumentieren sich auch in diesem Gespräch, in Abwesenheit anderer Generationen, generationale Verhältnisse.

Familiärer Hintergrund: Herkunft und Bildung

Beide Frauen sind in Süddeutschland geboren und aufgewachsen, jeweils mit zwei Geschwistern. Nathalie hat Abitur und ein abgeschlossenes Studium im Bereich Wirtschaft. Claudia macht zunächst die mittlere Reife und anschließend eine handwerkliche Ausbildung, die ihr gut gefällt. Später holt sie ihr Abitur nach, schließt ein duales Studium im Bereich Wirtschaft ab und ergänzt schließlich noch eine weitere Ausbildung im Beratungs- und Coachingbereich.

Arbeitsteilungen und familiäre Organisation der Aufgaben

Zum Zeitpunkt des Gesprächs sind beide Frauen Teilzeit erwerbstätig und kümmern sich um ihr Kind und den Haushalt. Claudia bringt Paul morgens in den Kindergarten, Nathalie holt ihn ab. Dafür steht Nathalie laut den Schilderungen der Frauen meistens sehr früh auf, um früh im Büro sein zu können. Einen Tag in der Woche haben beide zusammen einen Tag frei, den sie als Paar verbringen. Es gibt Tage, an

denen Nathalie länger arbeiten muss, nachmittags einen Termin hat oder „beruflich unterwegs“ (Nathalie, Z. 47) ist. Dann kann Claudia „jederzeit einspringen“ (48), sie ist insofern Nathalies „Backup“ (Nathalie, Z. 39). (Zeile 31-53.) Claudia übernimmt, so schildern es die Frauen, das Kochen, „die Großeinkäufe“ (Claudia, Z. 196) und das Wäsche waschen. Nathalie lege die Wäsche zusammen. Sie koche nie und sagt von sich selbst, das Kochen zu „hasse(n)“ (Nathalie, Z. 49). Andere Haushaltsaufgaben wie Saugen oder die Spülmaschine ausräumen teilten sich die beiden Frauen. Zudem würden sie eine Reinigungskraft beschäftigen und besäßen einen Staubsaugerroboter. (Z. 109-232) In der Wohnung übernehme Claudia einige handwerkliche Dinge, die sie auf Grund ihrer Ausbildung auch beherrsche, aber auch Nathalie habe sich in manches eingearbeitet. Für einige Arbeiten in der Wohnung ließen die Frauen auch Handwerker*innen kommen, weil Claudia keine Lust darauf habe. (Z. 259 ff.) Claudia übernehme zudem die Innengestaltung der Wohnung (Dekorieren, Umräumen) und kümmere sich um den „Wirtschaftskreislauf“ (86) der Familie. (vgl. Z. 83 ff.) Auch Paul helfe laut seinen Müttern im Haushalt mit, er „unterstützt“ (291) sie demnach bei verschiedenen Dingen wie dem Reinigen der Katzentoi-letten, er räume oft den Tisch ab und lege seine schmutzige Kleidung selbständig in den Wäschekorb.

Nachdem Nathalie Paul zur Welt bringt, nehmen beide Frauen zusammen ein Jahr Elternzeit, was Claudia damals sehr wichtig ist (Z. 59 ff.). Mit ungefähr einem Jahr kommt Paul in eine Kinderkrippe, seitdem arbeiten beide Frauen, wie oben beschrieben in Teilzeit, mit einer wesentlich höheren Stundenzahl Nathalies. Die Frage, wie nach Pauls Geburt Erwerbs- und Care-Arbeit aufgeteilt werden sollen, wird laut den Frauen damals „abgesprochen“ (Claudia, Z. 68). Offenbar ist dabei klar, dass, auch nachdem Paul in eine Betreuungseinrichtung kommt, eine der Partnerinnen ihre Arbeitszeit stark reduzieren würde und die andere sich beruflich weiterentwickeln könnte. Claudia formuliert, dass sie sich die Frage stellten: „Wer soll Karriere machen?“ (Z. 69) Obwohl Claudia zu diesem Zeitpunkt mehr verdient habe als Nathalie, entschlossen sich beide demnach dafür, dass Nathalie die Hauptverdiennerin sein würde, denn, wie Claudia sich erinnert: „sie [Nathalie, L.K.] hat gesagt sie ist jünger und möchte aber noch länger (.) Karriere mache“

(72). Für die Zeit ab Pauls Einschulung überlegen die beiden, dass ihr Sohn nachmittags einen Hort besuchen soll. Claudia plant nach eigener Aussage, ihre Stunden wieder aufzustocken und möglicherweise wieder vollzeiterwerbstätig zu sein. (vgl. Z. 74 f.)

Bei der Alltagsorganisation und der Verteilung verschiedenen Tätigkeiten, auch der Erwerbs- und Care-Arbeit, ist für Nathalie und Claudia ausschlaggebend, wer welche Fähigkeiten und Vorlieben habe. (vgl. 251 ff.) Nathalie hat dabei den Eindruck, die Arbeitsteilung des Paares würde sich „ergeben, eher“ (Nathalie, Z. 96), während Claudia meint, sie hätten die Arbeitsteilung ausgehandelt. Beide einigen sich darauf, dass sie zwar nicht explizit verhandelt, aber zumindest über Arbeitsteilung gesprochen hätten. Im weiteren Verlauf des Gesprächs betonen beide Frauen jedoch immer wieder das „sich ergeben“. So formuliert Nathalie in Bezug auf den Alltag etwa:

„Nathalie: Manches is auch einfach so abwechselnd [...]. Also ich mein da, da gibt's ja keine Diskussion.“ (Fam. Clauer, Z. 183 f.)

Insgesamt stellen beide die Arbeitsteilung auf Paarebene als unproblematisch dar. Nathalie findet, dass insgesamt „alles noch im grünen Bereich“ (345) und die Übernahme von Aufgaben „über den Zeitraum betrachtet“ (364) „ausgeglichen“ (364) sei und im „Großen und Ganzen passt“ (351).

Sowohl Nathalies als auch Claudias Eltern wohnen nicht in der Nähe ihrer Kinder und sind außerdem in einem Alter, in dem sie selbst Unterstützung benötigen. Insofern sind sie nicht (unterstützender) Teil des Familienalltags von Nathalie und Claudia. Auch andere Personen, Freund*innen oder Familienmitglieder, die regelmäßig in den Familienalltag eingebunden wären, werden im Gespräch nicht erwähnt. Care-Arbeiten und andere den Haushalt betreffende Arbeiten werden bei den beiden Frauen teilweise ausgelagert, wie oben bereits erwähnt wurde (z.B. Kinderbetreuung, Reinigung der Wohnung, handwerkliche Dienstleistung). Diese Auslagerung oder „Fremdvergabe“ (Claudia, Z. 166) von Arbeiten „leist ma uns dann in dem Sinn“ (173), wie Claudia festhält. (vgl. 162 ff.)

Verhandlung des Arbeitsbegriffs

In der Passage, in der das Arbeitsverständnis, initiiert durch eine Frage der Interviewerin, thematisiert wird, zeigt sich zunächst ein oppositioneller Diskurs. Es dokumentieren sich also offene unterschiedliche Orientierungen, die nicht aufgelöst werden. Die Passage endet mit einer rituellen Konklusion in Form eines Themenwechsels.

Zwei Hauptunterschiede dokumentieren sich bei den beiden Frauen im Sprechen über den Arbeitsbegriff: Der erste Orientierungsrahmen der beiden stellt Erwerbsarbeit und Beruf dar. Dabei zeigen sich unterschiedliche Orientierungen der beiden Frauen in der Bezugnahme auf „das Büro“. Mit der Arbeit im Büro verbindet Nathalie viel Positives, einerseits soziale Aspekte (berufliches Netzwerk und Kolleg*innenhaben), aber auch (prospektive) finanzielle Sicherheit im Alter (vgl. Z. 2161 f.).

Für Claudia ist die Arbeit im Büro ein negativer Horizont, dem sie handwerkliche Arbeit als positiven Horizont gegenüberstellt. Als eine erstrebenswerte Form von Arbeit beschreibt Claudia eine „körperliche“ (Z. 2146), „handwerkliche“ (Z. 2093) Tätigkeit, in der „drauße[n]“ (Z. 2091) gearbeitet wird, wie sich in folgendem Gesprächsabschnitt zeigt:

- „Nathalie: Also ich mein unter Arbeit versteh ich halt irgendwie immer den Beruf, also klassisch gesehen, ne./mhm//(.). Also (.) ich zumindestens.
- Claudia: Bei mir is doppelseitig, wenn Arbeit, die hat so was negatives, Arbeit.
- Nathalie: Mhm.
- Claudia: So, so irgendwas behaftet wo ich sag, äh äh, wenn ich was mach, mach ich's mit Vergnüge, ja so ungefähr, weil macht Spaß. Aber s A-, wenn's in Arbeit ausartet, so ungefähr. (.) und auf der andern Seite hab ich jetzt a erschte Impuls immer wieder (.) wie gsagt ich bin so gern Freigänger drauße (.) Arbeit is für mich holzhacke zum Beispiel, ja, sowas was ich gern mach. Äh, ähm, ähm einfach so Tätigkeite drauße was mit körperlicher Arbeit auch zu tun hat. Deswege auch mit [Beruf], weil mir Schlitze geklopft ham, Leitunge verlegt ham, so was (.) is Arbeit, also so, so so wie ich's kenn, des handwerkliche (.) Arbeite. (.) Und der Rest is so (.) des

is für mich mehr a – bin ich eher n bored out, aber des liegt wahrscheinlich dadran, dass ich’n schnelle Kopf hab, ja so n, n ziemlich schnelle, dass (.) dass des, was in in der Firma is, is so (.) Powerpointpräsentationen du des sin für mich dann fünf Pfeile mal links und fünf Pfeile mal rechts, des is ned so ((Einatmen)) a ned Arbeit, ja. Des is so –

Nathalie:

↳ Also ich mein

Claudia:

↳ Spiel, Spiel

um um irgendwie so Geld zu verdiene, viel, ja. In kurzer Zeit, ja. (.) Oder eher sogar, mir reicht des jetzt an Tätigkeit, an Zeit ja. Da mach ich lieber was schneller un un und des reicht ma dann, des is kei Arbeit, es is einfach nur (.) w – die klassische Arbeit um Geld zu verdienen, ja so.“

(Fam. Clauer, Z. 2080 ff.)

Claudias Verständnis von „Arbeit“ und der zu Grunde liegende Orientierungsrahmen haben bei ihr einen direkten Bezug zu ihrer beruflichen Biographie. Sie stellt das frühere Arbeiten im Freien, das körperliche und handwerkliche Arbeiten, ihrer jetzigen Arbeit im Büro gegenüber, wobei letztere repetitiv und sinnentleert erscheint. Büroarbeit erscheint in erster Linie als etwas Funktionales, ausgerichtet auf finanzielle Entlohnung. Das Büro stellt dabei in mehrfacher Hinsicht den Gegenpol zur handwerklichen Arbeit dar: Im Büro wird drinnen gearbeitet, im Handwerk (in Claudias Beschreibung) draußen. Das erwähnte Produkt der Arbeit erscheint im Büro als flüchtig – die zügig erstellte Powerpointpräsentation wird bald von der nächsten abgelöst. Die verlegten Leitungen hingegen sind beständiger. Die handwerkliche Arbeit erfordert starken Körpereinsatz und Kraft, die Präsentation kann mit einer Hand und ein paar Klicks fertiggestellt werden.

Das „Büro“ stellt dabei möglicherweise einen tradierten negativen Horizont Claudias dar. Claudias Mutter hatte, so erwähnt Claudia, „irgend n Beruf und dann, dann im Büro, und, und den wollt se ned ausführrn“ (884 f.) Ob es sich hier nur um Claudias Assoziationen oder eine spezifische Ablehnung der Büroarbeit durch die Mutter handelt, bleibt im Paarinterview uneindeutig. In Bezug auf die Möglichkeiten, als Handwerkerin zu arbeiten, ergänzt Claudia später:

- „Claudia: Handwerkliche Arbeit [mag ich] halt gern. Des is immer noch so meins, nie ins Büro zu wolle. Aber Handwerk is halt am aussterbe so, so dieses (3) °geh°.
- Nathalie: °Ja°.
- Y: Mhm.
- Claudia: Da kommt die Gier dazu. (2) °Irgend- da dick Geld zu mache.°
- Nathalie: Mhm.
- Claudia: °Dann halt als Hobby.°
- Y: Mhm. (4) Mh::
- Claudia: °Mhm.°“
- (Fam. Clauer, Z. 2173 ff.)

Wieder oder hauptsächlich als Handwerkerin zu arbeiten, hält Claudia für nicht umsetzbar. Mutmaßlich spielt Claudia mit ihrer Aussage und dem Zusatz „Da kommt die Gier dazu. (2) °Irgend- da dick Geld zu mache.“ (2180) hier auf finanzielle Aspekte an, die das „Aussterben“ des Handwerks verursachen. Sie selbst beschreibt, dass sie ihren Bürojob macht, um Geld zu verdienen, gleichzeitig legt sie nahe, dass mit handwerklicher Arbeit nicht „dick Geld“ gemacht werden könne. Handwerk als (Vollzeit-)Arbeit um Geld zu verdienen scheint für Claudia also nicht enactierbar beziehungsweise kein realistischer Lebensentwurf zu sein. Inwiefern hier „dick Geld“ also eine große Summe Geld und ein damit verbundener gehobener Lebensstandard oder eher die Möglichkeit, das alltägliche Leben finanzieren zu können, meint, bleibt an dieser Stelle unklar. Der Begriff „Gier“ zeigt aber sehr deutlich, dass Claudia sich vom Drang, viel Geld zu verdienen, abgrenzen will. Für beide Partnerinnen spielen also finanzielle Aspekte hinsichtlich des Begriffes der „Arbeit“ eine Rolle: Während Nathalie hier die positive Assoziation der „Sicherheit“ hat, rahmt Claudia die monetäre Dimension eher negativ, indem sie den Begriff „Gier“ verwendet und darauf verweist, dass ihr die Arbeit um Geld zu bekommen kein Vergnügen bereitet.

Aus dem Gespräch mit Claudia und Nathalie geht nicht hervor, warum Claudia sich weiterqualifizierte und den Beruf wechselte. Ob allein finanzielle Überlegungen ausschlaggebend waren oder weitere Aspekte eine Rolle spielten, bleibt unklar. Das „Handwerk“ dient für Claudia jedenfalls als romantische Kontrastfolie und Antagonist zur

Büroarbeit. Diese beiden Arbeitsformen stellen für sie also zwei Pole im Bereich der bezahlten Arbeit dar.

Beide Frauen benutzen den Ausdruck „klassische Arbeit“ und beziehen sich damit auf Erwerbsarbeit. Erwerbsarbeit stellt somit den ersten Orientierungsrahmen dar, erst später werden Formen unbezahlter Arbeit thematisiert. Bei Nathalie ist der Ausdruck „klassische Arbeit“ positiv konnotiert, bei Claudia negativ. „Klassische Arbeit“ bedeutet für sie, keinen Spaß zu haben, gelangweilt zu sein, alles in allem eine entfremdete Arbeit. Durch sie werden Claudias Bedürfnisse nicht befriedigt, der Produktionsprozess ist eintönig und das Produkt ihrer Arbeit bleibt ihr äußerlich. Im weiteren Verlauf des Gesprächs zeigt sich der zweite Unterschied in den Orientierungen der beiden Frauen: Nathalie verfestigt den erwerbszentrierten Arbeitsbegriff der „klassischen Arbeit“, Claudia stellt dem einen allgemeinen Arbeitsbegriff gegenüber. Nathalie assoziiert den Begriff der „Arbeit“ mit „Büro“, „Job“, und „Beruf“. Arbeit sei, „ganz normal//mhm//einfach in, in die Arbeit gehn, ins Büro und da halt irgendwie (.) den//Mhm//Job machen.“ (Nathalie, Z. 2133f.)

Claudia hingegen beschreibt „Arbeit“ auf der Ebene des kommunikativen Wissens als ein „Grundbedürfnis“ des „Mensch[en]“ (Claudia, Z. 2150). Dinge im Haushalt zu erledigen sind etwa für Nathalie keine „Arbeit“, für Claudia hingegen schon:

„Nathalie: Ja und ich mein klar, also w, es is ander –, vielleicht was weiß ich, die (.) Wäsche falten wenn ma jetzt eigentlich keinen Bock mehr drauf hat, des is, würd ich mal nich als Arbeit irgendwie bezeichnen, des muss ma halt machen irgendwie, ne, aber (.) also den B –, ich würd nich auf die Idee kommen, dafür den Begriff Arbeit zu//mhm//verwenden.

Claudia: Doch, s is Hausarbeit.

Nathalie: Ja, aber ich würd nich den, ich würd nich den Begriff Arbeit dafür verwenden. [...] A – wenn Arbeit tatsächlich, also wenn ich mal irgendwie ((Einatmen)) des würd ich dann wahrscheinlich auch=eher mit körperlich verbinden, aber (..) oder halt aber ganz normal//mhm//einfach in, in die Arbeit gehn, ins Büro und da halt irgendwie (.) den//Mhm//Job machen.“

(Fam. Clauer, Z. 2109 ff.)

Hier wiederholt sich die Vorstellung Nathalies von „normaler“ Arbeit als Lohnarbeit und noch spezifischer, Büroarbeit. Jenseits davon könne sie körperliche Tätigkeiten mit dem Begriff der „Arbeit“ verbinden. Am Beispiel des Wäsche Faltens wird dabei deutlich, dass Nathalie die Notwendigkeit des Vorhandenseins ihres eigenen Körpers ausblendet, also die Tatsache, dass zum Wäsche falten, wird nicht auf eine Maschine zurückgegriffen, der eigene Körper zum Einsatz kommt.

Mit den diskursiv entworfenen Arbeitsverständnissen korrespondieren die Beschreibungen von Persönlichkeitseigenschaften der Partnerinnen: Beide Frauen zeichnen in mehreren Passagen das Bild von „Freigeist“ (1371) Claudia und dem eher „Sicherheit“ (2161) liebenden „Kontrollfreak“ (Nathalie, Z. 1696) Nathalie. Die erwünschten Funktionen von „Arbeit“ sind dementsprechend für die beiden Frauen unterschiedlich: Bei Claudia steht die Sinndimension im Vordergrund, sie will sich nicht langweilen, sie will etwas „erschaffe“ (Claudia, Z. 2255). Insofern kann sehr vieles „Arbeit“ sein. Für Nathalie hingegen stehen der Austausch mit anderen, die finanzielle Sicherheit und strukturgebende Arbeitsbedingungen im Vordergrund. Nicht das kreative Ausprobieren, sondern auf Ziele hinarbeiten ist für sie zentral: „ich bin mehr jetzt so halt der (.) keine Ahnung durchstrukturierte Macher, der s – @like horse, go for it@“ (Nathalie, Z. 2164 f.)

Das sich Beziehen auf vermeintliche Persönlichkeitsunterschiede zwischen den beiden Frauen spielt im Laufe des Gesprächs immer wieder eine Rolle. Dabei wird nach und nach deutlich, dass die angenommene Existenz und die Bewertung jener Unterschiede zentrale Bestandteile der Anerkennungsordnung des Paares sind und gleichzeitig in Zusammenhang mit der Arbeitsteilung und der Bewertung unterschiedlicher Arbeiten stehen.

Beschreibung der Anerkennungspraktiken

Wie beschreiben Nathalie und Claudia die paarspezifischen Anerkennungspraktiken, wie wird Anerkennung für die beiden erfahrbar? Für beide drückt sich Anerkennung in einer prinzipiellen wechselseitigen „Grundschtzung“ (2374) und „Grundachtung“ (2373) aus. Sie beschreiben, im Gegensatz zu anderen Familien, keine spezifischen Handlun-

gen, die sie als Ausdruck von Anerkennung interpretieren, sondern verweisen auf diese generelle wechselseitige Anerkennung.

In den Passagen, in denen die Frauen über Anerkennung und Wertschätzung innerhalb ihrer Paarbeziehung sprechen, lässt sich ein univoker Modus der Diskursorganisation feststellen, das heißt, die beiden sprechen wie mit einer Stimme. Sie beziehen sich dabei nicht darauf, *wie* sie Anerkennung oder Wertschätzung zeigen, sondern *was* sie an der anderen Person schätzen. Sie zeigen also ein verbales Doing von Anerkennung, indem sie sich positiv auf die Eigenschaften und die Verhaltensweisen der Partnerin beziehen, Bewunderung ausdrücken und den Wert der Eigenschaften und Verhaltensweisen der Partnerin hervorheben. Wie oben bereits erwähnt wurde, beschreiben sich die Frauen übereinstimmend als sehr unterschiedlich, was sie, so sagen sie, aneinander sehr schätzen. Die Unterschiedlichkeit nehmen beide als wertvoll wahr. So erwähnt Claudia etwa:

„Claudia: Wie=äh (.) für mich unwahrscheinlich tapfer sie [Nathalie, L.K.] vieles durchzieht [...] wo ich sag äh äh jedes Mal, da zieh ich de Hut, ja also so, d- dass se des (.) ähm äh n so Kontinuum reinbringt ((Einatmen)) äh äh oder Struktur innerhalb der Familie (.) des ich (.) m- losgelöster Luftballon, der ich bin, überhaupt ned hab, ja.“
(Fam. Clauer, Z. 2320 ff.)

Das Anerkennen der und die Gleichwertigkeit in der Unterschiedlichkeit stellen die Grundprinzipien der Anerkennungsordnung des Paares dar. Neben der oben erwähnten „Grundschtzung“ (2374) und „Grundachtung“ (2373) spricht Claudia auch davon, dass sie eine „innerliche Wertschtzung“ (2333 f.) für verschiedene Eigenschaften ihrer Frau habe. Nicht expressive Akte von Anerkennung, sondern ein beständiges, stilles Vorhandensein wechselseitiger Anerkennung, wird von den beiden als Merkmal ihrer Anerkennungsbeziehung beschrieben. Claudia bringt diese Grundachtung dabei in Verbindung mit der Ehe. So sage sie sich häufig: „ich weiß wen ich geheiratet hab“ (2372) und verweist damit auf die Ehe als positive, wichtige Institution, die den Rahmen der Anerkennungsbeziehung liefert. Die wechselseitige Anerkennung setzt für Claudia Erkenntnis voraus, nämlich das Wissen darum, wer und

wie die Partnerin ist. Das erwähnen der Eheförmigkeit der Beziehung impliziert zudem eine auf Dauer angelegte Anerkennungsbeziehung, die auch in Krisenzeiten erhalten bleibt. Eine solche Phase beschreibt Claudia kurz zuvor: Nathalies Schwangerschaft. Claudia macht ihrer Frau zuvor das Angebot, „zu mache was sie will @in der Zeit@“ (Claudia, Z. 2348 f.) und renoviert dann, so schildert sie es, mehrfach die Wohnung, räumt Möbel um und dekoriert immer wieder um. Claudia resümiert: „Da hab ich für zehn Jahre gedient in dene neun Monat.“ (Claudia, Z. 2344) Sich trotz dieser Zeiten, in denen es, so geht es aus Claudias Schilderungen hervor, ein empfundenes Fürsorge-Ungleichgewicht zwischen den Partnerinnen gibt, prinzipiell zu achten und zu schätzen, ist ein starker positiver Horizont von Claudia und Nathalie. Die Grundachtung kann auch als von den Frauen angestrebte, unbedingte Anerkennungsform interpretiert werden.

Claudia hält an einer Stelle im Gespräch fest, was ihrer Meinung nach ihre Beziehung zu Nathalie auszeichnet:

„Claudia: Der der der Titel von som Kinofilm find ich so passend für uns. So dieses same same but different. (.) Wo, wo ma sagt, zwei Fraue, zwei-, ja, zwei des aber sind so unterschiedlich, ja wie. Deswege also bei uns is die, die (.) klassische Geschlechterrolle manchmal ja, klar s- gibt's Rolle, klar geht's äh körperliche Überlegenheit, ja stärkere Muskeln aber sonsch was, aber so was is is (.) bei der Vielfalt die's gibt, ja, im im Lebe is des (2) @(.)@ (2) Ja.“ (Fam. Clauer, Z. 2577 ff.)

Die Gleichheit der beiden, das „same“, bezieht Claudia auf das Frau-Sein, die Unterschiedlichkeit auf die im Interviewverlauf immer wieder beschriebenen differierenden Persönlichkeitseigenschaften. Uneindeutig bleibt, wie sich die „klassische Geschlechterrolle“ zum Unterschiedlichsein der beiden verhält. Laut Claudia gibt es unterschiedliche Rollen in ihrer Paarbeziehung und diese Rollen scheinen in der Unterschiedlichkeit der beiden Frauen begründet zu sein, wobei körperliche Merkmale (Muskelmasse) von Claudia relevant gemacht werden. Der Zusammenhang mit der „klassischen Geschlechterrolle“ erschließt sich hier jedoch nicht. Allerdings findet sich diese Aussage Claudias am Ende einer Passage, in der über Elternschaft und die Unterschiedlich-

keit der beiden Mütter im Umgang mit Paul gesprochen wird. Die sich im Gespräch beständig wiederholende Betonung der Unterschiedlichkeit könnte insofern ein Ausdruck des in Kapitel 1.1.3 beschriebenen erhöhten Legitimationsdruck sein, den Familien verspüren, die vom hegemonialen Familienbild abweichen. Für diese Interpretation spricht, dass das positive Hervorheben der Unterschiedlichkeit, gerade in Hinblick auf Elternschaft, im Vergleich der Fälle als eine Besonderheit dieses Gespräches erscheint.

Insgesamt stellen die beiden Frauen ihre Partnerinnenschaft als gelingende Anerkennungsbeziehung dar, der positive Horizont der wechselseitigen Akzeptanz und Achtung und der Wertschätzung der Unterschiedlichkeit ist in ihren Schilderungen eine real gelebte Anerkennungsbeziehung. Etwaige Anerkennungskonflikte werden hier nicht behandelt, treten später aber in Erscheinung.

Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse

Die verbale Wertschätzung der Unterschiedlichkeit rahmt im Interview nicht nur das Sprechen über die Beziehung, sondern auch das Sprechen über Arbeit. Denn die positive Beschreibung der Unterschiedlichkeit beziehen Nathalie und Claudia wiederholt auf verschiedene Formen von Arbeit: Auf den Bereich der Lohnarbeit, auf den Bereich der Hausarbeit und die Betreuung und Erziehung ihres Sohnes. In Hinblick auf die berufliche Arbeit beschreibt Claudia positiv die Disziplin und Struktur Nathalies, während diese wertschätzend hervorhebt, dass Claudia auch in schwierigen beruflichen Situationen nicht aufgebe, sich einen Weg suche und neue Sachen ausprobiere. (vgl. Z. 2406 ff.) Besonders wertschätzend beziehen sich Claudia und Nathalie auf die Unterschiedlichkeit im Bereich des Mutterseins. Hier bewerten sie die wahrgenommene Unterschiedlichkeit in Hinblick darauf, wie sie sich auf ihren Sohn Paul auswirkt. Dabei wird das Wohlergehen ihres Kindes auch als Gradmesser für die Güte ihrer Beziehung herangezogen. Beide teilen die Einschätzung, dass Paul mit nur einer von ihnen „aufgeschmissen“ wäre, wie Nathalie formuliert:

„Also ich glaub wirklich, er [Sohn Paul, L.K.] kann sich schon glücklich schätzen ((Einatmen)) ähm er wäre mit ihr aufgeschmissen und er wäre mit mir wahrscheinlich aufgeschmissen.“ (Fam. Clauer, Z. 2518 f.)

Die Anerkennung der Unterschiedlichkeit findet also zu einem großen Teil vor dem Hintergrund der gemeinsamen Elternschaft statt. Beide Frauen beschreiben sich als sehr unterschiedlich in ihrem Muttersein: Nathalie sei die Strukturiertere der beiden, sie sei „strikt“ (Nathalie, Z. 461). Claudia hingegen sei „mehr für des Experimentelle“ (Claudia, Z. 444) zuständig, so dass Paul bei Claudia auch mal „das Bad flutet“ (455). Allerdings würden die beiden auch versuchen, die Rollen ein wenig zu tauschen, damit keine „bad guy, good guy“ (Claudia, Z. 439) Verteilung entstehe.

Trotz des wiederholten Doing von Anerkennung im Gespräch werden auch Konflikte hinsichtlich der Unterschiedlichkeit der beiden deutlich: Claudia etwa bringt Nathalies Verhalten mehrfach in Verbindung mit dem Begriff „preußisches Nonnekloster“ (2485), was als scherzhafte Abwertung interpretiert werden kann. Und Nathalie erwähnt in Bezug auf verschiedene berufliche Ideen Claudias, die nicht immer (sofort) realisiert würden:

„Nathalie: Des Motzen hab ich jetzt schon (.) relativ gut eingestellt, find ich, also sondern wart auch (.) ich hab auch gelernt ganz gut abzuwarten, weil irgendwie, irgendwas passiert immer, ja.“ (Fam. Clauer, Z. 2476 ff.)

Das „Motzen“ verweist hier auf die frühere negative Anerkennung der Eigenschaften ihrer Frau, auf die sich Nathalie ansonsten positiv bezieht. Und zuvor sagt Nathalie über die beruflichen Ideen ihrer Frau:

„Nathalie: Was ich, was ich immer n bisschen ambivalent find also auf der einen Seite toll, wa– verschiedene Sachen auch angehn, ähm äh da bin halt ambivalent, weil ich n Typ bin der sagt, man muss sie auch zu Ende gehn. Was man jetzt im (.) ne Frage der Definition is, was man unter zu Ende gehen versteht, ne. Also ((Einatmen)) da verstehn wir einfach nich des Gleiche drunter.“ (Fam. Clauer, Z. 2463 ff.)

Nathalie hat also durchaus ambivalente Gefühle hinsichtlich unterschiedlicher beruflicher Herangehensweisen. Diese Ambivalenz zeigt sich auch in Bezug auf die Elternschaft. Denn einerseits bezieht sich Nathalie immer wieder affirmierend auf die Freigeistigkeit und Kreativität Claudias im Umgang mit Paul. Gleichzeitig scheint Nathalie auch hier Vorbehalte zu haben. So soll Paul, der im nächsten Jahr eingeschult wird, nach der Schule einen Hort besuchen, um dort seine Hausaufgaben unter Aufsicht zu erledigen. Claudia hatte zwar angeboten, in Teilzeit zu arbeiten, mittags nach Hause zu kommen, für Paul zu kochen und mit ihm Hausaufgaben zu machen (vgl. 1655 ff.). Nathalie lehnte dieses Angebot aber ab, denn „es hätte mich dann auch noch gestresst die Vorstellung, dass sie die Hausaufgaben nicht in meinem Sinne macht, ne.“ (Z. 1702 f.) Neben dem mangelnden Vertrauen darin, dass die Hausaufgaben in Nathalies Sinne erledigt würden – auf Grund von Claudias Persönlichkeit – scheint hier aber noch eine andere Dynamik eine Rolle zu spielen, wie der folgende Gesprächsabschnitt zeigt:

„Claudia: Weil ich’ s kenn, also dass ich dann da äh mit der Teilzeit weitermach (.) un es reicht ja dann, dass ich koch un, un, (.) un er direkt hierher kommt. Aber da gab’s ja auch mit –

Nathalie: Ja, ja, da bin ich dann eifersüchtig, ne.
@also (.) s-@

Claudia: ↳ Des is dann auch zwei Fraue is halt scho a spezielle
Thema.

Nathalie: Ja, des is halt dann auch schwierig, ja.

Claudia: Dass du gesagt hast, des mag ich nich, bin eifersüchtig.

Nathalie: †Mhm, mhm.

Claudia: Was ich nachvollziehe kann, ja. (.) Weil ich bin ja eigentlich die Mutter.

Nathalie: Mhm.

Claudia: Und des sind andere Theme wieder, wo'n Mann dann sage würd, ja dann geh ich arbeite. Und nimmt's an“.

(Fam. Clauer, Z. 1660 ff.)

Negative Emotionen werden hier ganz explizit angesprochen, die Eifersucht der Mutter / Mütter aufeinander kann legitimerweise zum Thema

gemacht werden. Interessant ist Claudias Interpretation, dass es in einer Beziehung zwischen Mann und Frau nicht zu ähnlichen Konflikten hinsichtlich der Arbeitsteilung kommen würde und dass Eifersucht hier mutmaßlich keine Rolle spielen würde. Tatsächlich wird in den anderen Familiengesprächen die Eifersucht der Väter auf ihre Partnerinnen nicht thematisiert. In Kombination mit Claudias Aussage, sie sei die Mutter und dem ausbleibenden Widerspruch Nathalies, erscheint die Sequenz als Orientierung an einem heteronormativen Familienbild (vgl. 1.1.3). Die Aushandlung der Verteilung von Care-Arbeit und Lohnarbeit wird von Claudia nicht nur als Besonderheit von Familien gelesen, die vom hegemonialen Familienbild abweichen, sondern geschlechtsspezifisch („zwei Frauen“) interpretiert. Was vor allem Claudia, aber auch Nathalie, ablehnen – das Streiten und Diskutieren über Arbeitsteilung – erscheint in Claudias Aussage in einer Beziehung zwischen Mann und Frau als nicht existent. Was Claudia als „Angebot“ bezeichnet, würde von einem Mann auch als solches angenommen werden. Bei zwei Frauen hingegen ist klärungsbedürftig, wer „eigentlich die Mutter“ ist und insofern den überwiegenden Teil der unbezahlten Care-Arbeit übernimmt. Zudem erscheint Elternschaft hier als Privileg und es stellt sich die Frage, wer wie viel Zeit mit dem gemeinsamen Kind verbringen darf. Am Beispiel des Hortes zeigt sich ein zweifaches Doing negativer Anerkennung / Missachtung in Bezug auf Elternschaft: Erstens spricht Claudia ihrer Frau implizit ab, eine Mutter zu sein. Zweitens stellt Nathalie Claudias Fähigkeiten als Mutter in Frage und präferiert die Betreuung außer Haus. Dabei wird implizit auch eine Leistungsdimension sichtbar: Es scheint implizit nicht nur die Frage durch, wer „eigentlich“ die Mutter ist, sondern wer die „bessere“ Mutter ist.

Immer wieder zeigt sich jedenfalls, dass die Unterschiedlichkeit Nathalies und Claudias durchaus auch zu Konflikten führt und führte – sowohl in Bezug auf Elternschaft als auch in Bezug auf berufliche Arbeit sowie Arbeiten an und im Haus. Im Doing der Anerkennung zeigen sich dabei positive Affirmationen hinsichtlich der Art und Weise, wie die Partnerin arbeitet, gleichzeitig aber auch Abwertungen. Die vermeintliche Unterschiedlichkeit der Frauen stellt sich also in verschiedenen Bereichen von Arbeit als ambivalentes Anerkennungsprinzip dar.

Im Hinblick auf die arbeitsbezogenen Anerkennungsstrukturen der Eltern Nathalie und Claudias lässt sich ein Spannungsfeld rekonstruieren: Beide Frauen beschreiben im Rahmen eines univoken Diskurses, wie sie sich von den Anerkennungs- und Wertstrukturen ihrer Eltern abgrenzen: Bei Nathalies Eltern stehen „Prestige“ (2207), für eine Firma mit „Namen“ (2199) zu arbeiten, damit auch einen „soliden Arbeitgeber“ (2225 f.) und „Sicherheit“ (2207) zu haben im Vordergrund. Auch eine gewisse „Wertigkeit“ (2208) des Jobs sei ihren Eltern wichtig. Anerkennung für Arbeit dreht sich dabei nur um produktive Arbeit.

Claudia beschreibt in Bezug auf ihre Eltern keine spezifischen Anerkennungswerte, wie dies bei Nathalie der Fall ist, sondern einen generellen Mangel an Anerkennung. Dabei bezieht sie das empfundene Anerkennungsdefizit vor allem auf ihre Mutter, die Rolle des Vaters bleibt unklar, er tritt als meist passiver Bestandteil der Erzählungen auf. Anerkennungserwartungen und -enttäuschungen konzentrieren sich bei Claudia auf die Mutter. Claudia beschreibt sehr drastisch: „°Kann ich gar nix spürn an der Ecke. (.) Wertschätzung.“ (2240 f.) Dieses Anerkennungsdefizit beschreibt sie einerseits mit Vergangenheitsbezug hinsichtlich ihrer schulischen und beruflichen Leistungen und Ambitionen. Claudia sei, so sagt sie, sehr gut in der Schule gewesen, hätte mehrfach Klassen übersprungen. Ihre Mutter habe sie zwar gelobt, wenn sie erfolgreich war, hätte aber eine enorme Erwartungshaltung gehabt und sie bei jedem Misserfolg als „zu faul“ (2243) bezeichnet. Zudem habe sie Claudias akademische und berufliche Ambitionen nicht im selben Maße unterstützt wie die ihrer Brüder, die Abitur machen sollten. Denn Claudias Mutter sei davon ausgegangen: „Ja du wirsch ja vermutlich sowieso eh dann mal heirate oder nich? Un, un, und dann so mittlere Reife reicht.“ (965 f.)

Der empfundene Mangel an Anerkennung in der Eltern-Kind-Beziehung weist also eine geschlechtsspezifische Dimension auf und ist an ein heteronormatives Familienbild mit komplementären Geschlechterrollen gekoppelt.

Neben dieser mangelnden Anerkennung in der Vergangenheit beschreibt Claudia auch ein von ihr empfundenes Anerkennungsdefizit im Rahmen des sich Kümmerns um ihre Mutter (im Garten helfen, einkaufen, etwas reparieren). Vor allem für diese „dienende Arbeit“ (2234),

also alle Hilfeleistungen gegenüber ihrer Mutter, empfindet Claudia einen starken Mangel an Anerkennung oder Wertschätzung. Auch habe ihre Mutter „kein Interesse“ (2237) an ihr. Dieses gleicht sie mittlerweile aus, indem sie sich selbst „Wertschätzung [...] gebe[n] kann“ (2258). Ein Mangel an externer Anerkennung wird von Claudia also, so sagt sie, durch Selbstanerkennung ausgeglichen.

Nachdem Nathalie und Claudia sich von den Wert- und Anerkennungsstrukturen der Eltern abgegrenzt haben, entwerfen sie eigene Anerkennungsprinzipien als positiven Horizont: Leistung und Status im Bereich der Lohnarbeit ergänzt Nathalie um ehrenamtliches Engagement, etwas „über die Arbeit hinaus“ (Nathalie, Z. 2210) zu machen. Lohnarbeit stellt hier wieder die eigentliche Arbeit dar, die Basis. Andererseits findet sie es auch toll, wenn ein Mensch „in den klassischen Jobs“ (Nathalie, Z. 2222) „Kraft seiner Persönlichkeit“ (Z. 2223) Ziele verfolgt. Nathalie entwirft also ein ganzheitliches Gegenbild zu ihren Eltern: Nicht Status und Prestige stehen hier im Vordergrund, sondern die Person als Ganzes, die sich für etwas einsetzt, sei es im Rahmen bezahlter oder unbezahlter Arbeit. Allerdings zeigt sich in ihrer klaren Erwerbsorientierung, der positiven Bezugnahme auf ihren Job und der Relevanz, die der schulische Erfolg ihres Sohnes hat, eine teilweise Tradierung der arbeitsbezogenen Anerkennungswerte. Auch Claudia beschreibt wie ihre Frau ehrenamtliches Engagement und „auch was für die Gesellschaft zu mache“ (Z. 2265) als positiv und anerkennenswert. Dabei steht erneut Claudias Arbeitsverständnis im Mittelpunkt: Claudia will „Sinn“ (Z. 2256), etwas „erschaffen“ (Z. 2255) und Zufriedenheit beziehungsweise „zufriedengestellt“ (Z. 2264) und „erfüllt“ (Z. 2252) sein. Als ein Beispiel, bei dem sie auch „körperlich“ (Z. 2286) etwas „umgesetzt“ (Z. 2286) hat, nennt sie etwas „gfließt“ (Z. 2287) zu haben.

Claudia und Nathalie entwerfen also die arbeitsbezogenen Wert- und Anerkennungsstrukturen der Eltern zunächst als negativen Horizont. Gleichzeitig dienen ihnen die Eltern auch als positiver Horizont. Dieser positive Horizont entfaltet sich in der Beschreibung des Geschlechterverhältnisses der Eltern. Sowohl Nathalie als auch Claudia beschreiben, dass ihre Mütter mit der Geburt der Kinder aus der Erwerbstätigkeit ausstiegen. Weder bestand demnach die Notwendigkeit eines zweiten Einkommens, noch zeigten die Mütter eine eigene

starke Erwerbsorientierung (vgl. Z. 829 ff.). Auf die komplementäre Arbeitsteilung ihrer Eltern beziehen sich sowohl Nathalie als auch Claudia positiv. Nathalie und Claudia berichten wertschätzend davon, dass ihre Mütter sie nach der Schule mit einem Mittagessen erwarteten und umsorgten (vgl. Z. 1544 ff und 1601 ff.) Nathalie sagt:

„Nathalie: Aber wenn man jetzt von seinen al- von seiner äh (.) von, von der eigenen Kindheit ausgeht, und wie gesagt, es wäre weder des finanzielle noch des abhängige, noch des ähm (.) Job und sonstige Themen, man wär komplett out of space und könnt sich des (.) frei einteilen ähm, würd ich trotzdem sagen, es ist schön wenn man nach der Schule nach Hause kommen kann. (..) Also fand ich schon auch schön, des Modell (.) heimzukommen und dann zu erzählen und dann halt Hausaufgaben zu machen ((Einatmen)) ähm äh auch so'n bisschen sich behütet zu wissen, dass die angeguckt werden, ja. Und dann halt wirklich um (.) drei oder was raus und dann ist des Thema auch durch, ja und dann irgendwie mit Freunden spielen und so des ist natürlich, des ham die alles//mhm//nich mehr, ne.“ (Fam. Clauer, Z. 1601 ff.)

Das sich geborgen fühlen, die Gespräche mit der Mutter, das selbst gekochte Mittagessen und die Hilfe bei den Hausaufgaben stellen für beide Frauen einen sehr positiven Horizont dar. Die Mütter sind in diesen Beschreibungen fürsorglich, kümmern sich um das körperliche und seelische Wohlergehen der Kinder. Durch ihre Fürsorge vermitteln sie eine Form von Anerkennung, die anerkennungstheoretisch als „Liebe“ bezeichnet werden kann. Gerade bei Claudia ist dabei der Widerspruch zur vorherigen Beschreibung der Anerkennungsbeziehung zu ihrer Mutter frappierend. Nathalie bezieht sich wertschätzend auf die Fürsorge ihrer Mutter, hält aber die komplementäre Arbeitsteilung hinsichtlich ihres eigenen Familienlebens für nicht realisierbar.

Claudia bezieht sich auch an anderer Stelle positiv affirmierend auf die traditionelle Arbeitsteilung ihrer Eltern. Dabei stehen nicht die eigenen positiven Erfahrungen, sondern die Partnerschaft ihrer Eltern im Vordergrund. Diese beschreibt sie als gleichberechtigte Beziehung.

„Claudia: Und meine Vater hat des nie genutzt oder ausgenutzt [...] sondern zum Beispiel des was er erwirtschaftet hat, an an Geld hat er gesplittet in zwei Teile (.) un er hat sich um (.) Haus, Auto und so weiter gekümmert und, un hat die Hälfte vorneweg äh meiner Mudder auf de Tisch gegebe, des ganze Monatsgehalt (.) ähm un, un, a – also die Hälfte und hat gsagt, hier, du machsch Kinder un, un versorgsch dann n Haushalt. Also die Splittung ham se ghabt. Und des empfand ich über sie (.) also sie, sie vermittelt des//Mhm//ja, den Wert, (.) als wertvoll.“ (Fam. Clauer, Z. 910 ff.)

Eine mögliche Abhängigkeit der Mutter vom Vater empfand Claudia nie. Im Gegenteil beschreibt sie die Beziehung sogar in gewisser Hinsicht als „emanzipatorisch“ (922), denn ihr Vater hätte sich in den Bereich des Haushalts und der Kindererziehung nicht eingemischt, auch nicht in finanzielle Entscheidungen der Mutter (918 ff.). Es hätte keine Kämpfe zwischen den Eltern gegeben, sondern ein „Miteinander“ (930). Die empfundene Gleichwertigkeit der Eltern in der traditionellen Arbeitsteilung ist für Claudia ein positiver Horizont. Was ihre Eltern ihr „vorgelebt“ (928) haben, will sie auch umsetzen. Dabei sind Paare, die sich um die Arbeitsteilung streiten, auch wenn dies in einer egalitären Arbeitsteilung mündet, ein negativer Horizont: „Beide gehen arbeite un es is unterschwellig permanent Krieg.“ (Claudia, Z. 924) Andererseits zeigt auch Claudia Ambivalenzen in der Beschreibung der Arbeitsteilung ihrer Eltern. Die Tatsache, dass ihre Mutter nach der Geburt der Kinder nicht berufstätig war, setzt sie in Bezug zu den schlechten Leistungen ihre Mutter in der Schule und der Ausbildung. Die Entscheidung ihrer Mutter, Kinder zu bekommen, bezeichnet Claudia als „eher Berufsfucht“ (Z. 887). Demgegenüber beschreibt sie sich selbst als prinzipiell erwerbsorientiert und betont vor allem ihre eigenen schulischen Erfolge und ihren Wunsch nach einem höheren Bildungsabschluss, den sie später auch in die Tat umsetzte.

Claudia kommt am Ende den ursprünglichen Visionen ihrer Mutter in Teilen recht nahe – sie hat geheiratet und die Erwerbstätigkeit stark reduziert, um ihr Kind betreuen zu können. Ihr ist die Gleichwertigkeit ihrer Care-Arbeit mit der Erwerbsarbeit ihrer Partnerin dabei sehr wichtig. Bei ihren Eltern deutet Claudia das freie Verfügen

über das Einkommen als Form wechselseitiger Achtung und gleicher Anerkennung für die von den Eltern geleistete bezahlte und unbezahlte Arbeit. Allerdings gibt es in der Beziehung der Eltern – abgesehen von der rechtlichen Rahmung durch die Ehe – keine Formalisierung der Gleichwertigkeit der Arbeit. Claudia hingegen wollte für das berufliche Zurückstecken im Gegenzug eine formale Absicherung haben:

„Claudia: Es war so Pfrundsicherung wo ich gsagt hab vorneweg, wie sieht's wenn ma uns a Wohnung anschaffe, //Mhm//wenn ma die absplitte, hab ich gsagt äh, Voraussetzung, ich will, hab ich gsagt, des will ich glei am Ofang, deswegen die Streiterei (.) schriftlich wenn ich kürzer tret, dass ich da mietfrei wohne darf bis zum Lebensende, ja, wenn's sein muss, dass ich wirtschaftlich– hab ich gsagt, jetzt schon.“

(Fam. Clauer, Z. 1274 ff.)

Mit der Verwendung des Begriffes „Pfrund“ verweist Claudia darauf, dass sie eine Form der finanziellen Absicherung (Einkommen) für den beruflichen Verzicht erwartet. Der selbstverständlichen Grundachtung, dem wechselseitigen sich schätzen wird hier eine formalisierte Anerkennungsform gegenübergestellt, die die Gleichwertigkeit der Beiträge der Partnerinnen symbolisch garantiert. Symbolisch deshalb, weil die schriftlich getroffene Vereinbarung nach Einschätzung von Claudia (widersprüchlicherweise?) „juristisch ned haltbar“ (Claudia, Z. 1279) ist.

Neben der gleichwertigen Anerkennung unterschiedlicher Arbeit zeigt sich im Gespräch auch ein Egalitätsanspruch hinsichtlich der Elternschaft. Wie Claudia bereits zu Beginn des Gespräches klarstellt, nehmen die beiden Mütter nach Pauls Geburt gemeinsam ein Jahr Elternzeit, damit von Beginn an „beide gleiche Chancen, gleiche Rechte haben auf's Kind“ (Claudia, Z. 66). Der Anspruch der gleichen Chancen und Rechte auf Paul zeigt sich auch darin, dass Nathalie Eifersucht empfände, wenn Claudia nach der Schule die Betreuung Pauls übernehme. Die prospektive Eifersucht überwiegt dabei das Bedürfnis, dem eigenen Kind die nachschulische mütterliche Fürsorge und Geborgenheit zu ermöglichen, die beide Frauen als so wertvoll empfinden. Dabei dokumentieren die Erinnerungen an die eigene Kindheit Vorstellungen idealer Mütterlichkeit, nämlich die der anwesenden, fürsorglichen Mutter.

Die Väter Nathalies und Claudias hingegen bleiben in den Erzählungen eher im Hintergrund.

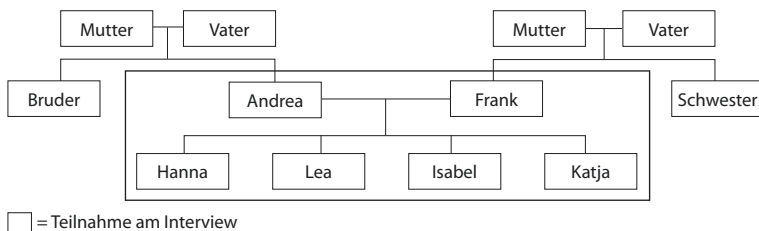
Das paarinterne Geschlechterverhältnis wird vor einem negativen Horizont (Bekannte, die sich um Kinder und Haushalt streiten) und einem positiven Horizont (die eigenen Eltern) verhandelt. Im Sprechen über die Eltern dokumentiert sich die Idealisierung einer komplementären, geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung unter Ausblendung der implizierten Machtgefälle. Teilweise zeigt sich hier die von Nay (2017) beschriebene Idealisierung und der Versuch einer Anpassung an ein heteronormatives Familienbild statt. Ebenso wie bei den von Nay beschriebenen Paaren bietet sich hierin für Claudie und Nathalie die Option auf „Zugehörigkeit und Dauerhaftigkeit“ (Nay 2017: 322). Denn eine auf Dauerhaftigkeit angelegte Familie ist für beide Partnerinnen ein positiver Horizont, den sie von einigen Negativbeispielen aus ihrem Umfeld abgrenzen. Dabei findet aber keine komplette Anpassung an ein heteronormatives Familienbild statt, denn Claudia und Nathalie werden von diesem Bild einerseits angezogen, andererseits abgestoßen. Der Anspruch der gleichen Rechte aufs Kind und das empfundene Privileg der Elternschaft stehen der praktischen Angleichung an eine durchgehend komplementäre Arbeitsteilung im Weg. Im Erzählen über die eigene Kindheit und der Legitimation der davon abweichenden eigenen Lebensrealität wird ein Bedauern spürbar, das trotz gegenteiliger wechselseitiger Versicherungen – Kita und Hort schadeten Paul nicht, es gefalle ihm gut in der Einrichtung – nicht aufgelöst wird.

Im Gespräch mit Familie Clauer dokumentiert sich Egalität als zentrales Thema, das den Zusammenhang zwischen Arbeit und Anerkennung vermittelt: Einerseits durch die angestrebte Gleichwertigkeit von Care-Arbeit und Erwerbsarbeit, andererseits durch die verbale Anerkennung unterschiedlicher Persönlichkeitseigenschaften, die als wertvoll für die Beziehung sowie verschiedene Dimensionen von Arbeit wahrgenommen werden. Die beständige Wiederholung der als positiv wahrgenommenen Unterschiedlichkeit kann dabei ein Ausdruck des möglicherweise größeren Legitimationsdrucks sein, den Familie Clauer als „Regenbogenfamilie“ empfindet, was, wie Jurczyk et al. (2014) vermuten, zu einer Überinszenierung der guten Elternschaft nach Außen (hier: gegenüber der Interviewerin) führen könnte (vgl. 1.1.3 und 1.1.5).

Im Sprechen über Arbeit zeigen sich Differenzen zwischen den beiden Frauen. Das Spannungsfeld von Büro und Handwerk, von Erwerbszentrierung und angestrebter Ganzheitlichkeit wird durch die demonstrative Wertschätzung der unterschiedlichen Persönlichkeiten gerahmt, die mit den Arbeitsverständnissen korrespondieren. Gleichzeitig zeigen sich vermittelt durch die Unterschiedlichkeit auch Anerkennungskonflikte, dann nämlich wenn die Unterschiedlichkeit zu unterschiedlichen beruflichen und erzieherischen Herangehensweisen führt, die für eine der Partnerinnen nicht akzeptabel sind, weil sie in Konflikt mit anderen Werten (etwa schulischer Erfolg) stehen. Egalität ist zudem ein wichtiger Aspekt in Bezug auf Elternschaft: Sich als Personen mit gleichen Rechten auf das Kind anzuerkennen, ist Bestandteil der paarinternen Anerkennungsordnung – dies beinhaltet auch „Kämpfe“, wie sich am Beispiel des Hortes zeigt. Charakteristisch für den Fall ist, dass die beiden Frauen immer wieder positiv affirmierend die Unterschiedlichkeit der Mütter in Stellung bringen, welche als wertvoll für das Kind empfunden wird. Jene Unterschiedlichkeit wird dabei als eine dargestellt, die *trotz* derselben Geschlechtszugehörigkeit besteht. Nathalie und Claudia sind „same same but different“.

5.3.4 Familie Dallmer: Ringen um ein bildungsbürgerliches Leistungsverständnis

Abbildung 6: Familie Dallmer



Quelle: Eigene Darstellung

Lebens-,Arbeits- und Interviewsituation

Familie Dallmer lebt in einer süddeutschen Großstadt und nimmt mit zwei Generationen und sechs Personen am Familieninterview teil: Frank, seine Ehefrau Andrea und die gemeinsamen Kinder Katja, Isabel, Lea und Hanna. Hannas Beteiligung am Gespräch war zunächst nicht eingeplant, sie nimmt an dem Tag aber spontan teil. Frank und Andrea sind Anfang fünfzig, die beiden älteren Töchter Katja und Isabel Anfang zwanzig, Lea ist achtzehn und Hanna zwölf Jahre alt. Frank arbeitet Vollzeit in einer mittleren bis hohen Führungsposition, die auch Reisetätigkeiten beinhaltet, Andrea arbeitet 50 Prozent. (vgl. 295 ff.) Lea und Hanna besuchen noch die Schule, Lea jobbt zusätzlich. Katja und Isabel studieren beide, Katja hat einen Nebenjob, ob Isabel neben dem Studium auch erwerbstätig ist, wird nicht thematisiert. Die beiden älteren Töchter sind bei den Eltern ausgezogen und wohnen zusammen in einer Wohngemeinschaft. Lea steht zum Zeitpunkt des Interviews kurz vor ihrem Schulabschluss.

Das Gespräch dauert ungefähr zwei Stunden und findet bei der Familie zu Hause statt. Die Kontaktaufnahme und Terminabsprache vor dem Gespräch findet über die älteste Tochter Katja statt. Das Gespräch verläuft lebhaft, mit größeren Diskussionspassagen. Die beiden jüngeren Töchter Lea und Hanna beteiligen sich insgesamt weniger am Gespräch als die restlichen Familienmitglieder. Im Gespräch werden vor allem Konflikte (auch die Vergangenheit betreffend) auf Paarebene deutlich, aber auch zwischen den Eltern und den beiden älteren Töchtern gibt es im Gespräch Meinungs- und Deutungsunterschiede.

Familiärer Hintergrund: Herkunft und Bildung

Alle Familienmitglieder sind in Süddeutschland geboren und aufgewachsen. Frank hat ein abgeschlossenes Fachhochschulstudium im technischen Bereich, Andrea studierte und promovierte im Bereich Geisteswissenschaften und arbeitet als Lehrerin. Die beiden älteren Töchter haben beide Abitur gemacht und studieren aktuell, Lea steht kurz vor dem Fachabitur und die jüngste Tochter Hanna besucht ein Gymnasium. Andrea erwähnt im Gespräch, dass sie selbst aus einer „einfachen Arbeiterfamilie“ (2427) stamme. Insofern sei es für sie selbst „nich selbstverständlich“ (2428) gewesen, das Gymnasium zu besuchen und zu studie-

ren. Frank wächst bei seiner alleinerziehenden Mutter auf, seine Eltern trennen sich, als er noch klein ist. Seine Mutter bricht ihr Studium ab, ihr gelingt später allerdings auch ohne Studium der Quereinstieg in den Lehrer*innenberuf. Kontakt zu seinem Vater scheint Frank in seinem Leben kaum zu haben, und Andrea sowie die Töchter haben Franks mittlerweile verstorbenen Vater nie kennengelernt (Z. 96 ff.).

Arbeitsteilungen und familiäre Organisation der Aufgaben

Mit der Geburt des ersten Kindes scheidet Andrea für einige Jahre aus dem regulären Berufsleben aus. Sie betreut ihre Töchter zu Hause, auch, wie sie sagt, weil es damals keine Betreuungsmöglichkeiten für kleine Kinder gibt. Während dieser Zeit promoviert sie aber und arbeitet ab und zu als „Aushilfe“ (252). Nachdem die drittgeborene Tochter in den Kindergarten kommt, beginnt Andrea wieder in Teilzeit zu arbeiten, bis die jüngste Tochter geboren wird und Andrea wieder drei Jahre in Elternzeit geht. Danach arbeitet sie fünfzig Prozent. (vgl. 244 ff.) Andrea erkrankt zwischendrin schwer, wodurch sie teilweise wochenlang nicht zu Hause ist und ihre Kinder stärker in den Haushalt und die Betreuung der jüngeren Geschwister einbezogen werden. (1457 ff.) Insgesamt ist Andrea, wie sie und Frank schildern, in der Vergangenheit überwiegend für Kinderbetreuung (auch „Fahrdienste“ zu verschiedenen Terminen, mit den Kindern Hausaufgaben machen und Lernen etc.) und den Haushalt zuständig. Wie viel Frank in dieser Zeit am Haushalt beteiligt ist (zum Beispiel durch Kochen und Einkaufen), darüber sind sich die beiden älteren Töchter und ihr Vater nicht einig (1705 ff.). Aber auch die frühere Beteiligung der Töchter am Haushalt wird von Frank und Katja unterschiedlich eingeschätzt. So meint Katja, sie und ihre Schwestern hätten mit zunehmendem Alter immer mehr „im Haushalt mitgeholfen“ (1225), ihr Vater ist sich diesbezüglich nicht sicher. Frank arbeitet Vollzeit und ist mitunter tage- oder auch wochenlang auf Dienstreisen. Diese Arbeitsteilung führt bei Andrea teilweise zu großer Unzufriedenheit. (295 ff.) Für die reproduktiven Arbeiten gibt es mitunter noch Putz- und Betreuungshilfen. Auch Andreas Eltern sind mit in den Alltag der Familie eingebunden und unterstützen laut den Erzählungen der Familie viel bei der Betreuung der Kinder und Arbeiten am und im Haus.

Als Andrea wieder als Lehrerin zu arbeiten beginnt, bringt ihr Ehemann die Kinder häufig in den Kindergarten und die Schule, und Andreas Mutter holt die Kinder öfters aus dem Kindergarten oder der Schule, beziehungsweise vom Bus ab. (654ff.) Andreas Eltern, die in der Nähe wohnen, kommen zudem, als die Kinder klein sind, ein bis zweimal in der Woche zur Familie nach Hause. Andreas Mutter bringt dann Mittagessen für die Familie mit, nachmittags erledigt sie anfallende Haushaltsarbeiten während Andreas Vater sich um Reparaturen am Haus kümmert. Auch bei der kompletten Renovierung des Hauses waren Andreas Eltern maßgeblich beteiligt. Mittlerweile ist Andreas Vater verstorben, und Andreas Mutter kommt weniger unter dem Aspekt des Helfens zu Besuch, als vielmehr um Zeit mit der jüngsten Enkeltochter zu verbringen (vgl. 52 ff.; 765 ff.)

Aktuell findet Andrea, dass es mit dem Älter werden der Kinder viel weniger zu tun gebe und „viel entspannter“ (1706) sei. Laut Andrea und Frank teilen sie sich das Kochen – Andrea koche unter der Woche, Frank meist am Wochenende. Auch das Einkaufen übernehmen beide, Frank oft die Wochenendeinkäufe. (vgl. 1705 ff.) Ebenso aufgeteilt werden die verbleibenden Arbeiten, zum Beispiel bürokratische Arbeiten und alles, was rund um Haus und Auto erledigt werden muss (Wertstoffhof, Reparaturen, Steuern etc.). (vgl. 2135 ff.) Allerdings gibt es Dinge, die Frank nicht machen will und deshalb auch nicht macht: Putzen und Bügeln. Wenn es Dinge gibt, bei denen ihre beiden älteren, bereits ausgezogenen Töchter Unterstützung benötigen, kümmern sich beide Elternteile darum (vgl. 3875 ff.). Bei Katja und Isabel in der WG teilen sich die beiden den Haushalt untereinander auf, ohne viel darüber zu reden, wie sie meinen. Katja wischt demnach die Böden und putzt das Bad, Isabel putzt die Küche und ihre Mitbewohnerin entsorgt den Müll. (vgl. 1948 ff.)

Die frühere geschlechtsspezifische Arbeitsteilung Andreas und Franks auf Paarebene ergibt sich laut Andrea damals, ohne dass das Paar diese Arbeitsteilung diskutiert oder besprochen hätte, wie Andrea meint:

„Andrea: Damals war des auch so ganz üblich, es war auch so für mich gar keine Frage, (.) dass ich erst Mal (.) ähm zu Hause bleibe“ (Fam. Dallmer, Z. 246 f.)

Allerdings entwickelt sich die Arbeitsteilung bei Frank und Andrea auf Paarebene über die Jahre als etwas, das laut Andrea „immer wieder neu ausgehandelt werden muss“ (1814), wobei es viel darum gehe, „wer macht mehr“ (1821)? Die unausgesprochene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist also einem permanenten Aushandlungsprozess gewichen.

Katja und Isabel hingegen betonen, dass bei ihnen die Organisation des Haushaltes ohne große Diskussionen, Aushandlungen und Streitigkeiten auskomme. Sie und ihre Mitbewohnerin haben zwar spezifische Aufgaben, diese scheinen aber nicht in Stein gemeißelt zu sein. Wer was macht, wird demnach überwiegend durch die Vorlieben und Abneigungen der Mitbewohnerinnen bestimmt. (1948 ff.)

Die intergenerationalen Fürsorgearbeiten der Großeltern waren immer ein wichtiger Bestandteil der Organisation des Familienalltags. Die Familie hat in der Vergangenheit für reproduktive Arbeiten neben der regelmäßigen Unterstützung durch Andreas Eltern viel auf private Haushalts- und Betreuungshilfen zurückgegriffen. So kam immer wöchentlich eine Reinigungshilfe und als die Kinder jünger waren gab es Au-Pairs, die sich um die Betreuung der Mädchen (mit) kümmerten. Andrea und Frank beschäftigen immer noch eine Reinigungshilfe, die wöchentlich kommt (371 ff.; 1398 ff.).

Verhandlung des Arbeitsbegriffs

Der Arbeitsbegriff wird bei Familie Dallmer lebhaft anhand verschiedener Dimensionen diskutiert. Einerseits werden die mit „Arbeit“ verbundenen Emotionen/Affekte in den Blick genommen, die Gefühle Spaß und Vergnügen, Entspannung und Anstrengung werden genannt. Die Familie einigt sich darauf, dass keines dieser Gefühle Arbeit oder Nicht-Arbeit definiere. Deutlich werden aber die Assoziationen der Familienmitglieder hinsichtlich verschiedener Formen von Arbeit: Erwerbsarbeit oder berufliche Arbeit erscheint primär als Arbeit, die Spaß und Freude bereitet. Katja empfindet auch beim Putzen Spaß und Entspannung, was ihre Mutter mit dem Kommentar „süß“ (3333) quittiert. Putzen scheint für Andrea keinen Spaß und Entspannung zu bedeuten, ihre Tochter scheint sie ob derer Gefühlsassoziation als unerfahren und naiv wahrzunehmen. Neben der Gefühlsdimension des Arbeitsbegriffes

werden mehrere mögliche äußere Merkmale von Arbeit thematisiert, etwa der Ort (das Haus zu verlassen oder nicht), zeitliche Rahmenbedingungen (reguläre Arbeitszeiten und zur Verfügung stehende Zeit für eine Aufgabe) sowie Zwang (etwas erledigen und zu Ende bringen zu müssen, auch wenn es keine Freude bereitet). Auch hier sieht die Familie keine eindeutige Bestimmung des Arbeitsbegriffes.

Primär wird der Begriff „Arbeit“ entlang der beiden Polen bezahlter und unbezahlter Arbeit verhandelt. Dabei zeigt sich ein exkludierender Verlauf des Diskurses, das heißt, dass hinsichtlich zentraler Orientierungen keine Übereinstimmung zustande kommt: Während die Eltern sowie die zweitälteste Tochter einen „allgemeinen“ Arbeitsbegriff entwerfen, vertreten die anderen Töchter einen erwerbszentrierten Arbeitsbegriff (auch wenn dieser teilweise widersprüchlich ist). Für die älteste Tochter Katja bedeutet „Arbeit“: „ich geh irgendwo hin (.) leiste da was und bekomme dafür Geld.“ (T1, Z.3269 f.) Das Kriterium der finanziellen Entlohnung, die Örtlichkeit und das nicht weiter bestimmte Kriterium der „Leistung“ sind für sie also ausschlaggebend. Auch ihre jüngere Schwester Lea assoziiert den Arbeitsbegriff mit Lohnarbeit. Sie betont zunächst, dass sie „bis jetzt“ (3347) nicht viel „gearbeitet“ (3347) habe, und ergänzt dann:

„Lea: Ja also zur Zeit ist es halt, finde ich (..) ähm:: (..) die Arbeit während der Schule (..) dass ich (..) Geld verdiene, also (.) ja. (.) Weiß ich nicht, als Kell- also so, so (.) äh Nebenjob. oder so. [...] Und des is so mein eigenes (.) Geld, was ich mir verdienen um halt irgendwie sagen zu können, ich ich spar des irgendwie für was und (..) kann=n dann (.) ja. [...] Also des is dann irgendwie auch was, was ich (.) erarbeitet hab, wo ich hingegangen bin.“ (Fam. Dallmer, Z. 3359 ff.)

Zwar bezeichnet Lea ihre Lohnarbeit als „Nebenjob“, wodurch impliziert wird, dass ihre Hauptbeschäftigung in etwas anderem besteht, nämlich der Schule. Die Vorbereitung auf den Schulabschluss, Klausuren zu schreiben und Vokabeln zu lernen sind für Lea aber keine „Arbeit“: „Schule is Schule irgendwie, des is anders als jetzt (.) mh:: (.) ja, is was anderes.“ (3394) Mit dem Arbeitsbegriff assoziiert Lea Unabhängigkeit und Eigenwirksamkeit. Sie erarbeitet sich ein Stück Frei-

heit, indem sie autonom Geld erwirtschaftet und ausgibt. Wie sich im Gesprächsverlauf zeigt, wird über die oberflächliche Diskussion des Arbeitsbegriffes zwischen Lea und ihren Eltern, vor allem ihrem Vater, ein hintergründiger Konflikt verhandelt, worauf später noch eingegangen wird. Andrea, Frank und Isabel setzen dem erwerbszentrierten Arbeitsbegriff einen allgemeinen Arbeitsbegriff entgegen: Die Eltern nennen Fürsorgetätigkeiten gegenüber ihren Kindern als Formen von Arbeit. Als Beispiele nennt Frank etwa „sorgenvolle Gespräche“ (Frank, Z. 3655) mit den Kindern oder „Erziehungsarbeit“ (Frank, Z. 3659). Isabel und Andrea nennen „Hausarbeit“ (z.B. Andrea, Z. 3596) als Arbeitsform, Isabel ergänzt Lernen fürs Studium. Auch für die Schule zu Lernen ist für Frank, Andrea und Isabel eindeutig eine Form von Arbeit.

Katja, die älteste Tochter, versucht im Laufe des Gespräches den Widerspruch zwischen der Erwerbszentrierung und dem allgemeinen Arbeitsbegriff aufzulösen. Sie verweist auf eine Spannung zwischen dem im Gespräch diskutierten Arbeitsbegriff und dem im Alltag gelebten Arbeitsverständnis der Familie. Der von den anderen beschriebene allgemeine Arbeitsbegriff ist ihrer Wahrnehmung nach ein rein theoretischer, den ihre Familie, vor allem ihr Vater, im Alltag nicht „leben“ (3819) würde. Ihrem Empfinden nach assoziiert die Familie mit „Arbeit“ primär Erwerbsarbeit und schätzt diese auch mehr: „Aber eigentlich ham wir Kopf, dass da doch ne ganz klare Hierarchie is.“ (Z. 3958) Katja schätzt also das Enaktierungspotential eines allgemeinen Arbeitsbegriffes und damit einhergehende gleichverteilte Anerkennungsverhältnisse in der Familie als gering ein. Hier wird also ein Widerspruch zwischen Theorie und Praxis oder zwischen Utopie und Umsetzbarkeit dieser Utopie aufgezeigt. Die zuvor aufgeworfene These, Arbeit sei viel mehr als Erwerbsarbeit, wird also auf ihre Alltagstauglichkeit hin befragt. Frank nimmt darauf Bezug:

„Frank: Nein. Nein, überhaupt, nein, wenn ich (.) die Frage war ja, wie wir Arbeit definieren. [...] Oder wie wir (.) was wir als Arbeit sehen und ich (.) möcht's auch nicht so eingeschränkt und begrenzt sehen (.) dass es ausschließlich mit (.) dem Erwerb (.) zu tun hat. [...] Des is auch (.) ein wichtiger Aspekt (.) äh, die Wirtschaftlichkeit einer Familie, du kannst dir halt keine (.) vier Kinder leisten, wennst k- sie nicht bezahlen kannst.“ (Fam. Dallmer, Z. 3830 ff.)

Während der Vater seiner Tochter verbal widerspricht, performiert er gleichzeitig den von der Tochter thematisierten Widerspruch: Denn zunächst betont er die Wichtigkeit eines allgemeinen Arbeitsbegriffes, um dann die Relevanz von Erwerbsarbeit verbal zu affirmieren.

Dabei illustriert er die Relevanz von Erwerbsarbeit für ihn und seine Familie an folgendem Beispiel:

- „Frank: Und ähm (.) des macht mich auch sehr stolz (.) wenn ich ähm (.) wenn ich mit dazu beitragen kann, dass wir einfach ne sechsköpfige Familie halt (.) ernähren können, in ner Art und Weise, wo ma halt jetzt nich (.) ((Räuspern)) jeden Cent oder Euro 23 Mal umdrehen müssen.
- Isabel: °Was jetzt (unverständlich)?°
- Frank: Des find ich jetzt schon (.) ganz cool. (.) Ehrlich gesagt. (..) Oder wenn die Kinder anrufen und sagen, die Waschmaschine geht nich mehr.
- Isabel: °Oah°.
- Frank: Dann, ja. (.) Und da brauchst nich oah machen, sondern das (.) macht mich (.) du brauchst ja gar nicht oah machen, wenn ich sag, des macht mich stolz (.) äh, dass wir beide da nicht lang überlegen müssen und sagen, was ist des Beste? Reparieren wollen ma's nicht, jetzt fahren ma halt hin, die Andrea sucht dann irgendwie n Sonderangebot raus (.) und dann fahr ma am (.) fahren wir beide (.), machen uns auf'n Weg und (.) kaufen a Waschmaschine. (.) Und (.) des find ich cool. (.) Ja.
- Lea: Wenn man sich so des leisten kann.
- Frank: °Des is wo's da halt, weil d– andere ham (.) Geldsorgen und (.) werden krank wegen Geldsorgen. (.) Ja. (.) Und ich mag krank werden weil ich mich überarbeitet hab. (.) °@(.)@°
- Katja: °@(.)@° @Super.@°
- (Fam. Dallmer, Z. 3868 ff.)

Hier wird die Ambivalenz in Franks Orientierungen deutlich: Obwohl er zuvor reproduktive Arbeiten, auch seine eigenen, verbal aufwer-

tet, orientiert er sich stark an einer männlichen Ernährerrolle. In der Rolle des Familienernährers hat „Arbeit“ für Frank eine identitätsstiftende Funktion, denn sie ermöglicht ihm, Stolz zu empfinden. „Arbeit“ bedeutet dabei gleichzeitig die Ermöglichung eines spezifischen Lebensstandards, wobei er sich von Personen mit „Geldsorgen“ stark abgrenzt. Die finanzielle Sorgenfreiheit ist für ihn ein höheres Gut als die eigene Gesundheit. Einen finanziellen Spielraum zu haben, bedeutet für Frank, fürsorglich sein zu können, auch wenn er diesen Begriff nicht verwendet. Die Fürsorglichkeit des Vaters besteht einerseits darin, zu überlegen: „Was ist des Beste?“ (3882) und zwar (auch) das Beste für die Kinder, und gleichzeitig darin, einen Ersatz zu organisieren, Entscheidungen für seine Kinder zu treffen und sich um alles zu kümmern. Die Waschmaschine erscheint dabei als ein existenziell wichtiger Gegenstand für die Töchter, der Ausfall der Waschmaschine als Krise, auf die schnell reagiert werden muss. In dieser Krise scheinen die Töchter auf die Unterstützung ihrer Eltern angewiesen zu sein, so stellt es Frank dar. Die Abhängigkeit der Kinder von den Eltern wird hier betont, die Fürsorgebeziehung geht also hier nur in eine Richtung und ist gleichzeitig von einer Eltern-Kind-Hierarchie geprägt. Die Differenzierung von Care-Arbeit und Erwerbsarbeit verschwimmt am Beispiel der Waschmaschine. Denn die Erwerbsarbeit ermöglicht erst, sich als Vater (oder als Eltern) gegenüber den Kindern fürsorglich zu zeigen. Gleichzeitig wird damit vom Vater implizit eine Hierarchisierung von Tätigkeiten auf Grund von existenzieller Wichtigkeit für die Familie vorgenommen: Das Wäsche waschen wird nur durch die Waschmaschine ermöglicht, die wiederum durch Lohnarbeit finanziert werden muss. In Franks Schilderungen ist die Lohnarbeit also Bedingung für andere Arten von Arbeit, etwa Hausarbeit.

Trotz Franks starker eigener Erwerbsorientierung und seiner Identifikation mit dem männlichen Familienernährer, argumentiert er auf Ebene des kommunikativen Wissens wiederholt für einen allgemeinen Arbeitsbegriff. Dass er dabei etwas anderes mitverhandelt, wird in folgender Passage deutlich, als er eine These aufstellt und diese mit einem Beispiel veranschaulicht:

„Frank: Also ich glaube ne Arbeit is ähm (.) ne Aufgabe (.) die jemandem (.) also sogn ma Mal (.) zugesdacht ist. [...] Wenn zum Beispiel (.) die Lea jetzt dieses Jahr [...] Abitur machen will, dann is des (.) ihre Aufgabe, für sie (.) des Abitur zu machen und das is mit Arbeit, Lernarbeit, Prüfungsarbeit, (.) kaufen der Mo- Monatskarte, (.) hinfahren (.) ins Klassenzimmer (.), aufstehen in der Früh [...] des sind also viele, viele, viele (.) Arbeitsschritte, die da gemacht werden müssten“
(Fam. Dallmer, Z. 3736 ff.)

Der Aussage Franks wird von seinen Töchtern sofort widersprochen, dabei stellen sie auch die Frage, wer die je spezifischen „Aufgaben“ festlegen würde. Im weiteren Gesprächsverlauf wird deutlich, dass Franks Beispiel mit Leas „Lernarbeit“ nicht zufällig gewählt ist, sondern hintergründig ein Konflikt zwischen Lea und ihren Eltern ausgehandelt wird. Wie oben erwähnt, ist Lea ihr Job und das selbstverdiente Geld sehr wichtig, sie sieht ihren Job als eigentliche „Arbeit“ und investiert darin viel Zeit und Energie. Ihre Eltern jedoch wollen, das zeigt sich an mehreren Stellen, dass Lea sich stärker auf ihren Schulabschluss konzentriert, was zu einigen Spannungen führt. Während sich Lea Autonomie erhofft, will vor allem Frank Einfluss auf die Entscheidungen und Prioritäten seiner Tochter nehmen. Dass beide Elternteile davon ausgehen, ihre Tochter werde nach dem Abschluss studieren, deutet sich an mehreren Stellen an, wird aber nicht explizit ausgesprochen. Zwischen den Eltern und Lea dokumentiert sich jedenfalls ein Anerkennungskonflikt aufgrund unterschiedlicher Wertehorizonte.

Mit dem Arbeitsverständnis verhandelt die Familie, das zeigt sich am Beispiel von Lea, also auch Beziehungen. Dass dabei auch Geschlechterverhältnisse eine Rolle spielen, zeigt sich etwa in folgendem Gesprächsausschnitt:

„Andrea: Wie du gefragt hast, was ist Arbeit, dass ich zuerst hier gedacht hab, so Hausarbeit, ja. (.) also (.) für mich is des nich nur begrenzt auf Erwerbsarbeit, sondern wirklich viel, viel viel umfassender.

Hanna: Ja, ich find des is dann ne andere Arbeit.

Andrea: Nö, muss ich echt sagen (.) find ich auch gar nicht.

- Lea: ↳ Die Mama–
 Hanna: Echt? Ich schon total.
 Isabel: Weil sonst würden wir ja sagen, dass die Oma (.) niemals in
 ihrem Leben gearbeitet hat.
 Andrea: Ja eben, also.
 Isabel: Und niemand hier würde des unterschreiben.
 Katja: ↳ Ja.“
 (Fam. Dallmer, Z. 3595 ff.)

Dass die Vorstellung, die Oma hätte nie gearbeitet, abwegig ist, zeigt sich dabei in einer Beschreibung der Großmutter an mehreren Stellen des Interviews, etwa wenn Katja beschreibt, ihre Großmutter könne „nich still sitzen“, müsse immer etwas „zusammenlegen oder irgendwas bügeln“ (Z. 878) Und Frank beschreibt seine Schwiegermutter folgendermaßen: „Ich definiere mich durch viel Arbeit und viel (.) Reinklotzen (.) und wenn ich nich am Abend halbtot ins Bett sink, dann war (.) des heut nich gut für mich.“ (913 f.) Die „Oma“ hat früher, so wird an mehreren Stellen berichtet, nicht nur bei der Kinderbetreuung und im Haushalt geholfen, sondern auch mehrere ehrenamtliche Tätigkeiten übernommen, die Andrea als „Jobs“ (Z. 2423) bezeichnet.

Im Sprechen über die Großmutter deutet sich an, dass die Verwendung eines allgemeinen Arbeitsbegriffes von der Familie als Ausdruck der Anerkennung gegenüber Frauen gedeutet wird. Dass die Beiträge von Frauen durch die von ihnen geleistete Arbeit ebenso gesehen werden sollen wie die Beiträge von Männern, dokumentiert sich als wichtiges innerfamiliäres Thema.

Beschreibung der Anerkennungspraktiken

Familie Dallmer begreift verschiedene Handlungen als Ausdruck von Anerkennung. Als verbale Anerkennungsformen werden Äußerungen von Gefühlen (Stolz, Dankbarkeit) und andere Formen der verbalen Anerkennung („gratulieren“ und sagen, dass etwas „gut“ sei) genannt.

Geld als Medium der Anerkennung nennt Frank hinsichtlich der Schulnoten seiner Kinder, die er und Andrea auf diese Weise anerkennen: „Dann gibt’s am Ende (.) mit’m Zeugnis (.) a Geld, und des is a Anerkennung.“ (4181) Inwiefern die Kinder von den Eltern oder Groß-

eltern tatsächlich Geld für gute Schulnoten erhielten und erhalten wird im Verlauf des Gesprächs allerdings diskutiert.

Bestimmte Gefühle werden im Gespräch entweder direkt als Ausdruck von Anerkennung interpretiert oder die Verbalisierung dieser Gefühle wird als Form der Anerkennung gedeutet. Vor allem Vater Frank redet in Zusammenhang mit Anerkennung und Wertschätzung immer wieder von „Stolz“. Anerkennung gegenüber seinen Kindern zeigt sich bei ihm also durch das verbale Mitteilen des Stolzgefühls, wenn sie etwas „gut“ gemacht haben:

„Frank: Wenn meine Kinder:: (.) etwas gut machen, und des geht (.) mit der Schule an (.) , geht weiter zur Musik, äh=hab mich immer (.) war=immer stolz, oder bin da immer sehr stolz, wenn die M- Kinder (.) gut musizieren (.) die Katja hat'n Solo mal gespielt (.) oder (.) Jugend musiziert (.), muss ich halt sagen macht mich stolz (.) und dafür gibt's Anerkennung, des sag ich dann halt. (.) Find ich toll. Gratuliere, Kind @ (.)@ (.) Hamma doch gestern gemacht, oder?“ (Fam. Dallmer, Z. 4247 ff.)

In Franks Beschreibung dokumentiert sich dabei ein spezifischer Wertehorizont, der später noch beschrieben wird. Das Gefühl des Stolzes empfindet Frank in Hinblick auf diesen Wertehorizont. Und vor diesem Horizont wird die „Leistung“ (Frank, Z. 4487) seiner Kinder, die Güte der Ergebnisse, beurteilt.

Im Gespräch zeigt sich an verschiedenen Stellen ein verbales Doing und Undoing von Anerkennung: Die Schwestern etwa beziehen sich anerkennend aufeinander, indem sie vor dem Anerkennungsprinzip der „Leistung“ wechselseitig Beiträge hervorheben. Isabel tut dies beispielsweise gegenüber ihrer jüngeren Schwester Lea:

„Isabel: Mich nervt des so, wenn die Lea [sagt] (.), ah, ich leiste ja gar nichts. [...] Arbeitet die ganze Nacht.“ (Fam. Dallmer, Z. 4373 ff.)

Auch wenn das Doing von Anerkennung bei Isabel seinen Ursprung in einem negativen Gefühl hat – Isabel ist genervt – bezieht sie sich positiv und affirmierend auf ihre Schwester. Isabel betont, dass Lea „krass viel arbeitet (.) neben der Schule.“ (4418) Isabel widerspricht, vor dem

Anerkennungshorizont der Leistung, der Selbsteinschätzung ihrer jüngeren Schwester und bestärkt sie verbal. Immer wieder betonen die Schwestern auch den Umfang der Fürsorgearbeit, die vor allem Isabel für die jüngeren Schwestern übernahm. Katja beschreibt etwa:

„Katja: Als die Hanna auf die Welt gekommen is (.) ähm (.) ham (.) die, vor allem die Isabel (.) hat s- sich viel um die Hanna eigentlich gekümmert, also.“ (Fam. Dallmer, Z. 1421 f.)

In diesen Aussagen spiegelt sich Anerkennung für die Beiträge wider, die Isabel für die Familie erbracht hat. Im Laufe des Gesprächs wird dabei deutlich, dass Isabel und auch Katja während Krisenzeiten zentrale Fürsorgearbeiten für die jüngeren Geschwister übernehmen. Andrea erkrankt schwer als Hanna noch nicht auf der Welt und die anderen Kinder noch im Kleinkind- und Grundschulalter sind. Sie fällt während der Krankheits- und Rehabilitationsphase sowohl beruflich als auch innerhalb der Familie aus und muss auch in den Jahren danach ihre beruflichen und familialen Arbeiten „reduzieren“ (Andrea, Z.1459) In der Beschreibung dieser Krisenzeit heben Frank und Andrea die Care-Arbeit ihrer älteren Töchter verbal hervor:

„Andrea: Die ham dann wirklich auch ähm (.) viel (.) so übernommen, also eben als dann Hanna auf die Welt kam, also (.) die ham sich da rührend gekümmert. (.) Und aa viel (.) dann einfach (.) die Hanna ähm:: (.) ja, betreut wenn die wach war.

Frank: ↳Erzogen. Erzogen.“

(Fam. Dallmer, Z. 1462 ff.)

Andrea und Frank beziehen sich dabei auf die Funktionen, die ihre älteren Kinder übernahmen, nämlich die Betreuung und Erziehung der jüngsten Tochter. Betreuung und Erziehung werden tendenziell mit Eltern, nicht mit Geschwistern assoziiert – die Erzählung der Eltern verweist also darauf, dass die Geschwister Aufgaben der Eltern übernahmen. Mit dem positiv konnotierten Adjektiv „rührend“ betont Andrea dabei die Fürsorglichkeit der älteren Schwestern und zeigt gleichzeitig, dass bei ihr ein positives Gefühl hervorgerufen wird.

Während des Gespräches beziehen sich die Eltern wiederholt sehr wertschätzend auf die Fürsorgearbeit ihrer Töchter. Wie die Familie gemeinsam schildert, erkrankt Andrea Jahre später erneut, muss behandelt werden und ist monatelang nicht zu Hause. Zur selben Zeit ist Frank auf einer mehrwöchigen Dienstreise im Ausland, wie sich die beiden Ältesten erinnern: „Der Papa war wirklich ähm nicht so richtig @vorhanden@.“ (Katja, Z. 1540 f.) Er sei „irgendwo in der Weltgeschichte“ (Isabel, Z. 1541) gewesen. Hanna ist damals im Grundschulalter, Lea und Isabel im Teenageralter und gehen noch zur Schule. Isabel steht zu dieser Zeit kurz vor ihrem Schulabschluss. Katja, die bereits ausgezogen ist und mit dem Studium begonnen hat, zieht kurzerhand wieder ins Elternhaus zurück, um sich um ihre Schwestern, vor allem die Jüngste, zu kümmern. Lea berichtet, dass die älteren Schwestern etwa dafür sorgten, dass Hanna am Morgen aufsteht und den Bus zur Schule nimmt. Andrea hebt den Umgang ihrer Kinder mit dieser schwierigen Situation anerkennend hervor:

„Andrea: Aber im Rückblick muss man natürlich sagen, also Hut ab vor dem, was unserer Kinder da geleistet ham. Des waren alles noch Kinder und die ham des hier (.) gemanagt, ja.“ (Fam. Dallmer, Z. 1593 ff.)

Auch hier wird wieder Bezug auf „Leistung“ genommen, und mit dem Begriff des „Managens“ vor allem das Organisieren, weniger die Fürsorge, betont. Die Situation erscheint in der Familienbiographie als Krise, der als Bewältigungsstrategie damit begegnet wird, den Familienalltag aufrechtzuerhalten. Für diese Krisenbewältigung nahmen die älteren Schwestern (erneut) den Platz der abwesenden Eltern ein. In der gemeinsamen Erzählung der Krise spielen die Schule und das Studium eine große Rolle: Es ist wichtig, dass Hanna rechtzeitig zur Schule kommt, es wird betont, dass Isabel sich zu diesem Zeitpunkt auf ihren Abschluss vorbereiten muss und Katja gerade mit dem Studium begonnen hat. Die Belastung der Kinder in der Krise wird nur angedeutet und nicht mittels Gefühlen beschrieben (Angst, sich allein

gelassen fühlen), sondern durch das „viel zu tun“ (Katja, Z. 1656) haben in Schule und Studium.⁴⁹

Insgesamt zeigen sich im Gespräch vor allem ein verbales Doing von Anerkennung der Geschwister untereinander und ein verbales Doing von Anerkennung der Eltern gegenüber ihren Kindern. Die Geschwister beziehen sich anerkennend auf Isabels schweesterliche Care-Arbeit, auf das „viel leisten“ Leas und auf die gut funktionierende Arbeitsteilung im WG-Haushalt der beiden ältesten Schwestern. Die Eltern wiederum beziehen sich einerseits anerkennend auf „Leistungen“ der Kinder in der Schule oder dem Bereich der Musik. Andererseits beziehen sie sich wiederholt wertschätzend auf die Fürsorgearbeit, die die älteren Geschwister während Andreas Krankheits- und Rehabilitationsphasen übernommen hatten. Auch auf Andreas Eltern, vor allem die Großmutter, wird von allen anerkennend Bezug genommen. Die Großeltern hätten die Familie „sehr viel unterstützt“ (Andrea, Z. 53), wie an mehreren Stellen von allen Familienmitgliedern beschrieben wird.

Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse

Die Verwendung eines allgemeinen Arbeitsbegriffes hat im Gespräch unterschiedliche Funktionen, je nachdem wer diesen wann verwendet oder für diesen argumentiert. Der allgemeine Arbeitsbegriff wird einerseits von Andrea, Frank und den Töchtern verwendet, um intergenerationale Fürsorgetätigkeiten verbal aufzuwerten (z.B. die von Frank genannte „Erziehungsarbeit“, „sorgenvolle Gespräche“, Ingrids Kochen und „Fahrdienste“) oder die unbezahlte Arbeit von Frauen der Familie (Ingrid und Ingrids Mutter) und Frauen im Allgemeinen hervorzuheben. Der allgemeine Arbeitsbegriff wird von Frank aber auch dafür verwendet um zu verdeutlichen, welche Prioritäten er hinsichtlich der Zeitverwendung seiner Tochter Lea für sinnvoll hält. Frank will, dass Lea seinen Wertehorizont übernimmt, der in Zusammenhang mit dem im Gespräch zentralen Leistungsbegriff steht. Beim Sprechen über Arbeit zeichnet sich ein spezifisches Leistungsverständnis als

⁴⁹ Nur am Rande werden Gefühle angesprochen: Isabel sei laut Katja „ziemlich sauer“ (1580) gewesen, dass Frank nicht zu Hause war. Lea habe laut Isabel „große Gewissensbisse“ (1586) gehabt, da sie sich in dieser Zeit, wie sie selbst sagt, „da auch rausgezogen“ (1582) habe.

generationen- und geschlechterübergreifender Orientierungsrahmen der Familie ab. Der Begriff der „Leistung“ wird, wie gezeigt, im Laufe des Gesprächs von unterschiedlichen Familienmitgliedern verwendet. Zunächst ist „Leistung“ dabei ein unbestimmter Begriff, nach und nach dokumentiert sich jedoch, mit welchen Inhalten der Leistungsbegriff assoziiert wird. Familie Dallmer expliziert übereinstimmend, dass „Leistung“ ein zentrales Anerkennungsprinzip ihrer Familie sei. „Leistung“ würde besonders geschätzt und honoriert werden. „Leistung“ bedeutet dabei – vor allem für Vater Frank – etwas Besonderes und Herausragendes zu machen, im Vergleich zu anderen ein besonders gutes Ergebnis zu erzielen. Frank beschreibt im oben genannten Zitat, neben guten Noten auch „ein Solo“ bei einem Konzert zu spielen oder (erfolgreich) am Musikwettbewerb „Jugend musiziert“ teilzunehmen. Auch besondere sportliche „Leistungen“ werden von Frank gewürdigt:

„Frank: Wenn einer der Mädels ne Bergwanderung macht für n Wochenende (.) okay, machen's ne Bergwanderung (.), wenn einer die Alpen überquert, oah, super! (.) Also wenn's immer (.), es muss immer irgendwas Außergewöhnliches sein.“ (Fam. Dallmer, Z. 4487 ff.)

Das Besondere, Außergewöhnliche wird dabei vor einem bildungsbürgerlichen Wertehorizont beurteilt und von den Eltern auch praktisch unterstützt, etwa durch gemeinsames Lernen oder das Fahren der Kinder zum Sport- und Musikunterricht (vgl. 1032 ff.). „Leistung“ bedeutet in diesem Sinne, sportliche und akademische Höchstleistungen zu erbringen, beruflich viel zu arbeiten und ein gutes Einkommen zu erzielen. Das Einkommen aus Erwerbsarbeit soll dabei einerseits Unabhängigkeit von Sozialleistungen garantieren und gleichzeitig einen gewissen Lebensstandard ermöglichen. Auf staatliche Transferleistungen angewiesen zu sein ist für Frank und auch seine Tochter Katja ein negativer Horizont:

„Frank: Du kannst auch vier Kinder auf die Welt setzen und es dann (.) AP (Bundesland) überlassen äh (.) wie die des machen. (.) Des kann ma scho aa machen. (.) Aber des is ja nich unbedingt ein Modell, (.) des jeder wählt, für sich. (.) Ich (.) nicht.

Katja: Ja, seh ich ja absolut. Seh ich ja absolut genauso, also.

Andrea: @(.)@“

(Fam. Dallmer, Z. 3845 ff.)

Die wirtschaftliche Potenz, die Unabhängigkeit und der berufliche Erfolg sind generationenübergreifende positive Horizonte, wie sich an Katja zeigt. Ihr Arbeitsverständnis kreist um Erwerbsarbeit, sie hat einen Job, der ihr gut gefällt und den sie verantwortungsbewusst ausüben will. Katja zeigt auf der diskursiven Ebene eine starke Erwerbsorientierung und imaginiert ihre eigene Zukunft mit Kindern und gleichzeitiger Berufstätigkeit beziehungsweise Erwerbsarbeit⁵⁰:

„Katja: Also wenn ich an meine Zukunft denk, wenn ich Kinder hab, dann hab absolut den Anspruch an mich, dass ich auch (.) erwerbsarbeite. [...] Ähm (.) ich sag nicht, ich verurteile des, wenn jemand zu Hause is und da (.) Haushalt und so weiter macht. (.) Aber ich glaub so (.) komplett frei (.) ähm (.) davon bin ich nich, also dass des für mich so völlig die gleiche Höhe hat irgendwie.“ (Fam. Dallmer, Z. 3936 ff.)

Das „zu Hause“ bleiben besitzt für Katja also nicht den gleichen Wert wie Erwerbsarbeit, obwohl sie andere in ihren Lebensentscheidungen nicht abwerten will. Dass Männer und Frauen prinzipiell dieselben Möglichkeiten haben sollten, ihr Arbeitsleben nach ihren Wünschen zu gestalten, ist für Katja eine Norm, ebenso wie die Gleichwertigkeit der gewählten Entscheidung. Katja sieht aber eine Diskrepanz zwischen der Norm und dem impliziten Wissen (von dem sie gerne „frei“ wäre), das sie in Bezug auf Geschlechterverhältnisse verinnerlicht hat. Die übergeordnete Norm ist die der Geschlechteregalität, welche eine geteilte Norm aller Familienmitglieder darstellt. Dabei wird immer wieder von einzelnen Familienmitgliedern in Frage gestellt, inwiefern diese Norm von der Familie selbst tatsächlich gelebt werden kann. Andrea verweist in ihren Erzählungen immer wieder darauf, dass sie und Frank um Arbeitsteilungen und Geschlechterrollen gerungen haben und immer

⁵⁰ Der Begriff der „Erwerbsarbeit“ wird hier nicht von der Interviewerin vorgegeben, sondern bereits zuvor bei der Diskussion des Begriffes „Arbeit“ von der Familie selbst eingebracht.

noch ringen. Von diesen Aushandlungen grenzen sich die Töchter, vor allem Katja, stark ab (vgl. Fam. Dallmer, Z. 1934 ff.).

Für Katja stellt das gelebte Geschlechterverhältnis der Eltern, das in permanentem Ringen um Arbeitsteilung und dem Anerkennen der Beiträge der PartnerInnen besteht, einen negativen Horizont dar. Sie hofft darauf, in einer zukünftigen Partnerschaft (mit einem Mann) solche Auseinandersetzungen nicht führen zu müssen. Gleichzeitig dokumentiert sich in ihren Imaginationen der eigenen Zukunft bereits dieselbe Ambivalenz, die sich auch bei ihrer Mutter zeigt: Katja ist stark erwerbsorientiert. Sie stellt sich eine Zukunft mit Kindern und eine Partnerschaft mit einem „Mann“ vor, in der die verschiedenen Arbeiten nicht geschlechtsspezifisch aufgeteilt werden. Dennoch hat sie Zweifel an der Lebbarkeit dieses Lebensentwurfes, die auf ihren Vorstellungen von Mutterschaft fußen:

„Katja: Ja, zum Beispiel natürlich auch irgendwie. Also einfach von @den biologischen@ ähm (.) von den biologischen Gegebenheiten stelle ich mir des halt schon:: (.) irgendwie so vor. (.) Weil ich mein, ich (.) bi– ich bin ja dann auch schwanger, also es is ja nicht der Mann dann schwanger irgendwie (.) so. (.) Und ich mein, natürlich kann ich in der Zeit arbeiten (.) aber (.) m– w– ob ich da so belastbar dann bin und is ja auch immer dann (.) halt ne Frage so. (..) Ja. (..) und ich mein, ich sag jetztat nich, dass der Mann danach nich (.) sich um des Kind kümmern kann und auch, ähm er kann sich auch gleich um des Kind kümmern, irgendwie, aber ja klar, solche Sachen wie Stillen (.) ähm::

Frank: °@(.)@° Wieso, da gibt's ne super Pumpe.

Katja: °Ja::°

Frank: Die können wir dir noch leihen.

Andrea: @(.)@

Frank: @Die ham wir noch@.

Andrea: @(.)@

Katja: Ja, aber einfach um diesen Kontakt halt zu haben, zum Kind dann so. (.) In der ersten Zeit.

Frank: Mhm.“

(Fam. Dallmer, Z. 2798 ff.)

Für Katja ist Geschlechteregalität in der Arbeitsteilung ein positiver Horizont, diesen zu erreichen hält sie aber für schwierig. Dabei führt sie den weiblichen Körper als Hinderungsgrund an. Erstens kann in ihrer Wahrnehmung eine Schwangerschaft zu Nachteilen im Beruf führen – die Belastbarkeit könne sinken. Nach der Geburt wiederum scheint das Stillen die Möglichkeit einzuschränken, dass „der Mann“ sich gleichwertig ums Kind „kümmern“ kann. Der Einwurf ihres Vaters, Katja könne eine Pumpe verwenden, erscheint hier als gelebte Entkräftigung der Einwände Katjas – Andrea und Frank scheinen diese Milchpumpe auch genutzt zu haben. Nun zeigt sich aber, dass Katja auch ein Bedürfnis verspürt, eine enge Bindung zu ihrem potentiellen zukünftigen Kind aufzubauen, was sie scheinbar nur durch das „zu Hause“ bleiben ermöglicht sieht. Vorstellungen von ‚guter‘ Mutterschaft, Berufsleben bilden also bei Katja genau wie bei ihrer Mutter ein Spannungsfeld, das hier sogar schon vor dem Eintritt des eigentlichen ‚Ernstfalls‘ deutlich wird. Unabhängig von Mutterschaftsidealen spielt dabei aber möglicherweise auch der ‚egoistische‘ und verständlicher Wunsch danach eine Rolle, Zeit mit dem eigenen Kind zu verbringen, weil dies als schön empfunden oder imaginiert wird. Auch Andrea will, im Gegensatz zu ihrer eigenen Mutter, die nach der Geburt ihrer Kinder aus dem Beruf aussteigt und dies laut Andrea später bereut, in ihrem Beruf weiterarbeiten und dort erfolgreich sein. Gleichzeitig hat sie immer auch den Anspruch, eine gute Mutter zu sein, Brei selbst zu kochen, die Kinder zu zahlreichen Terminen zu fahren, für alle da zu sein. Diese Ambivalenz wird durch ihre schwere Krankheit noch verschärft und führt dazu, dass sie zwischenzeitlich eine Mutter-Kind-Kur machen muss.

Frank wiederum vertritt auf diskursiver Ebene immer wieder stark die Norm der Geschlechteregalität und die Aufwertung von reproduktiven Arbeiten. Gleichzeitig dokumentiert sich bei Frank eine starke Identifikation mit dem Bild des männlichen Familienernährers, und die Arbeitsteilung auf Paarebene spiegelt dies zum Teil wider: Andrea unterbrach ihre Berufstätigkeit wiederholt nach der Geburt der Kinder, Frank jedoch nicht. Seine berufliche Position führt dazu, dass er öfters nicht anwesend ist und war. Der Familienalltag ist und war dementsprechend auf Andreas Anwesenheit angewiesen; als sie durch ihre Krankheit ausfällt, wird die Situation für die Familie schnell doppelt

krisenhaft. Dennoch leben Andrea und Frank keine komplementäre Arbeitsteilung, Andrea verfügt mit ihrer Promotion über sehr hohes Bildungskapital, ist erwerbsorientiert und arbeitet derzeit in vollzeitnaher Teilzeit. Für Frank bedeutet seine Berufstätigkeit auch, dass nicht „der Staat“, sondern er selbst Verantwortung für die Familie übernimmt. Damit findet durch die Erwerbsarbeit für den Vater auch eine Abgrenzungsmöglichkeit durch einen bestimmten Lebensstandard statt und eine Abgrenzung von Personen, die auf staatliche Sozialleistungen angewiesen sind. Der positive Horizont für den Vater ist also ökonomische Unabhängigkeit vom Staat, ein bürgerlicher Lebensstandard und ein Familienernährer sein zu können, der für seine Familie sorgen kann.

Im Gespräch mit Familie Dallmer werden mehrere Anerkennungskonflikte sichtbar: Erstens schwankt die Familie zwischen traditionellen Geschlechterbildern und -rollen auf der einen Seite und der Norm und dem Anspruch der Geschlechteregalität auf der anderen Seite. Dieses Schwanken führt erstens zu einem Zustand permanenter Aushandlung bei Andrea und Frank, zweitens führt es zu einem empfundenen Anerkennungsdefizit bei Andrea: Sie beschreibt immer wieder, dass sie sich mit ihren Arbeiten für die Familie häufig nicht ausreichend wertgeschätzt fühlte – etwa fürs Kochen, oder Kinder zum Musikunterricht fahren (Fam. Dallmer, Z. 3925 ff.).

Die selbstverständliche, täglich oder wöchentlich wiederkehrende Reproduktionsarbeit von Andrea wird in ihrer Wahrnehmung nicht ausreichend geschätzt: „So banale Aufgaben wie (.) ich koche (.) und wieviel Anerkennung gibt's dafür?“ (4285 f.) Die empfundene Selbstverständlichkeit dessen, was sie für ihre Familie tat und tut und das damit zusammenhängende empfundene Anerkennungsdefizit ist ein wiederkehrendes Thema in der gemeinsamen Familienbiographie. Es führt wiederholt zu Konflikten zwischen Andrea und Frank, zu immer neuen Aushandlungen der Arbeitsteilung und zu Spannungen zwischen Andrea und ihren Töchtern. Im Gespräch wird dabei auch verhandelt, von wem Andrea legitimerweise Anerkennung erwarten darf. Dabei zeichnet sich ab, dass Andrea das Gefühl hat, ihre Anerkennungserwartungen auf die Paarbeziehung beschränken zu müssen:

- „Andrea: Von dir, und auch von die Kinder. (.) Ja, also (.) wobei ich heute sagen muss, na ja, es is vielleicht auch die falsche Erwartung, wenn ich von den Kindern:: des erwarte::
- Frank: L_a. L_{Genau}.
- Andrea: Also dann (.) von dir, genau.“
- (Fam. Dallmer, Z. 4564 ff.)

Ihre Formulierungen im Gespräch zeigen aber, dass sie durchaus auch die Erwartung expressiver Anerkennungsakte seitens ihrer Kinder hat. Denn mit der Verwendung des Wortes „Mama“ im obigen Zitat werden Arbeiten genannt, die sie in ihrer Rolle als Mutter für ihre Kinder ausübt, die diese dann zu wenig anerkennen. An dieser Stelle spielt also die intergenerationale Anerkennung eine Rolle. Gleichzeitig wird speziell die Rolle als Mutter thematisiert, und nicht die Rolle beider Elternteile. Die Beispiele, die die Mutter im Laufe des Gesprächs nennt (Kochen, die Kinder zum Musikunterricht fahren) sind dabei weiblich konnotierte Tätigkeiten. Der Anerkennungskonflikt entwickelt sich also gleichzeitig entlang der Generationen- und der Geschlechtergrenze.

Ein zweiter Anerkennungskonflikt dokumentiert sich zwischen Lea und ihren Eltern und bezieht sich auf den Job der Tochter, den sie parallel zur Vorbereitung auf den Schulabschluss übernimmt. Leas viele Arbeitsstunden, die Spätschichten, die sie übernimmt, werden von den Eltern sehr negativ beurteilt, wie sich etwa an diesem Kommentar Franks zeigt:

- „Frank: Ich seh, dass du (.), ich sehe, dass du viel arbeitest und viel leistest. [...] Ich finde nur, dass es (.) idiotisch is, zur Zeit der falsche Zeitpunkt.“
- (Fam. Dallmer, Z. 4458 ff.)

Während Frank sich vor dem gemeinsamen Anerkennungsprinzip der Leistung diskursiv positiv auf die Lohnarbeit seiner Tochter bezieht, wertet er sie im nächsten Moment stark ab. Denn wie sich oben zeigte, sehen die Eltern die eigentliche „Aufgabe“ Leas darin, ihren Schulabschluss – wahrscheinlich mit gutem Ergebnis – zu erreichen, um anschließend studieren zu können. Abschluss und Studium sind beiden Elternteilen sehr wichtig, hier dokumentiert sich derselbe Werte-

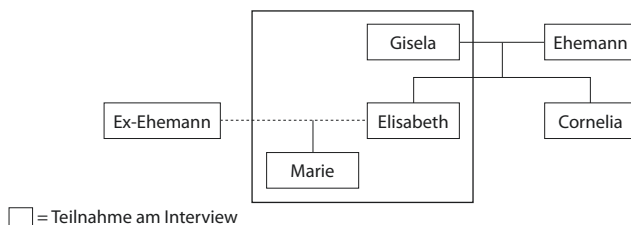
horizont – jedoch im Rahmen unterschiedlichen Familienbiographien. Andrea kommt aus einer einfachen Arbeiterfamilie und hat selbst studiert und promoviert. Abitur zu machen und zu studieren war für sie alles andere als selbstverständlich, da milieufremd. Insofern will sie durch ihren Bildungsaufstieg auch etwas „zurückgeben“ an „die Gesellschaft“. Für Frank hingegen bedeutet ein Abschluss (Schule, Studium oder Berufsausbildung) die Grundlage für beruflichen Erfolg, der wiederum Sicherheit und gesellschaftlichen Status mit sich bringt. Frank erzählt, seine alleinerziehende Mutter habe keinen Berufsabschluss und ein abgebrochenes Studium gehabt, als die Eltern sich trennten. Nach der Trennung habe seine Mutter den Abschluss nachgeholt, sei aber gleichzeitig alleine für ihre beiden Kinder verantwortlich gewesen, wie er beschreibt: „Und des war halt schon mühsam. (.) Also da war kein Geld, und da war kei Zeit.“ (Frank, Z. 2458) Gerade zu Beginn habe seine Mutter „wirklich (.) zu kämpfen“ (2455) gehabt. Diese Situation stellt für Frank einen starken negativen Horizont dar, der für ihn Prekarität und wenig Zeit für die eigenen Kinder bedeutet. Dementsprechend kann er die Entscheidungen seiner Tochter und ihre harte Arbeit nicht wertschätzen. Obwohl er davon spricht, dass seine Tochter viel „leisten“ würde, tut sie dies in seiner Wahrnehmung nicht wirklich. Denn für Frank sind akademische Erfolge entscheidend, die wiederum ein erfolgreiches Berufsleben garantieren. Das Besondere, Herausragende wird von ihm nicht in der Arbeit als Kellnerin gesehen, zumal kellnern weder gesellschaftlichen Status noch finanzielle Sicherheit impliziert.

Neben diesen Anerkennungskonflikten zeigt sich auch das Leistungsprinzip und damit verbundene Arbeitseinstellungen als konfliktreich dar: „Leistung“ ist bei Familie Dallmer zwar ein zentrales, aber auch ambivalentes Anerkennungsprinzip, das internalisiert, aber gleichzeitig abgelehnt wird. Dabei zeigt sich eine ambivalente familiäre Tradierung von Arbeits- und Anerkennungsverhältnissen. Sowohl die vier Töchter als auch ihre Eltern wollen die „Leistungsorientierung“ (Andrea, Z. 1826) und den „Vielleistermodus“ (Andrea, Z. 1839) überwinden. Die Familie beschreibt die Orientierung an „Leistung“ als eine tradierte familiäre Norm, von der es sich zu lösen gilt. Frank und Andrea sehen in der Orientierung an „Leistung“, etwas, dass sie von ihren eigenen Eltern „vorgelebt“ bekommen haben und ablegen

wollen, daran aber teilweise scheitern. Ebenso verhält es sich mit Katja und ihren Schwestern. Auch sie streben eine Abkehr von Leistung an, es gelingt ihnen aber nicht (vollständig). Alle Töchter sind in den Bereichen Schule und Studium erfolgreich, sie sind es gewohnt, in vielen Bereichen auf hohem Niveau zu arbeiten und gute Ergebnisse zu erzielen. Hanna etwa wartet am Abend des Interviews sehr aufgeregt auf die Ergebnisse eines Musikwettbewerbs, an dem sie gerade teilgenommen hat. Die ganze Familie nimmt Anteil daran und fragt Hanna wiederholt, ob die Platzierungen bereits veröffentlicht wurden. Der bildungsbürgerliche Werte-horizont wird in Zusammenhang mit dem Begriff der Leistung also ambivalent tradiert. Dem Leistungsprinzip stellt Familie Dallmer am Ende des Gespräches gemeinsam und übereinstimmend eine Anerkennungsutopie gegenüber. Leistungen sind in dieser Vision nicht relevant, es zählt nicht „was für’n Betrag is jetzt auf’m Konto am Ende vom Monat“ (Katja, Z. 4686). Stattdessen gibt es die Vision unbedingter Anerkennung in der Familie, das „Dasein“ (Z. 4727) ist alles, was es braucht um anerkannt zu werden (vgl. auch 6.2.1).

5.3.5 Familie Emmert: Bildungsaufstieg und unterschiedliche Anerkennungskulturen

Abbildung 7: Familie Emmert



Quelle: Eigene Darstellung

Lebens-, Arbeits- und Interviewsituation

Familie Emmert wohnt in einer süddeutschen Großstadt und nimmt mit drei Generationen und drei Personen am Gespräch teil: – Marie, Maries Mutter Elisabeth und Gisela (Elisabeths Mutter). Marie, Elisabeths einziges Kind, ist siebzehn Jahre alt, Elisabeth Mitte fünfzig und Gisela fast neunzig Jahre alt. Marie und Elisabeth wohnen zusam-

men in einer Wohnung, Gisela lebt seit dem Tod ihres Mannes alleine. (vgl. Z. 20 ff.) Elisabeth hat sich vor über acht Jahren von ihrem Ehemann getrennt und zieht damals mit Tochter Marie aus der gemeinsamen Wohnung aus. Mittlerweile wohnen die beiden in der Nähe von Marias Vater, sodass Marie auch gut zwischen den beiden Elternteilen hin- und herwechseln kann. (vgl. Z. 700 ff.) Die Familie lebt nach der Trennung der Eltern de facto das „Residenzmodell“, Marie hat also ihren Lebensmittelpunkt bei ihrer Mutter, ist aber in den ersten Jahren nach der Trennung an den Wochenenden, bedingt durch Elisabeths Berufstätigkeit, oft zu Besuch bei ihrem Vater. Diese Regelung ist jedoch aus verschiedenen Gründen nach ein paar Jahre eingeschlafen, so dass Marie mit ihrem Vater einen Abend unter der Woche verabredet hat, um gemeinsam Zeit zu verbringen. In letzter Zeit sei aber auch dies, so Marie, schwer umzusetzen, was auch an Marias bevorstehenden Schulprüfungen liege. (vgl., Z. 5970 ff; 6014 ff.) Marie macht gerade ihr Abitur, ihre Mutter Elisabeth arbeitet Vollzeit, sie hat verschiedene Jobs und ist (auch) beruflich selbständig, weswegen sie oft am Wochenende und abends arbeitet. (3887 ff.) Gisela ist Rentnerin und hat davor als Schneiderin und als Sachbearbeiterin in einem Büro gearbeitet.

Das Gespräch findet nachmittags in Marias und Elisabeths Wohnung statt und dauert ungefähr zweieinhalb Stunden. Bei Kaffee und Kuchen entwickelt sich schnell ein lebhaftes Gespräch zwischen den drei Frauen. Sie sprechen viel miteinander, so dass das Gespräch an vielen Stellen über längere Zeit selbstläufig ist und keiner Intervention der Interviewerin bedarf. Großmutter Gisela bringt sich stark ins Gespräch ein, oft erzählt sie unaufgefordert von ihrer Vergangenheit oder wird von ihrer Tochter Elisabeth dazu angeregt. Insgesamt hat sie dennoch etwas weniger Redeanteile als ihre Tochter und ihre Enkelin. Über weite Strecken wirkt das Gespräch sehr harmonisch, die Frauen sprechen sehr wohlwollend übereinander.

Familiärer Hintergrund: Herkunft und Bildung

Alle drei Frauen sind in Süddeutschland geboren und aufgewachsen. Marie macht gerade ihr Abitur, ihre Mutter Elisabeth hat ein abgeschlossenes geisteswissenschaftliches Studium und eine Ausbildung im künstlerischen Bereich. Gisela hat einen Volksschulabschluss und

eine Ausbildung als Schneiderin. (vgl. Z. 2782 ff.) Während der Ausbildung lernt Gisela ihren Ehemann kennen, mit dem sie zwei Töchter bekommt, Elisabeth und deren ältere Schwester Cornelia.

Arbeitsteilungen und familiäre Organisation der Aufgaben

Sowohl Gisela als auch Elisabeth und Marie führen ihre jeweiligen Haushalte überwiegend alleine. Jedoch unterstützen sich die drei Frauen gegenseitig, wie sie schildern, bei Dingen, die eine von ihnen nicht selbst erledigen kann, oder wenn großer Zeitdruck vorhanden ist. Bei Elisabeth und ihrer Tochter erledigt Elisabeth, wie sie und Marie übereinstimmend schildern, den Großteil des Haushalts – den „Haupthaushalt“ (146), wie Marie formuliert. Elisabeth kümmert sich demnach ums Einkaufen, Kochen, Wäsche waschen oder das Rausbringen des Mülls. Marie wiederum übernimmt ebenfalls Arbeiten im Haushalt, diese werden von ihrer Mutter als „Hilfe“ bezeichnet, wenn auch als „große Hilfe“ (135). So staubsaugt Marie etwa und teilt sich den Abwasch mit ihrer Mutter. Sie erledigt auch teilweise die Einkäufe, wenn sie unterwegs ist. Größere Dinge oder „Spezielles“ (177), wie schwere Gegenstände „rumheben“ (177) oder „Dekorieren“ (178) übernehmen beide Frauen zusammen. Elisabeths Formulierung, Marie sei eine „Hilfe“ im Haushalt, verweist darauf, dass sich Elisabeth in der Hauptverantwortung für den Haushalt sieht. Dennoch legt Elisabeth, wie aus ihren Schilderungen hervorgeht, großen Wert darauf, dass sich die beiden den Haushalt (wenn auch nicht zu gleichen Teilen) teilen und dass ihre Tochter verschiedene Aufgaben „zuverlässig“ (136) erledigt. Die Arbeitsteilung der beiden im Haushalt ergibt sich einerseits durch Vorlieben oder Abneigungen – so bringt Marie beispielsweise nicht gerne den Müll nach draußen, weshalb ihre Mutter das übernimmt. Andererseits scheinen sich die Aufgabenteilungen auch durch äußere Rahmenbedingungen zu ergeben, so dass beispielsweise Elisabeth auf dem Heimweg noch den Einkauf erledigen kann. (vgl. Z. 134 ff.) Neben dem Haushalt ist Elisabeth auch für Erwerbsarbeit zuständig, wobei sie verschiedene Jobs hat. Zeitweise ist bei ihr die Arbeitsbelastung durch die berufliche Arbeit sehr hoch, wie sie schildert. Wenn sie beruflich stark eingespannt und „mit dem Kopf unter Wasser“ (198) sei, helfe Gisela ihr „stundenlang“ (199) beim Bügeln und Abspülen.

Gisela selbst macht im Alltag die meisten Dinge wie Putzen und Einkaufen alleine, werde jedoch, wie sie sagt, von Elisabeth bei „Banksachen“ (62) und ihrer Enkelin bei allen Dingen, die mit „Technik“ (63) zu tun haben, unterstützt. Giselas ältere Tochter Cornelia kümmere sich um „den Rest“ (Elisabeth, Z. 72), wie Elisabeth schildert. Gisela betont, dass Cornelia helfe, „wenn’s brennt“ (Gisela, Z. 88) und dass sie nicht „allein“ (Z. 96) sei.

Elisabeth und Marie lagern Haushaltsarbeiten in geringer Form aus, so kommt zweimal im Jahr eine Reinigungskraft zu ihnen, die bei der Fensterreinigung hilft (vgl. 206 ff.). Familie Emmert verlässt sich ansonsten in erster Linie bei der Organisation des Alltags auf ein kleineres Familiennetzwerk: Gisela, Elisabeth und Marie unterstützen sich gegenseitig in ihrem Alltag, zusätzlich hilft Elisabeths ältere Schwester Cornelia ihrer Mutter viel, wie aus den Erzählungen hervorgeht. Sowohl Gisela als auch Elisabeth beschreiben sich als Empfängerinnen von „Hilfe“ (Elisabeth) beziehungsweise „Unterstützung“ (Gisela) seitens ihrer Familie. Beide betonen dabei besonders, wie wichtig die Hilfe in stressigen Situationen sei. Hier scheinen sich die intergenerationalen und haushaltsübergreifenden Arbeits- und Unterstützungsbeziehungen nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Familienmitglieder zu richten: Gisela kann manche Dinge mutmaßlich nicht gut alleine übernehmen, beispielsweise alles, was mit „Technik“ zu tun hat, weshalb ihre Enkelin sie dabei unterstützt. Während Gisela von ihren Töchtern und ihrer Enkelin relativ regelmäßig Unterstützung bei kleinen Alltags erledigungen in Anspruch zu nehmen scheint, hilft sie ihrer eigenen Tochter wiederum punktuell in größerem Umfang, wenn diese durch ihre Erwerbsarbeit keine Zeit mehr für reproduktive Arbeiten hat.

Selbständigkeit ist bei den Frauen ein wichtiges Organisationsprinzip, vor allem Elisabeth und Gisela sprechen an mehreren Stellen davon, dass sie (fast) alles alleine machen. Gisela macht auch im hohen Alter ihren Haushalt noch alleine. Auch Elisabeth lagert, auch wenn sie zeitweise beruflich stark belastet ist, Haushaltsarbeiten nicht aus. Das Prinzip der Selbständigkeit wird aber, wie sich gezeigt hat, an verschiedenen Stellen gebrochen. Einerseits hat die Familie zwei getrennte Haushalte, in denen sich die Frauen in ihrem Alltag jeweils selbständig organisieren. Andererseits gibt es je nach Aufgabenbereich

auch regelmäßige Unterstützungsbeziehungen, wie bei der Unterstützung Giselas bei technischen oder bankspezifischen Fragen. Hier scheinen Giselas Töchter und ihre Enkeltochter Marie sie ohne explizite Absprachen zu unterstützen – zumindest wird im Gespräch nicht von solchen Absprachen berichtet. Zudem helfen sich die Frauen in belastenden Ausnahmesituationen, zum Beispiel wenn Elisabeth beruflich stark eingespannt ist. Hier wird jedoch nicht explizit um Hilfe gebeten, sondern Gisela bietet von sich aus ihre Unterstützung an, so dass die prinzipielle Eigenständigkeit Elisabeths zumindest nach außen hin aufrechterhalten werden kann.

Neben diesen intergenerationalen Beziehungen unterstützt zudem Maries Vater, wie Elisabeth beschreibt, sie bei Entscheidungen, die Maries Erziehung betreffen oder hilft Marie bei praktischen Dingen, wie dem Führerschein (5970 ff.). Auch wenn Elisabeth sich im Vorfeld des Gesprächs als „alleinerziehend“ bezeichnet, stellt sie gegen Ende des Interviews klar: „Ich hab mich eigentlich nich in dem engeren Sinne (.) alleinerziehend gefühlt.“ (Z. 5739) Das Gefühl, nicht wirklich alleinerziehend zu sein, bezieht Elisabeth vor allem auf den Umstand, dass sie wichtige Entscheidungen, die Marie betroffen hätten, nicht alleine habe fällen müssen, und dass sie sich mit ihrem Ex-Partner regelmäßig austauschen habe können (vgl. Elisabeth, Z. 5738 ff.) Allerdings sei sie in der Vergangenheit im Alltag für unangenehme Erziehungsaufgaben (Besuch des Elternsprechtags, Marie zum Lernen anhalten) verantwortlich gewesen (5824 ff.) Bei Elisabeth war nach der Geburt ihrer Tochter für sie und ihren Ex-Ehemann klar, dass er beruflich weiterarbeitete wie bisher, da er deutlich mehr verdiente als sie. (Zeile 1076 ff.) Auch Elisabeth arbeitete (reduziert) weiter, wobei ihre Eltern, die in derselben Stadt lebten, Marie mitbetreuten. Zwar unterrichtete sie ein Jahr lang nicht unter der Woche, gab aber am Wochenende weiterhin vereinzelt Seminare. Auf diese Seminare begleiteten sie dann ihre Schwiegermutter oder ihre Mutter, um auf Marie aufzupassen, oder Marie wurde, als sie älter war, „vom Veranstalter“ (846) oder Teilnehmer*innen (mit-)betreut. (vgl. Z. 967 ff.) „Arbeit“ und „Leben“ beziehungsweise unbezahlte und bezahlte Arbeit sind also bei Elisabeth und Marie von Anfang an stark miteinander verwoben. Wie die Teilung von (Re-)Produktionsarbeiten vor der Trennung strukturiert ist, davon

zeichnen Marie und Elisabeth ein ambivalentes Bild: einerseits betonen sie immer wieder, dass sich Maries Vater und Elisabeth den Haushalt immer gerecht geteilt hätten; andererseits beschreiben sie auch, dass Maries Vater die Erfüllung der eigenen Bedürfnisse immer sehr wichtig gewesen sei (vgl. Z. 6216).

Verhandlung des Arbeitsbegriffes

Bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes zeigt sich ein univoker Diskurs. Dabei hat Elisabeth in der Passage den größten Redeanteil. Für die Familie bewegt sich „Arbeit“ zwischen einem gewissen Zwang, verbunden mit Anstrengung auf der einen Seite und Spaß sowie „Befriedigung“ auf der anderen Seite, wie folgender Ausschnitt des Gespräches zeigt:

- „Marie: Ähm, also ich find so (.) die erste Assoziation mit Arbeit is (.) das sind Sachen, die (.) relativ (.) anstrengend sind, sag ich jetzt mal, die man vielleicht nicht unbedingt freiwillig machen würde, aber die halt getan werden müssen.
- Gisela: Die man muss. (.) Ja.
- Marie: ^LGenau. und des find ich so bisschen schade, deswegen kämpf ich auch dafür, dass Arbeit mehr zu was wird, was (.) eben gleichzeitig auch Spaß macht. (.) Aber (.) Arbeit an sich is immer (..)eben nicht so einfach (.) ähm:: und (.) nicht freiwillig unbedingt.
Also muss jetzt auch nicht (.) gezwungen sein, aber
- Gisela: ^LPflicht Nein (.) ja::
- Marie: Is schon was, was halt anstrengend is und was man jetzt nicht frei- machen würde, wenn man Ferien hat @sozusagen@.
- Gisela: ^LJa.
- Elisabeth: ^LMhm.
- Marie: also nich (.) es muss halt (.) getan werden, so bisschen, aber-
- Gisela: ^LJa. (.) mhm.
- Marie: Ja.
- Elisabeth: ^LMhm. (..) Ja, m bei mir is es, is es so wie du jetzt eigentlich schon angedeutet hast, also es is so beides. (.) Ähm (.)

äh ich tu mir auch schwer, also jetzt, jetzt gerade im Moment hab ich zwar viel gearbeitet, aber dann hab ich auch noch (.) äh (.) d– zum Beispiel jetzt am Wochenende wild und hektisch meine @ganze Küche geschrubbt@. (.) D– d– des is auch ne Arbeit, aber des=is=ne andere Form von Arbeit, ja. Es muss gemacht werden, und is (.) äh

Gisela: L°Befriedigt aber.

Elisabeth: Einerseits wahnsinnig lästig, ja, es äh (.) es=is furchtbar. aber (.) es is dann (.) ne Sache, die ähm (.) des macht dann auch Spaß, ja, weil=ich geh jetzt in die Küche und des macht Spaß weil des sauber is.

Gisela: L°Ja.°“

(Fam. Emmert, Z. 3730 ff.)

Alle drei Frauen nähern sich dem Arbeitsbegriff über Gefühle, sie verbinden negative und positive Gefühle mit dem Arbeitsbegriff. Alle drei verbinden zudem das Gefühl der Unfreiheit mit „Arbeit“, nämlich das Gefühl des Zwangs und – bei Gisela – der „Pflicht“. Hinzu kommt der Aspekt der Anstrengung und der Schwierigkeit – „Arbeit“ ist nichts, was leicht von der Hand geht. In Elisabeths Beispiel wird diese auch körperliche Anstrengung sehr deutlich: Sie hat in hohem Tempo am Wochenende die Küche „geschrubbt“, der Stress wird in der Beschreibung unverkennbar („wild und hektisch“). Dieser Anstrengung stellt sie dann die positiven Gefühle in Bezug auf das Arbeitsergebnis – die saubere Küche – gegenüber. In Elisabeths Beschreibung werden zwei Formen von Arbeit gegenübergestellt, einerseits – dies ergibt sich später noch aus dem Gesprächskontext – ihre berufliche Arbeit, andererseits die Hausarbeit, die sie zusätzlich nach der anstrengenden beruflichen Arbeit erledigt. Die Addierung dieser beiden Arbeiten macht das Arbeitspensum Elisabeths und die daraus resultierende Anstrengung deutlich. Dementsprechend ist das Schrubben der Küche am Wochenende für Elisabeth „furchtbar“, dennoch macht sie es, da es gemacht werden muss und zudem am Ende ein positives Gefühl, „Spaß“, hervorruft. Für alle drei Frauen bewegt sich „Arbeit“ also im Spannungsfeld positiver und negativer Gefühle, zwischen Anstrengung / Unlust und Spaß / Befriedigung.

„Spaß“ an „der“ Arbeit zu haben ist für Elisabeth und Marie ein starker geteilter positiver Horizont, der sich im Gespräch noch weiter entwickelt. Beide sehen aber gewisse Schwierigkeiten beim Enaktierungspotential: So führt Marie an, dass Anstrengung die erste Assoziation mit Arbeit sei, und: „ich kämpf auch, dass Arbeit mehr zu was wird, was (.) eben gleichzeitig auch Spaß macht“ (3736 f.). Die Formulierung des „Kämpfens“ zeigt, dass Spaß an der Arbeit eben keine Selbstverständlichkeit ist. Auch Elisabeth berichtet mehrfach von verschiedenen Aspekten, die ihr an ihrer beruflichen und nicht-beruflichen Arbeit keinen Spaß machen. Im Bereich der beruflichen Arbeit stellt sich das Gefühl des „Spaßes“ als Norm von Mutter und Tochter dar, die teilweise auch von Gisela geteilt wird (Gisela, Z. 2173). „Spaß“ (Elisabeth, 3941) in Verbindung mit „Interesse“ an der eigenen beruflichen Arbeit und der Wahl eines Berufes entsprechend der eigenen „Persönlichkeit“ (Elisabeth, 3941) sind für die Frauen legitime Berufsmotive. (vgl. 3940 ff.) „Viel Geld“ (Elisabeth, Z. 3970) zu verdienen ist hingegen eine Arbeitsmotivation, die alle drei Frauen auf diskursiver Ebene stark ablehnen. Gisela bemerkt an einer Stelle im Gespräch, „Geld regiert die Welt“ (4314), was alle drei unisono ablehnen. Dennoch spielt Geld in der Anerkennungsbeziehung zwischen Elisabeth und ihren Eltern in Bezug auf die berufliche Arbeit eine Rolle, worauf später noch eingegangen wird.

Die Familie entwickelt im Gesprächsverlauf gemeinsam einen allgemeinen Arbeitsbegriff, der sowohl Hausarbeiten wie Kochen, Putzen, Bügeln und Geschirrspülen, als auch berufliche und ehrenamtliche Arbeiten umfasst. Körpernahe Care-Arbeiten (Pflegen, Wickeln, Stillen, Waschen) tauchen im Gespräch als Formen von Arbeit, wie auch in anderen Interviews, nicht auf. Alle sind sich einig, dass „Arbeit“ nicht durch das Merkmal der Bezahlung gekennzeichnet sei. Allerdings differenzieren sie, wie sich bereits im oberen Gesprächsausschnitt zeigt, zwischen bezahlter und nicht bezahlter und zwischen beruflicher und nicht-beruflicher Arbeit. Diese seien „andere“ Formen von Arbeit, wobei unklar bleibt, worin der Unterschied besteht.

Beschreibung der Anerkennungspraktiken

Die Familie beschreibt verschiedene Praktiken, die sie als Ausdruck von Anerkennung und / oder Wertschätzung innerhalb der Familie interpretiert. Sie nennen einerseits verbale Formen von Anerkennung, wie sich zu bedanken und das Ergebnis einer Arbeit zu loben, andererseits das Verteilen von Geschenken, etwa Süßigkeiten oder Konzertkarten. Auch Geldgeschenke werden als Anerkennungsmedium interpretiert, allerdings lehnen alle drei dieses Anerkennungsmedium auf der diskursiven Ebene ab. Geld oder „Materielles“ als Anerkennungsform innerhalb der Familie wird von ihnen negativ bewertet. So habe Marie nie Geld für ihre Hilfe im Haushalt bekommen und auch für gute Noten hat sie, mit einer Ausnahme, nie Geld von ihren Eltern erhalten. Elisabeth und ihr Ehemann hätten Geld als Ausdruck von Anerkennung immer abgelehnt. Auch Elisabeth habe in ihrer Kindheit von ihren Eltern kein Geld für Hilfe im Haushalt erhalten. Allerdings schenke Gisela ihrer Tochter und Enkeltochter mittlerweile viel, darunter auch Geld. Für Gisela sei Geld mittlerweile oft „die einzige Möglichkeit“ (Z. 5030) Geschenke zu machen, weil sie nicht weiß, was sie Marie und Elisabeth ansonsten schenken soll.

Geld als Anerkennungsform oder -medium lehnen die drei Frauen also nicht nur in Bezug auf „die Gesellschaft“ ab, sondern auch innerhalb ihrer Familie. Andererseits benutzt Gisela mittlerweile genau dieses Anerkennungsmedium, um, wie Elisabeth es formuliert, „ihre Liebe [zu] zeigen“ (Z. 4987). Rhetorik und Alltagspraktiken stehen hier also in einem Widerspruch, zumindest was Gisela betrifft. Denn Gisela schenkt viel, wie Elisabeth berichtet, egal ob „Liebe oder Zeit oder Zuwendung oder was Materielles“ (Z. 5107). Elisabeth löst diesen Widerspruch nun auf, indem sie betont, ihrer Mutter würde es „nie um des Materielle“ (5092) gehen, sondern die Geschenke seien als „Ausdruck der Großzügigkeit“ (Z. 5096) zu verstehen. Elisabeth stellt klar, dass es dabei auch nicht um ein Tauschgeschäft irgendeiner Art geht: sie und Marie würden Giselas Geschenke nicht als „Ausgleich oder als Bezahlung“ (Z. 5109) betrachten. Marie ergänzt, Gisela würde nicht zum Bügeln kommen, um Geld dafür zu erhalten, sondern um ihrer Tochter Elisabeth einen „Gefallen“ (Z. 5122) zu tun. Bei der Beantwortung der Frage, wie sich Anerkennung in der Familie zeige, nennen die

drei Frauen mehrere Arten dieser wechselseitigen „Gefallen“, etwa, dass Gisela ihrer Tochter mit dem Bügeln helfe (vgl. Z. 5107 ff.)

Es geht der Familie dabei, das betonen sie, nicht um die Anerkennung spezifischer Leistungen oder ein *quid pro quo*. Solche Geschenke sind laut Elisabeth nie „eine Bedingung sondern einfach Ausdruck unserer Beziehung.“ (Z. 5150 f.) Allerdings geht es doch um eine gewisse Reziprozität, denn Marie merkt an, dass man dann auch was „zurück“ (Z. 5153) bekommt. Dieses Prinzip beschreibt sie auch in Bezug auf die gemeinsame (Haushalts-)Arbeit, so würden sie sich wechselseitig Gefallen tun (Z. 5157 f.), weil dies „schön“ (Z. 5170) sei.

Die Anerkennungsbeziehungen in Familie Emmert beruhen also auf der Erwartung an und dem Gefühl tatsächlich bestehender Reziprozität, eine Wechselseitigkeit explizit einzufordern wird aber abgelehnt. Reziprozität der Anerkennung (die Familienmitglieder erhalten etwa Geschenke, Unterstützung oder ein Abendessen und geben dafür Anerkennung in Form von verbalisiertem Dank, Lob, oder Geschenken) ist eine geteilte familiäre Norm, die als selbstverständlich und natürlich erscheint und deshalb nicht expliziert werden muss.

Allerdings zeigt sich ein generationaler Unterschied in der Erwartung an die Expression von Anerkennung im Familienalltag. Elisabeth ist sehr wichtig, dass Marie ihr gegenüber Wertschätzung für Care-Arbeiten zeigt und diese nicht als selbstverständlich annimmt, wie folgender Gesprächsausschnitt zeigt:

„Elisabeth: Des find ich bei uns (.) beiden (.) wirklich sehr schön (.) dass wir des (.) gegenseitig sehr wertschätzen. (.) Die Marie sagt immer wenn ich was zum Essen mach (.) @auch wenn ich nur ein Butterbrot hinstelle@

Marie: L@(.).@ @danke fürs Kochen@

Elisabeth: Danke für's (.) fürs A- oder fürs Essen machen, oder so. (.) Die nimmt des nie selbstverständlich. (.) Egal (.) was ich mach, die (.) bedankt dafür.

Marie: Auch wenn mir der Papa des immer unterstellt.

Elisabeth: Ja (.) und=des stimmt überhaupt nich, des echt ne äh (.) ne, ne @bösartige Unterstellung@

Marie: L@(.).@

Elisabeth: weil des (.) stimmt überhaupt nich, oder (.) auch wenn ich mal ihr was wegräum oder so (.) die s– die nimmt des immer wahr und (.) und sagt danke dafür. (.) Also da hab ich nie des Gefühl, die nimmt selbstverständlich, oder (.) oder so, also da krieg ich immer ganz viel (.) Wertschätzung, umgekehrt, wenn sie was macht, sag ich auch immer danke. (.)

Marie: LJa.

Elisabeth: Un=dann merk ich (.) dass sie des auch freut, ja. Es is ned selbstverständlich, warum soll ich (.) warum soll ich da nich Danke sagen dafür?

Marie: Eben und=ich räum auch viel lieber mein Zimmer auf, wenn meine Mama danach ins Zimmer kommt, sagt, wow, sieht's hier toll aus.

Elisabeth: Genau.“

(Fam. Emmert, Z. 4020 ff.)

Mutter und Tochter betonen die Harmonie ihrer gemeinsamen Anerkennungsbeziehung, die als natürliches Geben und Nehmen erscheint. Die Betonung Elisabeths, ihre Hausarbeit sei nicht selbstverständlich, offenbart ihre Erwartung an Anerkennung durch ihre Tochter. Dabei erscheint die Annahme von Selbstverständlichkeit als Form der Nicht-Wertschätzung. Offenbar sind sich Maries Eltern nicht darin einig, wie selbstverständlich für Marie gewisse Dinge sind: Während Maries Vater seiner Tochter, so sagt Marie, genau das unterstellt, nimmt Elisabeth Marie in Schutz und betont mehrfach, dass für ihre Tochter die Dinge eben nicht selbstverständlich seien. Beiden ist dabei die regelmäßige Verbalisierung von Wertschätzung für Care-Arbeit wichtig, auch für scheinbar kleine Arbeiten wie das Schmieren eines Butterbrotens. Die Verbalisierung der Wertschätzung wiederum ruft ein positives Gefühl – Freude – hervor, und motiviert beide, weiterhin unbezahlte Arbeit im Haus auszuführen. Diese Hausarbeit wird als Arbeit für die jeweils Andere interpretiert, auch wenn dies nicht explizit so ausgedrückt wird.

Ganz anders als die alltägliche Anerkennungskultur zwischen Elisabeth und Marie beschreibt Gisela die Anerkennungspraxis zwischen ihr und ihrem Mann:

- „Gisela: Ja, ich hab halt vieles für selbstverständlich genommen. (.)
Des ghört dazu. (.) Na hätt ich ned heiraten dürfen.
- Marie: @(..)@
- Elisabeth: Aber der Vatti sich schon (.) auch bedankt.
- Gisela: ^LAber der Vatti (..) der Vatti
hod ma gholfen.
- Elisabeth: °Der hat einfach gholfen, ja.°
- Gisela: Also der hat halt gholfen und (..) naa, der hat mich aa nie (.)
überfordert, der hat nie was verlangt.
- Elisabeth: Ja. (.) Ja::
- Gisela: Drum (.) is mir des gar ned so bewusst, also (.) was do also
- Elisabeth: ^LJa.
- Gisela: Mir henn– (.) der Vatti hätt nie gsagt, du hasch was Gutes
@gekocht@, der hat bloß gsagt; oh, des schmeckt gut. (.) Ja
aber Danke, also so wie ihr euch bedankt
- Elisabeth: ^LDes stimmt.
- Gisela: Des ham=mir ned gemacht, weil (.) manches is einfach,
meine (.) des g’heart zu der Rolle (.) zu der Pflicht un (.) ich
hab aa ned mich bedankt, dass er Geld verdient.
- Elisabeth: Ja.
- Gisela: S war selbstverständlich. (.) Manche Dinge waren (.) selbst-
verständlich, do hat ma gar ned (.) drüber geredet, ja::
- Elisabeth: Aber der Vatti hätt’s nie (.) nie verlangt
- Gisela: Nee.
- Elisabeth: Und wenn du mal gsagt hast, des geht heut ned, oder so
- Gisela: ^LJa, ja.
- Elisabeth: Da w– des war überhaupt kein Problem.
- Gisela: ^LJa. (.) Nee, nee.
- Elisabeth: Oder dann hat’s er gmacht.
- Gisela: Ja.
- Elisabeth: °Ja:°“
- (Fam. Emmert, Z. 4077 ff.)

Ganz im Gegensatz zu ihrer Tochter und Enkeltochter beschreibt Gisela die Übernahme von Haushaltsarbeiten in ihrer Paarbeziehung und der Familie als „selbstverständlich“ (4077). Dabei sieht sie aber den Bereich

der bezahlten Arbeit, den ihr Ehemann übernahm als ebenso selbstverständlich an. Insofern erkennt sie hier kein Anerkennungsdefizit, weil sowohl sie als auch ihr Ehemann ihre „Rolle“ erfüllten. Die „klassische“ Geschlechterrollenteilung blieb oder bleibt dabei von Gisela unhinterfragt: Aus der Heirat folgt für Gisela automatisch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Diese beinhaltet mit der Geburt ihrer Kinder, auch Fürsorgearbeiten für ihre Kinder zu übernehmen, sie spazieren zu fahren, für sie zu kochen, sie zu betreuen und zu erziehen. Gisela steigt nach der Geburt des ersten Kindes aus der Berufsarbeit aus und arbeitet gegen geringe oder keine Bezahlung für Bekannte, Familie und Freund*innen von zu Hause aus. Diese berufliche Entscheidung fällt Gisela damals leicht, denn „damals“ seien Mütter zu Hause geblieben, bis die Kinder in die Schule gingen. So auch Gisela: Sie fängt erst wieder halbtags im Angestelltenverhältnis außer Haus zu arbeiten an, als ihre Töchter in die Schule gehen. Mittags ist Gisela zu Hause, um für die Kinder zu kochen. Sie beschreibt dies als einen gesellschaftlichen Druck von außen, den sie aber stark verinnerlicht:

„Gisela: Ähm, weil also (.) ich war schon auch der Meinung (.) so lang ein Kind (..) äh bis drei Jahr auf alle Fäll, soll die M- (.) Frau (.) die Mutter beim Kind bleiben.//mhm//(.) und ned in die Arbeit gehn. So hamma's gelernt. So hammas eingetrichtert kriegt. (..) und dann (.) äh mit sieben (.) war se dann schon in der Schul. (.) Und am Vormittag hab ich dann gearbeitet.

Elisabeth: LGenau.

Gisela: In der Registratur. (..) Um (..) des hat dann ganz gut geklappt.“
(Fam. Emmert, Z. 1729 ff.)

Die Vorstellung, ihre eigenen Kinder könnten „Schlüsselkinder“ sein, lehnt sie damals stark ab: „A Schlüsselkind wollt ich ned, nee.“ (Z. 1801) Auch später noch findet sie es schlimm, wenn Kinder in den Hort gehen. Ihre eigene Enkelin Marie besucht jedoch anfangs nach der Schule auch eine Mittagsbetreuung und Gisela arrangiert sich mit der Zeit mit der Betreuung ihrer Enkeltochter. (Z. 1820 ff.)

Die Selbstverständlichkeit, mit der Gisela „zu Hause“ bleibt, die klaren Rollen und die Pflichterfüllung beider EhepartnerInnen, bewertet

Gisela nicht negativ. „Selbstverständlichkeit“ hat für Gisela eine ganz andere Bedeutung als für Marie und Elisabeth. Während letztere die Annahme der Selbstverständlichkeit als Nicht-Wertschätzung deuten, ist ebenjene Selbstverständlichkeit für Gisela ein wichtiger Bestandteil der Anerkennungsbeziehung zwischen ihr und ihrem Mann.

Giselas Familien-, Beziehungs- und Arbeitsverständnis bildet in einigen Aspekten einen Kontrast zu Elisabeth und Marie: Sie sucht sich ihre berufliche Arbeit damals im Gegensatz zu ihrer Tochter nicht auf Grund ihrer Fähigkeiten und Vorlieben aus, sondern lernt ihren Beruf aufgrund der Verfügbarkeit der Ausbildungsstelle in Kriegszeiten. Nachdem zwei Betriebe, bei denen sie eine Ausbildung begonnen hatte „ausgebombt worden“ (Z. 2782) waren, landet sie schließlich bei einem dritten Betrieb und erlernt ihren späteren Beruf. Dies „war ned von vorherein geplant“ (Z. 2782) Ganz anders Elisabeth und Marie, die ihre „Interessen“ und „Stärken“ im Beruf einsetzen wollen, die „Spaß“ am Beruf haben wollen.

Arbeitsteilungen in der Familie und ihrer Paarbeziehung sind für Gisela klar verteilt und sie hat kein Bedürfnis, diese zu verhandeln. Im Zentrum ihrer Arbeitshaltung stehen die Begriffe „Selbstverständlichkeit“ und „Pflicht“. Dennoch betont Gisela ebenso wie ihre Tochter Elisabeth immer wieder, dass ihr Ehemann nichts von ihr verlangt hätte, womit sie ihre Handlungen als selbstgewählt darstellt. Dass Elisabeth in der obigen Passage immer wieder interveniert und hervorhebt, ihr Vater hätte sich am Haushalt beteiligt, sich bedankt und von seiner Frau nichts verlangt, zeigt die Norm der Geschlechteregalität Elisabeths. Diese ist eine von den drei Frauen geteilte Norm, wie sich an mehreren Gesprächspassagen zeigt. Alle drei bezeichnen die Ehe der Großeltern als gleichwertig, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als selbstgewählt und die Beteiligung des Großvaters an Reproduktionsarbeiten als fortschrittlich.

Die drei Frauen zeigen im Gespräch vor dem positiven Horizont der Geschlechteregalität also ein verbales Doing von Anerkennung gegenüber dem Großvater. Dieses Doing von Anerkennung zeigen Marie und Elisabeth auch gegenüber Maries Vater, der, so erwähnen beide öfters, sich viel am Haushalt beteiligt hätte. Neben diesem Doing von Anerkennung vor der geteilten Norm der Geschlechteregalität zeigen

sich Marie und Elisabeth im Gespräch als wechselseitige Spenderinnen verbaler Anerkennung. Elisabeth spricht sehr positiv von ihrer Tochter, und bezieht sich dabei wertschätzend auf ihre Persönlichkeitseigenschaften und ihr Verhalten, etwa dass sie „sozial“ (Z. 4372), und „zuverlässig“ (Z. 4380) sei und einen guten „Lebenswandel“ (Z. 4377) hätte (nicht rauchen, nicht trinken). Zudem beschreibt Elisabeth verschiedene akademische und künstlerische Erfolge ihrer Tochter, die sie als Mutter wertschätzen würde, etwa gute Noten oder dass ihre Tochter bald ein „Solo im Konzert singt“ (Z. 4363), dass sie ihre Mutter bei einem Auftritt musikalisch begleitet, oder dass sie an einer Tanzaufführung teilnimmt. Elisabeth beschreibt ihre Wertschätzung dabei mit den Gefühlen „Freude“ und „Stolz“. (vgl. Z. 4360 ff.)

Marie wiederum beschreibt sehr positiv, wie sie ihre Mutter auf Tanzseminaren immer sehr bewunderte:

„Marie: Da warst du schon für mich immer so die Göttin, weißt du. [...] Die kann alles, macht alles, alle lieben sie.“ (Fam. Emmert, Z. 4645 ff.)

Marie bezieht sich auch positiv auf die Art und Weise, wie ihre Eltern, vor allem ihre Mutter sie erziehen, etwa im Umgang mit der Schule: „Also da kann ich mich auch so immer noch ganz glücklich schätzen.“ (3328) Sowohl Marie als auch Elisabeth zeigen auch ein verbales Doing von Anerkennung gegenüber Gisela. Sie beziehen sich bewundernd auf Gisela, etwa als diese erzählt, sie hätte ihre Ausbildung – sie war damals die einzige Frau – als Jahrgangsbeste ihrer Region abgeschlossen. (vgl. Z. 2818) Elisabeth bezieht sich zudem positiv auf die Elternschaft ihrer Eltern und lobt deren Erziehungsstil. (Z. 6771 ff.) Gisela hingegen ist mit der Anerkennung im Gespräch zurückhaltender. Lobt etwa Elisabeth Marie für deren Zuverlässigkeit, wirft Gisela ein, ihre Enkeltochter könne mit ihrer Intelligenz noch bessere Schulnoten erreichen. Mit ihrer „Intelligenz (.) hätt se schon mehr rausholen können.“ (Gisela, Z. 3353) Gisela ist hier in ihrer Anerkennung ambivalent, einerseits hebt sie eine positive Eigenschaft der Enkelin hervor, andererseits verweist sie auf eine gewisse Enttäuschung, auf ein nicht Ausschöpfen von Potential und impliziert damit, ihre Enkelin sei nicht ehrgeizig genug.

Dieselbe Ambivalenz zeigt Gisela gegenüber ihrer Tochter Elisabeth, wie sich im Folgenden zeigt:

„Gisela: Isch kann's aa ned leiden, wenn ma seine Kinder so in den Himmel hebt.

Elisabeth: Ja.

Gisela: Des (.) schmeckt ma ned so. (.) Auch d– m–

Elisabeth: Mhm.

Gisela: Isch (.) aber (.) dann (.) ü– überhaupt bei jemand (.) andere (.) bei andern Eltern, wo die Kinder (.) so v– bissel versagen. (.) S tut doch dene weh.

Elisabeth: Mhm.

Gisela: Isch kann do ogebe mit meine Kinder und die ham Pesch. (.) oder (.) m– nee, do

Elisabeth: ^LDes (.) wolltest du ned.

Gisela: Da hab isch immer bissel

Elisabeth: Ja.

Gisela: Be– war ich immer bissel vorsichtig.

Elisabeth: Deswegen erzählt sie auf meinen Seminaren, meinen Seminarteilnehmern (.) meine Schoten aus der Jugend. Geh @(.)@ @Vor lauter (.) dass sie @(.)@ @dass sie sagt, dass ich auch negative Seiten hab, gell.@“

(Fam. Emmert, Z. 4611 ff.)

Gisela zeigt hier einerseits positive Anerkennung, indem sie impliziert, ihre Kinder würden – im Gegensatz zu anderen Kindern – nicht versagen. Gleichzeitig betreibt sie laut Elisabeth ein Abschwächen dieser Anerkennung, da sie auf Elisabeths Seminaren – mutmaßlich – peinliche Geschichten aus deren Kindheit zu Besten gibt. Somit verliert Elisabeth den Anschein, eine „Göttin“ zu sein, wie Marie ihre eigene Mutter auf solchen Seminaren wahrnahm. Aber auch diese Abschwächung Giselas ist wiederum ambivalent. Erstens, da Gisela ihre Tochter zu Seminaren begleitet und dadurch bereits Anerkennung ihrer beruflichen Arbeit zeigt. Und zweitens, da sie ihre Tochter dort zum Gesprächsthema macht. Dadurch besteht für Gisela drittens die Möglichkeit, selbst etwas von der Anerkennung zu bekommen, die die Semi-

narteilnehmer*innen ihrer Lehrerin gegenüberbringen. Denn in ihrer Rolle als Mutter der Lehrerin, und durch das Erzählen von Kindheits-erinnerungen, macht Gisela den privilegierten Zugang deutlich, den sie zu ihrer Tochter hat – sie kennt ihre eigene Tochter gut und teilt mit ihr eine Vergangenheit, von der die anderen ausgeschlossen sind. Gisela ist also insgesamt im Gegensatz zu ihrer Tochter und Enkeltochter ambivalenter und zurückhaltender in ihrem Doing von Anerkennung.

Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse

In Familie Emmert gibt es mehrere Anerkennungskonflikte und Themen, die den Zusammenhang zwischen Arbeit und Anerkennung vermitteln.

Ein Begriff, der im Gespräch häufig verwendet wird, ist der Begriff der „Leistung“, der zu Beginn unbestimmt bleibt. Zunächst scheint „Leistung“ als Anerkennungsprinzip ein negativer Horizont aller drei Frauen zu sein. „Leistung“ erscheint erstmal nur als abstraktes gesellschaftliches Prinzip – die „Leistungsgesellschaft“ (Elisabeth, Z. 4298) oder „Leistung zählt“ (Gisela, Z. 4276) – welches alle unisono auf der diskursiven Ebene ablehnen. Elisabeth wirft allerdings kritisch ein, ihre Mutter habe (zumindest in Elisabeths Kindheit) Anerkennung auch nach dem Prinzip der „Leistung“ (Z. 4298) vergeben. „Leistung“ bedeutete laut Elisabeth in Bezug auf ihre Mutter vor allem das ständige Tätigsein (egal, ob in Form von reproduktiven Arbeiten, Ehrenamt oder Erwerbsarbeit). Ihre Mutter sei „ein extrem fleißiger Mensch“ (Elisabeth, Z. 437) und eine Frau, „die nur Arbeit kennt“ (Elisabeth, Z. 463). Elisabeth erinnert sich noch gut daran, wie ihre Mutter „das erste Mal“ (Z. 550) zu ihr gesagt habe, sie würde zu viel arbeiten und solle doch mal Pause machen“ (Z. 551). Rumsitzen gebe es bei Gisela nur „in Ausnahmefällen“ (Elisabeth, Z. 562) Elisabeth habe, dieses Prinzip verinnerlicht, wie sie sagt (vgl. Fam. Emmert, Z. 3935 ff.).

Sowohl Marie als auch Elisabeth sind in der Bewertung der Arbeitshaltung Giselas ambivalent: einerseits kommt Bewunderung oder Respekt zum Ausdruck, andererseits auch eine Distanz oder Abgrenzung dazu. Elisabeth bezieht sich etwa mehrfach bedauernd darauf, dass sie sich oft überarbeiten würde. Das „Leistungsprinzip“ als vermeintliche gesellschaftliche Norm, das von allen dreien abgelehnt wird, verknüpfen die Frauen mit einem hohen monetären Gehalt, das auf die „Leis-

tung“ zu folgen scheint. Wie „Leistung“ inhaltlich gefüllt wird, bleibt jedoch unklar. In Zusammenhang damit sehen die Frauen Geld als primäre Arbeitsmotivation sehr negativ. Dem Prinzip der Leistung stellt die Familie als positiven Horizont eine Anerkennungsutopie, nämlich die Wertschätzung der „inneren Werte[n]“ (Marie, Z. 4240), den Spaß an der eigenen Arbeit und seine „Berufung“ (Marie, Z. 4256) zu finden, gegenüber. Die Ablehnung des „Leistungsprinzips“ kann hier als Abgrenzung der Familie von verschiedenen Berufs- und Einkommensmilieus gedeutet werden. Der Begriff der „Leistung“ bleibt insgesamt ambivalent, unter ihm werden Milieukonflikte und Arbeitsethik der Familie verhandelt.

Während der Leistungsbegriff Ambivalenzen der Familie aufzeigt, zeigt sich, dass bei Familie Emmert generationenübergreifend bürgerlich-akademische Fähigkeiten anerkannt werden. Dies beinhaltet zumindest passable Schulnoten und Abschlüsse vorweisen zu können und künstlerisch (Musik und Tanz) begabt zu sein. So hätten Elisabeths Eltern es immer „sehr wertgeschätzt“ (4551), wenn sie etwas „[A]ußergewöhnliches“ (4550) getan hätte wie ein Musikstück zu komponieren oder eine Tanzchoreographie zu entwickeln. Ebenso sind Gisela und Elisabeth stolz, wenn Marie ein Solo singt (vgl. Z. 4541 ff.) Darüber hinaus bilden spezifische Eigenschaften und Verhaltensweisen einen starken positiven Horizont der drei Frauen: „hilfsbereit“, „sozial“ und „fleißig“ zu sein, schätzen alle Frauen sehr. Die Fürsorge für Andere, sei es innerhalb oder außerhalb der Familie, ist ein geteilter positiver Wert. Elisabeth illustriert anekdotenhaft, wie Tochter Marie sich um andere, etwa Klassenkamerad*innen sorgt, und berichtet vom langjährigen ehrenamtlichen Engagement ihrer Mutter. (Z. 1577 ff.)

Neben diesen Themen, die bei Familie Emmert die Verteilung von Anerkennung strukturieren, werden zwei spezifische Anerkennungsdefizite verhandelt, die mit dem Arbeitsverständnis in Zusammenhang stehen: Sowohl Elisabeth als auch Gisela beschreiben, dass ihre berufliche Arbeit von ihrem Umfeld zum Teil nicht als „Arbeit“ bezeichnet wird und wurde, was beide (zum Teil) als Anerkennungsdefizit deuten. Die Gründe und Kontexte für die Interpretation der beruflichen Arbeit als Nicht-Arbeit sind dabei unterschiedlich.

Gisela arbeitete nach der Geburt des ersten Kindes, wie bereits beschrieben, weiter als Schneiderin, allerdings nicht in einem Angestelltenverhältnis, sondern gering bezahlt von zu Hause aus in „Schwarzarbeit“ (2165) für Freund*innen und Bekannte:

- „Gisela: Ich hab (.) meistens Heimarbeit gemacht.
 Y: Ah.
 Gisela: So. Eigentlich Schwarz-
 Elisabeth: ↳ Schwarzarbeit, ja.
 Gisela: Schwarzarbeit, aber des Wort hod ma gar ned so gekennt.
 Marie: °@(..)@°
 Elisabeth: @(..)@
 Gisela: Immer für Freunde oder Bekannte (.) und so. (..) Do hab ich ned viel verdient. (..) Weil ich, ich bin ja ned fortgegangen, ich bin ja ned außer Haus und dann war des halt (..) d- mir hat's ja Spaß gemacht. (.) Also in den Augen Anderer, des war jo kei Arbeit.“

(Fam. Emmert, Z. 2171 ff.)

Gisela liefert hier gleich ein Interpretationsangebot mit: Dass „Andere“ in ihrem Schneidern keine Arbeit sahen, bringt sie in Verbindung mit dem Arbeitsort. „Arbeit“ steht also hier in Zusammenhang mit der Tätigkeit außer Haus, Tätigkeiten im Haus sind dementsprechend keine Arbeit. Auch das positive Gefühl, dass das Schneidern bei ihr auslöste, der Spaß, scheint das Schneidern als „Arbeit“ zu disqualifizieren. Gisela beschreibt hier aber nicht nur die vermeintliche Wahrnehmung anderer, in der sich ein Anerkennungsdefizit auszudrücken scheint. In ihrer Beschreibung schwingt auch eine Selbstmarginalisierung ihrer Arbeit mit. Zwar bezeichnet sie das Schneidern von zu Hause aus als „Arbeit“, nämlich „Heimarbeit“⁵¹. Dadurch, dass sie erzählt, für „Freunde oder Bekannte“ gearbeitet zu haben, gibt sie der Arbeit aber den Anschein

51 Gisela verwendet den Begriff Heimarbeit nicht ganz eindeutig. Denn einerseits beschreibt sie, dass sie monetär für ihre Arbeit entlohnt wurde. Gleichzeitig betont sie den Gefälligkeitscharakter der Arbeit. Laut dem DIW ist Heimarbeit „die Ausübung einer bezahlten Berufstätigkeit von zu Hause aus“ (DIW 2020). Dies umfasst Selbstständige und abhängig Beschäftigte (ebd.).

von persönlichen Gefallen oder Freundschaftsdiensten. Auch die Betonung, es hätte ihr Spaß gemacht, wirkt so als könnte das positive Gefühl als Legitimation für die geringe Entlohnung der Arbeit gelten. Interessant ist, dass Gisela dieselbe Arbeit zuvor außer Haus ausführte, ebenso wie ihr Mann, der nach der Geburt der Kinder weiter „außer Haus“ arbeitete. Das im „Heim“ arbeiten, wirkt hier als Legitimierungsgrund für die geringe Bezahlung – denn Spaß am Nähen hatte Gisela ja mutmaßlich auch außer Haus. Gisela beschreibt zwar, dass sie in Heimarbeit wenig verdiente. Sie drückt aber nicht ihren Unmut darüber aus, weder an dieser Stelle, noch an einer anderen Stelle im Gespräch. Stattdessen beschreibt sie, dass sie und ihr Ehemann in ihrem Beruf generell wenig verdienten. Die geschlechtsspezifische Ungleichheit – Gisela arbeitet als Mutter fortan selbstverständlich von zu Hause aus und verdient mutmaßlich weniger als ihr Mann, der außerhalb des Hauses arbeitet – wird von Gisela nicht reflektiert. Die Verunsichtbarung der weiblichen Arbeit durch das im Haus-Sein wird hier sehr deutlich. Bei Gisela betrifft diese Verunsichtbarung nicht nur die Care-Arbeit, sondern auch die Berufsarbeit. Gisela deutet ein von ihr empfundenes Anerkennungsdefizit leicht an, allerdings nicht in Bezug auf die Geschlechterrollen und vor allem nicht personalisiert. Wer die „Anderen“ sind, bleibt unklar.

Anders bei Elisabeth. Auch sie beschreibt eine Anerkennungsproblematik in Bezug auf ihre berufliche Arbeit. Allerdings rahmt sie diese expliziter als Anerkennungsdefizit und beschreibt zudem konkrete Personen, von denen sie einen Mangel an Anerkennung wahrnimmt oder wahrnahm. So etwa von ihren Freunden:

„Elisabeth: Es war schon immer so, meine Freunde ham gfragt, was machst du am Wochenende? Na hab ich gsagt, da bin ich nicht da (.) ich muss arbeiten. Ja was machst du? Ich halt n [künstlerisches] Seminar. Ja, des is ja keine Arbeit.“ (Fam. Emmert, Z. 3799 ff.)

Nicht nur ihre Freund*innen, sondern auch ihre Eltern hätten sich schwergetan, Elisabeths Beruf als „Arbeit“ zu verstehen, wie sie erzählt:

- „Elisabeth: Weil (.) für meine Eltern war des ja (.) vollkommen abstrakt.
 Gisela: ↳ Ganz neu.
 Elisabeth: Ja.
 Gisela: Ja.
 Elisabeth: Wie kann man Geld damit verdienen, [Kunst] zu unterrichten? ((Einatmen)) ja und mein Vater war jetzt nicht unbedingt der, der gern fürs Wochenende weggefahren ist
 Gisela: Mhm.
 Elisabeth: Aber die Mutti ist da'n paar Mal mitgefahren und (.) des, grade, weil, weil du jetzt auch weißt wie's, w- wie wichtig Arbeit für meine Mutter ist.
 Gisela: ↳ Ja. (.) Ja. ja.
 Elisabeth: Und des war für mich ganz wichtig, dass sie sieht
 Gisela: ↳ Sieht. Ja.
 Elisabeth: was das für eine Arbeit is, wenn ich dieses Wochenende halte. Und des hat sie auch (.)
 Gisela: ↳ Ja. gelernt.
 Elisabeth: äh sie is ja auch da sehr sen- sensibel, des hat die (.) hat sie auch gelernt, die war hinterher sprachlos (.) wie anstrengend des is (.) und (.) war dann ganz süß, du hast mir dann immer die Apfel- die @Äpfel gebracht und@ äh mich (.) dabei
 Gisela: ↳ Ja.
 Elisabeth: noch versorgt und mir versucht, des @(.)@ @gut zu@ zu machen
 Gisela: ↳ Bissel (.) locker, ja.
 Elisabeth: und so, ja genau. (.) also des war mir ganz, ganz wichtig. (.) Dass die Mutti (.) weiß (.) oder die Eltern, dass die wissen (.), dass das Arbeit is. Und nich so'n:: Nebenejob. (.) Ja.“
 (Fam. Emmert, Z. 3844ff.)

Elisabeth beschreibt in diesem Ausschnitt einen intergenerationalen Anerkennungskonflikt, verweist ihn allerdings in die Vergangenheit. Denn ihre Mutter hat laut Elisabeth – Gisela stimmt ihr zu – durch das direkte Erleben der Arbeit ihrer Tochter einen Bewusstseinswandel durchgemacht. Was zuvor für Gisela noch „abstrakt“ war, wurde für sie nun konkret erfahrbar. Ein wichtiger Punkt scheint dabei die „Anstren-

gung“ zu sein, die die Tätigkeit als „Arbeit“ qualifiziert. Schien zuvor implizit die Annahme Giselas zu bestehen, das Halten der Seminare sei nicht anstrengend, revidiert sie durch ihre Erfahrung nun diese Annahme. Nicht nur das, Gisela erkennt nun auch einen Mangel an Anerkennung in der Vergangenheit – so deutet es zumindest Elisabeth – und versucht diesen durch gesteigerte Fürsorge auszugleichen. An dieser Stelle wird deutlich, dass Anerkennung ein Kennen voraussetzt, ein Wissen um die Tätigkeit. Die Anwesenheit während der Ausführung der Arbeit, das wortwörtliche „Sehen“ ermöglicht einen Zugang zu diesem Wissen. Nicht in allen Bereichen, so meine These, ist dieses Beobachten notwendig, um sich ein Wissen über die Arbeit anzueignen. Aber möglicherweise ist das Dabeisein besonders dann wichtig, wenn Eltern und Kinder unterschiedlichen Berufsmilieus angehören. Gisela und ihr verstorbener Ehemann sind beide gelernte Schneider*innen, Gisela hat später als Sachbearbeiterin in einem Büro gearbeitet. Die künstlerische Arbeit ihrer Tochter, ebenso wie deren geisteswissenschaftliche Ausbildung, sind den Eltern fremd. Sie können hier auch nicht auf gesellschaftliches Wissen über den Beruf zurückgreifen, wie es möglicherweise zum Beispiel beim Beruf der Ärztin (die ja auch milieufremd ist) der Fall wäre.

Das tatsächliche „Sehen“ der Arbeit ist für Gisela also der Schlüssel zur Anerkennung. Insofern ist es Elisabeth auch wichtig, dass ihre eigene Tochter Marie von Beginn an „sieht“ wie und was ihre Mutter arbeitet. Wie Elisabeth bereits zu Beginn des Gesprächs erzählt, sei Marie schon als Baby im Tragetuch bei ihren Seminaren dabei gewesen. (Z. 1018 ff.)

„Elisabeth: Was auch schön is, weil sie auch immer wusste, was ich arbeite. Also sie war immer mit einbezogen. [...] Des war immer klar. (.) Und äh w– we– welches Kind weiß genau, was die Eltern arbeiten, ja des is ja oft zu abstrakt (.) und des wusste sie immer.“ (Fam. Emmert, Z. 1028 ff.)

Elisabeths Arbeit wird also für ihre Mutter und ihre Tochter greifbar und verstehbar. Die Rolle von Elisabeths Vater hingegen bleibt in diesem Anerkennungskonflikt zunächst unklar. Denn er begleitet seine Tochter nicht zu Seminaren. Es deutet sich aber an, dass er durch Gisela als Leumund von der beruflichen Arbeit seiner Tochter überzeugt wird.

Für ihn, ebenso wie für Gisela, scheint dabei noch ein weiterer Aspekt zentral zu sein, nämlich die Frage nach dem Geld. Elisabeths Eltern können sich zunächst nicht vorstellen, wie ihre Tochter mit ihrem Beruf Geld verdienen könne. Beide Elternteile stammen selbst aus armen Verhältnissen, Gisela wächst zusammen mit vierzehn Geschwistern auf, das Geld ist sehr knapp – „ganz armselig“ (Z. 2488) seien sie gewesen, so Gisela. Auch Giselas Mann, dessen Vater als freiberuflicher Schneider arbeitet, erfährt in seiner Herkunftsfamilie Prekarität – die Angst, in seiner Kindheit am nächsten Tag vielleicht nichts zu essen zu haben, sei prägend für ihren Vater gewesen, so Elisabeth. (Z. 3086 ff.) Gisela und ihr Ehemann haben in ihrem Beruf später selbst kein hohes Einkommen. Erst mit dem Wechsel Giselas in die Verwaltung einer großen Firma verbesserten sich die finanziellen Verhältnisse in der Familie, wie sich Elisabeth erinnert (vgl. Z. 2397 ff.)

Die Eltern, selbst in finanziell prekären Verhältnissen aufgewachsen, versuchten später, ihren Kindern mehr Wohlstand zu ermöglichen. Durch die Familienbiographie rückt ein Merkmal in den Vordergrund, das vor allem für Elisabeths Vater den Schlüssel zur Anerkennung der beruflichen Arbeit Elisabeths darzustellen scheint. „Arbeit“ hat die Funktion, Lohn zu erwirtschaften, der ein gewisses Maß an Sicherheit garantiert. Insofern sei seine erste Frage nach Elisabeths Seminaren immer gewesen: „Und, hast du auch was verdient?“ (Elisabeth, Z. 3132 f.) Allerdings habe sich die Sorge des Vaters gelegt, als Elisabeth heiratet:

„Elisabeth: Erst wie ich geheiratet hab, na hat=er des (.) schlagartig nicht mehr gfragt, na hab ich ihn mal (.) gfragt, (.) und dann hat=er gsagt, ja, jetzt hast ja n Mann.“ (Fam. Emmert, Z. 3134 f.)

Die Anerkennung hat hier also eine geschlechtsspezifische Komponente: Die Möglichkeit, für die eigene berufliche Arbeit Anerkennung von ihrem Vater zu erhalten, ist an die Verdienstmöglichkeiten gekoppelt. Im Fragen des Vaters zeigt sich dabei ein Verantwortungsgefühl für die eigene Tochter, das mit der Heirat der Tochter abgeschwächt zu sein scheint. Elisabeth wechselt in den Verantwortungsbereich des Ehemannes, der nun für das finanzielle Wohlergehen seiner Frau zuständig ist. Nicht unwichtig ist dabei mutmaßlich, dass Elisabeths Mann gut verdiente.

Elisabeth und Gisela berichten also beide von einer Anerkennungsproblematik hinsichtlich ihrer beruflichen Arbeit. Dabei spielen der Arbeitsort, die Verdienstmöglichkeiten und die Art der Tätigkeit eine Rolle. Etwas als „Arbeit“ zu bezeichnen scheint verknüpft zu sein mit dem Verlassen des Hauses, finanzieller Entlohnung und Anstrengung. Während Gisela ein Anerkennungsdefizit durch abstrakte „Andere“ beschreibt, formuliert Elisabeth die Anerkennungsbeziehung als mangelnde Anerkennung seitens der eigenen Eltern. Diese konnte aber durch Erfahrungswissen behoben werden – denn dass Elisabeths Arbeit anstrengend ist, davon konnte sich Gisela selbst überzeugen. Dass Arbeit, vor allem für Elisabeths Vater, Lohnarbeit und damit verknüpft das Erreichen finanzieller Sicherheit bedeutete, stellt eine weitere Dimension des Anerkennungsdefizits dar. Durch die Heirat Elisabeths konnte der Anerkennungskonflikt zwischen Vater und Tochter abgeschwächt werden.

Bei Familie Emmert zeigt sich insgesamt ein in der Vergangenheit liegender intergenerationaler Anerkennungskonflikt bezüglich der Berufsarbeit Elisabeths. Dieser scheint ein Berufs- und möglicherweise auch Bildungsmilieukonflikt zu sein. Bei Gisela und Elisabeth ist das empfundene Anerkennungsdefizit zudem ein vergeschlechtlichtes: bei Gisela steht es in Zusammenhang mit der Mutterrolle und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die erst zum Anerkennungsdefizit führen; bei Elisabeth führen geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen zu einer Entschärfung des Konfliktes zwischen ihr und ihrem Vater.

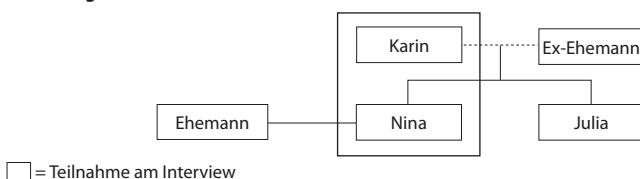
Einen Anerkennungsmangel hinsichtlich unbezahlter Reproduktionsarbeiten empfinden und beschreiben beide Frauen hingegen nicht. Gisela identifizierte sich mit der traditionellen Rolle als Ehefrau und Mutter, weshalb sie keine Erwartung an Anerkennungsexpressionen im Alltag hat(te). Elisabeth hingegen formuliert eine Anerkennungserwartung für Hausarbeit und beschreibt eine Kultur regelmäßiger Anerkennungsexpressionen zwischen ihr und Marie. Ihre Erwartungen werden also erfüllt. Auch auf Paarebene thematisiert Elisabeth hinsichtlich der Haus- und Care-Arbeit keine Konflikte zwischen ihr und ihrem Ex-Partner.

Insgesamt wird in der Familie die Art und Weise, wie gearbeitet werden soll, verhandelt. Dabei stehen bestimmte Eigenschaften im Vordergrund, wie fleißig zu sein, sich anzustrengen und hilfsbereit zu

sein. Als geteilter positiver Horizont erscheint dabei, anderen zu helfen, egal ob untereinander in der Familie, durch ehrenamtliche Arbeit oder den (angestrebten) Beruf. Auch formale Bildungsabschlüsse sind für die Frauen etwas prinzipiell erstrebenswertes, allerdings messen die Frauen der So will Marie zwar einen Abschluss als Voraussetzung für ein Studium, gute Noten sind für sie allerdings weniger relevant als für ihre Großmutter und Mutter. Auch materielle/monetäre Möglichkeiten, die durch (Erwerbs-)Arbeit bestehen werden in der Familie ambivalent thematisiert: Einerseits lehnen die drei Frauen Geld/ ein hohes Einkommen als Arbeitsmotivation ab. Andererseits beziehen sich Elisabeth und ihre Mutter positiv darauf, sich durch das erarbeitete Einkommen einen Lebensstandard ermöglichen zu können, der über das reine finanzielle Überleben hinausgeht.

5.3.6 Familie Fischer: Alleinerziehend, Familie als „Team“ und Anerkennung im Dorf

Abbildung 8: Familie Fischer



Quelle: Eigene Darstellung

Lebens-, Arbeits- und Interviewsituation

Karin Fischer und ihre Tochter Nina nehmen zu zweit am Interview teil. Sie leben beide in einer kleinen süddeutschen Ortschaft in zwei getrennten Haushalten, jedoch nur ein paar Häuser voneinander entfernt. Karin hat noch eine zweite Tochter, Julia, Ninas ältere Schwester, die nicht am Gespräch teilnimmt. Während Nina mit ihrem Ehemann zusammenlebt, wohnt Karin alleine. Nach der Trennung von ihrem damaligen Ehemann, dem Vater der beiden Töchter, war Karin mit den Kindern in ein kleines Dorf, nahe ihres jetzigen Wohnortes gezogen, um in der Nähe einen neuen Job anzutreten. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Nina Ende zwanzig, ihre Mutter Anfang sechzig. Nina arbeitet

Vollzeit als Angestellte im Dienstleistungsbereich, auch ihr Ehemann ist Vollzeit erwerbstätig. Die beiden haben keine Kinder. Karin hat vier verschiedene Jobs, in denen sie jeweils stundenweise arbeitet. Unter anderem ist sie im Rechnungswesen eines kleinen Unternehmens tätig und unterstützt eine ältere Dame im Alltag (sie trinkt beispielsweise mit ihr Kaffee, begleitet sie zu Ärzt*innen und geht mit ihr Einkaufen).

Das Gespräch findet in der Wohnung von Nina und ihrem Ehemann statt und dauert etwas über eineinhalb Stunden. Die Kontaktaufnahme und Terminabsprache finden über Nina statt. Gegen Beginn des Gesprächs kommt Ninas Partner nach Hause, nimmt aber nicht am Gespräch teil. Ninas ältere Schwester Julia nimmt ebenfalls nicht am Gespräch teil, da sie es terminlich nicht möglich machen konnte. Insgesamt verläuft das Gespräch sehr harmonisch, Konflikte oder Uneinigkeiten werden sehr wenig und falls doch, nur mit Vergangenheitsbezug thematisiert. Die Redeanteile der beiden Frauen sind relativ ausgewogen und sie fallen sich nicht oft ins Wort.

Familiärer Hintergrund: Herkunft und Bildung

Beide Frauen sind in Süddeutschland geboren und aufgewachsen und haben einen mittleren Schulabschluss (Nina) beziehungsweise Abitur (Karin). Beide haben eine abgeschlossene Ausbildung im kaufmännischen Bereich und zusätzliche berufliche Qualifikationen: während Karin sich im Gesundheitsbereich weiterqualifiziert hat, hat Nina zusätzlich einen Fachwirt, also einen höheren Berufsabschluss im kaufmännischen Bereich erlangt.

Arbeitsteilungen und familiäre Organisation der Aufgaben

Seitdem Nina nicht mehr mit ihrer Mutter zusammenwohnt, gibt es auch im Alltag, wie beide betonen, „keine (.) feste Rollenverteilung oder Aufgabenverteilung“ (Nina, Z. 34) mehr, sondern nur noch „normale Unterstützungen beidseitig“ (Nina, Z. 33). Dies beinhaltet zum Beispiel, sich gegenseitig etwas mitzubringen, wenn eine der beiden Einkaufen geht (vgl. Z. 31 ff.) oder auch, dass Ninas Ehemann handwerkliche Dinge für seine Schwiegermutter erledigt (vgl. Z. 2948 ff.) Darüber hinaus treffen sich die beiden aber auch manchmal abends, kochen zusammen und schauen gemeinsam einen Film (Z. 1392 ff.).

Als Nina und ihre Schwester im Teenageralter sind und mit ihrer Mutter zusammenwohnen, haben alle drei, so schildern es die beiden Frauen, spezifische Aufgaben: Eine der Schwestern kocht, eine putzt und Mutter Karin kümmert sich um die Wäsche und die Einkäufe. (vgl. Z. 45 ff.) Dieser klaren Aufgabenteilung waren Konflikte vorausgegangen, in denen die Töchter mehr „Rechte“ (Z. 54) eingefordert hatten. Als Reaktion auf diese Forderung beschließt Karin, „Rechte und Pflichten auf[zu]teilen“ (Karin, Z. 54) und als „WG“ (Karin, Z. 53) zusammen zu leben. Dinge, die zuvor allein in Karins Zuständigkeitsbereich lagen, werden nun auf alle drei „WG“-Mitglieder verteilt, was wiederum zunächst zu Konflikten führt, sich aber dann laut Karin schnell einspielt. (vgl. 45 ff.) Karin ist dabei immer schon wichtig, dass ihre Kinder sich am Haushalt beteiligen, wie sie betont: „Die Ladies ham bei mir nich (.) die Prinzessin auf der Erbse gespielt.“ (Z. 93) So hätten ihre Töchter bereits im Kindergartenalter „altersentsprechend“ (107) kleinere Aufgaben übernommen. Nina beschreibt, wie sie nach dem Auszug ihrer älteren Schwester mit ihrer Mutter „komplett“ (Nina, Z. 117) wie in einer Wohngemeinschaft zusammenlebt und sich mit Beginn ihres Auszubildendengehalts auch finanziell am gemeinsamen Leben beteiligt. (vgl. Z. 115 ff.)

Auf der Paarebene beschreibt Nina, dass ihr Ehemann und sie sich verschiedene Dinge im Haushalt aufteilen. Beide sind Vollzeit erwerbstätig, allerdings ist Ninas Mann, wie sie erzählt, auch häufig unter der Woche beruflich unterwegs und kommt erst am späteren Abend nach Hause. Dies führe dazu, dass sie unter der Woche mehr koche und beispielsweise auch staubsauge. Am Wochenende teilten sich die beiden unterschiedliche Haushaltsarbeiten aber möglichst, wie Nina erzählt. (Z. 3014 ff.) Sie beschreibt das Zusammenleben mit ihrem Partner als „Miteinander. (.) Man hilft sich halt.“ (Z. 3071 f.) Eine „klare Rollenverteilung“ (Z. 3080) gebe es aber nicht. Auch Karin beschreibt die frühere Arbeitsteilung mit ihrem damaligen Ehemann als „relativ nonverbal“ (Z. 3121). Dennoch hält sie fest: „Wir hatten ne klare Rollenverteilung.“ (Z. 3117 f.) Ihr Mann habe sich damals demnach um alles, was „Außen“ (Z. 3120), also außerhalb des Hauses, sie selbst um alles was „Innen“ (Z. 3120) war, gekümmert.

Wie im Gespräch von Mutter und Tochter vor allem von Karin geschildert wird, gab es früher insgesamt im Familienalltag wenige Unterstützungsnetzwerke von außen, also von Nachbar*innen, Familienangehörigen, ihrem Ex-Partner oder andere Personen. Karin betont: „Da war keiner.“ (Karin, Z. 289) Karin bezeichnet sich als „alleinerziehend“ (830). Auch die Beschreibung der Familienbeziehungen und des Familienalltags legt die Bezeichnung als „alleinerziehend“ nahe. Die Kinder hatten zum Vater demnach Besuchskontakt, nach der Trennung lebte Familie Fischer also das Residenzmodell mit (zumindest anfangs) zweiwöchentlichen Aufenthalten der Töchter bei ihrem Vater. Im Alltag sei Karin die alleinige Ansprechperson bei Fragen und Problemen aller Art gewesen, wie Nina und Karin mehrfach schildern. Sie übernahm Verantwortung für Erziehung und Finanzen, für die Organisation des Haushaltes und weitere reproduktive Arbeiten. (vgl. Z. 874-912) Auch die Großeltern hätten im Alltag nicht (viel) unterstützt, da sie entweder nicht dazu bereit gewesen seien oder zu weit entfernt wohnten. (231 ff.) Karin relativiert diese zunächst radikale Einschätzung im weiteren Verlauf des Gesprächs, indem sie einige Personen beschreibt, die die Familie auf verschiedene Arten und Weisen in der Vergangenheit unterstützten. So berichtet Karin von einer Freundin, die ihr in Krisensituationen vor allem bei Erziehungsfragen geholfen habe. „Die hat mir immer wieder (2) Hilfestellung gegeben. (.) Und wenn ich dann da nicht mehr weiterwusste, hat sie gesagt, also komm jetzt (.) mach mal das so und so. (Karin, Z. 942 ff.) Karin empfindet dies als sehr wertvoll, denn besonders die Erziehung ihrer Töchter stellte sie, wie sie schildert, als Alleinerziehende manchmal vor Herausforderungen. (vgl. Z. 878 ff.)

Als eine weitere Quelle von Unterstützung wird von den beiden Frauen die Nachbarschaft beschrieben. Demnach reagieren die Nachbar*innen und die gesamte Dorfgemeinschaft zunächst sehr ablehnend auf die Zugezogenen. (494 ff.). Nach einem Schlüsselerlebnis, das weiter unten noch beschrieben wird, entstehen aber nach und nach Unterstützungsbeziehungen. Nina und Karin stellen in ihren Erzählungen dabei in den Vordergrund, dass Männer aus der Nachbarschaft für den nicht (mehr) vorhandenen Mann (Ehemann und Vater) im Haushalt der Fischers einspringen. So beschreibt Nina, dass männliche Freunde aus der „Dorfjugend“ (578) als „Ersatz“ (582) im Haus eingesprungen

seien, um „Mann-Aufgaben zu Hause“ (585) zu übernehmen. Insgesamt beschreiben sich Nina und Karin aber als kleine Familie, die in der Vergangenheit nicht in großem Umfang auf Hilfe von außen angewiesen war.

Verhandlung des Arbeitsbegriffes

Karin und Nina beteiligen sich in dieser Passage zu ungefähr gleichen Teilen. Insgesamt gibt es so gut wie keinen offenen Widerspruch, keine Diskussion mit offen gegensätzlichen Standpunkten. Der Diskurs ist weitläufig univok, stellenweise aber parallel, indem sich kleine Differenzen zwischen Nina und Karin zeigen.

Mutter und Tochter entwerfen auf der diskursiven Ebene einen allgemeinen Arbeitsbegriff. Sie sind sich darin einig, dass „Arbeit“ etwas sehr umfassendes ist. Dies zeigt sich in den von beiden benutzten Formulierungen wie „Für mich is des (.) Leben.“ (Karin, Z. 2469) oder „Es gehört zum Leben“ (Nina, Z. 2486) Nina formuliert dazu sehr prägnant: „Arbeit is ja unterm Strich, alles is ja irgendwo Arbeit.“ (Nina, Z. 2482)

Beide Frauen nennen dabei sehr unterschiedliche Tätigkeiten als Beispiele von Arbeit: einen Kräutergarten anzulegen ist laut Nina zum Beispiel Arbeit, weil damit etwas „erschaffe[n]“ (2483) werde. Genauer gesagt: „Ich muss (.) irgendwas tun dafür dass ich irgendwas bekomme“ (Nina, Z. 2848) Das Erschaffen bedeutet für Nina also auch eine Art Tauschhandel (Nina, Z. 2848). Nina verwendet im Gespräch sowohl den Begriff des „Schaffens“ als auch des „Erschaffens“. Während das Verb „schaffen“ sowohl einen schöpferischen Aspekt als auch den erfolgreichen Abschluss hinsichtlich eines gesetzten Ziels meinen kann, betont „erschaffen“ den Akt der Entstehung. Beides sind jedoch positiv konnotierte Wörter. Der positive Horizont stellt für sie das „schaffen“ oder „erschaffen“ dar, also etwas schöpferisch herzustellen und dies möglicherweise vor dem Hintergrund eines zuvor definierten Ziels.

Karin und Nina sind sich darin einig, dass Hausarbeiten wie Kochen und Putzen „Arbeit“ seien. Diese Tätigkeiten sind laut Karin genauso „Arbeit“ wie etwas, was „gegen Entgelt“ (Karin, Z. 2500) gemacht werde. Für beide besteht also Einigkeit darin, dass sowohl unbezahlte reproduktive Tätigkeiten als auch Lohnarbeit „Arbeit“ sind. Mit Ninas Formulierung des „Erschaffens“ wird diese Unterscheidung allerdings

Karin benutzt zudem den Begriff der „Tätigkeit“, den allerdings die Interviewerin an früherer Stelle im Gespräch verwendet. „Tätigkeit“ stellt weniger als die von Nina verwendeten Wörter „schaffen“ und „erschaffen“ das Herstellen oder Schöpferische in den Vordergrund, als vielmehr das Handeln an sich. Damit wird die Funktionalität von „Arbeit“ betont. Auch die von ihr früher angenommene Trennung von Arbeit und Leben zeigt ein funktionalistisches Verständnis von „Arbeit“, dem sie eine Ganzheitlichkeit (Arbeit als Leben) gegenüberstellt. Dabei betont Karin die positiven Gefühle, während Nina im weiteren Verlauf klarstellt, dass „Arbeit“ nicht Spaß machen müsse. Der Prozess des Erschaffens kann für Nina also auch mit einem Mangel an Spaß verbunden sein; entscheidend ist, dass am Ende etwas entstanden ist. Beide Frauen grenzen sich stark von einem negativ konnotierten Arbeitsverständnis ab, dass Zwang impliziert und ihrer Meinung nach weit verbreitet sei (vgl. Z. 2450). Die Einstellung „Ich muss Arbeiten gehen“ (Nina, Z. 2451) lehnen beide ab und entwerfen auf der diskursiven Ebene ein positives, subjektiviertes Arbeitsverständnis, welches „Arbeit“ als anthropologisches Merkmal umfasst. Gegen Ende der Diskussion illustrieren Mutter und Tochter, dass sie sich bezüglich dieses offenen Arbeitsverständnisses einig sind, indem sie wie mit einer Stimme sprechen:

„Karin: M-manchmal krieg ich was dafür, manchmal ned.

Nina: Manchmal macht's mehr Spaß, manchmal ned.

Karin: Genau.

(..)

Nina: Manchmal (.) hat man mehr Lust, also (.) „ja.“

Karin: └ Mehr Lust dazu (.) des zu
machen (.) oder auch ned.“

(Fam. Fischer, Z. 2511 ff.)

Karin bezieht sich mit dem „etwas kriegen“ mutmaßlich auf eine finanzielle Entlohnung. Beide halten also nochmals fest, dass weder Entlohnung noch spezifische Gefühle „Arbeit“ definieren würden. Ninas vorherige Aussage, sie würde etwas tun und dafür etwas bekommen, steht dazu nur in scheinbarem Widerspruch. Denn Nina bezieht sich

auf ein Ergebnis der Arbeit, Karin, wie aus dem Gesprächskontext hervorgeht, auf Geld.

Karin bringt am Ende der Passage, ohne dass die Interviewerin dies angesprochen hätte, den Begriff der „Anerkennung“ in Bezug auf Arbeit ins Spiel:

„Karin: Schön is=es wenn man Anerkennung bekommt (.) ja? (.) Ähm (.) ich denk wohl (.) unterm Strich machen wir des alle um irgendwie Anerkennung zu bekommen, in welcher Form auch immer, (.) ähm genial is=es wenn man=natürlich dann ne finanzielle (.) nen finanziellen Ausgleich bekommt weil (.) w- wir müssen ja alle unser unsere (.) äh L-unser Leben bestreiten in irgendeiner Weise (.) ((Einatmen)) und dann is=es schon gut wenn dann genügend (.) fließt.“ (Fam. Fischer, Z. 2531 ff.)

Für Karin ist also klar, dass eine Motivation für Arbeit der Erhalt von Anerkennung ist. Diese Motivation bezieht sie aber nicht nur auf sich, sondern nimmt vielmehr an, dass es sich dabei um eine alle Menschen betreffende Motivation für Arbeit handelt. Dabei gibt es laut ihr verschiedene Formen von Anerkennung. Sie nennt dabei den „finanziellen Ausgleich“ als eine Form der Anerkennung, die in gewisser Hinsicht notwendige Voraussetzung für das (Über-)leben ist. Auch für Karin steht also eine Tauschbeziehung im Vordergrund: Arbeiten um Anerkennung zu erhalten. Die Form der finanziellen Anerkennung hebt Karin dabei besonders hervor, da sie Voraussetzung für das „bestreiten des Lebens“ ist. Lohnarbeit oder Erwerbsarbeit spielt also für Karin eine besondere Rolle, auch wenn sie zuvor auf diskursiver Ebene ein anderes Verständnis von Arbeit entwickelt.

In der anschließenden Beschreibung ihrer Jobs wird allerdings wieder der positive Horizont des Spaßes an der Arbeit, in diesem Fall der Erwerbsarbeit deutlich. Karin hat, wie bereits erwähnt, insgesamt vier Jobs, die sehr unterschiedlich sind, was sie als sehr „prickelnd“ (2540) beschreibt. Sie genießt demnach die Abwechslung der unterschiedlichen Arbeitsbereiche. Inwiefern das Übernehmen mehrerer Jobs auch eine (finanzielle) Notwendigkeit darstellt, wird von ihr nicht explizit thematisiert. Allerdings nennt Karin die Ausübung mehrerer Jobs direkt nach der Notwendigkeit finanzieller Anerkennung, um das

eigene Leben bestreiten zu können. Dass vier Jobs zu haben also auch eine finanzielle Notwendigkeit darstellt, liegt nahe. Karin beschreibt ihre Arbeitssituation als selbstgewählt und durchwegs positiv, etwa wenn sie sagt: „Diese Kombination. (2) Is=es des, was mich (.) wirklich belebt.“ (Karin, Z. 2561) Damit weist sie implizit Arbeit als Zwang von sich und stellt die eigene Handlungsfähigkeit in den Vordergrund.

Sowohl Karin als auch Nina erscheinen in ihren Diskussionen des Arbeitsbegriffs als potente Arbeitssubjekte, die frei entscheiden können, wie und was sie arbeiten und dabei etwas erschaffen. Materielle oder andere Zwänge erscheinen in den Beschreibungen nur am Rande und werden als primäre Arbeitsmotivation abgelehnt. Der Arbeitsbegriff, den Mutter und Tochter diskursiv entwerfen, ist ein allumfassender, ein anthropologisches Prinzip. Für beide ist der Begriff der „Arbeit“ positiv konnotiert, sie verbinden damit in erster Linie schöne Gefühle und die Möglichkeit der individuellen Persönlichkeitsentfaltung. Die von Karin angedeuteten tatsächlich existierenden finanziellen Notwendigkeiten stellen dabei die Enaktierbarkeit (Lebbarkeit) dieses Arbeitskonzeptes etwas in Frage. Der diskursiv entworfene Arbeitsbegriff steht dabei auch in Kontrast zu den vorherigen Beschreibungen Karins, in denen sie ihre Situation als alleinerziehende Mutter illustriert. Hier dominieren stärker Zwänge. Karins, wie sie sagt, frühere Trennung von Arbeit und Freizeit ist möglicherweise ebendiesen Zwängen geschuldet. „Arbeit“ hatte mutmaßlich früher für Karin in erster Linie funktionalen Charakter, später trat der Aspekt der persönlichen Entfaltung in den Vordergrund.

Neben dieser Spannung zwischen Autonomie und Abhängigkeit ist vor allem der Aspekt des Arbeitens als geteilte Norm der beiden Frauen sehr deutlich. Indem sie Arbeit so allumfassend entwerfen und sich von negativen Assoziationen stark abgrenzen, wird nicht zu arbeiten aus dem Bereich des Lebbareren ausgeschlossen. Arbeiten ist demnach ein hohes Gut der Frauen, das Unabhängigkeit (finanzielle wie schöpferische) verspricht.

Beschreibung der Anerkennungspraktiken

Nina und Karin nennen verschiedene Praktiken, die sie als Ausdruck von Anerkennung interpretieren, darunter verbale Praktiken wie sich zu bedanken und ein Ergebnis zu loben. Auch finanzielle Entlohnung

(seitens eines Arbeitgebers) wird als Form von Anerkennung gedeutet. Mutter und Tochter beschreiben zudem verschiedene Handlungen innerhalb der Familie als Ausdruck von Anerkennung und Wertschätzung. Beide grenzen sich von einer Praxis des Lobens ab, die sie als unangemessen empfinden, wie Nina verdeutlicht:

„Nina: N einfaches Danke zum Beispiel find ich is (.) viel mehr als äh (..) fünfundachtzig mal, des hast du aber toll gemacht, des is einfach mal n wirklich n (.) offen (.) offenes ehrliches Danke.“ (Fam. Fischer, Z. 2818 ff.).

Nina verdeutlicht hier, dass Anerkennung für sie mit Ehrlichkeit und Authentizität zusammenhängt. Die Praxis des Lobens, die Nina beschreibt, erscheint hinsichtlich der Quantität wie der Qualität als unangemessen – die Formulierung „das hast du aber toll gemacht“ erinnert an eine Konversation mit einem kleinen Kind. Das „ehrliche“ Danke erscheint hingegen als Kommunikation auf Augenhöhe. Dabei spielt für Nina Authentizität eine Rolle: Das „Danke“ soll ernst gemeint sein und die anerkennende Person soll „offen“ sein. Der Ausdruck des authentischen Gefühls der Dankbarkeit ist also wichtiger als ein Lob des Ergebnisses der Arbeit der anerkannten Person.

Mutter und Tochter beschreiben nun, wie sie die Anerkennungskultur innerhalb ihrer Familie wahrnehmen. Von übermäßiger verbalisierter Anerkennung grenzen sie sich dabei ab. Finanzielle Formen der Anerkennung tauchen in der Beschreibung der familialen Anerkennungskultur nicht auf. Vielmehr zeigt sich für beide Anerkennung in verschiedenen Praktiken und Verhaltensweisen. Mutter und Tochter sind sich dabei einig, dass sich Anerkennung und Wertschätzung in „Kleinigkeiten“ (Karin, Z. 2865) zeige, zum Beispiel könnten „n paar Blumen“ (Nina, Z. 2856) ein Ausdruck von Anerkennung sein. Karin nennt als Beispiel, dass ihr Schwiegersohn ihr zum Geburtstag ihre Lieblingsblumen geschenkt hätte (Z. 2858 ff.). Karins Beispiel der Lieblingsblumen verdeutlicht, dass es in dieser Familie keiner großen Gesten bedarf, um Anerkennung zu zeigen. Dass es sich bei den Blumen um „Lieblingsblumen“ handelt, zeigt jedoch erneut, wie wichtig das sich „kennen“ in dieser Familie ist: denn Karins Schwiegersohn schenkte ihr nicht irgendwelche Blumen, er wusste, welche Blumen sie

am liebsten mag. Durch dieses Geschenk zeigte er also, wie nahe sich die beiden stehen.

Selbstverständliche Nähe und Reziprozität dokumentieren sich als Schlüssel zur Anerkennungskultur der Familie Fischer. Nina deutet etwa „dass man einfach auch mal Hilfe annehmen kann“ (2823) als Art, Anerkennung zu zeigen. Dies nicht zu tun ist für sie hingegen „eher ne Zurückweisung“ (2823). Das Aufeinanderangewiesensein erscheint in den Beschreibungen als positives Merkmal der familialen Beziehungen und wird als Ausdruck von emotionaler Nähe, nicht negativer Abhängigkeit, gedeutet. Die Akzeptanz dieser reziproken Angewiesenheit stellt für Mutter und Tochter einen wichtigen Bestandteil der Anerkennungsbeziehung dar. Für beide ist dabei gleichzeitig zentral, sich gegenseitig das Gefühl zu geben, dazuzugehören und gewollt zu sein. Sehr deutlich wird dies am Beispiel der Hochzeit von Nina und ihrem Mann, bei deren Vorbereitung Karin involviert war, wie sie berichtet. Im Zuge der gemeinsamen Vorbereitungen wird Karin angeboten, bei/nach der Hochzeit im selben Haus zu übernachten wie das Brautpaar:

„Karin: Und dann sagen die zum Beispiel (.) ähm, du wir ham jetzt hier da des Haus und (.) wir würden uns freuen wenn du dann da auch (.) da schläfst.//mhm//(.) Hab ich als (.) absolute Anerkennung und und äh (.) Wertschätzung (.) erlebt.“ (Fam. Fischer, Z. 2840 ff.)

Die örtliche Nähe scheint für Karin dabei ein Hinweis auf die emotionale Nähe zu sein. Dass ihre Tochter und ihr Schwiegersohn Karin bei diesem für das Paar entscheidenden Ereignis integrieren und ihre Nähe wünschen, sowohl bei den Vorbereitungen als auch bei der Übernachtung, ist für Karin ein Ausdruck „absoluter Anerkennung“. Wichtig ist für Karin dabei das „Geben und Nehmen“ (Z. 2843), hier wird wieder die Reziprozität der Anerkennungsbeziehung (vgl. auch 6.2.2) betont. Im Beispiel der Hochzeit wird sehr deutlich, dass Familie Fischer sich als eine Familie begreift, die sich sehr nahe steht und in der wechselseitige Unterstützung selbstverständlich ist. Eben deshalb scheint es keine großen Worte des Lobes oder anderweitiger Entlohnungen für die Hilfe und Unterstützung zu bedürfen.

Karin entwickelt nun einen negativen Horizont, indem sie folgende Situation beschreibt: Eine ihrer Freundinnen feierte eine große Geburtstagsfeier und deren Töchter unterstützten ihre Mutter, wie Karin findet, sehr wenig bei der Vorbereitung und Durchführung der Feier:

„Karin: Und des is zum Beispiel was, was (.) mir (.) nie (.) passieren würde. ((Einatmen)) die hat=ähm (.) sich da so ne Location gesucht und und hat also mit uns jetzt (.) also ihren Freundinnen (.) des ganze Ding aufgebaut, mir ham die (.) äh:: äh Bed- Bestuhlung reingeschleppt (.) und (.) hier=äh was weiß ich Tomaten geschnitten und weiß der Teufel. (.) Die Kinder von von von der (.) äh AV (Vorname) wa- waren nicht gesehen. (..) So was hätt's bei mir nie gegeben. (.) Wenn ich meinen Geburtstag gefeiert hätte (.) in diesem Ausmaß ((Einatmen)) da waren meine Töchter da. (.) Wenn ich den im kleinen Kreise feier (.) sind die da (.)//mhm//Kann ich dir was helfen? (.) is:: völlig selbstverständlich da würd über (.) des ich muss ich nich sagen, kommt ihr bitte und helft mir, (.) des:: gibt's nicht.

Nina: Mhm (verneinend).

Karin: Des gibt's nicht. (..) es es würd, hätt's nie (.) so was hätt's nie gegeben, ich war völlig entsetzt. (.) Oder dass sie dann (.) mal drei äh Sachen weggeräumt ham, obwohl die beide kellnern (.) ((Räuspern)) sich da drum gekümmert haben, dass die Mama feiern kann und und sie da mal n bisschen (.) die Sachen weggeräumt ham. (.) Und sie dann da drüber sich auslässt, war das toll, dass meine Kinder da geholfen haben. (.) Also (.) °ich bin völlig entsetzt gewesen.° (.) So was hätt's bei uns nie gegeben (.) des war (.) völlig normal. (.) Also des (.) äh des is Anerkennung (.) da brauch ma ned (.) drüber reden. (.) Des is (..) des is in sich schon.

Nina: °Ja.°(..) Respektvolles Miteinander (.) äh aufmerksam

Karin: ↳Liebevolleres respektvolles

Nina: ↳ja

Karin: miteinander. Des geht mit Blicken los (.) und äh (.) da brauch- des muss ned extra erwäh- also für mich ned

Nina: ↳Nee.“

(Fam. Fischer, Z. 2871 ff.)

Die Normalität der gegenseitigen Unterstützung in der eigenen Familie steht in diesem Beispiel in krassem Widerspruch zur Normalität der Nicht-Unterstützung in der Familie ihrer Freundin. Die Normalität der Nicht-Unterstützung wird darin deutlich, dass Karins Freundin die (geringe) Hilfe ihrer Kinder als besonders empfindet und gegenüber ihren Freundinnen hervorhebt. Wichtig ist für Karin, dass sie die Hilfe ihrer eigenen Kinder nicht einfordern müsse, genau in dieser Selbstverständlichkeit liegt für Karin die Anerkennung. Die Adjektive, die Mutter und Tochter in der Passage erwähnen – liebevoll, aufmerksam, respektvoll – zeigen den positiven Horizont einer familialen Anerkennungsbeziehung. Die Anerkennungsbeziehung in ihrer Familie ist demnach durch Emotionen gestützt, was der Begriff „liebevoll“ verdeutlicht. „Aufmerksam“ zu sein deutet darauf hin, dass für Nina Anerkennung mit einem bewussten Wahrnehmen der Anderen zusammenhängt. Denn nur so kann, wie Nina an anderer Stelle formulierte, etwas „gesehen“ werden. Die Aufmerksamkeit kann dazu führen, dass die Arbeiten der Anderen gesehen werden, sie kann aber auch dazu führen, dass ein Wissen über die Vorlieben und Stimmungen der anderen Familienmitglieder generiert wird, welches das Geben von Anerkennung erst ermöglicht. Ninas Verwendung des Wortes „respektvoll“ wird, ebenso wie die der Adjektive „aufmerksam“ und „liebevoll“ nicht näher inhaltlich bestimmt. „Respekt“ (Nina, 1107) impliziert aber stärker ein Vorhandensein von Achtung und setzt, im Gegensatz zu „liebevoll“, keine Nähe zwischen Personen voraus. Es impliziert neben Reziprozität auch die Abwesenheit von Machtgefällen. Ihre eigene (Klein-)Familie begreifen sie dabei als gelebtes Beispiel dieser idealen Anerkennungskultur. Die Betonung der Selbstverständlichkeit und Normalität zeigt dabei auf, dass sich Familie Fischer durchaus der Kontingenz familialer Anerkennungsbeziehungen bewusst ist. Sich selbst sehen Nina und Karin aber einstimmig und ohne Einschränkungen als harmonische familiäre Anerkennungseinheit, die durch eine Symmetrie der Anerkennungsbeziehungen und eine emotionale Nähe gekennzeichnet zu sein scheint. Diese Nähe drückt sich offenbar in nonverbaler Kommunikation und einem großen Wissen über die jeweils anderen Familienmitglieder aus.

Auch die Schwiegersöhne haben laut Karin dieses eben beschriebene Verhalten „so bissel mit übernommen.“ (2906 f.) Diese helfen

ihrer Schwiegermutter zum Beispiel dabei, „irgendwas an[zu]bohren“ (Karin, Z. 2949). Allerdings müsse Karin in diesem Fall auch etwas sagen. „Dann (.) muss ich’s halt auch sagen.“ (Karin, Z. 2953) Gleichzeitig bitten die Schwiegersöhne ihre Schwiegermutter auch selbst um Hilfe, wenn sie etwas nicht können oder nicht wissen, wie Karin und Nina berichten. Karin macht mit ihren Beschreibungen deutlich, dass ihre Schwiegersöhne zur Familie gehören. Denn diese haben laut Karins Beschreibungen die Anerkennungspraktiken von Karin und ihren Töchtern übernommen.

Familie Fischer begreift Anerkennung insgesamt als selbstverständliche, reziprok-symmetrische und durch emotionale Nähe gekennzeichnete Beziehung. Anerkennung drückt sich dabei einerseits durch alltagspraktische Unterstützung, andererseits durch Gesten aus, die auf die Qualität der Beziehung verweisen. Durch exklusives Wissen über die einzelnen Familienmitglieder, durch das wechselseitige Einbeziehen in das jeweilige Leben der Familienmitglieder und durch das Anerkennen spezifischer Expertisen wird die Qualität der Beziehungen illustriert. Ambivalenzen, Spannungen oder Konflikte innerhalb der Familie werden im Gespräch dabei kaum thematisiert und in der Vergangenheit verortet. Auch durch den Gesprächsverlauf und das Redeverhalten wird eine Einheit von Mutter und Tochter verdeutlicht. Beide sprechen an einigen Stellen wie mit einer Stimme, sie widersprechen sich nicht, sondern stimmen sich häufig gegenseitig zu und entwickeln gemeinsam ein sehr positives Bild ihrer Familie. Die Vorstellung einer idealen Familie und die Vorstellung einer idealen Anerkennungsbeziehung korrespondieren dabei.

Ein aktives Doing von Anerkennung im Gespräch zeigt sich, trotz der diskursiven Ablehnung von Lob, immer wieder. Karin und Nina erkennen sich wechselseitig vor dem Hintergrund des von ihnen entworfenen Familien- und Anerkennungsideals verbal an, indem sie verdeutlichen, als Familie selbst diesem Ideal zu entsprechen.

Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse

Bei Familie Fischer hängen die Anerkennungsstrukturen hinsichtlich verschiedener Formen von Arbeit mit dem Familienverständnis zusammen: Für Karin und ihre Tochter bedeutet Familie, wie sich an mehreren Gesprächsstellen zeigt, ein „Team“ zu sein:

„Karin: Nee aber des Verständnis (.) also des äh des Miteinander (.) des is=ähm:: (.) b– in in unserm Falle (2) äh ne Form von (.) von selbstverständlich, weil's (.) immer so war. (.) Weil's nix (2) m– (.) also ned ned extra irgendeiner Aussage bedurft hat, weil des is ein Team gewesen.“
(Fam. Fischer, Z. 3173)

Der Begriff des „Teams“, den Karin hier verwendet, bezieht sich dabei auf verschiedene Aspekte des für sie als gut empfundenen Familienlebens. Er beschreibt einerseits das Eingespieltsein der Familienmitglieder, die nonverbale Kommunikation, aber auch das Gemeinschaftliche. Den Begriff des „Miteinanders“ verwenden sowohl Karin als auch ihre Tochter Nina an mehreren Stellen, wobei er auch mit den bereits oben genannten Adjektiven „aufmerksam“ (Nina, Z. 2893), „respektvoll“ (Nina, Z. 2893) und „liebervoll“ (Karin, Z. 2895) verbunden wird. Der Begriff des „Respekts“ ist dabei an mehreren Stellen ein zentraler Begriff und verweist auf eine Haltung, in der sich die Familienmitglieder (wobei hier auch die Schwiegersöhne eingeschlossen sind) als einander ebenbürtige und verantwortungsbewusste Menschen wahrnehmen.

Im ersten Teil des Gesprächs beschreibt Karin die Zeit, in der sie mit ihren Töchtern gemeinsam in einem Haushalt lebt. Hinsichtlich der alltäglichen Arbeitsteilung verwendet sie dabei, wie oben erwähnt wurde, den Ausdruck „Rechte und Pflichten“ (Karin, Z. 54) und den Begriff der „WG“ (Karin, Z. 53). Der Begriff „WG“ beschreibt sehr gut, wie diese Familie funktioniert(e): alle helfen zusammen und sind selbstständig, behandeln sich mit Respekt und übernehmen Verantwortung. Auch Karins Aussage „wir ham uns schon zu helfen gewusst“ (Z. 1801) verdeutlicht gut, wie die Beziehung funktionierte: Die drei halfen zusammen, in gewisser Weise entstand aber so auch eine „wir gegen den Rest“-Mentalität. „Rechte und Pflichten“ verweist dabei auf die Anerkennungsform des Rechts. Dabei wird Anerkennung, ganz im Sinne des theoretischen Modells Honneths, nach dem Prinzip der Gleichheit gewährt: Alle in der Wohngemeinschaft Lebenden haben gleichermaßen Rechte und Pflichten. In Abhängigkeit ihres Alters, wie Karin spezifiziert, müssen sich alle an den Hausarbeiten und später auch mit einem finanziellen Beitrag beteiligen. Das Beispiel von Karins Freundin dient als negativer Horizont, von dem sich Nina und Karin

abgrenzen. Ein Grund der Abgrenzung liegt dabei, so deutet es Karin an, im Mangel an Gleichheit, wie in Karins späteren Erzählungen klar wird. Denn in der Familie von Karins Freundin wäre immer „für alles gesorgt“ (Z. 3182), sowohl für das Einkommen als auch für die Versorgung der Kinder. Von ihren Kindern oder ihrem Ehemann hätte sie nichts „eingefordert“ (Z. 3187). Erst jetzt fange sie „an, dann mal, ((Einatmen)) also (.) sich zu behaupten“ (Z. 3126), etwa indem sie nicht mehr die Wäsche ihres erwachsenen Sohnes wasche – der dies im übrigen akzeptiere (Z. 3144). Während bei Karins Freundin der Prozess der Emanzipation der Mutter laut den Erzählungen gerade erst begonnen hat, beschreiben Nina und Karin ihre Familie ganz anders. Nämlich als Familie, in der es bereits sehr früh „Rechte und Pflichten“ gibt und in der alle sich gemäß ihren Möglichkeiten am Haushalt und dem Familieneinkommen beteiligen.

Karin beschreibt hier einen Anerkennungskonflikt, den sie außerhalb der eigenen Familie verortet. Der negative Horizont der anderen Familie hat die Funktion, sich der Intaktheit der eigenen Familie zu versichern. Nina und Karin beschreiben auch an anderen Stellen des Gesprächs Anerkennungskonflikte, die aber alle in der Vergangenheit oder außerhalb der Familie verortet werden. So deutet Karin etwa an, dass es Anerkennungskonflikte in der Paarbeziehung mit ihrem Ex-Ehemann gab, die mit der stark geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der beiden zusammenhingen. Immer wieder wird angedeutet, dass sie sich von ihrem späteren Ex-Mann nicht unterstützt fühlte und dass sie de facto „alleinerziehend“ gewesen sei. Karins Ex-Ehemann, der Vater ihrer Töchter, erscheint in den Beschreibungen nicht als Teil der Familie, er bleibt ihr äußerlich. Sowohl Nina als auch Karin beschreiben die Abwesenheit des Vaters, vor allem nach der Trennung. Er taucht in den Beschreibungen des Familienalltags nicht auf und scheint insofern kein Teil der familialen Einheit zu sein.

Ein weiterer Anerkennungskonflikt in Bezug auf Arbeit, der im Gespräch thematisiert wird, ist der Aushandlungsprozess zwischen Karin und ihren Töchtern bezüglich der familialen Arbeitsteilung im Haus. Karin hat damals zunächst den Eindruck, für „alles“ zuständig zu sein, während ihre Töchter sich phasenweise viel „beschwert“ (47) hätten. Ihre Töchter wiederum fordern mehr „Rechte“ (48), also mehr

Anerkennung im Sinne der Mitbestimmung. Mitbestimmung ist für Karin wiederum an die Übernahme unbezahlter Arbeiten im Haus, und später auch finanzielle Beteiligung durch Lohnarbeit, gekoppelt. Wie aber Nina und Karin beschreiben, konnte der Konflikt gelöst werden, und zwar durch das Zusammenleben als „WG“, in der das Zusammenleben offenbar auf Augenhöhe stattfand. Empfundene Anerkennungsdefizite werden dadurch, so legt es die gemeinsame Erzählung nahe, auf beiden Seiten überwunden und die Familie geht gestärkt und mit einer besseren Arbeitsteilung aus dem Konflikt hervor. Auch hier hat die Beschreibung eines Anerkennungskonfliktes – der aber von den Frauen nicht als solcher bezeichnet wird – die Funktion, die Familieneinheit zu stärken.

Ein weiterer in der Vergangenheit liegender Anerkennungskonflikt wird von Mutter und Tochter thematisiert, der sich nicht innerhalb der Familie abspielt, sondern mit der Integration der Familie ins „Dorf“ zusammenhängt. Laut Karin und Nina gibt es von den Nachbar*innen in der kleinen Ortschaft zunächst keine Unterstützung, als sie mit ihren Töchtern in das neue Haus einzieht:

„Karin: Also erst mal war das (.) schwierig (.) ((Einatmen)) weil ich war äh, a– alleinstehende Frau (.) in AX (Region) (.) äh

Nina: Aufm Dorf.

Karin: Aufm Dorf.

Nina: @(.)@

Karin: Läh (.) war ich eigentlich gar nicht vorhanden. (.) Also (.) irgendwie. (.) Des war schon ziemlich hart.

Nina: LIn der Anfangszeit schon.

Karin: Also die erste Zeit war schon sehr hart.“

(Fam. Fischer, Z. 494 ff.)

Karin bemerkte die Skepsis, die ihr damals von den Nachbar*innen entgegengebracht wird. Sie selbst interpretiert diese als regionale Besonderheit, da es in dieser Region und besonders auf dem Dorf, eine „alleinstehende Frau“ schwer gehabt hätte. Karins Formulierung, sie sei „eigentlich gar nicht vorhanden“ gewesen, deutet darauf hin, dass sie ohne einen männlichen Partner nicht als Mitglied der Dorfgemein-

schaft wahrgenommen wurde und insgesamt unsichtbar blieb. An anderer Stelle formuliert sie dies noch expliziter:

„Karin: Also die Männer auch (.) äh auch Handwerker oder so (.) die habn einfach ned mit mir geredet. (.) Weil mich gab's ned ohne Mann. (.) Gibt's (.) mich ned. (.) Also (.) als Frau so (.) aufm Dorf. (.) ((Einatmen)) Wo is'n der Mo? Was sagt'n der Mo dazu? (.) Ja, ich hab keinen Mann. Ja, des geht ned.//mhm/(...) so war des, ja.“ (Fam. Fischer, Z. 559 ff.)

Ohne einen Mann existierte Karin für die anderen Dorfbewohner*innen also gar nicht. Selbst die Handwerker, mutmaßlich jene, deren Auftraggeberin Karin war, kommunizieren damals nicht mit ihr. Karin beschreibt hier einen Mangel an Anerkennung im Sinne von „Erkennen“ oder „gesehen werden“, der durch die Andersheit der Familienform, und somit auch die Abwesenheit eines klassischen Geschlechterverhältnisses und die Irritation des Dorfalltags begründet ist. Allerdings hätten es ihre Töchter etwas leichter gehabt, wie sich Karin erinnert. Denn sie seien zumindest von den Kindern der Nachbar*innen zum Teil herzlich aufgenommen worden. (510 ff.) Insgesamt beschreibt Karin aber die Situation beim Einzug in ihr neues Zuhause folgendermaßen:

„Karin: äh in D (Ort) selber war, äh waren wir Persona non Grata, kann man sagen

Nina: L@(.)@

Karin: Ähm (.) da hat des ganze Dorf schon (.) irgendwie über uns Bescheid gewusst und wir wussten natürlich gar nix.“

(Fam. Fischer, Z. 528 ff.)

Die Ankunft der neuen Familie hatte sich also schon vor deren Einzug herumgesprochen. Aber anstatt der Familie einen herzlichen Empfang zu bereiten, zeigen die Dorfbewohner*innen zumindest Mutter Karin, dass sie nicht erwünscht war.

Karin erinnert sich, dass sich die Situation erst geändert habe, als sie ihren Nachbarn, einen älteren Mann, um Werkzeug gebeten habe, um ihre Reifen zu wechseln. Eben jener Nachbar habe Karin, so erin-

nert sie sich, immer ignoriert: „Den haste gegrüßt der hat (.) m- mich ignoriert, der hat mich überhaupt ned gsehn“ (536)

Dieser Moment allerdings, als Karin ihren Nachbarn um Werkzeug bat, ändert die Situation für sie schlagartig:

„Karin: Und da hab ich halt drüben geklingelt und hab gfragt, ob er des hätt und dann fragt er mich was ich da mach und dann hab ich gsagt, ja ich äh wechsel meinen Reifen. ((Einatmen)) (.) und dann sagt er. Ja Madel (.) des kunnst doch nid. (.) Und dann isser mit rüber und dann (.) und von dem Moment an (.) äh w- wusst ich auch ned wie mir geschah, plötzlich war ich da in der, in der Dorfgemeinschaft integriert. Weil der hat gsagt, die is gut. Und dann war's so. (.)

Aber vorher war's—

Nina: \perp Ja, is halt (.) noch n Dorf.

Karin: Ja.“

(Fam. Fischer, Z. 545 ff.)

Ihr Nachbar hilft ihr nicht nur beim Wechseln des Reifen, sondern integriert sie auch in die Dorfgemeinschaft, indem er als offenbar wichtiger Gatekeeper der Gemeinschaft ein positives Urteil über Karin fällt und sich im Dorf gewissermaßen für Karin verbürgt. Dieser Prozess, also der Aufstieg Karins von der *persona non grata* zum akzeptierten Mitglied der Dorfgemeinschaft, geschieht dabei über ein „Doing“ von Geschlechterverhältnissen, genauer gesagt, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Karin, die alleinstehende Frau, ist der Gemeinde zunächst suspekt, weil sie keinen Mann an ihrer Seite hat. Nun versucht sie sich auch noch am Reifenwechseln, was damals wie heute regionenübergreifend als „Männerarbeit“ gilt. In der Wahrnehmung ihres Nachbarn, so eine mögliche Interpretation, weicht Karin nur aus der Not heraus von der traditionellen Arbeitsteilung ab. Ihr Nachbar spricht ihr die Fähigkeit ab, die Reifen selbst zu wechseln und fühlt sich scheinbar verpflichtet, die Lücke des Mannes an dieser Stelle zu füllen. Indem Karin ihn gewähren lässt, also seine Hilfe annimmt, ermöglicht sie die (Wieder-)Herstellung des traditionellen Geschlechterverhältnisses, vermittelt durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, das

für den Nachbarn Norm und Normalität darstellt. Dadurch beweist sie ihre Güte als gesamte Person.

Sowohl Karin als auch Nina und Julia teilen selbst dabei die Norm der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, indem sie das Bild des „fehlenden“ Mannes im Haus, dessen Platz ausgefüllt werden muss, mit ihren Erzählungen stützen. Nina berichtet etwa, wie sie und ihre Schwester sich nach und nach mit der „Dorfjugend“ (578) anfreunden und ihre neuen, männlichen Freunde ihnen und ihrer Mutter bei verschiedenen Aufgaben im und ums Haus herum helfen:

„Nina: Wo man doch die ein- oder andern dann auch kennengelernt hat, die einem dann auch mal geholten ham oder des gemacht ham, da hat man da eigentlich dann auch so sag ich mal doch relativ schnell n Ersatz, weil ich mein der Papa war (.) vielleicht mal alle zwei Wochen da um uns abzuholen (2), die erste Zeit noch und dann (.) pff (.) war des jetzt nich, dass man w- sagt man hat irgendwie (.) jemanden gehabt der so die (.) Mann-Aufgaben zu Hause übernimmt. Wenn irgendwas (2) undicht is, oder Lampe kaputt oder so was, da gab's dann (.) m- halt die, die Leute die ma halt so (.) sag ich mal in unserm Freundeskreis kennengelernt ham.“ (Fam. Fischer, Z. 580 ff.)

Nina geht selbstverständlich davon aus, dass es spezifische „Mann-Aufgaben“ gibt, und dass ihr Vater – der laut Karins Beschreibungen bereits vor der Trennung nicht oft zu Hause war – „ersetzt“ werden muss. Nina nutzt laut eigener Aussage ihre Freundschaften mit männlichen Dorfbewohnern bewusst, um die von ihr wahrgenommene Lücke eines Mannes im Haus zu füllen. Die zuvor von ihrer Mutter beschriebene Annahme der Dorfbewohner*innen, der Familie würde ein Mann „fehlen“, also die Mangelperspektive, wird von Nina verinnerlicht, allerdings nur in Bezug auf eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die nun anderweitig hergestellt werden muss. Mutmaßlich kann oder konnte Nina dadurch auch wiederum bei ihren Jugendfreunden Anerkennungsbeziehungen herstellen, die auf einem traditionellen Geschlechterrollenbild basieren und basierten. Dieses Prinzip der auf einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung beruhenden Anerkennungsbeziehung, durch die die Integration in die Dorfgemeinschaft

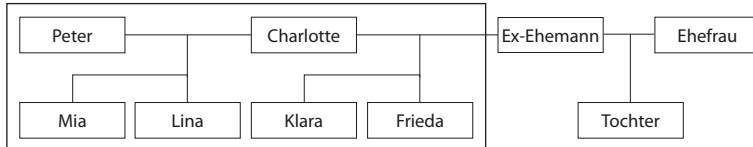
gewährleistet wird, scheint also generationenübergreifend – Karin und ihr Nachbar, die Töchter und ihre Jugendfreunde – zu funktionieren.

Die Abwesenheit eines Mannes im Haus und die Reaktionen der Dorfbewohner*innen und der Familie stellen sich somit als ambivalent dar: Die mangelnde Anerkennung seitens der Dorfbewohner*innen liegt zunächst in der Abwesenheit eines „Mannes im Haus“ begründet. Gleichzeitig ermöglicht ebendiese Abwesenheit, Hilfe von Nachbar*innen und der Dorfjugend anzunehmen, was zur Integration der Familie in die Dorfgemeinschaft führt. Die Herstellung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung wird somit zum Vehikel der dorfgemeinschaftlichen Integration.

Insgesamt ist Anerkennung in Bezug auf Arbeit bei Familie Fischer nicht an ein spezifisches Arbeitsverständnis oder einen speziellen Beruf geknüpft. Eine geteilte Norm ist es jedoch, überhaupt zu arbeiten – das Arbeiten an sich ist also wichtig, zu arbeiten erscheint als Bestimmungsmerkmal des Menschen. Auch beinhaltet das Arbeitsverständnis Ninas und Karins etwas zu „schaffen“ und/oder zu „erschaffen“. Dabei sind Autonomie und Egalität innerhalb der Familie geteilte positive Horizonte. Dies spiegelt sich einerseits in den Erwerbsbiographien Karins und Ninas wieder – beide sind erwerbsorientiert, sie arbeiten Vollzeit, Karin in mehreren Jobs. Die Lohnarbeit ist dabei ein Instrument der (finanziellen) Unabhängigkeit. Mutter und Tochter zeichnen das Bild der Familie, die sich, nach der Trennung weitestgehend auf sich alleine gestellt, durchbeißt. Diese Einstellung teilen Mutter und Tochter ebenso wie die gleichwertige Beteiligung der damals noch gemeinsam lebenden Frauen an Reproduktions- und Produktionsarbeiten. Anerkennungskonflikte entstehen nach der Verteilung von „Rechten und Pflichten“ laut den Schilderungen nicht mehr. Die Quasi-Formalisierung der familialen Anerkennungsbeziehungen beugt solchen Konflikten vor. Zentral ist dabei auch die Gewissheit, sich aufeinander verlassen zu können und sich emotional nahe zu stehen. Diese Sicherheit wird offenbar von allen geteilt. Welche Rolle dabei Julia, Ninas Schwester spielt, und wie sich etwa die Beziehung zwischen Karin und ihrem Ex-Ehemann gestaltet, all dies lässt sich aus dem Gespräch nur ansatzweise rekonstruieren.

5.3.7 Familie Guse: Akademikerfamilie und Familienleben im Umbruch

Abbildung 9: Familie Guse



☐ = Teilnahme am Interview

Quelle: Eigene Darstellung

Lebens-, Arbeits- und Interviewsituation

Familie Guse nimmt mit zwei Generationen und sechs Personen am Familiengespräch teil: Mutter Charlotte und Vater Peter wohnen mit ihren beiden Töchtern Lina und Mia in einer norddeutschen Mittelstadt. Charlottes Töchter aus einer früheren Beziehung, Frieda und Klara, sind erst vor wenigen Wochen für ihr Studium ausgezogen, und leben nun in anderen Städten, beide jeweils in einer Wohngemeinschaft. Nach der Trennung ihrer Eltern wohnen Frieda und Klara damals bei ihrer Mutter und besuchen den Vater im Zweiwochen-Rhythmus. Die älteste Tochter Frieda ist schon vor einigen Jahren aus dem Elternhaus ausgezogen, wohnte jedoch nach einem längeren Auslandsaufenthalt vor ihrem Studienbeginn wieder bei Peter und ihrer Mutter Charlotte. Klara, die zweitälteste Tochter, hat vor einigen Monaten ihre schulische Ausbildung beendet und wohnte bis zum Studienbeginn weiter bei ihren Eltern. Lina und Mia besuchen beide noch die Schule. Sowohl Peter als auch Charlotte sind berufstätig und arbeiten im Bereich Hochschule / Wissenschaft. Während Peter Vollzeit berufstätig ist, arbeitet Charlotte in vollzeitnaher Teilzeit. (vgl. Z. 90 ff.) Peter ist Mitte fünfzig, Charlotte Ende vierzig. Ihre Töchter sind einundzwanzig (Frieda), achtzehn (Klara), zwölf (Lina) und zehn (Mia) Jahre alt.

Das Gespräch, das zwei Stunden dauert, findet im Haus von Charlotte und Peter am Wohnzimmertisch statt, während die Katze und der Hund der Familie sich auch im Wohnzimmer aufhalten, und die Kaffeemaschine läuft. Im Vergleich mit den anderen Gesprächen verläuft das

Gespräch mit Familie Guse relativ emotional, verschiedene Konflikte zwischen der Mutter und den Töchtern spielen dabei eine Rolle. Der Vater hat im gesamten Gesprächsverlauf einen eher geringen Redeannteil und hält sich zurück, versucht aber in sehr emotionalen Momenten die Situation zu beruhigen. Auch die jüngste Tochter Mia und ihre ältere Schwester Klara beteiligen sich weniger am Gespräch als Mutter Charlotte, Lina und Frieda. Klara verlässt ungefähr eine Viertelstunde vor Gesprächsende den Raum, weil sie einen Anschlusstermin hat. Die jüngste Tochter Mia hat teilweise offensichtlich keine Geduld, sich länger am Gespräch zu beteiligen, wird aber von den Anderen aufgefordert, am Tisch sitzenzubleiben.

Familiärer Hintergrund: Herkunft und Bildung

Sowohl die Kinder als auch die Eltern sind im Norden Deutschlands geboren und aufgewachsen. Mutter Charlotte hat einen Hochschulabschluss, Peter zusätzlich promoviert. Die beiden älteren Töchter studieren nach dem Abitur beide, Lina besucht ein Gymnasium und Mia eine Gesamtschule.

Arbeitsteilungen und familiäre Organisation der Aufgaben

Sowohl Peter als auch Charlotte sind erwerbstätig und kümmern sich um Haushalt und Kinder. Beide haben keinen „Nine-to-five-Job“ (2771), wie sie schildern. Sie sind zeitlich und örtlich in ihrer beruflichen Arbeit relativ flexibel, müssen dafür aber teilweise auch abends und am Wochenende arbeiten. Charlotte war nie Vollzeit erwerbstätig, die älteren Töchter bekommt sie während des Studiums. Nach ein paar Jahren fängt sie an, in Teilzeit erwerbstätig zu sein. Nach der Geburt der jüngeren Töchter reduziert sie wieder ihre Stunden und hat einige Jahre nur Aushilfs- und geringfügige Beschäftigungsverhältnisse. Seit einigen Jahren ist sie jedoch in einem, wie sie es nennt, „geregelten Teilzeitarbeitsverhältnis“ (2693 f.). Vor ungefähr eineinhalb Jahren hat sie ihre Stunden weiter aufgestockt und arbeitet nun in vollzeitnaher Teilzeit.

Die Aufgabenverteilung befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews durch den Auszug der beiden älteren Töchter gerade (erneut) im Umbruch. Denn sowohl Klara als auch Frieda haben sich vor ihrem Auszug aus dem Familienhaushalt in einer „Übergangsphase“ vor dem Studium befunden, in der sie beide weder erwerbstätig noch in Aus-

bildung gewesen sind. Aus diesem Grund, und wegen des erhöhten Stellenumfangs von Charlotte, übernehmen sie laut den Darstellungen der Familie vor ihrem Umzug vermehrt Aufgaben im Haushalt. Demnach kocht Klara regelmäßig unter der Woche und übernimmt den Einkauf für die gesamte Familie, Frieda kümmert sich um die Wäsche und bügelt (wobei die Familie laut eigener Aussage kaum Bügelwäsche hat). Durch den Auszug der beiden älteren Töchter ändert sich diese Konstellation nun wieder, so dass nun Tochter Lina, wie sie berichtet, auch ab und zu das Mittagessen für sich und ihren Vater zubereitet, Charlotte und Mia sind mittags meistens nicht zu Hause. Abgesehen davon wird Charlotte, wie sie meint, nun wieder vermehrt das Kochen übernehmen. (vgl. Z. 296 ff.) Auch das Frühstück bereitet Charlotte zu, wie die Familie erzählt (305 ff.). Andere tägliche Arbeiten wie das Ausräumen der Spülmaschine, aufräumen oder saugen, werden von Peter und Charlotte übernommen. (vgl. Z. 305 ff.; 1530 ff.) Aufgaben wie Gartenarbeiten, das Versorgen der Haustiere und verschiedene Haushaltsaufgaben werden von allen Familienmitgliedern übernommen. So bügeln Peter und Charlotte teilweise auch, und das Kümmern um die Haustiere ist eine Gemeinschaftsaufgabe.

Charlotte übernimmt dabei die Organisation und Verteilung der Aufgaben, sie hat somit die Verantwortung über das Management des Familienhaushaltes. Die Kommunikation findet dabei über sogenannte „Liebesbriefe“ (3046) statt, die die Mutter für ihre Töchter schreibt. Dabei handelt es sich um kleine Zettel, auf die Charlotte Arbeitsanweisungen für ihre Kinder notiert, also was bis wann erledigt werden muss. Das „Konzept“ (Frieda Z., 1228) des Liebesbriefs ist schon älter und begann damit, dass Charlotte auf die Brotverpackungen der Pausenbrote ihrer Töchter Herzen malte und später Anweisungen beziehungsweise Informationen hinzufügte, zum Beispiel wann die Kinder zu Hause sein sollten. Grund dafür war laut Klara, dass sich die Töchter die Informationen nicht den ganzen Tag lang merken konnten. (vgl. Z. 1288 ff.) Peter ist von den Arbeitsanweisungen durch die Liebesbriefe zwar ausgenommen, er erhält aber eine „To Do-Liste“ (1528) für „handwerkliche Sachen“ (1528), die „kurz- und mittelfristig“ (1529) erledigt werden müssen. Die Verteilung der Arbeiten scheint sich einerseits an den Vorlieben (Klara kocht beispielsweise gerne), andererseits an den Tagesabläufen der Familienmitglieder zu orientieren.

Familie Guse organisiert sich im Alltag überwiegend mit Hilfe ihres kleineren Familienverbundes (Eltern und Töchter). Das Putzen wurde in den vergangenen Jahren teilweise von einer externen Reinigungshilfe oder von Tochter Klara übernommen, die dafür auch bezahlt wurde. (vgl. Z. 2975 ff.) Zudem sei eine Nachbarin Teil der Morgenroutine gewesen, sie hätte Klara abgeholt und mit zur Schule genommen (vgl. Z. 367 ff.). In besonderen Fällen sind in der Vergangenheit auch die Mütter von Peter und Charlotte als Haushalts- und Betreuungshilfen eingesprungen, beispielsweise nach der Geburt der jüngeren Töchter oder wenn Charlotte auf Dienstreisen gewesen ist. Mittlerweile ist Charlottes Mutter allerdings zu alt, um ihre Tochter unterstützen zu können, und Peters Mutter ist verstorben. Die Großeltern wohnten laut Aussage der Familie nie in unmittelbarer Nähe (vgl. Z. 1989 ff.) Neben den Großeltern hat auch Charlottes Schwester, die selbst Kinder hat, die Familie unterstützt. So wohnte zum Beispiel die älteste Tochter Frieda immer wieder für kürzere Zeiträume bei ihrer Tante und deren Familie. (vgl. Z. 2240 ff.)

Verhandlung des Arbeitsbegriffes

Bei der Diskussion des Arbeitsbegriffes hält sich Vater Peter zunächst zurück, und auch Charlotte hält sich eher im Hintergrund. Zunächst diskutieren die Schwestern Lina, Mia und Frieda lebhaft (sie fallen sich häufig ins Wort) und verdeutlichen ihre Standpunkte anhand vieler Beispiele aus dem Familienalltag. Die Geschwister versuchen eine Definition des Begriffs der „Arbeit“ anhand von Merkmalen, die gegeben sein müssen, damit es Arbeit ist, aber auch anhand der Nennung von Tätigkeiten, die entweder Arbeit sind oder nicht sind. Später beteiligen sich auch die Eltern und die jüngste Schwester an der Diskussion des Arbeitsbegriffes. Bei Familie Guse wird schnell deutlich, dass auf der Ebene des kommunikativen Wissens der Begriff der „Arbeit“ besprochen wird, dass dabei aber gleichzeitig verschiedene andere Themen abgehandelt werden. Der Diskurs verläuft teilweise parallel, das heißt die Familienmitglieder „reden aneinander vorbei“, teilweise verläuft das Gespräch antithetisch, das heißt nach unterschiedlichen Propositionen findet am Ende eine Einigung statt.

Die Familie entwirft insgesamt einen allgemeinen Arbeitsbegriff, der verschiedene Formen bezahlter und unbezahlter Arbeit umfasst. Genannt werden dabei Tätigkeiten im Haushalt wie Kochen, Staubsaugen, die Spülmaschine ein- und ausräumen, Wäsche waschen und Aufräumen. Auch Gartenarbeiten werden als Beispiele von Arbeit angeführt, wobei in den Beschreibungen die damit einhergehende körperliche Anstrengung im Vordergrund steht, etwa das fest „Trampeln“ (Lina, Z. 3725) von Kies und Erde, während „die Sonne so runterknallt“ (Lina, Z. 3725 f.), oder das Schieben schwerer Schubkarren und das anstrengende Stapeln des Feuerholzes. Für die Schule zu Lernen oder Hausaufgaben zu machen wird von den Kindern ebenfalls als „Arbeit“ und von Mutter Charlotte auch als „Job“ (Z. 4096) der Kinder bezeichnet. Äquivalent bezeichnet Charlotte die „Einmischung“ (Z. 4161) bei schlechten Noten der Kinder, die „Erziehung“ (Z. 4155), als „unser Job“ (Z. 4157). Durch die Verwendung des Begriffes „Job“ impliziert Charlotte, das sowohl das Lernen für die Schule als auch die Erziehung durch die Eltern Formen von Arbeit sind. Der Begriff „Job“ verweist dabei auf ein funktionales Arbeitsverständnis: Ein „Job“ bedeutet meist, dass keine hohe intrinsische Arbeitsmotivation besteht, dass die Arbeit aber wegen des damit verbundenen Outcomes, meist eine finanzielle Entlohnung, erledigt wird. Im hier beschriebenen Fall haben die einzelnen Familienmitglieder qua ihrer Rolle innerhalb der Familie einen „Job“ (oder mehrere „Jobs“). Diesen Job zu erledigen, auch wenn sie dabei keine Freude empfinden, ist Teil der Aufgaben, für die das jeweilige Familienmitglied Verantwortung trägt. Während für Mutter Charlotte die jeweiligen Zuständigkeiten klar zu sein scheinen, sind sie es für die Kinder offenbar nicht, was teilweise zu Anerkennungskonflikten führt (s. unten).

Auch die Lohnarbeit Peters und Charlottes wird als Form von Arbeit genannt, erscheint aber nur randständig als Thema. Peter führt einen weiteren Aspekt in Bezug auf „Arbeit“ an: Ihm sind die bisherigen Definitionen seiner Töchter noch nicht ausreichend genug. Er findet, ein wichtiger Aspekt ist „das Planerische“ (Z. 3755), „verantwortlich“ (Z. 3755) dafür zu sein, dass etwas auch wirklich gemacht wird. Peter geht es also nicht nur um das Ausführen der Tätigkeit, sondern darum, den Überblick zu haben (es „frühzeitig im Kopf haben“) (Z. 3758), Anwei-

sungen zu geben und zu kontrollieren, dass es auch gemacht wurde. Er stellt hier also die „Management-Aufgaben“ dem „eben mal auf Zuruf Staubsaugen“ (Z. 3758) gegenüber. Tätigkeiten, die als Formen von Arbeit nicht genannt werden sind, wie in anderen Interviews, körpernahe Care-Arbeiten – etwa Wickeln, Stillen, Füttern und Waschen Anderer. Die beiden jüngeren Schwestern nennen vor allem Lernen und Haushaltstätigkeiten als Formen von Arbeit, während die anderen Familienmitglieder weitere Formen von Arbeit – etwa Lohnarbeit und „Management“-Aufgaben innerhalb der Familie anbringen. Der jeweilige Alltag und die lebenszyklisch bedingten unterschiedlichen Tätigkeiten im Alltag haben dabei Einfluss auf das Wissen über „Arbeit“.

Die Familie ist sich einig, dass die oben genannten Tätigkeiten im Haushalt, wie Putzen und Kochen, „Arbeit“ sein können oder auch nicht. Als mögliche Bestimmungsmerkmale von „Arbeit“ und „keine Arbeit“ werden die damit verbundenen Gefühle diskutiert, nämlich Anstrengung versus keine Anstrengung zu empfinden, Lust versus Unlust zu empfinden und etwas freiwillig zu machen versus Zwang zu empfinden. Dabei findet keine Einigung auf ein eindeutiges Merkmal statt. Auffällig ist aber, dass Charlotte und ihre Tochter Lina stärker als die anderen mit dem Arbeitsbegriff Unlust, Anstrengung und Zwang verbinden. Für Charlotte sind vor allem Dinge „Arbeit“, die „Pflicht“ (Z. 4209) seien:

„ich kann’s mir nich aussuchen weil die Sachen eben gemacht werden müssen“ (Z. 4208)

Hinzu komme, dass viele Sachen zu einem bestimmten Zeitpunkt erledigt werden müssten: der Hund müsse sofort Gassi gehen und die Wäsche noch am selben Abend aufgehängt werden, damit sie am nächsten Tag trocken sei. (vgl. Z. 4201 ff.) Die Zeit kann also nicht frei eingeteilt werden, sondern die Zeiteinteilung orientiert sich an äußeren Bedingungen. Auch das Kriterium der „Selbstverständlichkeit“ wird als ein Merkmal von (nicht)-Arbeit diskutiert, wobei sich die Familienmitglieder nicht darauf einigen können, ob „selbstverständliche“ Tätigkeiten als Arbeit zu verstehen seien oder nicht. Ein weiterer Aspekt, der von der Familie diskutiert wird, ist der Planungsaufwand und der zeitli-

che Aufwand, der mit einer Tätigkeit einhergeht. Klara und ihr Stiefvater Peter sehen besonders die planerische Dimension als entscheidend für den Arbeitsbegriff, Frieda und Lina den zeitlichen Umfang: Wird etwas vorab geplant, und ist es zeitlich umfangreich, dann handelt es sich (tendenziell) um „Arbeit“. Für Lina ist zudem, wie für ihre Mutter, vor allem zeitliche Fremdbestimmung der Grund dafür, dass sie etwas als „Arbeit“ empfindet.

Bei der Diskussion des Arbeitsbegriffes werden, wie zuvor schon erwähnt, verschiedene Themen und Konflikte mitverhandelt. Sehr deutlich wird dies daran, dass die Passage über den Arbeitsbegriff die emotionalste im ganzen Gespräch ist. Dabei wird die Spannung zwischen Autonomie und Abhängigkeit innerhalb der Familie sichtbar: Während es den Kindern, vor allem Lina, wichtig ist, selbst Verantwortung für das Erledigen von Aufgaben tragen zu können und bis zu einem gewissen Grad autonom planen zu können (vor allem hinsichtlich der zeitlichen Planung), findet es Mutter Charlotte anstrengend, die Planungsverantwortung zu tragen. Vater Peter zeigt Charlotte Anerkennung, indem er betont, wie wichtig der Aspekt des Managements der Haushaltsaufgaben ist. Für die Familie ist Autonomie und speziell zeitliche Autonomie ein geteilter positiver Horizont. Die Familienmitglieder beschreiben auf unterschiedliche Art und Weise, inwiefern zeitliche Autonomie und die Möglichkeit, den Tag selbst zu gestalten, wichtig sind: Während der älteren Schwestern zum Beispiel wichtig ist, vor jeder Aufgabe eine zeitliche Vorlaufzeit zu haben, will Lina die Möglichkeit haben, ihre Freunde treffen zu können und danach für die Schule zu lernen. Die Eltern hingegen wollen mehr als nur die kurze Zigarette auf der Terrasse für sich zur Verfügung haben. Es geht also allen um die Zeit, die sie haben, um nur das zu tun, worauf sie Lust haben. Außerdem sind ihnen Planbarkeit und eine gewisse Vorhersehbarkeit wichtig. Den Töchtern Mia, Lina und Frieda kommt es vor allem darauf an, dass sie Aufgaben innerhalb eines gewissen Rahmens selbst planen können, dass sie nicht etwas „sofort“ (3908) erledigen müssen. Ihnen ist also eine gewisse Autonomie bei der Erledigung von Aufgaben wichtig. Dabei scheint sie nicht zu stören, eine Aufgabe übertragen zu bekommen, sondern dass sie nicht über die Rahmenbedingungen bestimmen können. Sollen sie etwas sofort erledigen, empfinden die Töchter dies

viel mehr als „Arbeit“, als wenn sie sich eine Aufgabe selbst einteilen können. Letzteres wird als „angenehmer“ (Mia, Z. 3925) empfunden.⁵²

Dem Bedürfnis nach Autonomie und Selbstbestimmung der einzelnen Familienmitglieder stehen multiple Abhängigkeiten gegenüber. Einerseits gibt es „externe“ Faktoren, die festlegen, wann etwas getan werden muss: zum Beispiel bevorstehende Schularbeiten, die Bedürfnisse der Haustiere oder wichtige Termine. Zum anderen sind die Familienmitglieder auch von den Bedürfnissen der anderen Familienmitglieder betroffen: wenn der „Akku“ von Charlotte „leer“ ist, müssen die Töchter sofort gewisse Aufgaben erledigen. Charlotte wiederum hängt abends noch die Wäsche für ihre Töchter auf, wenn sie diese am nächsten Tag brauchen. Wer für das Zubereiten des Essens zuständig ist, muss dies auch zu einem bestimmten Zeitpunkt tun, an dem alle nach Hause kommen und Hunger haben. Zugleich dokumentiert sich, dass die Familienmitglieder stark das Gefühl haben, von den jeweils anderen abhängig zu sein. Die Töchter haben den Eindruck, dem Willen und der Stimmung der Mutter teilweise ausgeliefert zu sein. Ihre Mutter, beklagt etwa Lina, gebe oft vor, wann und wie etwas zu erledigen sei. Gleichzeitig beklagt sich Lina über „Mimik“ (3941), „Stimme“ (3945) und „Tonfall“ (3964) ihrer Mutter, wenn diese Arbeitsanweisungen erteile. Charlotte wiederum beschreibt ihre Frustration, wenn ihre Kinder eine Aufgabe nicht oder nicht in ihrem Sinne übernehmen wollen, etwa früh morgens mit dem Hund rauszugehen und nicht erst auszuschlafen. Dann blieben Dinge wieder „an einem selber hängen“ (4204). (vgl. 4201 ff.) Auch Charlotte ist also, das geht aus ihren Beschreibungen hervor, von den Stimmungen und Handlungen ihrer Kinder abhängig.

Ein weiterer Aspekt, der sich hier bereits andeutet und der bei der Diskussion des Arbeitsbegriffes mitverhandelt wird, ist die Frage der als angemessen empfundenen Verteilung von Arbeit innerhalb der Familie, wie untenstehender Gesprächsausschnitt zeigt. Zuvor hatte Frieda, die älteste Tochter, gegenüber ihrer Mutter betont, dass sie und Klara sich nicht über ihre Aufgaben im Haushalt beschweren würden:

52 Allerdings schränkt Frieda selbstkritisch ein, dass, wenn sie einen gewissen zeitlichen Spielraum, z. B. einen ganzen Tag, zur Verfügung habe, sie trotzdem Dinge oft erst „auf der letzten [...] halben Stunde“ (3930) erledigen würde.

An dieser Stelle dokumentiert sich einerseits ein Konflikt zwischen den ältesten Töchtern und der jüngsten Tochter Mia. Dieser zeigt sich auch anderen Stellen des Gesprächs, etwa wenn Klara gegenüber Mia meint: „Du arbeitest ja sowieso wenich.“ (3592) An mehreren Stellen macht sich bemerkbar, dass Klara und Frieda den Beitrag ihrer jüngsten Schwester im Haushalt für zu gering halten und ihre generelle Arbeitsmotivation in Frage stellen. Gleichzeitig wertet Mia, ebenso wie ihre Mutter Charlotte, die Arbeitsbeiträge der beiden ältesten Schwestern im Haushalt ab. Dies zeigt sich einerseits an der langgezogenen Frage Charlottes „es is vie::l?“, welche eine Ablehnung der Aussage, Frieda und Klara würden viel arbeiten, impliziert. Verhandelt wird auch die retrospektive Beteiligung der Kinder am Haushalt – sowohl Frieda als auch die Eltern ordnen die Beteiligung der jüngsten Tochter am Haushalt vor dem Kriterium des Alters, der Lebensabschnittsphase und im Vergleich zur Beteiligung Friedas in derselben Lebensphase ein. In der Passage wird deutlich, dass bei der Organisation des Alltags Emotionen hochkochen können. Charlotte beschreibt als Ursache für die angespannte Situation ihre eigene Erschöpfung – es „reichte“ (Charlotte, Z. 3984) und der „Akku“ war „leer“ (Charlotte, Z. 3991).

Insgesamt zeigt sich, dass Familie Guse einen gemeinsamen positiven Horizont teilt, nämlich zeitliche Autonomie und Gestaltungsmöglichkeiten. Dieser scheint aber für sie im Familienalltag schwer realisierbar zu sein. Mehr Zeit für sich zu haben als die abendliche Zigarette erscheint den Eltern als Utopie. Die Kinder antizipieren die „Einmischung“ ihrer Eltern in den eigenen Tagesablauf bereits. Zudem finden starke Auseinandersetzungen über die Beteiligung der einzelnen Familienmitglieder am Haushalt statt, sowohl zwischen den Geschwistern als auch zwischen Charlotte und den Kindern. Während Peter in der Passage eher im Hintergrund bleibt, nimmt Mutter Charlotte eine größere Rolle ein. Einerseits wird dabei ihre Rolle als „Familienmanagerin“ deutlich, andererseits wird ihre Erschöpfung sichtbar. Insgesamt wird deutlich, wie die Konflikte im Familienalltag auch durch die unterschiedlichen Lebensphasen und damit zusammenhängenden Bedürfnisse und Anforderungen hervorgerufen werden. Familie Guse muss sechs Personen und mehrere Haustiere sowie Jobs und Schule koordinieren. Gleichzeitig nabeln sich die älteren Töchter gerade von

ihrer Familie ab, sie ziehen aus und entlasten somit sich selbst und die anderen Familienmitglieder von manchen Konflikten. Die von ihnen bisher übernommenen Arbeiten (etwa das Kochen) müssen aber damit neu verteilt werden. Das Familienleben befindet sich also zum Zeitpunkt des Interviews in einem großen Umbruch.

Beschreibung der Anerkennungspraktiken

Familie Guse versteht verschiedene Handlungen als Ausdruck von Anerkennung und Wertschätzung: Alle sind sich einig, dass „Danke“ zu sagen ein Ausdruck von Wertschätzung sei. Abgesehen davon können sich die Familienmitglieder allerdings nicht auf weitere Formen von Anerkennung einigen. Für Lina ist die Abwesenheit von Kritik, genauer gesagt, wenn man nicht „rummault“ (4615) oder etwas „nicht in Frage [ge]stellt“ (4604) werde eine Form von Anerkennung, während ihre Mutter Charlotte und Schwester Klara dies bezweifeln. Lina, Mia und Frieda beschreiben, etwas wertschätzen zu können, ohne dies zu kommunizieren; Klara stellt in Frage, dass es eine solche innere Wertschätzung zwischen den Familienmitgliedern geben kann. Sie stellt also die Expression der Anerkennung in den Mittelpunkt (vgl. Z. 4789 ff.). Materielle Formen, wie etwa finanzielle Entlohnung oder Geschenke, werden von Familie Guse nicht explizit als Ausdruck von Anerkennung bezeichnet. Umgekehrt bemängelt Charlotte einen Mangel an Anerkennung für materielle Ressourcen, die ihnen von den Eltern zur Verfügung gestellt werden, wie folgendes Zitat zeigt:

„Charlotte: Ich glaube, vieles is für euch aber auch selbstverständlich [...], dass der Kühlschrank voll is, is selbstverständlich, dass (.) man in den Keller gehn kann uns sich was von den Vorräten nimmt is selbstverständlich, dass wir die Mülleimer rausbringn is selbstverständlich, also es is vieles von dem, was wir im Haushalt, also, was ich im Haushalt mache, wird nicht gesehn' und es wird nicht gewertschätzt, es ist selbstverständlich.“ (Fam. Guse, Z. 5653 ff.)

Charlotte verweist mit dem Beispiel des vollen Kühlschranks und der Vorräte im Keller einerseits auf einen gewissen Lebensstandard, den die Kinder als selbstverständlich annehmen würden. Etwas als selbstverständlich zu betrachten ist für Charlotte dabei ein Ausdruck von Nicht-

Anerkennung oder geht damit einher. Gleichzeitig verweist Charlotte, auch durch die Erwähnung des Haushalts, auf die Versorgungsdimension und das Kümmeren der Eltern, das von den Kindern als selbstverständlich hingenommen werde. Hier zeigt sich, dass Charlotte ein starkes Anerkennungsdefizit seitens ihrer Kinder empfindet. Dieses von ihr empfundene Anerkennungsdefizit ist auch an weiteren Interviewstellen Thema. Am Beispiel des Kochens wird dies besonders deutlich:

„Charlotte: Was mich ärgert is wenn wir ähm, wenn ich beispielsweise gekocht habe mittags und es is ja auch häufig musst das ja schnell gehn ja? Und jeder von euch isst anders und der eine isst dieses nicht und der andere isst jenes nicht und wöhöh, und dann versuch ich innerhalb kürzester Zeit etwas auf'n Tisch zu kriegn und es is schon so, das, das wisst ihr auch, das hab ich schon n'paar Mal gesacht, wenn ihr dann (.) mault oder fragt irgendwie, was isn da? Und sind da Zwiebeln drin? Und, is da Garten drin? und weiß was ich was und dann (.) ärger ich mich schon da drüber, dann is das nicht Wertschätzen, dann wird da schon ganz schon viel gemäkelt, meiner Wahrnehmung nach, ihr merkt das gar nicht so, aber ich find das is dann Nicht-Wertschätzen.

Lina: Also ich finde–

Charlotte: ^LUnd wenn Klara, äh, wirklich aufwändig jetzt, häufig 'aufwändig gekocht hat, dem, wenn Klara kocht wird dem ne andere Wertschätzung entgegengebracht als wenn ich es mache und das äh, das liegt sicher äh vielleicht auch daran, also mein' Klara, es schmeckt einfach auch gut, was Klara kocht und es...

Lina: ^LDeins schmeckt ja auch nicht schlecht

Charlotte: is immer gut durchdacht und es is nach Rezepten gekocht und wunderbar ((atmet tief ein)) aber es wird gewertschätzt wenn Klara das macht, als wenn ich es mache oder wenn Frieda die Wäsche macht, dann wird es auch anders, en-, es, hat n'ändern, es wird anders gesehn.

Frieda: ^LJa:“

(Fam. Guse, Z. 4670 ff.)

Charlotte beschreibt an Arbeiten im Haushalt – Kochen und sich um die Wäsche zu kümmern –, dass sie im Vergleich zu ihren Töchtern Lina und Mia einen Mangel an Wertschätzung sich selbst gegenüber empfindet. Etwas nicht wahrzunehmen, nicht zu sehen oder als selbstverständlich zu betrachten ist für Charlotte eine Form der Nicht-Wertschätzung. Ebenso empfindet sie kritische Kommentare gegenüber ihrem Arbeitsergebnis (dem fertig gekochten Essen) als Form von Nicht-Wertschätzung. Dabei wird deutlich, dass in Familien immer auch Anerkennungsrelationen und -verhältnisse wichtig für das Anerkennungsempfinden sind: Charlotte empfindet vor allem im Vergleich mit ihren Töchtern ein Anerkennungsdefizit. Die Mutter stellt sich dabei selbst in eine Anerkennungskonkurrenz mit ihren Töchtern – Tochter Line hingegen will diese Konkurrenz auflösen, indem sie ihre Mutter verbal für ihre Kochkünste anerkennt. Auch Charlotte zeigt ein Doing von Anerkennung in diesem Abschnitt und zwar gegenüber ihrer Tochter Klara. Indem sie die Qualität des Arbeitsergebnisses ihrer Tochter lobt, legitimiert sie damit gleichzeitig die vermeintliche Anerkennungsdifferenz zwischen Klara und sich. Gleichzeitig aber betont sie die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen beide kochen: Charlotte hat wenig Zeit unter der Woche, sie arbeitet und versucht zwischendrin schnell etwas auf den Tisch zu bringen. Ihre Tochter hingegen hat scheinbar mehr Zeit zur Verfügung und kann die Gerichte im Voraus planen. Mit diesen unterschiedlichen Voraussetzungen erscheint die Anerkennungsdifferenz als ungerechtfertigter Anerkennungsmangel. Nicht nur die Geschwister, so zeigt sich am Beispiel des Kochens, stehen in einer Anerkennungskonkurrenz, auch Eltern und Kinder können zu Konkurrent*innen im Kampf um Anerkennung werden. Vater Peter relativiert an späterer Stelle jedoch die Wahrnehmung der Mutter in Bezug auf das Kochen:

„Peter: In dem Zusammenhang auch was anderes äh, noch was anderes aufgefallen, dass (.) als Klara gekocht hat als du in ähm I (Land) warst das letzte Mal ähm und dann genörgelt wurde am Tisch (.) da gab's sofort (.) auch n' Echo, dann das is aufgefallen, dass is dir dann, da, haste auch gedacht, ich mach das hier aufm Punkt und mach alles fertich und dann esst ihr nicht, ne? Insbesondere hier die äh die Wenichesser ähm die äh

da is dir dann tatsächlich aufgefallen, ja, wofür mach ich das hier eigentlich?, ne? Wofür @(mach ich das)@? Und ähm das fand ich, fand ich ne ganz schöne Spiegelung (.) na, weil du da mal in die Rolle geschlüpft bist und dann is dir das selbst sofort aufgefallen, dass ähm man da eben schnell über so ne mangelnde Wertschätzung mal so stolpert.“
(Fam. Guse, Z. 4702 ff.)

Peter entschärft somit die Anerkennungskonkurrenz zwischen Mutter und Tochter und interpretiert den Anerkennungs-mangel als einen personenunabhängigen, an die Tätigkeit gebundenen. Auch Peter interpretiert dabei, ebenso wie seine Frau, das heikle Essverhalten mancher Kinder – wenig zu essen, viele Dinge nicht zu mögen – als Ausdruck mangelnder Wertschätzung. Gleichzeitig impliziert er, dass Anerkennung oder Wertschätzung einen kognitiven Prozess und Wissen voraussetzen. Denn wie sich später noch zeigt, und die Töchter auch selbst bestätigen, führt die Erfahrung der eigenen Nicht-Wertschätzung zu einer gesteigerten Wertschätzung gegenüber den Eltern hinsichtlich Care-Arbeiten. Zudem scheint die Erfahrung der Anstrengung, die es braucht, um eine Arbeit auszuführen, zu gesteigerter Anerkennung zu führen. Sowohl Vater Peter als auch die Töchter Klara und Lina heben anhand verschiedener Beispiele hervor, dass Perspektivenübernahme wichtig ist, um Wertschätzung und Anerkennung zu geben. Klara bemerkt, dass Frieda und sie selbst die Hausarbeiten ihrer Eltern durch die eigene Übernahme des Kochens und Wäsche Waschens mehr schätzen würden: „Seitdem wissen wir das noch eher zu wertschätzen als vorher, als wir das halt nicht gemacht haben“ (4719 f.).

An einer späteren Stelle im Gespräch wird die Bedeutung des Wissens für Anerkennung erneut verdeutlicht, und zwar von Tochter Frieda: Sie bringt Anerkennung / Wertschätzung und Wissen dadurch in Beziehung, dass sie aussagt, den Job ihres Stiefvaters zwar wertzuschätzen, aber nichts darüber zu wissen. Zuvor hatte sie allerdings in Bezug auf Wertschätzung gegenüber der Lohnarbeit Peters behauptet: „also ich gegenüber deiner Erwerbstätigkeit tatsächlich (.) nich (.) weil ich einfach °viel zu wenich darüber weiß.“ Zwar relativiert sie diese Aussage später wieder, indem sie betont, durchaus Wertschätzung für Peters Erwerbsarbeit zu haben, gleichzeitig nennt sie nur Wertschät-

zung auf Grund der Funktion einer Finanzierungsquelle, aber nicht auf Grund der Spezifität von Peters Job. Für die Familie scheint also Anerkennung / Wertschätzung mit Wissen verwoben zu sein bzw. Wissen eine Voraussetzung von Anerkennung zu sein. Dabei ist einerseits die Perspektivenübernahme hinsichtlich der Anstrengung und Schwierigkeit einer Tätigkeit wichtig, andererseits geht es um das Nachempfinden einer Position im Anerkennungsgefüge der Familie: Wie Peter betont, hat Klara „gefühl“, wie sich Mutter Charlotte fühlt, wenn sie kocht und die anderen Familienmitglieder das Essen nicht loben, sondern es kritisieren.

Insgesamt zeigt sich bei Familie Guse, dass es hinsichtlich der Anerkennungskultur unterschiedliche Bedürfnisse und Wahrnehmungen gibt. Charlotte wünscht sich regelmäßig verbalisierte Anerkennung gegenüber der von ihr geleisteten unbezahlten Arbeit. Etwas als selbstverständlich zu nehmen ist für sie Ausdruck mangelnder Anerkennung. Zwei ihrer Töchter halten es für möglich, etwas wertzuschätzen und dies nicht zu verbalisieren. Klara – die ja bereits in die „Rolle“ ihrer Mutter schlüpfte – empfindet die aktive Expression von Anerkennung hingegen als zentral. Die Familie selbst nennt nur verbalisierte Anerkennung als Form von Wertschätzung – sich zu bedanken und etwas zu loben (etwa das Mittagessen). Negative Kritik hingegen wird von allen als Ausdruck mangelnder Wertschätzung empfunden. Den Austausch materieller Ressourcen, etwa eine finanzielle Entlohnung, wird nicht als Form von Anerkennung benannt. Im Gegensatz zu anderen Familien wird auch das Schenken von Geld für gute Noten nicht angesprochen. Allerdings erhielt Tochter Klara für das Putzen des Hauses Geld von ihren Eltern.

Während des Gespräches zeigen die Familienmitgliedern an mehreren Stellen ein verbales Doing von Anerkennung, etwa die Kinder gegenüber den Eltern – indem sie betonen, deren unbezahlte und bezahlte Arbeiten wertzuschätzen, sich positiv auf das gekochte Essen oder den gefüllten Kühlschrank beziehen. Auch untereinander zeigen sich die Schwester wertschätzend, vor allem Frieda und Klara loben wechselseitig ihre Hausarbeit und die Qualität des gemeinsamen Arbeitens im Haus. Lina bezieht sich in einem ambivalenten Doing von Anerkennung auf die schulischen Erfolge ihrer älteren Schwes-

tern, indem sie beschreibt, selbst viel Lernen zu müssen, und dass es ihr ein Rätsel sei, wie ihre Schwestern ohne viel zu Lernen das Abitur geschafft hätten (Z. 3763 ff.). Die Einzige, die weder als Empfängerin noch als Spenderin positiver Anerkennung in Erscheinung tritt, ist die jüngste Schwester Mia. Vor allem die beiden ältesten Schwestern beziehen sich negativ auf Mias vermeintliche Charaktereigenschaften und ihre mangelnde Beteiligung am Haushalt. Charlotte und Peter treten im Gespräch nicht in eine Anerkennungskonkurrenz, sondern beziehen sich verbal positiv auf die von ihnen geleistete Arbeit. Das von Charlotte beschriebene Anerkennungsdefizit ist also ein intergenerationales, aber kein für die Paarebene relevantes. Insgesamt zeigt sich bei Familie Guse ein Bild komplexer Anerkennungsbeziehungen.

Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse

Wie sich gezeigt hat, dokumentieren sich bei Familie Guse verschiedene arbeitsbezogene Anerkennungskonflikte. Diese beziehen sich auf der Ebene des kommunikativen Wissens nicht auf den Arbeitsbegriff, denn alle teilen einen allgemeinen Arbeitsbegriff. Auf der „Hinterbühne“ wird aber deutlich, dass etwa akademische Leistungen für die Eltern zentral sind und einen Anerkennungskonflikt produzieren. Der „Job“ der Kinder ist es, akademisch erfolgreich zu sein, oder zumindest nicht zu scheitern. Lina fällt dabei tendenziell aus dem Raster, ihr fällt es als einzige Tochter schwer, gute Noten vorzuweisen, und das Lernen empfindet sie als anstrengend. Akademisch erfolgreich zu sein ist bei Familie Guse Normalität und Norm: Sowohl Charlotte als auch Peter arbeiten an Hochschulen, beide haben sehr hohe Bildungsabschlüsse. Die beiden ältesten Töchter haben nach dem Abitur gerade ein Studium aufgenommen und hatten, das wird zumindest an einer Gesprächsstelle impliziert, auch ohne großen Lernaufwand kein Problem damit, ihr Abitur zu schaffen:

„Lina: Ja und so is es ja mit dem Lernen auch, dass du nicht mal eben sagst, ey, ich lern' jetzt ma' ganz schnell das geht ja nich
(..) ja in meiner, in meinem Leben geht das nich (.) ich weiß
auch nicht, wie ihr euer Abitur geschafft habt

Charlotte:

L @(4)@

Frieda: L @(.)@ Das-
 Klara: L @ ich
 auch nich@ @(.)@
 Frieda: L L@Wir auch nich@ @(.)@
 Klara: @Das weiß glaub ich keiner so genau@
 Frieda: L @das is das ewige Mysterium@“
 (Fam. Guse, Z. 3763 ff.)

Frieda und Klara stützen hier die Implikation ihrer jüngeren Schwester, sie hätten ohne Arbeitsaufwand ihren Schulabschluss gemacht. Ihre Mutter Charlotte findet die Proposition Linas, die ältesten Schwestern hätten für ihren Schulabschluss nicht lernen müssen, offenbar lustig, zumindest scheint die das „nicht-Lernen“ ihrer ältesten Kinder weder in Frage zu stellen, noch abzulehnen. Denn offenbar ist für Charlotte nicht der Lernaufwand, sondern das Ergebnis der Lernarbeit entscheidend. Klara und Frieda selbst stützen das Bild des mühelosen schulischen Erfolges. Lina und ihr Lernaufwand erscheinen als Abweichung vom Weg, den die beiden älteren Schwestern vorgezeichnet haben. Als eigentlich erklärungsbedürftig erscheint nicht Friedas und Klaras vermeintlich müheloser schulischer Erfolg, sondern die Anstrengung Linas, der sie bedarf, um in der Schule nicht zu scheitern.

Zwischen Lina und ihren Eltern entsteht auf Grund ihrer Abweichung von der Norm ein Anerkennungskonflikt, wie in folgender Passage deutlich wird:

„Lina: Und wenn sie sich dann auch noch in deine privaten Angelegenheiten einmischen find ich das so (.) blöd (.) ich meine ich musste mich da auch erst dran gewöhn’, dass Mama und Papa erstmal kucken, wie ich lerne, aber ich fand das (.) so blöd, jetzt hab ich was Besserem gelernt, ich (.) es (.) ist einfach so nach der Weile, wo ich das so gemacht habe, konnt ich auch selbst bestimmen wie ich das mache wann ich das mache (.) aber ich hatte halt immer so ein kleines Zeitfenster (.) wann ich das machen musste, aber in dem Moment (.) wo ich vom Reiten nach Hause komme und (.) an dem Tag nen schlechten Tag hatte, weil ich ne blöde Arbeit geschrie-

ben habe und Mama mich nicht grüßt nur oben auf der Treppe steht, ((ihre Stimme bricht)) ich sie den ganzen Tag nicht gesehen habe und meint ((atmet tief ein, ist den Tränen nahe)), Lina , warum bist du jetzt zu Hause? (.) und so, weißt du dann und wenn dann sowas kommt also, warum bist erst jetzt zu Hause? (.) Weißt du es ist sieben Uhr, du hättest schon früher zu Hause sein könn', ((Stimme ist wieder fester)) das versteh ich dann und ähm, aber dann wird sich an den Tisch gesetzt und erstmal über die Arbeit und so diskutiert (.) und dann wurde gesagt wir müssen das mehr und mehr, so und so machen und das war halt wirklich so, das war so da mischt sich jemand so meine privaten

Angelegenheiten ein.

Charlotte: ☐ Ja du redest jetzt über deine Schule, habn das, äh in der Schule sind ein zwei Sachen schief gelaufen und dann habn wir halt entschieden, dass wir uns da mehr drum kümmern müssen und dass wir da mehr nach kucken müssen, das is jetzt aber deine Schularbeit über die du sprichst ne?

Lina: ‐Aber is trotzdem Arbeit gewesen

Charlotte: Ja, das is dein, das is ja auch dein Job (.) ne?

Lina: L Ja.

Charlotte: ^L In der Schule, das zu machen und wenn das nicht richtig klappt und wenn das schief geht, dann (.) habn wir das so für uns entschieden, dass wir uns da mehr einsch-, einmischen

Lina: Aber damit wollt' ich dir–

Charlotte: Leinbringen müssen.“

(Fam. Guse, Z. 4072 ff.)

Vor dem Hintergrund des geteilten Wertes akademischer Bildung kämpft Lina um familieninterne Anerkennung und formalisierte „externe“ Anerkennung durch gute Noten. Als geteilt kann der Wert insofern betrachtet werden, als dass er im Gespräch nicht in Frage gestellt wird und die Handlungen und biographischen Verläufe der einzelnen Familienmitglieder auf die Realisierung dieses Wertes abzielen. Die Eltern haben den schulischen Erfolg der Kinder im Blick, sie kont-

rollieren – im Falle Linas – die Noten und den Lernfortschritt. Die älteren Töchter sind schulisch erfolgreich gewesen und haben sich für ein Studium entschieden. Aus Sicht Charlottes besteht das Problem aus der Nicht-Erfüllung Linas ihres „Jobs“. Der „Job“ scheint allerdings nicht im Lernen, sondern im Erhalten guter (zumindest nicht schlechter) Noten zu bestehen. Wichtig ist also der formal messbare Erfolg, nicht der investierte Arbeitsaufwand. Aus Linas Sicht besteht das Problem in der empfundenen Fremdbestimmung durch die Eltern. Lina verpflichtet sich offenbar auf das Ziel des schulischen Erfolges, ist bereit zu lernen und begreift das Lernen als ihre „Arbeit“. Allerdings will sie dabei über zeitliche Autonomie verfügen. Lina ist ganz wichtig, dass sie selbst über ihren „Tagesablauf“ (Lina, Z. 4056) bestimmen kann. Das Lernen für die Schule und Erledigen der Hausaufgaben ist für sie zwar „Arbeit“, aber gleichzeitig eine „private Angelegenheit“. Charlotte hingegen scheint nicht davon auszugehen, dass das Lernen nur Lina betrifft. Mit der analogen Beschreibung von Schularbeit und Erziehung als „Jobs“ impliziert Charlotte, dass sie die Funktion einer Vorgesetzten übernimmt, die die Leistungen der Kinder kontrolliert:

„Charlotte: Ja, Lina, das is aber Erziehung ja, also du bringst an einem Tag wirklich zwei wirklich schlechte Zensuren mit nach Hause und dann kommst du abends nich nach Hause, weil du mit ner Freundin in die Stadt gehst? Das is einfach, das is auch unser Job und den müssen Papa und ich auch ernst nehm’ und wahrnehm’ und sagen, ey, so nich! ((klopft auf den Tisch)). Hier schlechte Zensuren mit nach Hause bringn und sich dann ewig rumtreiben, das (.) is halt eben nich und das is unangenehm und das empfindest du als Einmischung, das is völlig normal, aber das is auch unser Job.“ (Fam. Guse, Z. 4155 ff.)

Charlotte kommuniziert hier auf der funktionalen Ebene – es geht um Aufgabenerfüllung, um Jobs und messbare Erfolge, die die Grundlage von Anerkennung bilden. Für Lina hingegen ist das Gefühl von Selbstbestimmung entscheidend, und der Mangel an Selbstbestimmung, den sie empfindet, stellt ein Anerkennungsdefizit dar. Gleichzeitig empfindet sie eine direkte emotionale Zurückweisung durch ihre Mutter, die Lina als Entzug von Anerkennung auf Grund der Nicht-Erfüllung ihres

„Jobs“ begreift. Dieser Anerkennungsmangel wird für Lina durch den Inhalt des Gesagten, aber mutmaßlich auch durch Mimik und Gestik transportiert. Lina hat offenbar den Eindruck, dass ihre Mutter kein Interesse an ihr als Person zeigt, sie nicht grüßt oder nach ihrem Tag fragt, sondern nur auf Linas Verhalten („spät“ nach Hause kommen) vor dem Hintergrund des schulischen Versagens eingeht.

Ein weiterer Anerkennungskonflikt in der Familie dokumentiert sich zwischen den älteren Schwestern und Mia und, damit zusammenhängend, zwischen Frieda und ihren (Stief-)Eltern. Wie bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes bereits beschrieben wurde, wird in Familie Guse viel über eine angemessene Verteilung unbezahlter Arbeit innerhalb der Familie gesprochen. Frieda empfindet die Arbeitsverteilung offenbar als unfair und bezeichnet ihre jüngste Schwester als „faul“. Auch Klara bescheinigt ihrer jüngsten Schwester mangelnde Arbeitsmotivation. Während Mia im Gespräch nicht darauf eingeht, und sich in keinsten Weise davon angegriffen zeigt, scheint Frieda einen Anerkennungsmangel seitens ihrer jüngsten Schwester und ihren Eltern zu empfinden: Als Frieda in der oben zitierten Passage meint, sie und Klara würden „viel“ im Haushalt arbeiten und Mia lapidar antwortet „das ist ja deine Aufgabe“ (4408), wird Frieda sehr wütend. Dies mutmaßlich, weil Mia ihrer ältesten Schwester hier Anerkennung ihrer Arbeit verwehrt, indem sie sie als Selbstverständlichkeit annimmt und zudem den Arbeitsumfang in Frage stellt. Frieda hingegen verwehrt ihrer Schwester Anerkennung hinsichtlich ihrer Beteiligung am Haushalt und in Bezug auf Persönlichkeitsmerkmale – „Faulheit“ ist eine generell negativ assoziierte Eigenschaft.

Während Frieda einen Mangel an Wertschätzung für ihre Care-Arbeit hier nicht als solchen bezeichnet, ihn aber zu empfinden scheint, artikuliert ihre Mutter explizit einen von ihr wahrgenommenen Mangel an Wertschätzung für die von ihr geleistete unbezahlte Care-Arbeit. So sagt sie in der Passage, in der übers Kochen gesprochen wird, die Reaktionen ihrer Kinder auf ihre Mahlzeiten seien „nicht Wertschätzung“, und vieles würde als „selbstverständlich“ betrachtet. Frieda, Lina und Mia, aber auch stellenweise Peter, beschreiben die Anerkennungskultur der Familie positiv, Charlotte hingegen nimmt eher eine Defizitperspektive ein, wie sich untenstehend zeigt:

gens, dem ihre Töchter zustimmen. Charlotte hat das Gefühl, wenig Anerkennung zu empfangen, aber viel zu geben, während die Töchter eher das Gefühl haben, Anerkennung zu erhalten (vor allem von der Mutter) aber selbst teilweise zu wenig zu spenden. Charlotte ist also eine zentrale Anerkennungsspenderin, die Töchter sind Empfängerinnen der Anerkennung ihrer Mutter. Festgemacht wird dies an der Häufigkeit des „Danke“ Sagens. Allerdings sind Lina, Mia und Frieda, wie oben erwähnt, auch der Meinung, Anerkennung müsse nicht unbedingt verbalisiert werden. Mia meint:

„Mia: Ich finde das, wenn man, es ist ein Unterschied, ob man, man kann „Danke“ sagen und es wertschätzen, man kann aber auch (.) nicht „Danke“ sagen und es trotzdem wertschätzen.

Charlotte: Aber wie soll der andere das denn dann merken?

Mia: Ja manchmal, hat man's, manchmal findet man's gut oder das Essen schmeckt ei'm, aber man sagt halt nicht automatisch Danke, weil man das grad einfach nich (.) weil man's einfach vergisst.“

(Fam. Guse, Z. 4783 ff.)

Für Charlotte ist die Expression der Anerkennung durch verbale Äußerungen entscheidend, während ihre Töchter diese Erwartung an Anerkennungspraktiken offenbar nicht teilen. Frieda verweist dabei auch auf die Schwierigkeit der Umsetzbarkeit im Alltag:

„Frieda: Weil ich nicht durch die, nicht durch's Haus laufen kann und für alles und jeden immer sofort Danke sagen (.) also krieg ich einfach logistisch nicht gebacken, was aber nicht heißt, dass ich es nicht wertschätze.“

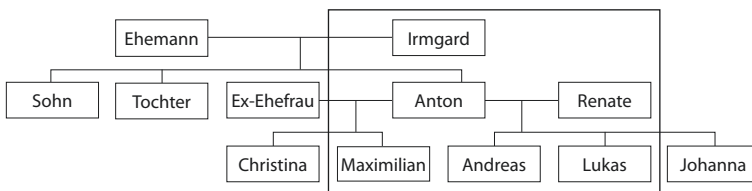
(Fam. Guse, Z. 4751 ff.)

Frieda und Mia verweisen also auf eine innere Wertschätzung, die gegenüber den anderen Familienmitgliedern besteht und sich auch auf die Übernahme unbezahlter Care-Arbeit bezieht. Im nicht-Danke sagen drückt sich für sie kein Mangel an Wertschätzung aus, sondern ein Zugeständnis an den Alltag. Insgesamt zeigt sich bei Familie Guse ein wahrgenommener Anerkennungsmangel hinsichtlich unbezahlter

Reproduktionsarbeit. Charlotte beschreibt vor allem einen intergenerationalen Anerkennungs-mangel, auf Paarebene formuliert sie kein Anerkennungsdefizit. Auch Friedas Anerkennungskonflikt bezieht sich auf die unbezahlte Care-Arbeit und die Frage, wer wieviel leistet. Insgesamt wird bei Familie Guse stark verhandelt, wer wie viel leistet, und wessen Beiträge „gesehen“ werden. Der Vergleich mit den anderen Familienmitgliedern ist dabei zentral. Obwohl alle Familienmitglieder unbezahlte Arbeiten innerhalb der Familie als „Arbeit“ betrachten, beziehen sich Anerkennungskonflikte auf mangelnde Wertschätzung der Hausarbeit. Daneben ergibt sich aus dem geteilten positiven Horizont akademischer Bildung ein weiterer Anerkennungskonflikt, denn Arbeit wird von Familie Guse besonders dann geschätzt, wenn es sich um akademische Erfolge handelt. Diese stellen eine Normalität und Norm dar, welche für Abweichlerin Lina spürbare Sanktionen bedeuten (früher nach Hause kommen, Freundinnen am Nachmittag nicht treffen). Trotz allem aber zeigt sich im Gespräch eine wechselseitige Fürsorge und Sympathie, ein wechselseitiges Verständnis füreinander. Anerkennungskonflikte scheinen sich bei Familie Guse durch „externe“ Faktoren wie Zeitdruck, ein hohes Pensum an bezahlter und unbezahlter Arbeit und schulischen Leistungsanforderungen, sowie ein Verschwimmen von „Arbeit“ und „Leben“ – Charlotte arbeitet auch viel von zu Hause aus, die Familie empfängt beruflich bedingt (internationale) Gäste – immer wieder zuzuspitzen.

5.3.8 Familie Huber: „Handwerkerfamilie“ im Mehrgenerationenhaus

Abbildung 10: Familie Huber



Quelle: Eigene Darstellung

Lebens-, Arbeits- und Interviewsituation

Familie Huber wohnt in einer süddeutschen Kleinstadt und nimmt mit drei Generationen und sechs Personen am Familieninterview teil: Großmutter Irmgard, Vater Anton (Irmgards Sohn), Mutter Renate sowie die drei Söhne Maximilian (Antons Sohn aus einer früheren Beziehung), Andreas und Lukas (gemeinsame Kinder von Renate und Anton). Nicht am Gespräch teil nimmt das jüngste gemeinsame Kind von Renate und Anton, Tochter Johanna, und Maximilians Schwester Christina. Bis auf Maximilian, der nach der Trennung seiner Eltern bei seiner Mutter wohnte bevor er auszog, leben alle zusammen in einem Haus. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Irmgard Mitte achtzig, Renate und Anton sind Mitte vierzig bzw. Anfang fünfzig, Maximilian Anfang dreißig und seine Brüder sechzehn (Lukas) und achtzehn (Andreas) Jahre alt. Bei Familie Huber sind „Leben“ und „Arbeit“ eng miteinander verknüpft, denn die Familie führt einen eigenen Handwerksbetrieb, der sich in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses befindet. Das Büro und die Wohnungen der Familie befinden sich sogar im selben Haus, allerdings mit eigenen Klingeln (vgl. 1460 ff.; 1902 ff.). Auch personell sind Arbeit und Leben bei dieser Familie eng miteinander verwoben, denn Vater Anton leitet zusammen mit seinem Bruder den Betrieb und sowohl seine Ehefrau als auch seine Mutter arbeiten oder arbeiteten stundenweise in der Firma. Anton beschreibt Renate dabei als „Aushilfe“ (3414). Sohn Andreas macht zudem seine Ausbildung im väterlichen Betrieb und besucht im Rahmen seiner Ausbildung die Berufsschule. Maximilian, der auch eine Ausbildung als Handwerker absolviert hat, arbeitete an seinen „Besuchswochenenden“ früher häufig im Familienbetrieb mit.

Während die beiden jüngsten Kinder noch Vollzeit die Schule besuchen, arbeitet Mutter Renate neben ihrer Arbeit im Büro des Familienbetriebs zusätzlich als Lehrerin. Durch die Selbständigkeit des Vaters und der Branche, in der die Familie beruflich tätig ist, wird häufig am Wochenende gearbeitet. Die Arbeitszeiten sind unregelmäßig und abhängig von der Auftragslage. Die Familie thematisiert die berufliche Selbständigkeit des Vaters als eine Besonderheit, die den Familienalltag beeinflusst: Der Ablauf des familiären Alltags ist teilweise an den unregelmäßigen Arbeitszeiten des Vaters orientiert (gewesen). Wann

beispielsweise gemeinsam gegessen wurde und wird, ist bis zu einem bestimmten Grad von Antons jeweiligen Arbeitstagen abhängig. Auch die Wochenendgestaltung richtet und richtet sich nach der Auftragslage des Betriebes. Dafür ist Anton mitunter auch unter der Woche tagsüber zeitlich für seine Familie verfügbar.

Das Gespräch findet bei der Familie zu Hause im Wohnzimmer statt und dauert knapp zwei Stunden. Es verläuft lebhaft und ist gespickt von ironischen Kommentaren und gegenseitigen Frotzeleien, wobei sich die Familienmitglieder oft ins Wort fallen. Großmutter Irmgard hat während des Gesprächs im Vergleich mit den anderen Familienmitgliedern einen geringen Redeanteil und wird auch von den anderen kaum aktiv dazu aufgefordert, sich einzubringen. Anton und sein mittlerer Sohn Andreas hingegen haben einige relativ lange Redebeiträge. Während vor allem die beiden jüngeren Söhne an mehreren Stellen teilweise lange Anekdoten oder Situationen aus dem Familienalltag beschreiben, ist bei den Eltern eher das Bemühen um ein höheres Abstraktionsniveau und plausible argumentative Zusammenhänge zu beobachten. Beide Elternteile übernehmen auch „Regieanweisungen“ im Gespräch, indem sie zum Beispiel darauf drängen, wieder zum ursprünglichen „Thema“ (Anton, Z. 4876) zurückzukehren, Themenstränge auszuklammern, die mit einem Thema mutmaßlich „nix zu tun“ (Renate, Z. 4308) haben, einen Monolog zu beenden oder zum „tiefe[n] Sinn“ (Anton, Z. 4459) einer Frage vorzudringen, die die Interviewerin gestellt hat. Die Familienmitglieder sprechen teilweise stärker, teilweise weniger stark Dialekt, wobei dies auch während des Interviews wechselt. Die beiden jüngeren Söhne sprechen eher hochdeutsch, wenn sie auf eine Frage der Interviewerin antworten, sie wechseln aber in starken Dialekt, wenn sie sich direkt an ihre Großmutter wenden. Auch der älteste Sohn Maximilian wechselt teilweise vom Hochdeutschen in den Dialekt und umgekehrt. Großmutter Irmgard spricht durchgehend Dialekt, Anton und Renate hingegen ein Gemisch aus Hochdeutsch und Dialekt, unabhängig davon, an wen sie sich wenden. Möglicherweise bemühen sich die Söhne und auch die Eltern darum, Hochdeutsch zu sprechen, weil die Interviewerin selbst keinen (nicht ihren) Dialekt spricht und sie Verständnisprobleme befürchten. Denkbar ist auch, dass sich die Familienmitglieder einer eventuellen negativen Wirkung des Dialektes

bewusst sind, die sie, vor allem im Kontext eines wissenschaftlichen Projekts, vermeiden wollen. Generell könnte sich im teilweise bewussten Sprechen des Hochdeutschen eine wahrgenommene Milieufremdheit zwischen Interviewerin und Interviewten ausdrücken. Möglicherweise geschehen die Sprachwechsel auch weitestgehend unbewusst. Sie könnten zudem darauf hindeuten, als wie „privat“ die Sprecher*innen die Situation momentan empfinden. Wie sich die Familie im Alltag miteinander unterhält, erschließt sich der Interviewerin weder während des Interviews, noch während den Gesprächen vorher und nachher. Es bleibt aber der Eindruck, dass zumindest Großmutter Irmgard auch im Alltag immer Dialekt spricht.

Familiärer Hintergrund: Herkunft und Bildung

Alle Familienmitglieder sind in Süddeutschland geboren und aufgewachsen. Der Bildungshintergrund der Familie ist plural: Großmutter Irmgard besitzt keinen Schul- oder berufsqualifizierenden Abschluss, Vater Anton besitzt zwar einen niedrigen Schulabschluss, hat aber mit dem Techniker und Meister gleichzeitig höhere Berufsabschlüsse erworben. Renate hat einen mittleren Schulabschluss, eine abgeschlossene Ausbildung und eine zusätzliche höhere berufliche Weiterbildung. Johanna und Lukas besuchen eine Realschule, Andreas hat seinen Realschulabschluss bereits gemacht und befindet sich in der Ausbildung – er besucht neben der Arbeit im Betrieb auch die Berufsschule. Sein älterer Bruder Maximilian hat nach der Ausbildung noch das Fachabitur gemacht, besitzt bereits einen Bachelorabschluss und studiert neben seiner Vollzeiterwerbstätigkeit als Ingenieur berufsbegleitend, um seinen Master zu machen.

Arbeitsteilungen und familiäre Organisation der Aufgaben

Nach der Geburt ihrer Söhne steigt Renate für mehrere Jahre aus dem Berufsleben aus, ist dann wieder einige Jahre erwerbstätig und nimmt nach der Geburt des letzten Kindes, Tochter Johanna, wieder Elternzeit in Anspruch. Vater Anton hingegen unterbricht seine Berufstätigkeit nach der Geburt der Kinder nicht und Renate ist in dieser Zeit, nach Antons Beschreibung, „klassische (.) Hausfrau und Mutter“ (Anton, Z. 1321). Mittlerweile sind aber sowohl Renate als auch Anton berufs-

tätig und übernehmen Fürsorgetätigkeiten oder reproduktive Arbeiten innerhalb der Familie. Während Renate zwar immer noch einen Großteil der Fürsorgearbeiten übernimmt, schildert sie gleichzeitig, wie sich diese Rollenverteilungen zwischen den Eltern langsam, bedingt durch Renates berufliches Engagement, ändern: „Seitdem ich mehr arbeite (.) ähm:: (.) hat mein Mann (.) die Rolle des Hausmanns mit übernommen, also auch was ganz was Neues für ihn“ (Renate., Z. 366 f.). So koche Anton laut Renate unter der Woche teilweise das Mittagessen oder fahre seine Kinder mit dem Auto zu verschiedenen Terminen. Diese veränderten Rollen haben auch Konflikte mit sich gebracht, mittlerweile scheint sich die Familie aber relativ gut mit der neuen Situation arrangiert zu haben. (vgl. Z. 366 ff.) Allerdings gibt es auch hier offenbar Grenzen des Wandels. So bügelt Anton beispielsweise nicht und bekräftigt im Gespräch, dass er keine Bereitschaft habe, dies in Zukunft zu ändern. (vgl. Z. 2646 ff.)

Die drei gemeinsamen Kinder der Eltern, Andreas, Lukas und Johanna, übernehmen verschiedene Aufgaben im Haushalt, es scheint jedoch hier keine klare, explizite Arbeitsteilung zu geben. Vielmehr ergibt sich die Übernahme verschiedener Tätigkeiten, so schildert es die Familie, aus der Anwesenheit der Kinder und dem, was aus Sicht der Eltern gerade erledigt werden muss. Dieses „Verteilungsprinzip“ führt unter anderem dazu, dass sich der jüngste Sohn Lukas gegenüber seinen Geschwistern benachteiligt fühlt, da er laut Beschreibungen Renates und Lukas' häufig angesprochen werde und viele Haushaltsaufgaben übernehme. (vgl. Z. 600 ff.) Maximilian ist in die Organisation des Familienalltags nicht eingebunden, da er etwas weiter entfernt mit seiner Partnerin wohnt. Nach der Trennung seiner Eltern wächst er zusammen mit seiner Schwester bei seiner Mutter auf, ist jedoch jedes zweite Wochenende bei Anton, Renate und den Halbgeschwistern zu Besuch. Er und seine Schwester seien zu dieser Zeit als „Besuchskinder“ (Anton, Z. 2852) laut Aussage von Anton nicht viel in die familiäre Arbeitsteilung eingebunden gewesen. (vgl. Z. 2841 ff.) Allerdings hilft Maximilian damals, so Anton, an einigen Wochenenden im Familienbetrieb mit. (vgl. Z. 3414 ff.) Wie die Aufgabenteilung in Maximilians PartnerInnenschaft organisiert wird, lässt sich aus dem Gespräch nicht genauer ableiten. Laut eigener Aussage übernimmt Maximilian

aber auch Aufgaben im Haushalt, er bügelt zum Beispiel. (Z. 2667 ff.) Irmgard hat früher laut den Beschreibungen der Familie sowohl im Familienbetrieb viele Aufgaben übernommen als auch häufig gebacken, gekocht, Aufgaben im Garten erledigt und ihre Enkelkinder betreut. Mittlerweile ist sie jedoch selbst auf Pflege angewiesen und übernimmt im Familienbetrieb nur noch, wie ihr Sohn sagt, „so bisschen Telefondienst“ (Anton, Z. 3684).

Anton und die anderen Familienmitglieder beschreiben die Organisation des Familienalltags und die Verteilung der Aufgaben als überwiegend „spontan“ (Anton, Z. 124) und „unorganisiert“ (Anton, Z. 124). Die Eltern, vor allem Renate und teilweise auch Großmutter Irmgard, verteilen die verschiedenen Aufgaben an die anderen Haushaltsmitglieder, in erster Linie also an die Kinder. Als Mittel der Kommunikation nutzt Renate teilweise Zettel mit Arbeitsanweisungen wie „Bitte Spülmaschine ausräumen“ (Renate., Z. 143). Vieles wird von den Kindern, so geht es aus dem Gespräch hervor, auch auf Zuruf erledigt, zum Beispiel Holz für Irmgard zu holen. Anton ist wichtig, dass die Kinder selbst sehen, was erledigt werden muss, ohne es jeden Tag wieder sagen zu müssen. (vgl. 5785 ff.) Als weiteres Organisationsinstrument wurde, als die Kinder noch jünger waren, zwischenzeitlich ein Aufgabenplan beziehungsweise Kalender eingeführt, der jedoch laut einstimmiger Aussage nicht umgesetzt oder eingehalten wurde. (vgl. 5703 ff.) Obwohl es keine klaren, expliziten Aufgabenverteilungen gibt, scheinen dabei, neben der situativen körperlichen Anwesenheit und den jeweiligen Terminen der Familienmitglieder, sowohl die Generation als auch Alter und Geschlecht der Familienmitglieder eine Rolle zu spielen. Der Orientierungsrahmen der Familie lautet dabei: Die Fähigkeiten bestimmen die Aufgaben.

Die Familie ist bei der Verteilung der Fürsorgetätigkeiten, vor allem in Bezug auf Irmgard, auf ein größeres familiales Netzwerk aber auch einen Pflegedienst angewiesen: Dieser kommt mehrmals die Woche zur Familie nach Hause und unterstützt Irmgard zum Beispiel bei der Körperpflege. Die verschiedenen Arbeiten im Haushalt (für Irmgard Kochen, Einkaufen, Dinge tragen oder andere alltägliche Hilfestellungen geben) teilt sich die Familie untereinander auf, wobei auch die Geschwister des Vaters und deren PartnerInnen in die Versorgung der

Großmutter mit eingebunden sind. Auch die Enkelkinder helfen beim Übernehmen kleinerer Aufgaben und sind wie ihre Eltern im Alltag AnsprechpartnerInnen für Irmgard. (vgl. Z. 503 ff.)

Verhandlung des Arbeitsbegriffes

Als die Familie beginnt, über den Begriff der Arbeit zu sprechen, lässt sich zunächst ein oppositioneller Modus der Diskursorganisation feststellen: Während sich bei Anton sehr stark die Orientierungsrahmen Handwerk, Beruf und körperliche Arbeit dokumentieren, vertreten die anderen Familienmitglieder zumindest diskursiv eher einen allgemeinen Arbeitsbegriff. Widersprüchlicherweise nähert sich Anton dem Arbeitsbegriff zu Anfang, indem er zunächst die physikalische Definition von Arbeit zitiert, also auf einen akademischen Arbeitsbegriff rekurriert, woraufhin sich eine Diskussion entwickelt:

- „Anton: Also wenn mas wenn=mas ähm:: (.) grob siegt is=ja der phys- physikalische Begriff von
- Maximilian: L@(.)@
- Anton: Arbeit is ja Kraft mal Weg, also (.) ich m- muss was tun, ich-
- Maximilian: Lder Physik-
- Lukas: LBoah
- Imrgard, Renate: L@(.)@
- Andreas: Er is disku- (.) er diskutiert.
- Renate: L@(.)@ @hättst du aa glei gwusst@ @(.)@
- Anton: L@(.)@
- Maximilian: LNein nein jetzt bin ich wieda raus weil ich sag ja (.) weil wie gsagt (.) mei Arbeit is ja quasi da kei Arbeit dann in dem Sinn. (.) als f- @(.)@
- Anton: LJa guad @(.)@
- Mehrere: L@(.)@
- Maximilian: Des kenn i näm- des kenn=i scho.
- Anton: LWeil du ja koan Weg- koan Weg hinter legst:
- Maximilian: LGenau. Genau ja weil=i ja nur sitz:

- Anton: Du hast ja nur –
 Renate: ↳ und koa Kraft aa ned, oda, nur den
 Maximilian: ↳ @(.)@
 Anton: ↳ Ja ja guad er
 muss ja –
 Maximilian: ↳ Der der die Arme (.) äh der Finger
 Mehrere: ↳ @(..)@
 Anton: ↳ Glaab i aa (.)
 Gedanke (.) ohne Weg.
 Maximilian: Hm. °@(.)@°
 Andreas: ↳ Doch, der Gedanke legt auch nen Weg hinterher.
 Anton: Ja genau drum definiert vielleicht ein ein ein Bachelor den
 Begriff Arbeit anders als wia:: (.) ein ein ein::
 Andreas: ↳ °@(.)@°
 Renate, Maximilian: ↳ Handwerker.
 Anton: ein Handwerker
 Renate: ↳ Ja natürlich.
 Anton: Oder ein (.) ein anderer Mensch. (.) Ein anderer Mensch, ja.
 (.) Is jetzt aa lustig gsagt.“
 (Fam. Huber, Z. 3808 ff.)

Gleich zu Beginn der Passage zeigen sich hier die wichtigsten Differenzierungslinien und Horizonte der einzelnen Familienmitglieder. Vater Anton beginnt zwar mit einer akademischen Annäherung an den Arbeitsbegriff, in dem er die physikalische Definition doziert. Im weiteren Verlauf entwickeln Anton und die anderen Familienmitglieder aber die beiden Pole Körper / Geist und Handwerker / Bachelor (später spricht Anton auch von „Akademiker“). Anton selbst entwirft die Arbeit mit den Händen als positiven Horizont und rechnet sich selbst der Gruppe der Handwerker zu. Sein ältester Sohn Maximilian hingegen stellt sich selbst als den Anderen dar, als denjenigen, der nicht teil des positiven Horizonts ist. Dabei scheint er Kommentare, die ihn als anders kennzeichnen, zu antizipieren und vorwegnehmen zu wollen („des kenn i scho“). Niemand stellt die Differenzierung Handwerk / Nicht-Handwerk an dieser Stelle in Frage. Die Assoziation von „Handwerk“ mit „Kraft“ und einem überwundenem „Weg“ erscheint als nicht

weiter legitimierungsbedürftig, ebenso wenig wie die Kontrastierung von Maximilians geistiger Arbeit („Gedanke“) damit. Dass Anton die Passage mit einer physikalischen Definition beginnt und damit auf sein akademisches Wissen verweist, könnte einerseits der Gesprächssituation im Rahmen eines Forschungsprojektes geschuldet sein. Andererseits könnte sich hier Antons genereller Glaube an die epistemische Autorität akademischen Wissens dokumentieren.

Im weiteren Verlauf zeigt sich immer wieder, dass für Anton „Arbeit“ stark mit seinem Beruf und dem Einsatz seiner Hände verknüpft ist, und, noch spezifischer: „Arbeit is (.) wenn ma was zamnagelt.“ (Anton, Z. 4566) Während Anton damit einerseits die berufliche – geistig / akademische – Arbeit seines ältesten Sohnes exkludiert, grenzt er seinen Arbeitsbegriff auch von alltäglichen Aufgaben innerhalb der Familie ab:

„Anton: Also dadurch dass ich ja sag=i jetzt moi (.) m– n Handwerker bin oder Arbeiter bin, wenn ich von Arbeit rede dann is für mi des ((Einatmen)) (..) mei Arbeit mei Beruf, körperlich was tun (.) Arbeit Arbeit, aber (.) i bezieh des jetzt ned=unbedingt auf Familie. (.) Oiso (.) äh:: (.) pf– [...] Also was was was jeder in der Familie macht, find jetzt i ned als Arbeit.“ (Fam. Huber, Z. 4079 ff.)

Sich um den Haushalt zu kümmern, zu kochen, putzen oder die Kinder zu betreuen sind demnach keine „Arbeit“, obwohl sie durchaus den Einsatz des Körpers benötigen. Damit schließt er nicht nur die Arbeiten seiner Ehefrau und seiner Mutter im Haus, Garten und der Kinderbetreuung vom Begriff der Arbeit aus; auch die von ihm neu übernommenen Aufgaben wie Kochen, sind keine Arbeit. Neben dem Orientierungsrahmen der körperlichen Arbeit und des Handwerks bedeutet „Arbeit“ für ihn auch, „Spaß“ (4188) zu haben. Er betont im Gespräch immer wieder, dass sein Arbeit und sein Beruf ihm Freude machen. „Spaß“ an der Arbeit erscheint dabei als familial geteilte Norm, die schließlich auch die Spannung zwischen handwerklicher und geistiger Tätigkeit beziehungsweise zwischen Akademikern und Handwerkern teilweise aufzulösen vermag. „Spaß“ an der – beruflichen – Arbeit ist dabei Norm und positiver Horizont der Familie. Negativer Horizont sind für Familie Huber hingegen Personen, die „sich quälen“ (Maximilian, Z. 4675),

die einen „Burnout ham“ (Renate, 4677), weil sie nur aus finanziellem Zwang heraus arbeiten. In Form verschiedener Erzählungen wird immer wieder betont, dass dies in der eigenen Familie nicht der Fall sei. Als Beispiel werden der älteste Sohn und der Vater herangezogen. Unabhängig von der Art der Arbeit (Büroarbeit Maximilians versus handwerkliche Arbeit des Vaters) ist das Wichtigste, Spaß an der Arbeit zu haben:

Lukas und Andreas heben in Bezug auf ihren älteren Bruder hervor:

„Lukas: ABER DU [Maximilian, lk] MACHST DIE ARBEIT weil sie dir auch Spaß macht.

Andreas: Ja ja eben. Du [Maximilian] machst ja nich irgend ne Arbeit die dir kein Spaß macht.

(Fam. Huber, Z. 4655 ff.)

Und Andreas ergänzt in Bezug auf seinen Vater:

„Andreas: Ich glaub wenn der (.) wenn der Papa (.) äh irgendwie im Sommer oder so was halt (.) komplett fertig heimkommt (.) dann (.) is des nich für ihn so (.) scheiße, jetzt bin ich schon wieder so im Arsch, sondern geil, so (.) ja (.) es=is halt so geil ich hab heute wieder was gscheit geschafft (.) und (.) des is halt was (.) anderes als wenn jetzt wenn dann halt einfach irgendwelche Leute heimkommen und denken, boah scho wieder so fertig, jeden Tag, des mach ich nich mehr lang mit (.) des is halt (..) und Geld kriegst du trotzdem.“ (Fam. Huber, Z. 4681 ff.)

Für Andreas, der denselben Beruf wie sein Vater erlernt, ist speziell dieser Beruf mit positiven Gefühlen verknüpft: Spaß zu haben und etwas „geschafft“ zu haben. Aber auch sein älterer Bruder ist für ihn jemand, der seine berufliche Arbeit gerne ausübt. Maximilian und Anton, die für jeweils einen Pol der Unterscheidung Handwerk / Akademiker stehen, erscheinen insofern wieder als gleich, verbunden durch ein positives Gefühl. Die Thematisierung von „Spaß“ hat also hier die synthetische Funktion, die Unterschiedlichkeit von Vater und Sohn durch eine geteilte Norm aufzulösen. Für Andreas und Lukas, die beide am Anfang ihrer beruflichen Laufbahn stehen, erscheint die Norm und Erwartung des „Späßes“ an Lohnarbeit durch die Beispiele ihres Vaters und Bruders als enaktierbar.

Auch Renate rekurriert im Gespräch auf „Spaß“, allerdings um Arbeit von Nicht-Arbeit zu unterscheiden: Ganz im Gegensatz zu ihrem Ehemann bedeutet Arbeit für sie (zumindest meistens) Anstrengung, und der Haushalt ist für sie ganz eindeutig „Arbeit“. Im Gegensatz dazu empfindet sie ihre Arbeit als Lehrerin nicht als „Arbeit“, denn diese mache ihr Spaß (vgl. 4181 ff.). Der Arbeitsbegriff Renates ist dabei ambivalent: zunächst ist für sie alles Arbeit, was sie tut, dann schränkt sie „Arbeit“ auf Tätigkeiten ein, die keinen Spaß machen und ergänzt:

„Renate: Oder zum Beispiel meine Dozententätigkeit is (.) jetzt ned so wie der Anton sagt (.) des is jetzt zwar schon mei Arbeit (.) aber des seh ich ned als Arbeit, ja des seh ich für mich ((Einatmen)) macht's Spaß (.) und ich tu des gern. (.) Ja und –

Lukas: ⌞ Weil Lehrer sein keine Arbeit is.“
(Fam. Huber, Z. 4181 f.)

Diese Anmerkung greift ihr jüngster Sohn wiederum belustigt auf, da seine Mutter, die als Lehrerin arbeitet, dann ja nicht arbeiten würde, woraus er ironisch schließt, dass Lehrer nicht arbeiten. Dass dies Teil einer tradierten Abgrenzung von „Akademikern“ ist, zeigt sich auch an anderen Stellen.

Renate argumentiert genau wie Maximilian, Andreas und Lukas für einen allgemeinen Arbeitsbegriff. Beispiele von Tätigkeiten, die dabei angeführt werden, sind Schularbeiten und Hausarbeiten. Auch erwähnen Renate, Lukas und Andreas am Rande „Gartenarbeit“ (2474) als Form von Arbeit. Obwohl die Mutter, ebenso wie ihre beiden Söhne, einen Arbeitsbegriff vertritt, der Hausarbeiten einschließt, sind für sie Schularbeiten eher keine Arbeit. Hier wird sowohl von ihr als auch von Anton dem jüngsten Sohn gegenüber Anerkennung verwehrt, wobei auch darauf verwiesen wird, dass der Sohn nicht wirklich etwas für die Schule tun würde.

Weder hinsichtlich der Dimension der Entlohnung, noch hinsichtlich der Gefühlsdimension kann sich Familie Huber auf Bestimmungsmerkmale von „Arbeit“ einigen. Während Anton einen erwerbszentrierten Arbeitsbegriff vertritt, argumentieren alle anderen für einen allgemeinen Arbeitsbegriff, der auch nicht entlohnte Tätigkeiten einschließt. Auch

hinsichtlich der mit „Arbeit“ assoziierten Gefühle gibt es keine Übereinstimmung. Während für den Vater „Arbeit“ etwas ist, dass ihm überwiegend Spaß macht, verhält es sich bei der Mutter genau umgekehrt. Auch für den jüngsten Sohn bedeutet „Arbeit“ vor allem „Anstrengungen“, die keinen Spaß bereiten. Dennoch teilen, wie beschrieben wurde, alle die Norm des Spaßes hinsichtlich beruflicher Arbeit.

Beschreibung der Anerkennungspraktiken

Familie Huber nennt verschiedene konkrete Formen von Anerkennung, die im Familienalltag auftreten. Zunächst werden verbale Formen von Anerkennung genannt, allen voran „Lob“ (Renate, Z. 4837) aussprechen. Zudem wird von den Familienmitgliedern auch die Abwesenheit von negativen Äußerungen mehr oder weniger scherzhaft als eine Form der Anerkennung interpretiert, was mit dem Spruch „ned gschimpft ist globt gnua“ (Anton, Z. 4735) verdeutlicht wird. Dieser Spruch beziehungsweise dieses Sprichwort wird von Renate als „Handwerkerspruch“ (Z. 4751) bezeichnet.⁵³ Neben verbalen Formen der Anerkennung werden auch verschiedene „materielle“ (Anton, Z. 4898) Anerkennungsformen benannt, zum Beispiel Geldgeschenke oder Spielzeug zu geben oder zu erhalten. So steckt Irmgard ihren EnkelInnen häufig Geld zu, wenn diese ihr bei verschiedenen Aufgaben helfen. Früher bekamen die Kinder von der Großmutter auch Spielzeug für ihre Hilfe im Haushalt. (vgl. Z. 5238 ff.) Für Anton äußert sich Anerkennung beispielsweise auch in der materiellen Fürsorge für seine Kinder, denen er „Kost und Logis umsonst“ (Anton, Z.4913) zur Verfügung stellt. Außerdem nennen die Eltern „Taschengeld“ (5470) als eine Form der Anerkennung gegenüber den Kindern.

Die Familie bezeichnet insgesamt verschiedene Handlungen als „Anerkennung“ oder „Wertschätzung“, wobei ein Aspekt die genannten „materiellen“ Anerkennungsformen sind. Auch Verhaltensweisen wie „höflich“ (Lukas, Z. 4916) zu sein und „Respekt“ (Maximilian, Z. 5101) zu zeigen werden von den Söhnen Lukas und Maximilian als Formen

53 Möglicherweise ist dieser Spruch tatsächlich in bestimmten Berufen oder Branchen stärker verbreitet als in anderen. Zudem könnte es sich aber auch um ein regionalspezifisches Sprichwort handeln, das in Teilen Süddeutschlands und Österreichs verbreitet ist.

von Anerkennung benannt, diese Begriffe bleiben aber weitestgehend unbestimmt. Scherzhaft nennt der jüngste Sohn auch das Essen der von den Eltern zubereiteten Gerichte als eine Form der Anerkennung der Kinder gegenüber den Eltern: „Und wir essen, des is auch Anerkennung @(.)@ [...] Und wir essen des, wir könnten's auch nich essen und einfach nur stehn lassen“ (Lukas, Z. 4909 ff.).

Die Anerkennungsprinzipien und -kriterien, die von den Familienmitgliedern angesprochen werden, weisen vor allem eine Differenz zwischen Anton und Renate auf, die auch im Interview von Renate problematisiert wird. Denn Anton will Anerkennung vor allem für das Besondere zeigen, nicht für etwas, was jeden Tag gemacht wird, und was er sowieso von Anderen erwartet. Für ihn zeigt sich Anerkennung, wie oben beschrieben wurde, nicht nur durch Verbalisierungen, sondern auch in der materiellen Fürsorge für seine Kinder (Anton, Z.4913). Verbale Formen der Anerkennung hingegen äußert er nur für Besonderes, wobei er hier eine Parallele zwischen Familienleben und Beruf zieht: Weder in der Familie noch im beruflichen Alltag gibt es vom Vater Lob für Dinge, die tagtäglich von den Personen erledigt werden, und die deren „Aufgaben“ seien:

„Anton: weil des dann Sachn san die ma eigentlich (..) machen (.) oder macht weil's (.) weil mas immer macht ((Einatmen)) und und m- ich glaub dass d- man aa ned unbedingt (.) Anerkennung (.) oder eine (..) ja Belohnung erwartet dann.“ (Fam. Huber, Z. 5427 ff.)

Renate hingegen will für die alltäglichen Arbeiten im Haushalt (Waschen, Kochen etc.) Anerkennung erfahren, und zwar in Form von Lob oder verbalisierter Dankbarkeit. Auch im Gespräch performiert Renate diese Anerkennungserwartung, indem sie selbst als Spenderin verbaler Anerkennung in Erscheinung tritt. Sie hebt mehrmals positiv hervor, dass ihr Sohn Lukas viel im Haushalt hilft, oder dass ihre Schwiegermutter früher viel auf ihre Enkelkinder aufgepasst und im Haushalt gearbeitet habe. Dabei fordert sie von sich und den Anderen ein, Anerkennung zu äußern: „Da müss ma die Oma scho loben“ (778) Anton hingegen bevorzugt das Prinzip „Ned gschimpft is globt gnua“ (Anton, Z. 4735), das er, wie er sagt, sowohl bei seinen Angestellten als

auch bei seiner Familie anwendet. Lob oder positive Rückmeldung gibt es bei ihm vor allem für besondere, nicht alltägliche Dinge. (4759 ff.) Dieses Prinzip der Zurückhaltung verbaler Anerkennung bezeichnen sowohl er als auch Renate und seine Kinder als spezifisch für Handwerker beziehungsweise als „Handwerkerspruch“ (Renate, Z. 4751), sie deuten dies also als milieuspezifische (Nicht-)Anerkennungspraktik.

Die Unterschiedlichkeit dieser Anerkennungsprinzipien wird im Interview deutlich, etwa in folgendem Abschnitt. Zunächst stellt Lukas fest, dass er im Haushalt mehr übernehmen würde als seine Geschwister:

- „Lukas: Die Johanna da=heißts=immer nur so, ja Johanna kanns nich tragen is zu schwer, und der Andreas sagt dann, ja ja mach ich @später und dann fällts auf mich@
- Andreas: ⌞Ich kanns nich tragen,
es is mir zu leicht @(.)@
- Lukas: @(.)@ und Andi sitzt @auf seinem Zimmer uns sagt jaja mach ich später und dann fällts dann irgendwann auf mich@.“
- (Fam. Huber, Z. 2520 ff.)

Lukas Mutter stimmt ihrem jüngsten Sohn zu und begründet diesen Umstand vor allem damit, dass Lukas am besten zu „erreichen“ sei. Da Andreas „im Keller“ wohne, wäre es ihr häufig zu aufwendig, auf ihren ältesten Sohn zu warten. Und sie ergänzt:

- „Renate: Also (.) des is scho so dass da Lukas
- Andreas: ⌞Hab ich mir doch des beste
Zimmer ausgesucht.
- Renate: im Moment (.) eigentlich so von:: (.) den Verteilungen her vom Haushalt (.) des meiste mimacht (.) schnell Spülmaschine mal ausräumen oder (.) Wäsche in den Keller tragen:: oder so (.) oder wieder hochholen (.)
- Lukas: ⌞Ja geh?
- Andreas: ⌞Pro–
- Renate: ja de=is (.) da erwisch ich misch schon auch dass ich (.) ihn dann mehr fordere als die andern zwei.

Anton: ↳S langt scho wieder. S glangt
 scho wieder.
 Renate: Okay.
 Andreas: ↳°Pscht°.“
 (Fam. Huber, Z. 2520 ff.)

Mutter Renate reflektiert hier ihre eigene Rolle, denn sie trägt laut eigener Aussage zur ungerechten Arbeitsverteilung zwischen den Geschwistern bei. Grund dafür ist das Kriterium der „Erreichbarkeit“: Der jüngste Sohn ist örtlich schneller verfügbar (hat sein Zimmer im Obergeschoss, wo auch die Küche ist) und reagiert oft als erster auf die Anweisungen. Während Renate den Anteil Lukas' betont, den er an der Hausarbeit übernimmt und ihn verbal anerkennt, indem sie seine zentrale Rolle im Haushalt beschreibt, und damit seine Darstellung – er macht mehr als seine Geschwister – unterstützt, beendet Vater Anton das Doing von Anerkennung. Er tut dies, indem er behauptet, es würde nun „langen“. Das, wie er es an anderen Stellen beschreibt, übermäßige Loben für alltägliche Dinge – hier: Spülmaschine ausräumen, Wäsche nach oben tragen – behagt ihm offenbar nicht. Renate akzeptiert Antons Intervention und ihr Sohn Andreas schließt sich seinem Vater an, indem er sie, vermutlich scherzhaft, auffordert, nicht weiter zu sprechen. Antons Intervention bezieht sich möglicherweise nicht nur auf das für ihn übermäßige „Loben“, also verbal Affirmieren, sondern auch auf das Ungleichgewicht, das dadurch zwischen den drei Geschwistern entsteht. Schließlich wird hier auch das Anrecht auf und das Ausmaß der Anerkennung durch die Eltern verhandelt, das die Geschwister auf Grund erbrachter „Leistungen“ haben. Wer wieviel macht, und wer wieviel Anerkennung vergeben und erwarten darf, ist offenbar Gegenstand familialer Aushandlungsprozesse bei Familie Huber.

Als Entzug von Anerkennung oder negative Anerkennung werden in der Familie Huber Nörgeleien in Bezug auf Ergebnisse der Arbeit (zum Beispiel über das Essen, das gekocht wurde) oder Witze (z.B. über „Lehrer“ oder „Ingenieure“) genannt. Auch etwas nicht als „Arbeit“ zu bezeichnen beziehungsweise zu behaupten, dass Personen nicht arbeiten, wird vor allem von Maximilian als eine Form mangelnder Anerkennung interpretiert (vgl. Z. 4281 ff.).

Insgesamt stellt sich vor allem die Elterngeneration als Spenderin verschiedener Formen von Anerkennung dar. Die Kinder erhalten Formen materieller Anerkennung von den Eltern und von ihrer Großmutter. Maximilian, der nicht mehr im selben Haushalt wohnt und kaum noch für seinen Vater arbeitet, ist davon allerdings ausgenommen. Anton ist in der Personalunion als Vater/Ehemann und Firmenleiter auch derjenige, der die anderen Familienmitglieder bezahlt(e). So fasst er seine Rolle im Familienbetrieb auch scherzhaft zusammen: „@ich bin der Chef ich muss zahlen@“ (3404). Als Geberin oder Spenderin verbaler Anerkennungsformen zeigt sich vor allem Mutter Renate. „Loben“ und bedanken, die für sie eine so wichtige Form der Anerkennung darstellen, setzt sie laut eigener Aussage im Familienalltag regelmäßig ein. Sie tut dies auch an einigen Stellen im Interview, macht hier also ein diskursives „Doing Anerkennung“ während des Gesprächs, worauf weiter unten noch eingegangen wird. Auch Anton zeigt im Gespräch an einer Stelle verbale Anerkennung: Er erzählt, dass er stolz sei, weil sein Sohn Andreas das Handwerk der Familie fortführe. Allerdings geschieht dies in einer distanzierten Form: „Na freili is ma ois ois (.) Elternteil n- stolz wenn wenn die Kinder des fortführen wos ma gmacht hat.“ (3658) Er spricht erstens nicht davon, dass er selbst stolz ist, sondern formuliert es allgemeiner „als Elternteil“, zweitens bezieht er das Gefühl des Stolzes nicht direkt auf seinen Sohn.

Irmgard schließlich zeigt ihre Anerkennung und ihren Dank in materieller Form, indem sie ihren Enkelkindern Geld zusteckt, wenn sie ihr im Alltag bei verschiedenen Arbeiten behilflich sind. Im Gespräch äußert sie zudem wie ihr Sohn Anton das Gefühl, Stolz zu sein, weil Enkel Andreas das Familienhandwerk weiterführt. Sie selbst erhält im Gespräch vor allem verbale Anerkennung von ihrer Schwiegertochter, wobei deutlich wird, dass Anerkennungsverhältnisse eine zeitliche Dimension aufweisen. Sie können sich erstens im Laufe der Familienbiographie verändern, sind also prozesshaft, zweitens aber verweisen aktuelle Anerkennungsverhältnisse auf Vergangenes und Zukünftiges. Dies wird besonders in Hinblick auf intergenerationale Fürsorgebeziehungen deutlich, wie das Beispiel von Irmgard zeigt: wie Renate und Anton mehrfach betonen, sind Irmgards Arbeiten im Familienbetrieb und im Alltag mittlerweile auf ein Minimum reduziert und sie

ist selbst auf Pflege und Hilfe im Haushalt angewiesen. Wie Renate aber unterstreicht, arbeitete Irmgard in der Vergangenheit einerseits mehr im Familienbetrieb mit, sie übernahm zudem aber auch einen großen Teil der Haushalts- und Betreuungsaufgaben der Familie:

„Renate: Aber vor zehn Jahr, da war ja'd Oma aa no ganz guad beinand. (.) Da muass ma echt sogn, da hat ja die Oma (.) ganz viel noch gmacht ja, des heisst sie hat sich viel um die Kinder gekümmert (.) ähm:: sie is mit ihnen immer Spazieren gegangen:: und hat gwagelt und ähm:: [...] da war des dann noch ned unsere Aufgabe (.) sondern da war die Hauptaufgabe bei der Oma daglegn:: (.) ja und hat uns eigentlich Junge damit entlastet weil sie (.) da tatsächlich ganz viel gmacht hat, da muss ma die Oma scho loben. [...] Da war se (.) hat se auch noch gebacken also des macht se hoid gar nimmer. [...] oder hat noch [...] viel gebacken mal oder gmacht, geh und (.) des is jetzt natürlich durchs Alter bissel weniger geworden ((Einatmen)) aber da war die Oma schon noch (.) a große Hilfe für uns im Haushalt (.) also des muss man dann natürlich sogn (..) des war, dass die Oma immer da war.“ (Fam. Huber, Z. 76 ff.)

Hier zeigt sich, dass nicht nur die aktuellen Beiträge der Familienmitglieder im Familienalltag in die Anerkennungsverhältnisse miteinbezogen werden, sondern dass auch vergangene Beiträge zum Familienalltag berücksichtigt und mit der aktuellen Situation ins Verhältnis gesetzt werden. Insofern entsteht hier gewissermaßen ein „Anerkennungsdepot“ für Irmgard, von dem sie zehrt oder profitiert, auch wenn sie mittlerweile vieles nicht mehr übernehmen kann.

Arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse

Bei Familie Huber fallen zwei Hauptkonflikte um familiäre Anerkennung ins Auge, die mit dem familialen Arbeitsverständnis oder besser, den unterschiedlichen Arbeitsverständnissen in Zusammenhang stehen.

Ein Anerkennungskonflikt spielt sich zwischen Renate und Anton – und teilweise ihren Kindern – ab. In Antons Arbeitsverständnis wird unbezahlte, reproduktive Arbeit nicht als Arbeit anerkannt. Sein Arbeitsverständnis ist erwerbszentriert und stark auf seinen Beruf bezogen. Für alle „alltäglichen“ Arbeiten, und das sind für ihn Haus-

haltsarbeiten, zeigt er keine Anerkennung, weder innerhalb seiner Familie noch gegenüber seinen Angestellten. Renate hingegen wünscht sich sowohl von Anton als auch von ihren Kindern verbale und regelmäßige Anerkennung für alltägliche Arbeiten wie Kochen und Putzen, zum Beispiel durch ein „Danke“ (Renate, Z. 4810) oder „Das hast du toll gemacht.“ (Renate, Z. 4816) Diese Anerkennungserwartung wird aber enttäuscht. Damit ist die Beziehungsdimension der Anerkennung angesprochen, die gleichzeitig das Aufeinander-Angewiesensein der Familienmitglieder offenbart. Während die Mutter für alle notwendige Arbeiten wie Kochen, Wäsche waschen etc. erledigt, wobei die anderen auf sie angewiesen sind (u.a. weil ihnen das Wissen / die Fähigkeiten fehlen, um diese Aufgaben zu übernehmen), ist Renate bei der Befriedigung ihres Anerkennungsbedürfnisses auf ihre Familie angewiesen. Da ihr Bedürfnis nicht befriedigt wird, sucht sie nach anderen Anerkennungsressourcen. Ihre berufliche Arbeit stellt eine solche Ressource dar, die sie gewissermaßen als Kompensation für mangelnde positive Anerkennung innerhalb der Familie nutzt (vgl. 6.3 und 6.4.1) Ihre berufliche Arbeit ermögliche Renate, „Anerkennung“ (4940), von Kolleg*innen, Vorgesetzten und Schüler*innen zu erfahren, sie werde „gelobt“ (4939) und erhalte positive Rückmeldungen für ihren Unterricht. Für Renate sind der Bereich der Reproduktion und der Bereich der Produktion also mögliche Anerkennungsressourcen, die sich zumindest teilweise als durch einander ersetzbar darstellen.

Das von Renate empfundene Anerkennungsdefizit für ihre unbezahlten Arbeiten innerhalb der Familie, hängt ihrem Empfinden nach mit Antons Verständnis der Familie als „Handwerkerfamilie“ zusammen. Eine Handwerkerfamilie zu sein, scheint eine spezifische Anerkennungskultur zu beinhalten, die verbale Zurückhaltung und gegenseitige Frotzeleien einschließt. Mit der Bezeichnung Antons als „Handwerkerfamilie“ wird ein weiterer Anerkennungskonflikt deutlich, denn Antons Arbeitsbegriff führt nicht nur zu einer Verunsichtbarung unbezahlter, reproduktiver Arbeiten. Auch im Bereich der bezahlten, produktiven Arbeit verschwinden damit einige Arbeiten, die von Anton nicht als handwerkliche, körperliche Arbeiten wahrgenommen werden: Dies betrifft einerseits die von Renate und Irmgard in der Vergangenheit und Gegenwart geleistete Arbeit für den Familienbetrieb, das Arbeiten im

Büro, Rechnungen schreiben, Schriftverkehr und so weiter, womit der Betrieb am Laufen gehalten wird. Es betrifft andererseits alle Arbeiten, die Anton als „akademische“ Arbeiten beschreibt. Anton stellt dabei seiner eigenen Familie, der „Handwerkerfamilie“, die „Akademikerfamilie“ (4558) gegenüber:

„Anton: „wenn ma jetzt wirklich in ner Akademikerfamilie aufwachst als Kind (.) wo beide Elternteile (.) i sog jetzt amoi sitzende Tätigkeiten ham oder (.) äh:: dann i– nimmt des Kind des sicher anders wahr. (...) [es kommt darauf an wie] der Mensch (.) in welchem Umfeld aufwachst und sogt einfach jo (.) Arbeit kenn=i ned, meine Eltern fahrn jeden Tag irgendwo in a Büro:: dann kommens abends wieder heim ähm:: (.) ich weiß ned was di da tun so ungefähr, @also@ (.) und und äh:: (.) wei die des ähm:: (.) in ner Handwerkerfamilie kriagn vielleicht die Kinder des (.) optisch mit.“ (Fam. Huber, Z. 4558 ff.)

Anton imaginiert hier eine Familie, die sich von seiner eigenen maximal unterscheidet: Die Kinder haben keinerlei Bezug zur Arbeit ihrer Eltern, sie können nicht den Arbeitsprozess miterleben, die Produkte der Arbeit nicht sehen und dadurch deren Arbeit nicht verstehen. Anton beschreibt hier gewissermaßen entfremdete Arbeit; die Entfremdung betrifft allerdings nicht die ArbeiterInnen selbst, sondern deren Kinder. In seiner eigenen Familie hingegen sind die Produkte der Arbeit für alle Familienmitglieder sichtbar. Das Erkennen oder Begreifen der Arbeit ist aber auch durch die unmittelbare (Söhne) und mittelbare (Mutter und Ehefrau) Beteiligung am Arbeitsprozess gegeben.

Allerdings findet in der Familie Huber aktuell ein intergenerationaler Entwicklungsprozess statt, der Konfliktpotential birgt: Sohn Maximilian schickt sich durch sein Studium an, nach seiner Ausbildung nun zum „Akademiker“ zu werden und dadurch das (männlich) tradierte Arbeitsverständnis der Familie ins Wanken zu bringen. Obwohl der Anerkennungskonflikt des ältesten Sohnes scheinbar dadurch gelöst wird, dass Spaß als wichtigster Faktor für Arbeit eingeführt wird, zeigt sich deutlich, dass es in der Familie Huber wenig Anerkennung oder gar einen Entzug von Anerkennung für „akademische“ Tätigkeiten gibt, wie folgender Gesprächsausschnitt zeigt:

- „Maximilian: War immer scho so, die Ingenieure warn immer die (.) die ned arbeitn.
 Andreas; Renate: L@(.)@
 Lukas: LJa
 Maximilian: Die ham. (.) beim Opa, beim S (Antons Bruder) (.) alle scho gsagt (.) Ingenieure und Architekten.
 Anton: @(.)@
 Andreas: @(.)@ Die Architekten.
 Y: °Mhm.°
 Renate: Und Lehrer.
 Maximilian: Die Klugscheißer (.) von nebenan.“
 (Fam. Huber, Z. 4535)

Maximilians Arbeit als Ingenieur „im Büro“ wird ebenso wie die Tätigkeit als Lehrerin der Mutter mit eher abwertenden Kommentaren bedacht. Beide stehen dabei für Berufsgruppen, über die innerhalb der Familie Witze gemacht werden, und das schon seit Generationen. Die Annahme, Ingenieure und Architekten würden „ned arbeitn“ (4535) bezieht sich dabei mutmaßlich auf die vom Großvater angenommene Faulheit der genannten Berufsgruppen. Nun wird Maximilian selbst zur Zielscheibe der Späße, wie er erzählt: „i werd jetzt imma aufgezogn weil ich quasi [...] im (.) Büro sitz [...] dass des ja kei Arbeit is“ (4282 ff.) Und diesen Gedanken seiner Lohnarbeit als Nicht-Arbeit hat er selbst verinnerlicht, wie er beschreibt:

- „Maximilian: [Ich werd bezahlt] obwohl ich wirklich (.) den ganzen Tag dasitz (.) und halt nicht (.) arbeite. [...] aber (.) trotzdem is des manchmal echt (.) auch anstrengend weil also (..) Bürojob kann ja genauso anstrengend sein und genauso auslaugen wie (.) normal, also des muss=i mir wieder (.) immer wieder in Kopf rufen.“ (Fam. Huber, Z. 4310 ff.)

Maximilian muss sich also selbst immer wieder bewusst machen, dass seine Lohnarbeit auch „Arbeit“ ist, was er anhand des Merkmals der Anstrengung feststellen kann. Auch er fühlt sich, genauso wie sein Bruder oder sein Vater, die als Handwerker arbeiten, nach einem langen Tag erschöpft. Die finanzielle Entlohnung wird dabei auch implizit mit

Anerkennung und Arbeit in Verbindung gebracht: Der älteste Sohn verweist darauf, dass er manchmal das Gefühl habe, ungerechtfertigterweise Geld zu erhalten, obwohl er „nur rumsitzt“. Wird finanzielle Entlohnung als eine Form der Anerkennung interpretiert, so erhält er also gefühlt Anerkennung, die ihm nicht zusteht. Ob er dabei mehr oder weniger verdient als ein Handwerker (mit mehrjähriger Berufserfahrung), steht zwar zur Debatte, kann aber nicht geklärt werden.

Der beschriebene Anerkennungskonflikt hinsichtlich eines dominanten familialen Arbeitsverständnisses ist sowohl ein männlich tradierter – vom Großvater über den Vater zu den Söhnen – als auch ein von Maximilian verinnerlichter Konflikt, der dazu führt, dass er seine monetäre Entlohnung vor sich selbst rechtfertigen muss. Anton weist jedoch vehement darauf hin, dass es sich dabei in erster Linie um einen inneren Konflikt seines Sohnes handelt und diese Gedanken nicht von anderen geäußert werden (vgl. 4317 ff.). Der Anerkennungskonflikt ist durch die Bildungsmobilität und den Berufswechsel Maximilians gleichzeitig ein Bildungs- und Berufsmilieukonflikt, ein Konflikt zwischen „Handwerkern“ und „Akademikern“, wobei sich Maximilian zwischen den unterschiedlichen Milieus bewegt – zu beiden Seiten spürt er eine gewisse Distanz. Die von der Familie diskutierten Ambivalenzen von körperlicher / handwerklicher und „akademischer“ Arbeit beziehungsweise Büroarbeit treten in Maximilians Biographie in Erscheinung. Dabei wird die epistemologische Dimension von Anerkennung deutlich: Maximilians berufliche Arbeit bleibt Anton fremd, er hat sie nicht selbst erfahren. Was ein „Bachelor“ oder „Akademiker“ in der Blackbox „Büro“ macht, erscheint Anton als das Unbekannte, das nicht nur den imaginierten Akademikerkindern, sondern auch ihm selbst gewissermaßen ein Rätsel bleibt. Hier wird sehr deutlich, dass Anerkennung mit Wissen verknüpft ist: Das Erkennen scheint hier ein Kennen vorauszusetzen.

Antons Begriff der „Handwerkerfamilie“ trifft allerdings nicht nur auf Maximilian nicht zu, er schließt auch Renates Arbeit als Lehrerin in der Erwachsenenbildung aus. Renate beschreibt auch, wie die Berufsgruppe der „Lehrer“, ebenso wie die der Ingenieure und Architekten, Zielscheibe von Spott innerhalb der Familie wurde. (vgl. Z. 4550) Im Bereich der bezahlten, produktiven Arbeit werden durch Antons Ima-

gination der „Handwerkerfamilie“ die „akademischen“ Tätigkeiten von Maximilian und Renate unsichtbar gemacht, es gibt für sie also ein (tradiertes) Anerkennungsdefizit. Interessanterweise widersprechen aber weder Renate noch Maximilian dieser Selbst- und Fremdbezeichnung Antons als „Handwerkerfamilie“. Auch das „Backoffice“ des Familienbetriebs, die teils bezahlte, teils unbezahlte Büroarbeit Renates und Irmgards, das Telefonieren, Angebote erstellen und Rechnungen schreiben, ohne die das Handwerk nicht ausgeführt werden könnte, wird verschwiegen oder mit der Aussage Antons, seine Ehefrau sei als „Aushilfe angestellt“ (Z. 3414) oder seine Mutter würde „so bisschen Telefondienst“ machen, relativiert. Auch hier wird also das „Büro“ der Arbeit mit den Händen untergeordnet, obwohl die Büroarbeit des Familienbetriebs direkte Voraussetzung für das Fortbestehen der handwerklichen Arbeit ist. Insgesamt wird in der Familie also die Tradierung eines handwerklichen Arbeitsbegriffes thematisiert, die jedoch ambivalent ist: Sowohl die Mutter als auch ihr Stiefsohn arbeiten in anderen beruflichen Bereichen und stehen somit qua Tätigkeit außerhalb der dominanten Anerkennungslogik der Familie. Gleichzeitig zeigt sich beim Sohn ein Prozess des Arbeitsverständnisses, er musste, wie sein Vater betont, umdenken, und plausibilisiert gegenüber seiner Familie, dass auch seine Büroarbeit durchaus anstrengend und deshalb „Arbeit“ sei. Damit entfernt er sich vom Erfahrungs- und Wertschätzungsbereich seines Vaters.

Anerkennung, so wird im Gespräch deutlich, ist für Vater Anton an die Sichtbarkeit und Materialität der Arbeit gekoppelt: Etwas mit den eigenen Händen zu erschaffen ist anerkennenswert, die körperliche Erschöpftheit ein Symbol für die eigene Leistung. Dass Kinderbetreuung, Pflege der Großmutter oder Boden wischen auch zu körperlicher Erschöpfung führen können, wird dabei, zumindest von Anton, ausgeblendet. Sein Arbeitsverständnis bezieht sich auf seinen Beruf und, noch spezifischer, das Handwerk, welches ein männlich tradiertes ist. Renates und Irmgards Arbeiten – sowohl für den Familienbetrieb, als auch Fürsorgearbeiten – bleiben somit im Schatten der dominanten Anerkennungslogik. Mit dem Arbeitsverständnis hängt auch die Art und Weise des Familienlebens zusammen: Der gemeinsame geführte Betrieb ist wichtig, und dieser Betrieb ist nicht nur in die Familie als

Gemeinschaft eingebettet, sondern auch in die städtische Gemeinde, die Nachbar*innenschaft. Die Familie arbeitet hier in vielerlei Hinsicht entgrenzt: Nicht nur arbeiten die meisten Familienmitglieder für den Betrieb, sondern das Haus der Familie ist auch Anlaufstelle für Kund*innen (Büro und Wohnungen der Familie befinden sich im selben Haus, die Werkstatt in unmittelbarer Nähe).

Die weiblich konnotierten Arbeiten haben bei Familie Huber schlechtere Anerkennungschancen als andere. Renate kann das empfundene Anerkennungsdefizit aber formulieren, ebenso wie Maximilian, es ist mithin sagbar. Letzterer betont zudem, dass er die Witze seiner Familie als „liebevolle Art“ (Z. 5091) empfinde. Die Kommentare als „liebevoll“ zu bezeichnen verdeutlicht auch, dass etwas, was zunächst als Anerkennungsentzug erscheint, auch ein Zeichen von Zuneigung sein kann. Damit sind die Witze gegenüber den anderen Familienmitgliedern möglicherweise sowohl Zeichen positiver als auch negativer Anerkennung. Gerade familiäre Anerkennungsbeziehungen, so wird hier deutlich, scheinen immer wieder von Ambivalenzen gekennzeichnet zu sein.

6 Arbeit, Anerkennungsverhältnisse und Familie

Im sechsten Kapitel werden nun die zuvor dargestellten Einzelfall-darstellungen als Grundlage genommen, um daraus die wichtigsten Erkenntnisse zum Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung in den Familien zu generieren und zusammenfassend darzustellen.

Dabei wird zunächst die Verhandlung des Arbeitsbegriffes in den Familien anhand verschiedener Dimensionen beschrieben (6.1). Daran anschließend wird dargestellt, wie verschiedene Anerkennungsprinzipien in Bezug auf Arbeit(en) in den Familien in Erscheinung treten (6.2). Danach werden die verschiedenen arbeitsbezogenen Anerkennungsfelder, damit verbundene (vermeintliche) Anerkennungskulturen sowie Chancen und Risiken der Anerkennung in den Blick genommen (6.3). Schließlich werden die familialen Anerkennungsverhältnisse und Ordnungen genauer erläutert (6.4): Welche Anerkennungskonflikte und Güter werden in den Familien verhandelt, welche Rolle spielt Geschlechteregalität und welcher mögliche Einfluss von Generation, Geschlecht und Milieus zeigt sich in den Anerkennungsordnungen der Familien?

6.1 Verhandlung des Arbeitsbegriffs

In diesem Kapitel wird erläutert, wie der Begriff der „Arbeit“ familienübergreifend beschrieben wird. Dabei wird auf folgende Punkte eingegangen:

- Wie gestaltet sich die Verhandlung des Arbeitsbegriffes und welche zentralen Orientierungen dokumentieren sich hinsichtlich des Arbeitsbegriffes?
- Wie werden verschiedene Dimensionen verhandelt?
- In welchem Verhältnis stehen produktive und reproduktive Arbeiten?
- Welche Anerkennungsverhältnisse zeigen sich dabei? Was wird angestrebt und was abgelehnt?

- Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede (etwa zwischen den Familien, oder hinsichtlich Geschlecht und Generation) lassen sich bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes feststellen?

Dabei wird zunächst allgemein herausgearbeitet, auf welche Art und Weise die Familien den Arbeitsbegriff verhandeln (6.1.1). Anschließend wird erläutert, inwiefern Erwerbsarbeit gegenüber anderen Arbeitsformen eine besondere Stellung in den Gesprächen zukommt (6.1.2). Daraufhin werden die unterschiedlichen Tätigkeitsformen in den Blick genommen, die die Familien behandeln (6.1.3). Im Anschluss wird erläutert, inwiefern Gefühle / Affekte in Bezug auf Arbeit relevant gemacht werden (6.1.4) und welche Funktionen Arbeit zugeschrieben werden (6.1.5). Abschließend werden die wichtigsten Erkenntnisse zusammengefasst (6.1.6)

6.1.1 Aushandlung des Arbeitsbegriffs

Als Reaktion auf den Frageimpuls der Interviewerin zum Verständnis und der Bedeutung von Arbeit beginnt in allen Familien eine Aushandlung, in der verschiedene Aspekte und Dimensionen von Arbeit behandelt werden. Zudem verweisen in manchen Familien einzelne Familienmitglieder darauf, dass die Frage danach, was Arbeit ist, nicht leicht beantwortet werden kann. Dies zeigt sich etwa in Aussagen wie: „Des is eigentlich wirklich ne gute Frage.“ (Fam. Dallmer, 3264) oder auch der ad hoc geäußerten Feststellung: „Ich kann’s dir nich sagen.“ (Fam. Alvarez, Z. 3487) Auch werden Gegenfragen gestellt, etwa: „Arbeit in welchem Sinn?“ (Fam. Guse, 3532) In den ersten Reaktionen auf den Impuls der Interviewerin wird also bereits deutlich, dass es keine einfache und eindeutige Bedeutung oder Definition von „Arbeit“ gibt.

Keine der Familie kann zu Beginn eine klare Definition oder ein geteiltes Verständnis von „Arbeit“ präsentieren, alle Familien beginnen also mit der Diskussion und Entwicklung des Begriffes. Die Art und Weise der Aushandlung unterscheidet sich jedoch, und auch die behandelten Themen und Dimensionen differieren zum Teil. Allerdings zeigt sich, dass es keine großen Unterschiede hinsichtlich der

behandelten Themen zwischen den Familien gibt, das heißt die Bestimmungsmerkmale, die die Familien für die Definition von Arbeit heranziehen, ähneln sich, und einige Dimensionen finden sich in allen Familien wieder. Erwerbsarbeit nimmt in den Gesprächen als Form von Arbeit eine Sonderstellung ein, sowohl quantitativ (wie viel wird darüber geredet) als auch qualitativ (was wird als Norm gesetzt, was ist das ;Andere‘). Neben dieser Gemeinsamkeit zeigt sich, dass der Begriff der „Arbeit“ in den acht Familien hinsichtlich derselben oder ähnlicher Dimensionen oder Facetten behandelt wird, die sich in Kategorien zusammenfassen lassen:

- Verschiedene Tätigkeitsformen
- Eine herausgehobene Rolle spielt dabei die Differenzierung Entlohnung / Nicht-Entlohnung
- Assoziierte Emotionen / Affekte
- Funktionen von Arbeit

Hinsichtlich der Art der Aushandlung, genauer gesagt der Diskursorganisation, lässt sich folgendes feststellen: Manche Familien einigen sich im Laufe des Gesprächs auf einen gemeinsamen Arbeitsbegriff, andere verbleiben in widerstreitenden Orientierungen. Auf der Ebene der Diskursorganisation (vgl. Przyborski 2004: 95–286) finden sich bei den Familien also Unterschiede. Diese Unterschiede können mit Przyborskis (2004) Begriffen unterschiedlicher Modi der Diskursorganisation beschrieben werden (5.3). Allerdings muss einschränkend festgestellt werden, dass sich in keiner Familie eine durchgängige, einheitliche Art des Diskursmodus bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes zeigt. Es lassen sich aber primäre Diskursmodi der Familien bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes identifizieren. Diese beziehen sich vor allem auf ein Merkmal, welches sich als ein Hauptmerkmal bei der Diskussion des Arbeitsbegriffes herauskristallisiert: Auch wenn sehr unterschiedliche Aspekte in den Familien angesprochen werden, zeigt sich als eine der Hauptfragen, ob „Arbeit“ sich durch monetäre Entlohnung auszeichnet, also Lohnarbeit / Erwerbsarbeit ist, oder nicht. Diese Frage wird in allen Familien behandelt, sie wird meistens gleich zu Beginn der Diskussion angesprochen. Einige Familien kommen mehrfach auf den Aspekt der monetären Entlohnung zurück. Auch werden in Zusam-

menhang mit der monetären Entlohnung oft ein spezifischer Arbeitsort (häufig das „Büro“) oder die Begriffe „Beruf/beruflich“ genannt. Die Verwendung dieser Begriffe verweist ebenso wie die Formulierung der „Bezahlung/bezahlten Arbeit“ darauf, dass sich die Familien hier auf Erwerbsarbeit beziehen. Hinsichtlich des Aspekts der monetären Entlohnung beziehungsweise der Erwerbsarbeit zeigt sich bei der Analyse des Diskursverlaufs, dass in keiner der Familien eine Einigung auf einen erwerbszentrierten Arbeitsbegriff stattfindet.

Die Hälfte der Familien einigt sich auf einen nicht-erwerbszentrierten Arbeitsbegriff (inkludierender Diskursmodus), bei der anderen Hälfte findet keine Einigung statt (exkludierender Diskursmodus), wie folgende Tabelle zeigt:

Tabelle 5: Diskursmodi – Verhandlung des Arbeitsbegriffes
(Erwerbszentrierung / keine Erwerbszentrierung)

Familie	A.	B.	C.	D.	E.	F.	G.	H.
Inkludierender Diskursmodus: Keine Erwerbszentrierung	+	—	—		+	+	+	—
Exkludierender Diskursmodus	—	+	+	+	—	—	—	+

Quelle: Eigene Darstellung

Erwerbszentrierung / keine Erwerbszentrierung ist also das Hauptdifferenzierungsmerkmal in den Gesprächen. Die Aushandlungen des Arbeitsverständnisses betreffen dabei sowohl das Generationenverhältnis als auch das Geschlechterverhältnis.

In den Familien, in denen der Arbeitsbegriff auf generationaler Ebene ausgehandelt wird oder wurde, zeigen sich thematische Unterschiede. In zwei Familien tritt ein generationaler Konflikt in Erscheinung, der sich auf die Erwerbsarbeit bezieht (welche Arten von Erwerbsarbeit / Lohnarbeit gelten als „Arbeit“?). Bei Familie Huber handelt es sich dabei um einen Konflikt zwischen Vater Anton und seinem ältesten Sohn Maximilian (vgl. 5.3.8, 6.3.3 und 6.4.1). Maximilian erlernt nicht den männlich tradierten Familienberuf. Zudem studiert er nach seiner Ausbildung, während sein Großvater, Onkel, Vater und Bruder in einem Handwerksberuf arbeiten und nicht studieren / studiert haben. Dies führt zu vermeintlichen Differenzen der berufli-

chen Arbeit, die im Gespräch hervorgehoben werden: Arbeit mit der Hand versus Arbeit mit dem Kopf und Arbeit im Handwerksbetrieb und im Freien versus Arbeit im Büro. Der Generationenkonflikt zwischen Vater und Sohn stellt sich gleichzeitig als ein Berufsmilieu- und ein Bildungsmilieukonflikt dar. Bei Familie Emmert findet der in der Vergangenheit verortete Konflikt zwischen Elisabeth Emmert und ihren Eltern statt (vgl. 5.3.5 und 6.4.1). Auch hier handelt es sich um einen intergenerationalen Konflikt um berufliche Arbeit. Und auch hier zeigt sich der Konflikt gleichzeitig als Berufsmilieu- und Bildungsmilieukonflikt. Elisabeths Eltern haben einen handwerklichen Beruf ergriffen und nicht studiert, ihre Tochter arbeitet nach einem geisteswissenschaftlichen Studium und einer Ausbildung nun freiberuflich im künstlerischen und im Bildungsbereich. Hier dreht sich der Konflikt zwischen Eltern und Kind allerdings nicht primär um den Bruch mit einer Familientradition, sondern um die Frage der Möglichkeit, sich durch den Beruf finanzieren zu können. Beide Konflikte deute ich als „Entfremdungskonflikt“ (vgl. 6.4.1), jedoch mit geschlechtsspezifischen Unterschieden, wie später noch erläutert wird. In den beschriebenen Fällen geht es also um eine intergenerationale Aushandlung, bei der die bezahlte, berufliche Arbeit der Kinder von den Eltern mitunter als Nicht-Arbeit gerahmt wird.

Die intergenerationale Aushandlung von Arbeit bezieht sich darüber hinaus in zwei Fällen (Familie Dallmer, Familie Huber) auf unbezahlte Arbeit der Kinder, genauer gesagt auf die Schularbeit der Kinder, die noch die Schule besuchen. Während dies bei Familie Dallmer zentral verhandelt wird, taucht das Thema bei Familie Huber nur am Rande auf. In beiden Fällen geht es um die Frage, ob die Schularbeit der Kinder „Arbeit“ sei. Während bei Familie Dallmer die Eltern Schularbeit als Form von „Arbeit“ definieren, im Gegenteil zu einer ihrer Töchter, ist es bei Familie Huber umgekehrt: Einer der Söhne, der noch die Schule besucht, betrachtet seine Schularbeit als Form von „Arbeit“, während seine Eltern ihm widersprechen. Hier zeigen sich milieuspezifische Unterschiede bei der Bewertung von Schulbildung. Bei Familie Dallmer wird die Schularbeit des Kindes gegenüber Formen bezahlter Arbeit priorisiert – Tochter Lea macht gerade ihren Abschluss und jobbt gleichzeitig, um ihr eigenes Geld zu verdienen. Ihre Eltern wünschen

sich, dass Lea sich auf den Abschluss konzentriert und ihren bezahlten „Job“ aufgibt. Sie betrachten die Schularbeit als Leas eigentliche, primäre „Arbeit“ (3762) und „Aufgabe“ (3736), während Lea selbst ihre bezahlte Arbeit als primäre betrachtet. (vgl. Fam. Dallmer, Z. 3736 ff.) Bei Familie Huber hingegen betont Sohn Lukas, dass er auch arbeitet, wenn er Hausaufgaben macht oder für Prüfungen lernt, während seine Eltern, vor allem seine Mutter, dies implizit in Frage stellen (durch ungläubige Nachfragen und Witze) (Fam. Huber, Z. 4117). Lukas erscheint in der betreffenden Gesprächspassage nicht als arbeitendes Familienmitglied – im Gegensatz zu seinen Eltern und seinen älteren Brüdern, die sich alle in einem Lohnarbeitsverhältnis befinden.

Insgesamt findet also eine intergenerational-konfliktvolle Auseinandersetzung mit dem Arbeitsverständnis auf zwei Arten statt: Im ersten Fall wird die bezahlte, berufliche Arbeit der Kinder von deren Eltern als Nicht-Arbeit gerahmt. Im zweiten Fall wird die unbezahlte Schularbeit der Kinder als Form von Arbeit in Frage gestellt – entweder von den Eltern oder von den Kindern. Es finden sich keine spezifischen Unterschiede der Generationenzugehörigkeit entlang der Differenzierung Erwerbszentrierung / keine Erwerbszentrierung.

Auf der Ebene des Geschlechterverhältnisses stellt sich die Aushandlung des Arbeitsbegriffes auch als Spannungsverhältnis zwischen bezahlter und nicht bezahlter Arbeit dar. Hier zeigt sich zunächst kein eindeutiger geschlechtsspezifischer Unterschied hinsichtlich des diskursiven, expliziten Wissens. Sowohl die männlichen als auch die weiblichen Familienangehörigen entwerfen überwiegend einen nicht-erwerbszentrierten Arbeitsbegriff. Und sowohl bei Männern als auch bei den Frauen gibt es Personen, die einen primär erwerbszentrierten Arbeitsbegriff entwerfen. Allerdings zeigt sich bei der Betrachtung des Gesprächsverlaufes ein Unterschied (siehe dazu 6.1.6).

6.1.2 „Richtige“ Arbeit: Arbeit als Erwerbsarbeit und das Andere der Arbeit

Die Frage, ob Arbeit nur Lohnarbeit / oder Erwerbsarbeit ist, oder auch andere Arten von Arbeit umfasst, stellt also einen fallübergreifend wichtigen Aspekt der Verhandlung des Arbeitsbegriffes dar. Der

Begriff der „Erwerbsarbeit“ wird nur in einer Familie explizit verwendet, in den anderen Familien wird, wie oben beschrieben wurde, durch die Merkmale der Bezahlung, des Berufs oder des Arbeitsortes (ein Ort oder mehrere Orte außerhalb des Hauses) auf die Erwerbsförmigkeit der Arbeit verwiesen. Auf der Ebene des expliziten Wissens zeigt sich dabei, dass die Familien entweder einen Arbeitsbegriff, der über Erwerbsarbeit hinausgeht, konzipieren, oder sich nicht einigen können. Insgesamt werden in den Gesprächen viele verschiedene unbezahlte Tätigkeiten als Beispiele für Arbeit angeführt.

Dennoch zeigt sich familienübergreifend, dass Arbeiten, die nicht erwerbsförmig sind, als das ‚Andere‘ der Arbeit gelten. Dies dokumentiert sich auf der Ebene des impliziten (Sprach-)Handlungswissens und äußert sich darin, dass sich die Familien wiederholt nur auf Lohnarbeit beziehen, wenn sie über „Arbeit“ sprechen.

Adrian Alvarez etwa assoziiert ad hoc „Freiheit“ mit „Arbeit“. Anschließend erläutert er, inwiefern genau „Arbeit“ für ihn mit „Freiheit“ verbunden ist. Dabei bezieht er sich ausschließlich auf seine berufliche Arbeit. Adrians Reaktion ist hier besonders aufschlussreich, weil sie eine erste Reaktion auf den Themenimpuls der Interviewerin darstellt und sich hier zeigt, welche Form von Arbeit ihm als erstes ‚in den Sinn‘ kommt. Die Verunsichtbarung anderer Arbeitsformen zeigt sich auch bei seiner Tochter Anna. Sie hat zunächst eine Ausbildung absolviert und einige Jahre Berufserfahrung gesammelt. Zum Zeitpunkt des Interviews studiert sie seit ein paar Jahren in Vollzeit. Seit der Geburt der Tochter ist sie in Elternzeit, setzt ihr Studium in Teilzeit fort und teilt sich den Haushalt mit ihrem Mann. Bezüglich der Frage nach der Bedeutung von Arbeit stellt sie fast entschuldigend fest: „Ich hab schon so lang nicht gearbeitet.“ (Anna Alvarez, Z. 3492) Sie sieht sich keinesfalls als Expertin für Arbeit, obwohl sie bereits in verschiedenen Jobs gearbeitet hat, studiert, ein Kind betreut und den Haushalt (mit-)führt. Stattdessen hat sie das Gefühl, schon lange nicht mehr gearbeitet zu haben. Auch Familie Berger bezieht sich stellenweise nur auf Erwerbsarbeit und definiert „Arbeit“ implizit als Erwerbsarbeit oder berufliche Arbeit. Dies erschließt sich im Gesprächskontext und geht aus Formulierungen wie „in die Arbeit gehen“ oder „in der Arbeit“ hervor. Damit ist ein weiterer Aspekt angesprochen, der in einigen Gesprächen mit

Erwerbsarbeit assoziiert wird: Der Arbeitsort wird als außerhalb des Hauses liegend angenommen, etwa als das „Büro“ (Claudia Clauer; Maximilian Huber) oder „draußen“ (Adrian Alvarez, Z. 2965) sein, oder die Vorstellung „ich geh irgendwo hin“ (Katja Dallmer, Z. 3629).

Andere Formen von Arbeit werden also im Sprechen über Arbeit zumindest passagenweise verunsichtbart. Auch wenn die Familienmitglieder theoretisch einen allgemeinen Arbeitsbegriff entwerfen, so zeigt sich im Sprechen doch eine starke Orientierung an Erwerbsarbeit, während andere Formen von Arbeit mitunter vergessen werden. Neben dieser Verunsichtbarung nicht erwerbsförmiger Arbeit wird Erwerbsarbeit sprachlich als Norm markiert – dies zeigt sich in der Bezeichnung von Erwerbsarbeit als „richtige“ Arbeit, „normale“ Arbeit oder „klassische“ Arbeit wie folgende Beispiele illustrieren:

- Im Gespräch mit Familie Alvarez erwähnt Großmutter Ursula in Zusammenhang mit der Arbeit von Frauen, viele Frauen hätten früher gearbeitet, und zwar „so richtig in die Arbeit zum Geld verdienen gehen.“ (Fam. Alvarez, Z. 776)
- Nathalie Clauer spricht von ihrem Arbeitsverständnis als „ganz normal einfach in, in die Arbeit gehn, ins Büro und da halt irgendwie (.) den Job machen.“ (Fam. Clauer, Z. 2133)
- Bei Familie Dallmer beschreibt Tochter Katja ihre Erwerbsarbeit als „Arbeit für mich so im ganz klassischen Sinn“ (Fam. Dallmer, Z. 3287).

Neben diesen Beispielen wird die Orientierung an Arbeit als Erwerbsarbeit und das Andere der Arbeit von Katjas jüngster Schwester Hanna sehr anschaulich beschrieben. Gegen Ende der Diskussion über den Arbeitsbegriff erwähnt ihr Vater, die „sorgenvollen Gespräche“ (Fam. Dallmer, Z. 3655) mit den Töchtern seien „Erziehungsarbeit“ (Fam. Dallmer, Z. 3659). Daraufhin meint Hanna:

„Hanna: Ja, aber da muss halt immer n Wort davor stehen, sozusagen. (.) Weil sonst is Arbeit, halt (.) Arbeit. [...] Arbeit (.) muss halt immer (..) es gibt Hausarbeit, Schularbeit.“ (Fam. Dallmer, Z. 3665 ff.)

Mit „sonst ist Arbeit halt Arbeit“ meint Hanna, das wird im Kontext des Gesprächsverlaufes klar, dass „Arbeit“ ohne ein vorangestelltes Substantiv berufliche Arbeit/Erwerbsarbeit bedeutet. Während Erwerbsarbeit als Arbeit also nicht weiter spezifiziert und damit als besonders markiert werden muss, bedarf es bei den anderen Arbeitsformen einer speziellen sprachlichen Markierung, da sie eben nicht einfach nur Arbeit sind, sondern besondere Formen von Arbeit. Insgesamt zeigt sich also, dass zwar in den Gesprächen auf der Ebene des expliziten Wissens entweder ein nicht-erwerbszentrierter Arbeitsbegriff entworfen wird, oder zumindest keine Einigung auf einen erwerbszentrierten Arbeitsbegriff stattfindet. Im Sprechen zeigt sich aber unbewusst oder auch (wie bei Hanna) bewusst eine Priorisierung und Normalisierung von Erwerbsarbeit gegenüber anderen Arbeitsformen. Dies hängt, wie ich später noch darlegen werde, auch mit den Funktionen zusammen, die Arbeit zugeschrieben werden.

Die Orientierung an Arbeit als Erwerbsarbeit zeigt sich im Sprechen in allen Familien geschlechter- und generationenübergreifend. Vor allem wenn die Familienmitglieder kein explizites Wissen über ihr Arbeitsverständnis formulieren, sich also ein bewusstes Nachdenken über Arbeit zeigt, werden Nicht-Lohnarbeiten marginalisiert und verunsichtbart. Auf der Ebene des expliziten, theoretischen Wissens hingegen wird von den meisten Personen ein allgemeiner, nicht-erwerbszentrierter Arbeitsbegriff entworfen (entweder als erste Reaktion auf den Themenimpuls oder im Verlauf des Gespräches).

6.1.3 Tätigkeitsformen: Die besondere Bedeutung des Kochens und die Verunsichtbarung körperlicher Fürsorge

Eine Gemeinsamkeit der Familien ist, dass sie sich der Bestimmung des Arbeitsbegriffes über die Frage nähern, welche Arten von Tätigkeiten als Arbeit anzusehen sind. Alle Familien greifen Erwerbsarbeit beziehungsweise berufliche Arbeit als Form von Arbeit auf und dies bereits meist zu Beginn der Aushandlung des Arbeitsbegriffes. Als zweite Form von Arbeit wird in allen Familien Hausarbeit (Haushaltsarbeiten im

Haus) genannt und diskutiert. Erwerbsarbeiten und Haushaltsarbeiten werden also in allen Gesprächen als Formen von Arbeit aufgegriffen, auch wenn nicht alle Personen im Verlauf des Gespräches zu dem Schluss kommen, Hausarbeiten seine Arbeit. Besonders häufig werden dabei die Tätigkeiten des Putzens (allgemein), Kochens und Wäsche Waschens genannt. Darüber hinaus wird auch oft das Ein- und Ausräumen der Spülmaschine oder der Abwasch thematisiert. Seltener werden die Tätigkeiten Staubsaugen, Aufräumen, Müll entsorgen und Fenster putzen erwähnt.

Von den genannten Haushaltsarbeiten kommt dem Kochen in einigen Gesprächen eine Sonderstellung zu, da es qualitativ und zum Teil quantitativ anders verhandelt wird. Einerseits wird das zubereiten (warmer, selbstgemachter) Mahlzeiten im Vergleich zu anderen Hausarbeiten (noch) stärker als Ausdruck von Fürsorge gerahmt. Wird ‚Fremdbetreuung‘ der Betreuung von Kindern zu Hause gegenübergestellt, so spielt das Mittagessen eine Rolle (Familien Clauer, Emmert). Zudem wird über das Zubereiten des Essens Anerkennung vergeben (Familie Alvarez) oder es entzünden sich daran Anerkennungskonflikte (Familie Guse). Darüber hinaus dient die Thematisierung des Kochens und gemeinsamen Essens bei der Beschreibung der Organisation des Familienalltags und der Rollenverteilungen als Bezugspunkt (Familien Alvarez, Clauer, Guse, Huber). Und schließlich wird gemeinsames Kochen und / oder Essen als Ausdruck des familialen Zusammenhalts und wechselseitiger Zuneigung gerahmt (Familien Alvarez, Berger). Einige Beispiele illustrieren die besondere Bedeutung des Kochens:

Im Gespräch mit Familie Clauer wird das Mittagessen hinsichtlich der Kinderbetreuung thematisiert: Claudia Clauer erinnert sich gerne daran, wie sie als Schulkind nach Hause kam und ihre Mutter hatte für die Kinder gekocht:

„Claudia: Wenn ich dran denk wie, wie toll's eigentlich war äh von der Schule dreizehn=Uhr=zehn auszuham, nach Haus zu gehn un Mutti war da. [...] Und desch was ge-gekocht, was dir schmeckt, so, so ungfähr, was hausgemachtes, ja. (.) Un, un, un kontescht dann auch dei Schul-sorge und alles erscht mal erzähle (.) wie wichtig is, auch Ballast abwerfe zu dürfen, ja.“ (Fam. Clauer, Z. 1544 ff.)

Hier ist das selbstgemachte Mittagessen ein Ausdruck von Fürsorge, verbunden mit der Möglichkeit, beim gemeinsamen Essen über Sorgen sprechen zu können. Für Claudia und auch ihre Frau Nathalie wird über das selbst gekochte Mittagessen ein Gefühl der Geborgenheit vermittelt, das für beide einen positiven Horizont darstellt. Die Mütter der beiden Frauen sind in diesen Beschreibungen fürsorglich, kümmern sich um das körperliche und seelische Wohlergehen der Kinder. Im Kontext dieser Beschreibungen der eigenen Kindheit wird die aktuelle und zukünftige Betreuung des gemeinsamen Sohnes in der Kita und im Hort mit einem gewissen Bedauern betrachtet.

Bei Familie Huber wird eine Veränderung der familialen Rollenverteilung (auch) am Kochen festgemacht. Anton Huber kocht vermehrt unter der Woche für die Kinder, seit Renate auch außerhalb des Familienbetriebes erwerbstätig ist. Anton Huber habe seitdem, so meint Renate „die Rolle des Hausmanns mit übernommen“ (Fam. Huber, Z. 367). Dennoch ist Renate immer noch überwiegend für den Haushalt zuständig. An die veränderten Rollen gewöhnen sich gerade alle. Antons Sohn Lukas erwähnt dabei an einer anderen Stelle des Gespräches scherzhaft, es sei ein Ausdruck von Anerkennung, dass er und seine Geschwister das Essen essen würden (4909 ff.). Aber nicht nur wird das Kochen und Essen in Hinblick auf veränderte Rollen thematisiert, sondern auch hinsichtlich der von der Familie wahrgenommenen Entgrenzung von Arbeit und Leben durch die berufliche Selbständigkeit des Vaters. Übereinstimmend beschreibt die Familie, dass es vor allem in Bezug auf das Abendessen keine festen Uhrzeiten gebe, gegessen werde abends „zwischen fünf und neun“ (1889), teilweise unterbrochen von Kundschaft, die nicht beim Büro, sondern bei den Wohnungen der Familie klinge. Anton stellt fest: „Beruflich (.) gibts ja aa koane koane Feierabend ähm:: also (.) es is (..) es rührt sich immer was (Fam. Huber, Z. 1657 f.)“

Die Familie entwirft dabei andere Familien als positiven Gegenhorizont: Familien, in denen immer zur selben Zeit und ohne Unterbrechungen gegessen werden kann (vgl. Fam. Huber, Z. 1882 ff.). Sowohl das sich wandelnde Geschlechterverhältnis auf Paarebene als auch das Verhältnis von Arbeit und Leben werden also mit Kochen und Essen in Verbindung gebracht.

Sich ändernde Rollenverteilungen werden auch bei Familie Guse thematisiert. Hier übernimmt Tochter Klara vor allem nach ihrem Schulabschluss (und vor ihrem Auszug aus dem Elternhaus) das Kochen des Mittagessens für die gesamte Familie. Dies war zuvor hauptsächlich die Aufgabe von Mutter Charlotte, die in ihrer Mittagspause unter relativem Zeitdruck stand. Nach Klaras Auszug für ihr Studium übernimmt neben Charlotte, die nun wieder vermehrt kocht, auch Klaras jüngere Schwester Lina häufiger das Kochen. An der Tätigkeit des Kochens lässt sich also der Umbruch im Familienleben nachvollziehen. Gleichzeitig zeigt sich beim Kochen ein Anerkennungskonflikt (vgl. ausführlicher 5.3.7): Charlotte findet, dass ihre Hausarbeiten von den Kindern generell zu wenig wahrgenommen und geschätzt würden, was sie am Beispiel des Kochens illustriert. Während Klara in Charlottes Wahrnehmung für ihre Kochkünste immer gelobt werde, würde bei Charlottes Essen immer gemäkelt. Charlotte empfindet eine Anerkennungsdifferenz zwischen sich und ihrer Tochter (wobei sie Klara gleichzeitig für deren Kochkünste lobt) und schafft hier eine Anerkennungskonkurrenz zwischen Mutter und Tochter. Dabei ist die Anerkennungskonkurrenz beim Kochen Bestandteil eines generellen Anerkennungsmangels, den Charlotte für ihre Hausarbeit empfindet. (Fam. Guse, Z. 4670 ff.)

Das Kochen nimmt also insgesamt, wie anhand der Beispiele illustriert wurde, eine Sonderstellung in den Gesprächen ein. Nicht zufällig hat Petra Frerichs (2000) den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung am Beispiel des Kochens analysiert. Dem Kochen und natürlich auch dem gemeinsamen Essen kommt im Vergleich zu anderen Hausarbeiten eine besonders große Bedeutung zu – zumindest in den von mir untersuchten Familien.

Aber nicht nur Erwerbsarbeit und Hausarbeit werden während der Aushandlung des Arbeitsbegriffes angesprochen. In der Hälfte der Familien wird Lernen für die Schule oder Hochschule sowie das Schreiben von Arbeiten und erledigen der Hausaufgaben als Formen von Arbeit diskutiert. Dies ist in den Familien der Fall, in denen die Kindergeneration / ein Teil der Kindergeneration noch die Schule besucht oder zum Zeitpunkt des Interviews studiert (Familien Alvarez, Dallmer, Guse, Huber). Als randständige Themen tauchen in zwei Fami-

lien organisatorische und planerische Tätigkeiten als Arbeitsform auf (Familien Dallmer und Guse). Hier beschreiben die Eltern das Planen und Organisieren des Familienalltags als Form von Arbeit, etwa das Verteilen und Planen verschiedener Arbeiten (Dallmer und Guse), aber auch einzelne administrative Arbeiten, zum Beispiel das Verfassen der Steuererklärung oder die Kommunikation mit Krankenkassen (Familie Dallmer). Im Gespräch mit Familie Dallmer wird darüber hinaus als einzige Familie „Erziehungsarbeit“ (Z. 3659) als Arbeit angesprochen – allerdings nur von den Eltern, was nicht verwundert, da die Kindergeneration selbst noch kinderlos ist. In vier Familien (Familien Alvarez, Berger, Dallmer und Emmert) werden darüber hinaus bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes Tätigkeiten thematisiert, die als „Engagement“ (Nierling 2013: 17) oder „gemeinwohlbezogene Aktivitäten“ (Fischer 2009: 290) bezeichnet werden könnten. Dabei handelt es sich bei den hier untersuchten Familien um ehrenamtliche, gering oder nicht entlohnte Arbeiten, die durch die Gemeinde, Kirchengemeinde oder Hilfsorganisationen organisiert werden. In allen Familien handelt es sich interessanterweise dabei um Arbeiten, die die Großmütter (in einem Fall: die Urgroßmutter, bei Familie Emmert auch die Mutter) übernehmen.

In über der Hälfte der Familien werden darüber hinaus Tätigkeiten an und im Haus als Formen von Arbeit beschrieben, bei denen der Einsatz des Körpers und/oder die körperliche Anstrengung im Vordergrund stehen: Etwa Holz zu hacken, zu stapeln oder zu tragen (Familien Alvarez, Clauer, Guse, Huber), den Rasen zu mähen, Unkraut zu jäten, Laub zu rechen (Familien Alvarez, Dallmer, Guse) oder Säcke mit Obst zu tragen (Fam. Huber). In Zusammenhang mit diesen Arbeiten werden häufig Begriffe und Beschreibungen verwendet, die die körperliche Anstrengung der Arbeiten betonen. Zum Beispiel wird das Verb „schleppen“ (Fam. Alvarez, Z. 2413) oder das Adjektiv „anstrengend“ (Fam. Guse, Z. 3710) verwendet, oder von „körperlicher Arbeit“ (Fam. Alvarez, Z. 3042) gesprochen. Bei diesen Arbeiten, die überwiegend im Garten stattfinden, werden also Körperlichkeit und Anstrengung in den Vordergrund gestellt. Bei den Familien handelt es sich dabei fast ausschließlich um Familien, die selbst einen eigenen Garten haben.

Während diese Tätigkeiten in einigen Gesprächen als mögliche Formen von Arbeit in den Blick genommen werden, werden körperbezogene Fürsorgearbeiten – genauer gesagt Fürsorge, bei der die Körper anderer Familienmitglieder auf intime Weise eingebunden sind – in den Gesprächen als Form von Arbeit komplett ausgeklammert. In über der Hälfte der Familien werden fürsorgebezogene, körperliche Tätigkeiten in Bezug auf die eigenen Kinder oder Enkelkinder zumindest am Rande erwähnt, wenn es um die Beschreibung des aktuellen oder vergangenen Familienalltags geht. Erwähnt wird das Waschen, Wickeln, Füttern und Stillen von Kindern, ebenso wie Tragen, Trösten und bei Krankheit pflegen. Gesprochen wird über diese Care-Tätigkeiten nicht nur in Familien, in denen kleine Kinder im Haushalt leben, sondern auch in den Familien mit erwachsenen Kindern. Neben diesem Sprechen über Fürsorge wird diese auch manchmal während und neben dem Gespräch performiert (Stillen, beim Zähneputzen helfen). Allerdings werden diese Tätigkeiten nicht mit dem Arbeitsbegriff in Zusammenhang gebracht. Sie werden vor allem dann erwähnt, wenn es um die Aufgabenteilung auf Paarebene und das Geschlechterverhältnis geht, nicht jedoch bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes.

Ebenso wird die Pflege von älteren und/ oder kranken Angehörigen zum Teil in Gesprächen erwähnt, aber auch diese wird nicht mit dem Begriff der „Arbeit“ in Zusammenhang gebracht. Anton Huber erzählt etwa, dass ein Pflegedienst zu seiner Familie nach Hause komme, „zum Waschn oder bissel pflegen“ (Fam. Huber, Z. 563) seiner Mutter Irmgard. Bei allem anderen würden sich verschiedene Familienmitglieder um seine Mutter „kümmern“ (565). Obwohl Anton hier sogar die Pflege seiner Mutter durch einen Dienstleister beschreibt, bleiben pflegerische Tätigkeiten – sowohl als erwerbsförmige Arbeit als auch in Form unbezahlter familialer Pflege – in der späteren Verhandlung des Arbeitsbegriffes komplett ausgeklammert. Auch geht die Familie nicht weiter ins Detail hinsichtlich der Organisation von Irmgards Pflege: Welche Arbeiten genau die Familie an einen Pflegedienstleister ‚auslagert‘ und welche sie selbst übernimmt, ob Irmgard Pflegegeld bezieht und dieses etwa an einen oder mehrere Angehörige weitergibt und ob es unter den Familienmitgliedern eine Person gibt, die hauptsächlich für die Pflege Irmgards zuständig ist (auch im Sinne von emotionalem Kümmern,

den Haushalt führen und so weiter), bleibt unklar. Aus den Erzählungen geht aber hervor, dass viele Familienmitglieder in das „Kümmern“ eingebunden sind – etwa dadurch, dass sie ansprechbar sind, für Irmgard einkaufen und kochen oder sich um das Brennholz kümmern (Fam. Huber, Z. 563 ff.).

Auch bei Familie Alvarez wird Pflege nicht mit dem Begriff der Arbeit assoziiert. Großmutter Ursula erzählt, dass sie selbst ihre Schwiegermutter gepflegt habe, als diese an Demenz erkrankte:

„Meine Schwiegermutter war (.) sehr krank und (.) ähm, ja wir i=hatte sie dann gepflegt. [...] und des war (.) ja wahnsinnig viel. Und da hat man heute also mehr Unterstützung. (.) weil (.) ich wusste gar ned, äh wie diese Krankheit verläuft. Des konnte mir auch niemand äh w– äh was sagen ((Einatmen)), äh später (.) w– war des dann schon alles a bissel organisierter, und dass ma die Leute dann auch auch untergebracht hat. (.) aber die Demenz, also des (.) des war noch ned so üblich, dass ma da m– (.) umgehen konnte damit, geh.“ (Fam. Alvarez, Z. 2290 ff.)

Inwiefern Ursula damals alleine ihre Schwiegermutter pflegt, oder ob Ursulas Ehemann auch in die Pflege involviert ist, bleibt unklar. In jedem Fall aber scheint kein zusätzlicher Pflegedienst oder ein Pflegeheim involviert zu sein, das heißt die Pflege der demenzkranken Schwiegermutter wird ausschließlich privat übernommen. Dass die Pflege für Ursula (zumal als ungelernte Pflegerin ohne Wissen über die Krankheit) große Anstrengung beinhaltet, deutet sie im Gespräch nur an. Auch beschreibt Ursula nicht die notwendigen pflegerischen und zum Teil körperlich anstrengenden und intimen Tätigkeiten, die mutmaßlich im fortgeschrittenen Stadium der Krankheit nötig waren, etwa Hilfe beim Essen, beim Toilettengang, Waschen sowie An- und Ausziehen.

Auch in Familie Berger werden (im weiteren Sinne) pflegerische Tätigkeiten innerhalb der Familie beschrieben, die aber später nicht mit dem Arbeitsbegriff in Verbindung gebracht werden. Sophie Berger beschreibt zu Beginn des Gespräches, dass sie für „eklige Sachen“ (Sophie, Z. 568) innerhalb der Familie zuständig sei. (vgl. 5.3.2; Fam. Berger, Z. 568 ff.)

Gemeinsam ist den Familien also, dass bestimmte Formen von reproduktiver Arbeit / Care-Arbeit bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes komplett ausgeklammert werden. Dabei handelt es sich um Arbeiten am und mit dem Körper Anderer, um teilweise sehr körperlich intime, fürsorgliche Tätigkeiten wie Stillen, Waschen, oder Wickeln.

6.1.4 Emotionen / Affekte

Eine weitere gemeinsame Dimension, anhand derer der Begriff der „Arbeit“ in den Familien verhandelt wird, sind die damit verbundenen Emotionen und Affekte. Den Familien ist dabei gemeinsam, dass sie die Gefühlsebene überwiegend, aber nicht nur, in Bezug auf Erwerbsarbeit diskutieren. In allen Familien werden Emotionen hinsichtlich Erwerbsarbeit thematisiert, in mehr als der Hälfte der Familien auch hinsichtlich des Bereichs unbezahlter Hausarbeit. In einer Familie wird auch der Bereich des ehrenamtlichen Engagements angesprochen (Fam. Berger). Auch Arbeit im Bereich der Organisation des Familienalltags (Verteilung von Aufgaben und Erledigung administrativer Arbeiten) wird mit spezifischen Emotionen in Verbindung gebracht (Familien Dallmer, Guse), ebenso die Erziehungsarbeit und Schularbeit / Arbeiten fürs Studium. Nicht immer ist eindeutig, auf welche Art von Arbeit sich einzelne Familienmitglieder beziehen und nicht immer lässt sich eindeutig sagen, ob ein Gefühl negativ oder positiv assoziiert ist (zum Beispiel die „Anstrengung“).

Keine der Familien verbindet primär negative Emotionen mit Erwerbsarbeit. Durch Erwerbsarbeit positive Gefühle zu erfahren, ist ein geteilter positiver Horizont der Familien. Neben dem Begriff „Spaß“ (z.B. Fam. Huber, Z. 4188), der in allen Gesprächen in Zusammenhang mit Erwerbsarbeit auftaucht, werden als weitere positiv assoziierte Gefühle auch „Freude“ (z.B. Fam. Alvarez, Z. 4512), „Vergnügen“ (Fam. Clauer, Z. 2088), „Interesse“ sowie die Adjektive „abwechslungsreich“ (Fam. Alvarez, Z. 3862) und „prickelnd“ (Fam. Fischer, Z. 2541) genannt.

Positive Gefühle, vor allem in Form von „Spaß“ zu empfinden, stellen einen familienübergreifenden positiven Horizont dar, der normativ und deskriptiv formuliert wird: Arbeit im Sinne von Erwerbsarbeit soll Spaß machen, wie etwa Adrian Alvarez formuliert: „Aber (.) im,

im Großen (.) und Kleinen muss die Arbeit Spaß machen.“ (Adrian Alvarez, Z. 3612) Und Erwerbsarbeit macht Spaß, wie Markus Berger sagt: „Arbeit macht ja Spaß.“ (Markus Berger, Z. 1366). Oder, wie Anton Huber über seine berufliche Arbeit sagt:

„Anton: Meine Arbeit (.) m– aus meiner Sicht macht man (.) freili macht’s zu 90 Prozent Spaß.“ (Fam. Huber, Z. 4188)

Mit der Formulierung „zu 90 Prozent“ wird gleichzeitig die Ambivalenz der Gefühlsdimension in Bezug auf Erwerbsarbeit deutlich. Zwar soll Arbeit als Erwerbsarbeit interessant und abwechslungsreich sein und Spaß machen. Dies ist aber ein „Idealfall“ (Fam. Alvarez, Z. 3946), wie etwa Daniel im Gespräch mit Familie Alvarez meint. Denn erstens macht auch die eigene berufliche Arbeit nicht immer nur Spaß, zweitens gibt es Menschen, denen ihre Arbeit keinerlei Freude bereitet, wie aus den Gesprächen hervorgeht. Es wird also in allen Gesprächen eine Ambivalenz hinsichtlich der Gefühlsdimension deutlich: Erwerbsarbeit / berufliche Arbeit macht demnach eben nicht immer Spaß, (überwiegend) negative assoziierte Gefühle wie Anstrengung, Unlust und Verärgerung werden dabei erwähnt. Erwerbsarbeit / berufliche Arbeit kann also auch „lästig“ (Fam. Emmert, Z. 3786) sein. Negative Gefühle gehören in den Darstellungen der Familien zur Natur von Erwerbsarbeit und müssen dementsprechend (bis zu einem gewissen Grad) ausgehalten und austariert werden. Denn, hier zeigt sich eine weitere Gemeinsamkeit der Familien, Arbeit als Lohnarbeit bedeutet auch eine gewisse Unfreiwilligkeit, sie weist einen Verpflichtungs- und Zwangscharakter auf. Dies wird an Aussagen deutlich wie: „Des is ja dein Job, des musst du ja machen.“ (Markus Berger, Z. 1950) Der Arbeitscharakter liegt laut den Beschreibungen darin, dass etwas getan werden muss, auch wenn die betreffende Person gerade keine Lust darauf hat oder müde und erschöpft ist, wie etwa Katja Dallmer feststellt:

„Katja: Der einzige (.) Unterschied is ja, wenn du bezahlst wirst für ne Arbeit, sag ich jetzt Mal so (.), kannst du halt nicht sagen, (.) ich hör jetzt halt an der Stelle auf, sondern (.) du musst dann irgendwo weitermachen, so.“ (Fam. Dallmer, Z. 3511 ff.)

Katja geht davon aus, dass man für die Bezahlung etwas „leiste(n)“ (Katja Dallmer, Z. 3270) müsse. Die (Erwerbs-)Arbeit ist dementsprechend auch keine „Freizeit“ (Daniel Alvarez, Z. 3757). Der Begriff der „Freizeit“ wird in ein paar Gesprächen als (möglicher) Gegenbegriff zum Begriff der „Arbeit“ verwendet, egal ob unbezahlte oder bezahlte Arbeit. Dies ist bei Daniel Alvarez (Z. 3757 f.), Andrea Dallmer (Z. 3629 f.), und bei mehreren Familienmitgliedern der Familie Berger der Fall. Für Isabel Dallmer ist alles Arbeit, was „man nicht als Freizeit“ (Isabel, Z. 3274) betrachtet. Auch Karin Fischer und ihre Tochter Nina sprechen von einer möglichen Trennung von „Freizeit und Arbeit“ (Karin Fischer, Z. 2466), wollen diese Trennung aber nicht (mehr) vornehmen. Für Elisabeth Emmert sind Berufsarbeit als auch Hausarbeit „Arbeit im Sinne von (.), natürlich keine Freizeit“ (3781 f.). Und Peter Guse spricht davon, kaum „Freizeit“ (Peter Guse, Z. 4319) zu haben, wenn er nach einem langen Erwerbsarbeitstag noch zu Hausarbeit erledigen und mit den Kindern diskutieren muss. Freizeit als Nicht-Arbeit und Arbeit als Nicht-Freizeit werden also in einigen Gesprächen erwähnt. Die Freizeit stellt sich dabei als „Zeit für uns [hier ist die Zeit für die Eltern gemeint“ (Peter Guse, Z. 4296) oder generell als Zeit dar, die frei gestaltet werden kann, wo nichts (für Geld) geleistet werden muss.

Erwerbsarbeit wird also gleichzeitig mit positiven und negativen Gefühlen in Zusammenhang gebracht. Dabei gibt es in den Gesprächen nur eine Person, Claudia Clauer, die eigene berufliche Arbeit überwiegend mit negativen Emotionen in Zusammenhang bringt und die ihre Arbeit primär funktional betrachtet – für sie steht die Funktion der Entlohnung im Vordergrund. Insgesamt gibt es eine starke Norm, Erwerbsarbeit mit überwiegend positiven Gefühlen zu verbinden. Dies zeigt sich einerseits in den formulierten normativen Aussagen (Arbeit soll Spaß machen), als auch in der überwiegenden Beschreibung positiver Gefühle in Bezug auf die eigene Erwerbsarbeit / berufliche Arbeit (meine Arbeit macht Spaß). In Bezug auf die berufliche Arbeit zeigt sich die Norm dabei geschlechts- und generationenübergreifend. Bei den am Gespräch teilnehmenden Kindern und Jugendlichen, die noch keiner bezahlten Arbeit nachgehen, zeigt sie sich als Erwartungshaltung und Hoffnung an die berufliche Zukunft.

Darüber hinaus zeigt sich bei der Analyse des Gesprächsverlaufes, dass die Norm des Späßes und der Freude an der Erwerbsarbeit unterschiedliche Funktionen haben kann:

- Erstens kann sie zur Stabilisierung der familialen Einheit durch Abgrenzung von außen dienen. Dies ist in den Familien Huber und Alvarez der Fall, als bei der Verhandlung des Arbeitsverständnisses berufs- und bildungsmilieuspezifische Unterschiede auftreten, die sich vereinfacht in der Differenz Hand / Kopf und Büro / Draußen zeigen. Hier hat die wechselseitige Versicherung des Späßes an der eigenen beruflichen Arbeit den Effekt, eine Gemeinsamkeit herzustellen, die die Unterschiede in den Hintergrund rückt. Als Negativfolie dienen dabei Personen, die keinerlei Freude an ihrer beruflichen Arbeit empfinden, „sich quälen“ (Fam. Huber, Z. 4675) und „einen Burnout ham“ (ebd., Z. 4677) oder generell „nicht erfüllt in ihrer Arbeit“ (Familie Alvarez, Z. 3106 f.) seien.
- Zweitens kann die Betonung positiver Gefühle in Bezug auf die eigene berufliche Arbeit zur Aufwertung der Arbeit einzelner Familienmitglieder (gegenüber der Familie, der Interviewerin oder abstrakten Anderen) beitragen. Dies zeigt sich einerseits im Rahmen des „mütterlichen Anerkennungsdefizits“ (6.4.1) bei Ingrid Berger, Renate Huber und Andrea Dallmer. Die Frauen betonen die Freude, Spaß und positive Resonanz in Bezug auf ihre berufliche Arbeit im Gegensatz zur Hausarbeit, die sie als eher anstrengend, teilweise belastend und zumindest nicht vergnüglich empfinden. Die berufliche Arbeit stellt sich hier als überwiegend freudvoll und auch sinnstiftend dar, Hausarbeit hingegen als die eigentliche Anstrengung. Das bedeutet implizit auch, dass durch Hausarbeit ein gewisses Opfer für die Familie erbracht wird, denn nur diese wird mit Mühsal und Unlust in Verbindung gebracht.
- Drittens dient die Betonung des Späßes auch als Aufwertung bei finanziell schlechten oder atypischen Beschäftigungsverhältnissen. Zum Beispiel erzählt Gisela Emmert, dass sie beim Schneidern für Bekannte, Freunde und Verwandte zwar kaum Geld verdiente, sie aber Spaß an der Arbeit hatte. Ähnlich verhält es sich bei ihrer Tochter Elisabeth hinsichtlich ihrer Berufsentscheidung und einzelner beruflicher Aufträge, die sie annimmt. Generell grenzt

sich die Familie von Menschen ab, die viel Geld verdienen, aber keine Freude an ihrer Arbeit empfinden (vgl. 5.3.5). Strukturell ähnlich verhält sich die Betonung positiver Gefühle bei Karin Fischer. Das Ausüben vier verschiedener Jobs beschreibt sie als „prickelnd“, (Fam. Fischer, Z. 2541), da es besonders abwechslungsreich und interessant sei. Auch wenn sie zuvor immer wieder die finanzielle Notwendigkeit des Arbeitens betont, so bringt sie ihre spezielle berufliche Situation nicht mit diesen materiellen Zwängen, sondern mit positiven Gefühlen in Verbindung.

Im Vergleich mit Erwerbsarbeit wird Hausarbeit stärker mit negativen Gefühlen assoziiert, und dies vor allem von Frauen. Dies hängt mutmaßlich auch damit zusammen, dass Hausarbeit im Geschlechtervergleich häufiger und länger von Frauen thematisiert wird. Allerdings werden verschiedene Formen von Hausarbeit (Arbeiten an und im Haus) mit positiven Gefühlen assoziiert. So sagt Katja Dallmer über das Putzen ihrer Wohnung: „Des is für mich @Entspannung@.“ (Fam. Dallmer, Z. 3318) Insgesamt steht allerdings stärker als bei der Erwerbsarbeit das Ergebnis der Arbeit, und nicht (nur) die Tätigkeit selbst im Vordergrund. Dies wird an einer Aussage von Elisabeth Emmert über das Putzen der Küche und das Geschirrspülen deutlich (vgl. auch das Zitat in 5.3.5):

„Elisabeth: Es=is furchtbar. aber (.) es is dann (.) ne Sache, die ähm (.) des macht dann auch Spaß, ja, weil=ich geh jetzt in die Küche und des macht Spaß weil des sauber is.“ (Fam. Emmert, Z. 3768)

Das Ergebnis der Arbeit, nämlich die saubere Küche, und nicht die Tätigkeit an sich ruft ein positives Gefühl bei ihr hervor. Während das Putzen selbst „furchtbar“ ist, entsteht durch die saubere Küche, und/oder die Aussicht auf eine saubere Küche ein positives Gefühl. Etwas anders wird die Bedeutung des Ergebnisses bei Familie Fischer ausgedrückt, am Beispiel des Anlegens eines Kräuterbeetes, sagt Nina: „ich erschaffe irgendwas“ (Fam. Fischer, Z. 2484). Egal ob sprachlich eher das Schaffen (Spülen von Geschirrbbergen) oder Erschaffen in den Vordergrund gestellt wird, wichtig ist das Ergebnis. Ein weiterer

Unterschied zwischen der Thematisierung von Gefühlen in Bezug auf Erwerbsarbeit und Hausarbeit besteht darin, dass stärker die positiven Gefühle anderer im Vordergrund stehen, genauer gesagt die positiven Gefühle anderer Familienmitglieder. Diese freuen sich über das gekochte Essen oder das gemachte Bett (Familie Alvarez), sind dankbar und froh über das Butterbrot und das aufgeräumte Zimmer (Familie Emmert) oder das aufgestapelte Feuerholz (Fam. Berger und Huber). Wie in 4.5.2 erläutert wurde, rufen die reproduktiven Arbeiten positive Gefühle bei anderen Familienmitgliedern hervor, da sie von den Empfänger*innen als Ausdruck von Wertschätzung und Zuneigung gedeutet werden. Gleichzeitig zeigt sich für die Geber*innen in den Reaktionen der Empfänger*innen, also in der Freude und Dankbarkeit, wiederum Wertschätzung und Zuneigung.

Für die am Gespräch teilnehmenden Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die noch keiner Erwerbsarbeit nachgehen, stehen bei der Beschreibung der eigenen Gefühle in Bezug auf Arbeit Schularbeit und Hausarbeit im Vordergrund. Dies möglicherweise, weil diese Arbeiten den Eltern als „Job“ (so eine häufige Formulierung der Eltern) der Kinder gelten und die Kinder diese Annahme teilen. Aber auch Erwerbsarbeit wird von den jüngeren Interviewteilnehmenden, wie oben beschrieben, in Zusammenhang mit Gefühlen gebracht: Sie wird als positive Zukunftsvision mit positiven Gefühlen assoziiert, wobei auch eine Ambivalenz zu sehen ist. Hausarbeiten und Schularbeiten stellen sich auf der Gefühlsebene für sie ebenso als ambivalent dar: Sie können „Spaß“ (Hanna Dallmer, Z. 2276) machen oder nicht, als „anstrengend“ (Lina Guse, Z. 3569) empfunden werden oder leicht von der Hand gehen, „interessant“ oder „nervtötend“ (Frieda Guse, Z. 3901) sein.

6.1.5 Funktionen von Arbeit: „Sinn“ und „Geld“

Arbeit wird in allen Gesprächen auch hinsichtlich der Frage behandelt, was sie primär ‚soll‘, beziehungsweise was ihre wichtigsten Aufgaben oder Funktionen sind. Wie bereits beschrieben wurde, ist ein Knackpunkt der Verhandlung von Arbeit, ob nur bezahlte Arbeit als Arbeit zu gelten habe. Auch wenn hierüber in den Familien verhandelt

wird, so steht generell nicht zur Debatte, dass finanzielle Entlohnung eine wichtige Funktion von Arbeit ist. Die materielle Ebene stellt eine Dimension dar, hinsichtlich derer der Arbeitsbegriff in allen Familien verhandelt wird. Alle Familien nehmen Entlohnung von Arbeit prinzipiell als einen ermöglichenden Aspekt dar: Sie sehen Entlohnung / Geld für Arbeit zu erhalten prinzipiell als eine notwendige Voraussetzung für das (eigene) Leben. In manchen Familien wird neben diesem (Über-)Lebensaspekt entlohnter Arbeit auch Sicherheit als ein Aspekt von Erwerbsarbeit thematisiert. Dabei wird entweder das Wort „Sicherheit“ verwendet, oder damit assoziierte Begriffe und Beschreibungen, etwa die Altersvorsorge oder die Ermöglichung notwendiger Reparaturen an Haushaltsgeräten. Nathalie Clauer formuliert etwa:

„Nathalie: Es gibt einfach Sicherheit, ja. (.) ähm (.) man äh äh verdient äh Geld, man:: kriegt sein- n Alterssitz irgendwie gesichert.“
(Fam. Clauer, Z. 2161)

Etwas anders formuliert es Frank Dallmer (vgl. 5.3.4), wenn er davon spricht seine Familie „ernähren“ zu können, ohne besonders auf Geld achten zu müssen (vgl. Fam. Dallmer, Z. 3869 ff.). Es geht also um die Art und Weise wie die Familie leben kann, nämlich ohne sehr auf die Ausgaben achten zu müssen, etwa wenn Dinge (neu) angeschafft werden müssen. Die Ermöglichung eines spezifischen Lebensstandards wird auch in anderen Familien thematisiert. Damit ist kein bestimmter ‚hoher‘ Lebensstandard gemeint, sondern die Tatsache, dass manche Familien die Ermöglichung (kleiner oder größerer) Wünsche und Praktiken, die über das reine Überleben hinausgehen und die sie als nicht selbstverständlich empfinden, in Zusammenhang mit entlohnter Arbeit beschreiben. Genannt wird zum Beispiel sich ein Auto leisten zu können, in den Urlaub zu fahren oder Essen gehen zu können. Gabriele Alvarez beschreibt in diesem Zusammenhang die subjektive Bedeutung von Arbeit folgendermaßen:

„Gabriele: Und auf der andern Seite is halt Arbeit für mich [...] Unabhängigkeit. Also eigentlich mach ich (.) mit dem Geld was ich verdienen @(.)@ @schon (.) z- zu 70 Prozent des, was ich möcht. @(3)@ [...] Und

des is halt schön, wenn du, wenn du dein eigenes Ding hast. ich hab jetzt mein eigenes Auto, des hab ich dem Daniel abgekauft. Find ich so cool.“
(Fam. Alvarez, Z. 3753 ff.)

Sich kaufen zu können. was sie möchte. wird durch „Arbeit“ ermöglicht. Dass diese Möglichkeit des Konsums keine Selbstverständlichkeit für sie und ihre Familie ist, wird während des Gesprächs immer wieder verdeutlicht. Einerseits hatte die Familie selbst in der Vergangenheit weniger Einkommen zur Verfügung, andererseits geht die Familie davon aus, dass andere Personen zum Teil weniger Einkommen zur Verfügung haben (vgl. 5.3.1).

Auch in Familie Emmert wird die Bedeutung von Arbeit hinsichtlich der Finanzierung bestimmter Wünsche verdeutlicht. Elisabeth Emmert beschreibt einen Wendepunkt in ihrer Kindheit, als ihre Mutter eine neue Anstellung annahm:

„Elisabeth: Also ich weiß wie du dann da gearbeitet hast bei (Name Firma) und dann bist du nämlich mal unter der Woche (.) mitm Stück Kuchen heimgekommen und hast gsagt, so, des kömma uns jetzt leisten. (.) Also es war schon (.) ich hab schon gemerkt, dass des was war (.) mit dem arbeiten (.) um, damit wir einfach so (.) über dieses Nötigste so bissel rauskommen. [...] Und so a bisse mal was gönnen, ja.“
(Fam. Emmert, Z. 2397 ff.)

Mit diesen Beschreibungen ist dabei manchmal implizit oder explizit eine Vergleichs- und Entwicklungsperspektive verbunden – etwa, dass bestimmte Güter in der Vergangenheit für die Familie nicht leistbar waren, oder dass andere Familien sich etwas nicht leisten können. Den Beschreibungen wohnt also eine Ambivalenz von Möglichkeiten und Grenzen dieser Möglichkeiten inne, wobei die Nicht-Finanzierung des Lebensstandards den negativen Horizont darstellt.

Nicht ganz trennscharf dazu wird Geld als Arbeitsmotivation thematisiert. Manche Familien thematisieren Geld als Arbeitsmotivation als Kompromiss zwischen der prinzipiellen Notwendigkeit einer finanziellen Grundlage und dem Streben nach einer sinnvollen Beschäftigung, die Freude bereitet. „Nur“ aus finanzieller Notwendigkeit arbei-

ten zu *müssen*, um sich überhaupt finanzieren zu können, obwohl die Lohnarbeit keine Erfüllung oder Sinn verspricht, wird als notwendiges Übel (meist Anderer) betrachtet. In anderen Familien wird Geld als primäre Arbeitsmotivation thematisiert: *Bewusst* einen bestimmten Beruf, eine Branche, oder Betrieb zu *wählen*, weil diese ein hohes Einkommen versprechen, ohne damit gleichzeitig einer sinnversprechenden, erfüllenden Arbeit nachzugehen, stellt in manchen Familien einen starken negativen Horizont dar (Familien Emmert, Huber, Alvarez). Als eine weitere Funktion lässt sich – neben den oben beschriebenen positiven Emotionen, die durch „Arbeit“ erfahren werden sollen – der Bereich der Sinnstiftung und Selbstverwirklichung identifizieren, der sich als übergreifender Orientierungsrahmen in den Gesprächen dokumentiert. „Sinn“/„sinnvoll“ taucht dabei als Begriff in vielen Gesprächen bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes auf. In den Gesprächen werden diese Begriffe allerdings nicht soziologisch verwendet. Der Begriff „Sinn“ meint dann nicht allgemein die Bedeutung, die etwas zugeschrieben wird und „sinnvoll“ meint nicht (nur), dass durch das eigene Handeln ein erwünschter Zustand herbeigeführt wird. (vgl. Bahrdt 2003: 31 f.) Wenn in den Gesprächen vom „Sinn“ (Claudia Clauer, Z. 2256) der Arbeit oder von „sinnvolle[r] Arbeit“ (Gabriele Alvarez, Z. 3104 ff.) gesprochen wird, dann wird damit assoziiert, dass die Arbeit für das Subjekt erfüllend und befriedigend ist, und dass damit ein höheres Gut (Lebensziel) erreicht wird. Es geht also um die Frage, wie das Subjekt auf der Sinnesebene in Bezug zum Arbeitsbegriff gesetzt wird.

In drei Familien wird Arbeit explizit als übergeordneter Lebenssinn thematisiert (Familien Alvarez, Clauer und Fischer). Hier zeigt sich die Norm vom Menschen als tätigem Wesen, wobei Arbeit und Leben nicht mehr zwingend unterschieden werden. So formuliert etwa Karin Fischer ihr Arbeitsverständnis: „Für mich is des (.) Leben.“ (Karin Fischer, Z. 2470) Ihre Tochter Nina stimmt ihr darin zu. Die daran anschließend genannten Beispiele beziehen sich auf sehr unterschiedliche Formen von Arbeit – Erwerbsarbeit, Haus- und Gartenarbeiten. Auch Familie Alvarez entwirft „Arbeit“ als übergeordnetes, sinnstiftendes Gut:

„Gabriele: Ja, für jeden, für jeden Menschen is Arbeit ganz wichtig, find ich, weil ma hat dadurch auch (..) a–

Ursula: L Ja.

Anna: Einen Lebenssinn, ne.“

(Fam. Alvarez, Z. 3083 ff.)

Allerdings bezieht sich die Familie im weiteren Gesprächsverlauf überwiegend auf Lohnarbeit und die Möglichkeiten, beruflich erfolgreich zu sein. Der „Lebenssinn“ wird also hier überwiegend durch berufliche Arbeit gestiftet.

In sechs Familien (Familien Alvarez, Clauer, Dallmer, Emmert, Fischer, Guse) wird der Sinn von Arbeit – erneut überwiegend auf Erwerbsarbeit / berufliche Arbeit bezogen – in der Möglichkeit gesehen, eigene Fähigkeiten, Interessen und Vorlieben in die Arbeit einbringen und sich dadurch „verwirklichen“ (Fam. Alvarez, Z. 3494) zu können. Es geht darum, eine bezahlte Arbeit zu finden, bei der die / der Einzelne die eigenen „Stärken am besten einsetzen“ (Fam. Emmert, Z. 3944) kann. Dabei zeigt sich, dass für die am Gespräch teilnehmenden Frauen der Großelterngeneration zusätzlich wichtig ist, etwas „gut“ oder „schön“ (Fam. Berger, Z. 552) zu machen, „fleißig“ (Fam. Emmert, Z. 3935) und „gewissenhaft“ (Fam. Alvarez, 4512) zu sein und etwas „ernst“ (ebd.) zu betreiben. Auch für die nicht anwesenden Großeltern wird diese „Einstellung“ zu Arbeit beschrieben, bei der die Norm des Fleißes und der Anstrengung im Vordergrund stehen (vgl. Familie Dallmer, Z. 4334 ff.). Es geht also auch darum, wie die eigenen Fähigkeiten eingesetzt werden.

Auch anderen zu helfen ist in manchen Familien eine Funktion, die Erwerbsarbeit zugeschrieben wird. Das Helfen dokumentiert sich dort als Teil des Wertehorizonts über den eine Sinnstiftung stattfindet (Familien Alvarez, Berger, Emmert). Beispielsweise will Anna Alvarez ihren Schüler*innen, die zum Teil aus bildungsfernen Familien kommen, helfen, Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu entwickeln. Annas Vater wiederum hilft als Handwerker gerne anderen Menschen bei Notfällen, auch wenn das bedeutet, dass er abends oder am Wochenende aus dem Haus muss. Bei Familie Emmert will Tochter Marie gerne etwas studieren, das ihr ermöglicht, anderen zu helfen.

Schließlich wird in vier der Familien Arbeit als Tätigkeit thematisiert, in der etwas mit den „Händen“ geschaffen werden kann (Familien Alvarez, Clauer, Huber und am Rande auch Fischer). Hier spielt die oben bereits erwähnte Unterscheidung von „Hand(werk)“ (Fam. Alvarez, Z. 4079)/„körperlicher Arbeit“ (Fam. Clauer, Z. 2091) versus „geistige“ (Fam. Huber, Z. 4448) Arbeit eine Rolle. Diese Unterscheidung ist gekoppelt an die Differenzierung des Arbeitsortes: „draußen“ (Fam. Alvarez, Z. 2965) versus „Büro“ (Fam. Clauer, Z. 2173). Mit den eigenen Händen (handwerklich) zu arbeiten dient dabei als romantische, sinnstiftende Kontrastfolie gegenüber der Arbeit im „Büro“ als Ort sinnentleerter, repetitiver Arbeit. Die Differenzierung dieser beiden Formen von Arbeit ist dabei gleichzeitig eine zwischen einzelnen Familienmitgliedern als Vertreter*innen dieser Arbeitsformen (bei Familie Alvarez zwischen Daniel und seinem Schwiegervater, bei Familie Huber zwischen Anton und seinem Sohn Maximilian) oder zwischen verschiedenen Stationen der eigenen Berufsbiographie (bei Claudia Clauer zwischen dem früheren und dem jetzigen Beruf).

Arbeit als Sinnstiftung und als materielle Grundlage für das eigene Leben sind also generationen-, geschlechter- und familienübergreifende Orientierungen. Es gibt allerdings Unterschiede hinsichtlich der Art und Weise der Sinnstiftung und der Bedeutung, die der finanziellen Entlohnung beigemessen wird.

6.1.6 Zusammenfassung und Einordnung

Es zeigt sich insgesamt, dass der Begriff der „Arbeit“ für die Familien nicht einfach oder eindeutig zu bestimmen ist. Die Familien müssen ihn verhandeln und können keine ad hoc-Definition des Begriffes liefern. Hier zeigt sich die „notorische Unbestimmtheit“ (Voß 2010: 23) des Arbeitsbegriffes, und dies hinsichtlich verschiedener Dimensionen: welche Tätigkeiten werden damit bezeichnet, welche Gefühle und Funktionen damit assoziiert? Bei der Verhandlung des Begriffes zeigen sich verschiedene durchgängige Ambivalenzen und übergreifende Orientierungen. Alle Familien verhandeln den Arbeitsbegriff hinsichtlich derselben übergeordneten Dimensionen: Erstens werden verschiedene Tätigkeitsformen in den Blick genommen, wobei die Frage der

finanziellen Entlohnung eine besondere Rolle spielt. Zweitens werden Emotionen und Affekte in Bezug auf Arbeit thematisiert und drittens verschiedene Funktionen von Arbeit betrachtet.

Welche Tätigkeiten als Arbeit gelten, den einzelnen Personen also ‚in den Sinn kommen‘ hängt dabei mit ihren lebensweltlichen Erfahrungen und der aktuellen Lebenssituation zusammen. Hier zeigen sich gewisse milieuspezifische, generationenspezifische und geschlechtsspezifische Unterschiede. Zum Beispiel werden Lern- und Schularbeiten als Formen von Arbeit in denjenigen Familien thematisiert, in denen die Kindergeneration / ein Teil der Kindergeneration noch die Schule besucht oder zum Zeitpunkt des Interviews studiert. Besonders im Sprechen der Kinder und Jugendlichen über Arbeit nehmen Schularbeiten eine zentrale Rolle ein, etwa wenn über Gefühle in Bezug auf „Arbeit“ gesprochen wird. Ein geschlechtsspezifischer Unterschied zeigt sich bezüglich Hausarbeiten: Werden nur die Gespräche betrachtet, in denen Männer und Frauen am Gespräch teilnehmen (dies sind fünf Familien), dann werden in vier dieser Familien Arbeiten jenseits von Erwerbsarbeit zuerst von einer Frau angesprochen. Bei der Kombination der Merkmale Generationenzugehörigkeit, Geschlecht und Familienform zeigt sich zudem, dass bei vier der fünf Frauen (Müttern) der mittleren familialen Generation, die in einem Haushalt mit einem männlichen Ehepartner zusammenleben, eine besonders starke Betonung der unbezahlten Hausarbeit als Form von Arbeit stattfindet. Dies interpretiere ich als diskursive Aufwertungsstrategie der Mütter gegenüber ihren anwesenden Partnern und / oder Kindern (ausführlicher dazu 6.4). Hier hat die Frage nach Entlohnung / Nicht-Entlohnung eine geschlechtsspezifische Dimension, die sich allerdings in den Gesprächen auf eine Generation von Frauen in einer bestimmten Familienform beschränkt, die ein Anerkennungsdefizit formulieren.

Erwerbsarbeit und Hausarbeit sind zwei Bereiche von Arbeit, die in allen Familien bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes thematisiert werden. Eine Hauptdifferenzierungslinie anhand derer der Arbeitsbegriff verhandelt wird ist die Frage, ob nur Erwerbsarbeit oder auch andere Tätigkeiten als Arbeit gelten können. Auf der Ebene des expliziten Wissens, also des bewussten Nachdenkens über Arbeit findet dabei in keiner der Familien eine Einigung auf einen erwerbszentrier-

ten Arbeitsbegriff statt. Die Hälfte der Familien entwirft über den Verlauf des Gespräches einen nicht-erwerbszentrierten Arbeitsbegriff. Auf dieser Ebene lassen sich also insgesamt keine Spuren einer Reduktion des Arbeitsbegriffes auf Erwerbsarbeit feststellen, wie sie etwa Kocka in der historischen Rekonstruktion des Arbeitsverständnisses ab dem 19. Jahrhundert feststellt (Kocka 2001: 8 ff.) und wie feministische Analysen des Arbeitsbegriffes kritisieren (vgl. 2.1).

Eine Entwertung reproduktiver Arbeit gegenüber produktiver Arbeit lässt sich auf der Ebene des expliziten Wissens also nicht feststellen. Dennoch dokumentiert sich im Sprechen über Arbeit eine Anerkennungshierarchie zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit. In der Art und Weise, wie die Familien während des gesamten Gespräches über „Arbeit“ sprechen, zeigt sich eine Priorisierung der Erwerbsarbeit gegenüber anderen Formen von Arbeit: Erstens wird passagenweise nur über Erwerbsarbeit gesprochen, wenn von „Arbeit“ die Rede ist. Zweitens wird Erwerbsarbeit als Norm markiert, indem sie etwa als „richtige“ Arbeit, „normale“ Arbeit oder „klassische“ Arbeit bezeichnet wird. Darüber hinaus werden andere Formen von Arbeit immer mit einem Zusatz bedacht: „Hausarbeit“ oder „Schularbeit“ sind eben nicht nur einfach „Arbeit“, sondern besondere Arbeit. Drittens werden bestimmte Formen reproduktiver Arbeit in allen Gesprächen bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes ausgeklammert: Während bei der Diskussion des Arbeitsbegriffes Hausarbeiten und besonders auch betont körperliche Arbeiten an und im Haus in allen Familien als mögliche Form von Arbeit thematisiert werden, bleibt die intim-körperliche Ebene von Reproduktionsarbeit komplett unsichtbar – sie wird also nicht angesprochen. Möglicherweise bleiben diese Formen reproduktiver Tätigkeiten als Arbeit deswegen unsichtbar, weil es sich hier in besonderer Weise um „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1976) beziehungsweise „Liebe als Arbeit“ Bock/Duden 1976) handelt. Denn hier wird an Körpern der Anderen gearbeitet und werden Körper auf intime Weise miteinander in Bezug gesetzt. Gleichzeitig werden Tätigkeiten wie Stillen und Pflegen innerhalb der Familie möglicherweise besonders als Ausdruck der Zuneigung gedeutet, weil sie so intim sind.

Wie bereits erläutert wurde (vgl. 4.4) ist für die gerechte Verteilung von Arbeit zunächst wichtig, verschiedene Formen von Tätigkeit als

„Arbeit“ sichtbar zu machen, um dann alle Formen von Arbeit gerecht zwischen Gesellschaftsmitgliedern verteilen zu können (vgl. z.B. Haug 2008). Nur was als „Arbeit“ sichtbar wird, kann Teil der Verhandlungsmasse im Rahmen der gerechten Verteilung von Arbeit werden. Während die Hausarbeit offenbar beim „Kampf um Beachtung“ (Wagner 2004: 127) erfolgreich sichtbar gemacht wurde, auch wenn sie immer noch gering geschätzt wird, haben andere Formen der Reproduktionsarbeit offenbar nicht einmal die Stufe der Geringschätzung erreicht, können also noch nicht in den „Kampf um Anerkennung“, sondern nur in den „Kampf um Beachtung“ eintreten (vgl. 4.3).

Bezüglich der Dimension der Gefühle und Affekte lässt sich festhalten, dass keine Familie und keine Einzelperson rein negative Gefühle und Affekte mit „Arbeit“ im Sinne von Lohnarbeit assoziiert. Möglicherweise spielt hier die Zusammensetzung des Samples eine Rolle: Alle Familienmitglieder befinden sich in relativer finanzieller Sicherheit, niemand befindet sich etwa im längeren ALG II-Bezug und es besteht keine aktuelle Prekarität durch Vollzeitpflege von Angehörigen oder schwere Krankheit. Insgesamt zeigt sich familien-, geschlechter- und generationenübergreifend die Norm, positive Gefühle in Bezug auf Erwerbsarbeit zu empfinden. Dies äußert sich in normativen Aussagen wie: „Arbeit soll Spaß machen“ und in deskriptiven Aussagen in Form der Beschreibung primär positiver Gefühle in Bezug auf die eigene Erwerbsarbeit / berufliche Arbeit. Diese Norm positiver Gefühle lässt sich auch als Ausdruck von „emotion work“ (Hochschild 1979: 561) interpretieren: Das empfinden von positiven Gefühlen in Bezug auf die eigene Erwerbsarbeit wird wertgeschätzt und die eigenen Gefühle und das Sprechen darüber werden entsprechend gesteuert. Zudem zeigt sich die Betonung der positiven Gefühle hinsichtlich der Erwerbsarbeit als einheitsstiftend: Mögliche familiäre Anerkennungskonflikte werden durch die wechselseitige Betonung des Spaßes an der Arbeit abgeschwächt oder aufgelöst. Die Familie als „Gefühlsgemeinschaft“ (vgl. 1.1.3) zeichnet sich in Bezug auf „Arbeit“ in den von mir interviewten Familien also auch durch die gemeinsame positive Bezugnahme auf Lohnarbeit aus. Dabei grenzen sich die Familien von Menschen oder Personengruppen ab, die keinen Spaß an der Arbeit empfinden, die ein Burnout haben, sich in die Arbeit quälen.

Obwohl positive Gefühle in Bezug auf Lohnarbeit stark betont werden, stellt sich Lohnarbeit, aber auch generell Arbeit als gefühlsmäßig ambivalent dar: Erwerbsarbeit / berufliche Arbeit macht demnach zwar überwiegend, aber nicht immer Spaß und wird auch mit Anstrengung, Unlust und Verärgerung assoziiert. Im Gegensatz zu anderen Arbeitsformen zeigt sich dabei fallübergreifend die Annahme, dass bezahlte Arbeit auch trotz (vorübergehender oder andauernder) negativer Gefühle erledigt werden muss. Die Familien sehen hier einen starken Zwangscharakter der Arbeit, den sie in der finanziellen Notwendigkeit der Lohnarbeit begründet sehen. Dieser Zwang wird bei anderen Formen von Arbeit nicht gleichermaßen betont. Hausarbeit wie kochen und Wäsche waschen etwa, die ja auch getan werden muss, wird nicht auf die gleiche Weise mit Zwang in Verbindung gebracht.

Auch wenn der Zwangscharakter von Lohnarbeit stärker betont wird als bei Hausarbeit wird letztere stärker mit negativen Gefühlen assoziiert, und dies vor allem von Frauen. Dies hängt mutmaßlich auch damit zusammen, dass Hausarbeit im Geschlechtervergleich häufiger und länger von Frauen thematisiert wird. Die Betonung der negativen Gefühle kann dabei, ebenso wie die Betonung des Spaßes an Erwerbsarbeit, als Aufwertungsstrategie verstanden werden. Hausarbeit dient nicht im selben Maße als sinnstiftend wie Erwerbsarbeit, muss aber dennoch erledigt werden, und zwar überwiegend von Frauen, wie sich in den Gesprächen zeigt. Durch die Betonung negativer Gefühle erweist sich die Hausarbeit gegenüber der Erwerbsarbeit als eigentliche Anstrengung und die Übernahme der Hausarbeit als gewisses Opfer, das die Frauen für ihre Familien erbringen.

Hinsichtlich der verschiedenen Funktionen von Arbeit zeigt sich, dass Lohnarbeit durchgehend als eine notwendige Voraussetzung für das (eigene) Leben betrachtet wird. Reproduktive Formen von Arbeit hingegen werden nicht in derselben Weise als überlebensnotwendig thematisiert. Erwerbsarbeit wird zudem mit Sicherheit und der Ermöglichung eines erwünschten Lebensstandards assoziiert. Arbeit im Sinne von Lohnarbeit wird als legitime Art betrachtet, durch individuelle Leistungen gesellschaftlichen Status / einen spezifischen Lebensstandard zu erreichen, der als erstrebenswert gilt.

Gleichzeitig dokumentiert sich als eine weitere zentrale Orientierung „Arbeit als sinnvolles Tätigsein“ (Aßländer 2005: 32) und zwar über den Sinn der materiellen Lebensgrundlage hinausgehend. Arbeit, und auch hier wieder überwiegend Erwerbsarbeit, wird als für das Subjekt erfüllend und befriedigend konzipiert, als „Lebenssinn“ und Möglichkeit zur „Selbstverwirklichung“. Die Differenzierung von körperlicher / geistiger Arbeit (vgl. 6.1.5) ist dabei eine Spielart der Hoffnung auf sinnstiftende Arbeit. Allerdings bleiben hier bestimmte Formen körperlicher Arbeit komplett ausgeklammert, wie bereits erläutert wurde. Körperliche Arbeit wird hier nur als beruflich-handwerkliche oder aber unbezahlte, im weitesten Sinne handwerkliche Arbeit an und im Haus anerkannt.

Insgesamt dokumentiert sich, dass im Rahmen primär beruflicher Arbeit eigene Fähigkeiten, Interessen und Vorlieben in die Arbeit eingebracht werden sollen. Hier zeigt sich generationen- und geschlechterübergreifend Arbeit als subjektiviertes Arbeiten (vgl. 2.4) – es bestehen hohe subjektive Ansprüche an Arbeit als Mittel zur Selbstverwirklichung und primäre Sinnstiftung. Diese Ansprüche werden im Gespräch verbal anerkannt, sie dienen als positiver Horizont – sinnentleertes Arbeiten wird abgelehnt, was an negativen Beispielen (Akkordarbeit, Büro) deutlich wird. Bei den Frauen der Großelterngeneration zeigt sich zusätzlich zur Sinnstiftung in Form subjektivierten Arbeitens eine gewisse ‚Tugendethik‘: Hier geht es weniger um die Beziehung von Subjekt und Arbeit, sondern stärker um Tugenden wie Fleiß und Ernsthaftigkeit, die zwar auch im Arbeiten verwirklicht werden sollen, aber gleichzeitig über die Arbeit hinaus weisen.

Zusammenfassend zeigen sich im Arbeitsverständnis mehrere Ambivalenzen: Einerseits wird Arbeit als „sinnvolles Tätigsein“ (Aßländer 2005: 32), aber auch „Selbstbestätigung“ und „Erfolgsausweis“ (ebd.) gedeutet, verbunden mit positiven Gefühlen und legitimem Wohlstand. Dies erinnert an den bürgerlich-kapitalistischen Arbeitsdiskurs (vgl. 4.1). Gleichzeitig wird Arbeit aber auch als Anstrengung, als Mühsal und Zwang verstanden – Bedeutungen, die sich im jüdisch-christlichen und antiken Arbeitsverständnis finden (vgl. 4.1). Dennoch zeigt sich Arbeit insgesamt als ein Gut in allen Familien, das heißt die Familien beziehen sich überwiegend positiv auf „Arbeit“. Was sich in 4.1 auf gesellschaftlicher Ebene zeigte, gilt also auch innerfamiliär. Das

heißt, dass für Arbeit(en) generell Anerkennung in den Familien erhalten werden kann. Wie in 6.4 noch gezeigt wird, ist dieses Gut dabei an spezifische familiäre Werte geknüpft.

6.2 Familie als besonderer Anerkennungsort: Anerkennungsutopien und „Aufrechnen“

In Kapitel 5.1 wurde beschrieben, welche konkreten Praktiken die Familien als Ausdruck von Anerkennung deuten. In diesem Kapitel soll nun darauf eingegangen werden, inwiefern sich in den Gesprächen zeigt, dass Familien ein besonderer Anerkennungsort sind. Dabei liegt der Fokus auf folgenden Punkten:

- Wie treten Anerkennungsprinzipien familienübergreifend in Erscheinung?
- Wie sind Anerkennungserwartungen familienübergreifend beschaffen?
- Welche zentralen Themen und Orientierungen zeigen sich dabei?
- Zeigen sich Ambivalenzen und Spannungen und falls ja, inwiefern?
- Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich in und zwischen den Familien feststellen?

Familien stellen sich dabei als besonderer Anerkennungsort heraus, insofern hier verschiedene Anerkennungsprinzipien und -erwartungen in einem Spannungsverhältnis stehen. Zur Veranschaulichung wird zunächst die Spannung zwischen bedingter und unbedingter Anerkennung in Familien gezeigt (6.2.1) und anschließend das ambivalente Verhältnis von Reziprozitätserwartungen (6.2.2) und dem Prinzip des Aufrechnens (6.2.3) erläutert. Abschließend werden die wichtigsten Erkenntnisse zusammengefasst (6.2.4).

6.2.1 Zwischen „Leistung“ und der Freude über das „Dasein“

Axel Honneths (1994) Anerkennungsmodell unterscheidet verschiedene Anerkennungssphären mit je unterschiedlichen Anerkennungsformen und -prinzipien. In Analysen, die auf Honneths Modell aufbauen, wird mitunter diese Trennung der Anerkennungssphären hinterfragt. Ein Kritikpunkt lautet, dass sich im Bereich der emotionalen Nahbeziehungen nicht nur die Anerkennungsform der Liebe, sondern auch Hinweise auf andere Anerkennungsformen und -prinzipien finden ließen. Auch in den von mir geführten Familiengesprächen zeigt sich, dass Familie ein Anerkennungsort ist, an dem verschiedene Anerkennungsprinzipien aufeinander treffen. Familie wird einerseits als ein Ort beschrieben und/oder als ein Ort erhofft, an dem es unbedingte Anerkennung gibt. Gleichzeitig finden sich in den Beschreibungen der Familien Hinweise auf das Leistungsprinzip, also auf Anerkennung von Subjekten auf Grund spezifischer Leistungen und Fähigkeiten und die Bemessung des Wertes individueller Beiträge für eine Gemeinschaft (im Falle dieser Studie: einer Familie oder die Gesellschaft). Einerseits scheinen die Familien also Gemeinschaften mit (vermeintlich) geteiltem Wertheorizont zu sein, vor dessen Hintergrund Leistungen der Familienmitglieder eingeordnet und hierarchisiert werden. Gleichzeitig verstehen sich viele Familien als eine Gemeinschaft unbedingter Anerkennung (beziehungsweise wünschen sich, eine solche zu sein). Gemeint ist damit die Anerkennung als ganzer Mensch, unabhängig von irgendwelchen Beiträgen.

Das Spannungsverhältnis von bedingter und unbedingter Anerkennung äußert sich in den Gesprächen auf unterschiedliche Art und Weise: Entweder wird der Begriff der „Leistung“ explizit genannt und als ambivalentes Anerkennungsprinzip verhandelt. Oder aber der Begriff der „Leistung“ wird nicht benannt, aber das Leistungsprinzip inhaltlich als solches beschrieben, wobei sich die Familienmitglieder teilweise davon abgrenzen. In manchen Familien wird die Anerkennung *für* Leistungen und die Anerkennung *als* Mensch beziehungsweise Familienmitglied explizit als Spannungsverhältnis wahrgenommen und problematisiert. In anderen Familien werden die beiden Anerkennungsprinzipien nicht

als antagonistisch beschrieben, sondern scheinen zu koexistieren, ohne dass eine Spannung wahrgenommen würde.

In der Hälfte der Gespräche wird der Begriff der „Leistung“ explizit genannt (Familien Alvarez, Dallmer, Emmert, Huber), ohne dass der Begriff zuvor von der Interviewerin vorgegeben worden wäre. In einer weiteren Familie (Familie Clauer) wird der Begriff der „Leistung“ zwar nicht explizit genannt, jedoch nehmen die Familienmitglieder inhaltlich auf das Leistungsprinzip Bezug. In all diesen Familien werden das Leistungsprinzip und / oder der Leistungsbegriff ambivalent thematisiert und die Familienmitglieder grenzen sich davon entweder komplett oder teilweise ab. Das Prinzip der unbedingten Anerkennung hingegen wird in fünf Gesprächen (Familien Alvarez, Clauer, Dallmer, Emmert, Fischer) als etwas Erstrebenswertes thematisiert – entweder als eine Utopie / Hoffnung oder als reale, in der eigenen Familie gelebte Anerkennungskultur. Im Folgenden möchte ich die beiden Anerkennungsprinzipien anhand einiger Beispiele aus den Gesprächen genauer illustrieren.

In Familie Alvarez werden immer wieder Beispiele für diese unbedingte Anerkennung im Familienalltag gebracht, etwa von Adrian Alvarez, der beschreibt, wie er seiner Frau immer wieder ohne einen bestimmten Anlass Blumen mitbringe, was diese sehr freue. Damit wolle er sagen:

„Und sozusagen, schau mal, danke (.) für, dass du überhaupt do bist.// mhm//und das is das Schöne.“ (Adrian Alvarez, Z. 4743)

Dieses „überhaupt da sein“ rekuriert auf jene Art der Anerkennung, die Honneth als Anerkennungsform der „Liebe“ bezeichnet und in seinem ursprünglichen Anerkennungsmodell alleine dem Bereich der Nahbeziehungen (Freundschaften, Paarbeziehungen, Familien) zurechnet (vgl. 3.4). Dankbar dafür zu sein, dass jemand überhaupt da ist, bedeutet, dass der / die Andere erstens nichts leisten muss um diese Dankbarkeit auszulösen. Zweitens bedeutet es, als Person mit, wegen oder vielleicht auch trotz aller Eigenschaften anerkannt zu werden.

Gleichzeitig ist auch das Leistungsprinzip im Gespräch präsent. So stellt Mutter Gabriele in Hinblick auf ihre Familie fest: „Also Leistung wird schon sehr hoch ge- äh hoch gehoben.“ (Fam. Alvarez, Z. 4301)

Zudem verwendet die Familie an mehreren Stellen des Gesprächs den Leistungsbegriff positiv, etwa bei der Würdigung der Tatsache, dass Adrian trotz mangelnder Sprachkenntnisse und nach Jahren in seinem Beruf noch eine Berufsausbildung abgeschlossen hat. Dennoch wird am Ende des Gesprächs abschließend die bedingungslose Wertschätzung innerhalb der Familie hervorgehoben, indem Tochter Anna betont:

- „Anna: Ich schätz alle wert, alle wel-, @alle Familie wert@. (.) Des is alles toll.
 Gabriele: @(.).@
 Daniel: Aber unabhängig von der Tätigkeit.
 Adrian: @(.).@
 Anna: Unabhängig von der Tätigkeit.“
 (Fam. Alvarez, Z. 4867 ff.)

Der Einwurf ihres Mannes Daniel, dem von niemandem widersprochen, sondern der von Anna wiederholt wird, betont die Unabhängigkeit der familialen Anerkennung – hier als „Wertschätzung“ bezeichnet, von jeglicher „Tätigkeit“. Daniel verweist hier also auf eine tatsächlich gelebte unbedingte Anerkennung innerhalb der Familie. Etwas weniger explizit zeigt sich dies bei Familie Fischer (vgl. 5.3.6). Karin Fischer und ihre Tochter Nina beschreiben einvernehmlich eine harmonische Anerkennungsbeziehung zwischen sich und verwenden dafür Adjektive wie „liebervoll“, „aufmerksam“ und „respektvoll“. Die Unbedingtheit der Anerkennung zeigt sich hier vor allem in der Selbstverständlichkeit der wechselseitigen Unterstützung und Hilfe. Hier werden also, wie in anderen Familien auch, fürsorgebezogene Handlungen als Anerkennung oder als Ausdruck von Anerkennung interpretiert (vgl. 3.2). Sich immer zu unterstützen und zu helfen, ohne dass darum gebeten werden muss, und die Andere so gut kennen, dass eine solche Bitte nicht nötig ist – so beschreiben Mutter und Tochter den Umgang miteinander. Illustriert wird dies etwa in der Beschreibung der Organisation von Karins Geburtstagsfeier, bei der ihre Töchter die ganze Zeit über beim Vorbereiten, Aufbauen, Bedienen und Aufräumen halfen. Umgekehrt hilft Karin ihrer Tochter bei der Vorbereitung ihrer Hochzeit. Wie der längere Gesprächsausschnitt in 5.3.6 zeigt, dient Karin das Beispiel einer

Bekannten, deren Kinder bei einer Feier ihrer Mutter kaum geholfen hätten zur Abgrenzung:

„Karin: Also (.) °ich bin völlig entsetzt gewesen.° So was hätt's bei uns nie gegeben (.) des war (.) völlig normal. (.) Also des (.) äh des is Anerkennung (.) da brauch ma ned (.) drüber reden. [...] Des geht mit Blicken los (.) und äh (.) da brauch– des muss ned extra erwäh– also für mich ned.“ (Fam. Fischer, Z. 2889 ff.)

Die beschriebene Selbstverständlichkeit der wechselseitigen Unterstützung als positiver Horizont grenzen Nina und Karin dabei ebenso abstrakt wie anhand konkreter Beispiele von Familien ab, in denen wechselseitiges sich Helfen und Unterstützen eben nicht selbstverständlich seien. Sich hingegen nur mit Blicken verständigen zu können, Stimmungen und Vorlieben der Anderen intuitiv zu erkennen, lässt sich als positiver Horizont unbedingter Anerkennung interpretieren: Die Andere wird mit all ihren Bedürfnissen wahr- und angenommen, die Unterstützung, Liebe und Hilfe ist nicht an eine Leistung geknüpft.

Weniger als gelebte Anerkennungskultur denn als Anerkennungsutopie und somit als „positiver Gegenhorizont“ (erstrebenswert, aber nicht erreichbar) im Sinne der Dokumentarischen Methode wird die unbedingte Anerkennung bei Familie Dallmer thematisiert (vgl. 5.3.4). „Leistung“ ist bei dieser Familie zwar ein zentrales, aber auch ambivalentes Anerkennungsprinzip. Es wird als tradiertes Prinzip beschrieben – die Eltern hätten es von den Großeltern übernommen und an ihre Töchter weitergegeben. Sowohl die Eltern als auch ihre Töchter lehnen die „Leistungsorientierung“ (Andrea, Z. 1826) und den „Vielleistermodus“ (Andrea, Z. 1839) auf diskursiver Ebene zwar explizit ab, gleichzeitig performieren sie das Leistungsprinzip aber – alle warten etwa am Abend des Interviews gespannt auf die Ergebnisse eines Musikwettbewerbs, an dem Tochter Hanna teilgenommen hat. Dem Leistungsprinzip stellt Familie Dallmer am Ende des Gespräches gemeinsam und übereinstimmend eine Anerkennungskultur gegenüber, die sie zum Teil als Utopie, zum Teil als gelebte familiäre Realität beschreiben. Mutter Andrea, ihr Ehemann Frank und Tochter Katja formulieren dies so:

- „Andrea: Dass des auch wichtig is, dass ma einfach sagt, des is schön (.) dass (.) du (.) da bist.(.) Fertig. Des is alles (.), was es braucht. (.) Dein Dasein. (.) Ja. (.) Und da: freu ich mich und (.) ja.
- Frank: Is aber schwierig. (.) Also für uns. (.) Und wir, wir ham's nicht gelernt. (.) Wir ham's–
- Katja: ^LDes is halt schwierig, des in der Praxis zu leben, ja.“
(Fam. Dallmer, Z. 4727 ff.)

Leistungen sind in der als Ideal beschriebenen Anerkennungsordnung nicht relevant, es zählt etwa nicht „was für 'n Betrag is jetzt aufm Konto am Ende vom Monat“ (Katja, Z. 4686). Stattdessen gibt es die Vision unbedingter Anerkennung in der Familie, das „Dasein“ ist alles, was es braucht, um anerkannt zu werden. Unbedingte Anerkennung ist also auch hier etwas, das die Familie anstrebt, sie wird aber als schwer erreichbar beschrieben.

Der Begriff der „Leistung“ dient auch bei Familie Emmert als negativer Horizont. An verschiedenen Stellen des Gesprächs grenzen sich Marie, Maries Mutter Elisabeth und Großmutter Gisela dabei vom „im Allgemeinen in der Gesellschaft“ (Gisela Emmert, Z. 4313) oder „in der heutigen Gesellschaft“ (Elisabeth Emmert, Z. 4802) vermeintlich vorherrschenden Leistungsprinzip ab. Marie beschreibt die eigene Familie zudem als Gegenpol zu mancher ihrer Freund*innen und deren Familien. Sie stellt dabei die Wichtigkeit „innerer Werte“ (Z. 4240) der „Leistung“ gegenüber und bringt somit eine Voraussetzung für familiäre Anerkennung ins Spiel, die scheinbar nicht von äußeren Faktoren abhängt, sondern nur mit den Eigenschaften der Person zu tun hat. An anderer Stelle expliziert Marie dies noch weiter, indem sie eine Freundin als positives Beispiel gelungener Erziehung heranzieht:

- „Marie: Aber die [Maries Freundin, L.K.] is auch gut erzogen worden, muss man sagen, also die hatte wirklich ne (.) ähnliche Erziehung die eben auch darüber lief, dass=es (.) Liebe einfach (.) bedingungslos is. Und dass es nich auf solche Sachen ankommt, also–
- Gisela: ^LGell.
- Elisabeth: Mhm.

Marie: und auch nich auf Leistung.“

(Fam. Emmert, Z. 4820 ff.)

Ohne dass die Interviewerin zuvor die Begriffe „bedingungslos“, „Leistung“ oder „Liebe“ vorgegeben hätte, bringt Marie diese miteinander in Zusammenhang. Sie kontextualisiert diese Aussage noch weiter, indem sie erzählt, die Mutter ihrer Freundin fände es nicht schlimm, wenn diese schlechte Noten hätte (würde sich aber umso mehr über gute Noten freuen). Marie bezieht diese bedingungslose Liebe hier auf die Beziehung zwischen Eltern und Kind und somit auf den Bereich der Familie. Im weiteren Gespräch wird aber Leistung auch als Anerkennungsprinzip der eigenen Familie thematisiert und als etwas Abzulehnendes beschrieben, wie sich im am Ende des folgenden Gesprächsabschnittes zeigt:

„Marie: Aber es gibt tatsächlich Freunde von mir, die wollen mir nich sagen, was ihre Eltern arbeiten oder so.

Elisabeth: Ehrlich?

Marie: Ja, hab ich (.) gab's mal ne Freundin.

Elisabeth: ⌞ Ja.

Gisela: ⌞ Weil (.) Leistung zählt.

Marie: Ja!

Elisabeth: ⌞ Mhm.

Gisela: Leistung zählt.

Marie: ⌞ Und des is bei denen so, und des.

Gisela: in der Gsellsch – jetzt, ja.

Marie: find ich (.) find ich fu::rchtbar.

Elisabeth: Ja aber (.) Mutti des war schon bei dir auch so!

Gisela: ⌞ Ja. Ja::

Elisabeth: Geh?

Gisela: Ja ja.

Elisabeth: Also des is ned (.) jetzt heute so ne Leistungsgesellschaft.“

(Fam. Emmert, Z. 4267 ff.)

Elisabeth spielt hier gewissermaßen die Spielverderberin, indem sie den negativ besetzten Begriff der „Leistung“ in der eigenen Familie veror-

tet und ihre Mutter darauf hinweist, dass dieser Leistung auch immer wichtig gewesen sei. Die These, ihrer Mutter wäre die Leistung ihrer Kinder auch immer sehr wichtig gewesen wiederholt Elisabeth im weiteren Verlauf des Gesprächs – wobei Gisela ihrer Tochter zustimmt oder zumindest nicht widerspricht. Der Begriff der „Leistung“ bezeichnet im Gespräch aber nicht immer dasselbe. Marie und ihre Großmutter beziehen sich auf sozialen Status, auf Berufe mit hohem Einkommen, wie Gisela formuliert: „Wenn du was leistest na verdienst du Geld (.) und Geld regiert die Welt.“ (Fam. Emmert, Z. 4314) Elisabeth hingegen bezieht sich im Zitat, wie sich im Gesprächsverlauf zeigt, auf das Arbeitspensum.

Bei Familie Emmert grenzt sich die Familie also nicht nur von sich selbst ab – indem das Leistungsprinzip als gebrochen familial tradiertes beschrieben wird – sondern auch abstrakt von „der Leistungsgesellschaft“ ebenso wie von konkreten Anderen (Bekannten, Schulkamerad*innen). Die Ablehnung des Anerkennungsprinzips der Leistung kann in den Gesprächen also sowohl eine familial einheitsstiftende („wir“ gegen „die“ Gesellschaft oder „die“ Anderen), als auch eine konfliktuelle (ich wehre mich gegen das normative Erbe der Eltern und Großeltern) Funktion innerhalb der Familie haben.

Während der Leistungsbegriff in mehreren Familien negativ konnotiert ist und von einem abstrakten Leistungsprinzip der Anerkennung abgegrenzt wird, ist der Wertehorizont, vor dem „Leistungen“ innerhalb der Familie eingeordnet werden, unterschiedlich. Was für die Familien implizit und explizit „Leistung“ bedeutet, unterscheidet sich also zum Teil von Familie zu Familie (vgl. 6.2) Bei Familie Dallmer etwa wird der Begriff der „Leistung“ mit bildungsbürgerlichen Werten (Humboldt'sches Ideal der Allgemeinbildung) und einer kompetitiven Erfolgslogik verknüpft: „Leistung“ zu erbringen bedeutet etwa, gute Schulnoten zu haben und herausragende sportliche oder musische Erfolge zu erzielen (vgl. Fam. Dallmer, Z. 4486 ff.). Frank Dallmer selbst illustriert dies überspitzt, indem er meint, eine einfache „Bergwanderung“ (Z. 4487) seiner Töchter würde er (nur) zur Kenntnis nehmen, die (hypothetische) Überquerung der Alpen hingegen fände er „super“ (Z. 4489).

Bei Familie Emmert hingegen hat „Leistung“ zwei Bedeutungen: Einerseits assoziieren die Frauen den Begriff mit sozialem Status, mit

dem Prinzip „Geld regiert die Welt“ und mit Einkommenshierarchien. Andererseits verknüpfen sie „Leistung“ in Bezug auf ihre eigene Familie damit, „viel“ zu arbeiten (vgl. 5.3.5). „Leistung“ bedeutet hier vor allem das ständige Tätigsein, ein „fleißiger Mensch“ (437) zu sein – egal ob in Form von reproduktiven Arbeiten, Ehrenamt oder Erwerbsarbeit. Bis zur Erschöpfung zu arbeiten wurde und wird von Teilen der Familie geschätzt, wie in Kapitel 5.3.5 dargelegt. Elisabeth Emmert beschreibt dies als Einstellung ihrer Eltern, die sie selbst zu ihrem Leidwesen verinnerlicht habe. Sie fasst zusammen:

„Elisabeth: Und (.) lieber biste überlastet, aber dafür @fleißig@ @(.).@ @ und am Ende deiner Kräfte@, aber du kannst wenigstens (.) mit Fug und Recht sagen, so etz, jetzt brauch ich ne Pause, weil ich nimmer kann.“ (Fam. Emmert, Z. 3935 ff.)

Hier gibt es also Anerkennung für das Erschöpftsein, für die Quantität des Arbeitens, auch unabhängig vom Erfolg der Arbeit. Hinzu kommen bei Familie Emmert noch andere Aspekte, beispielsweise werden „sozial“ und „hilfsbereit“ zu sein als Persönlichkeitseigenschaften anerkannt, was sich auch im ehrenamtlichen Engagement der Mutter und Großmutter zeigt. Auch eine gewisse Bescheidenheit ist Großmutter Gisela wichtig – sie war immer darauf bedacht, ihre Kinder nicht zu sehr zu loben, und vor allem nicht gegenüber anderen mit den Kindern zu prahlen. Überspitzt formuliert lassen sich hier Komponenten eines „protestantischen“ Wertehorizonts finden: fleißig und bescheiden sein, anderen helfen. Gleichzeitig wird dieser Werterahmen von „bildungsbürgerlichen“ Werten durchzogen, etwa der Anerkennung schulischer und künstlicher Erfolge (gute Noten zu bekommen, ein Solo zu singen).

Bei Familie Alvarez hingegen wird „Leistung“ primär auf Erfolg durch das Erreichen formaler Bildungsabschlüsse bezogen. Diese wiederum werden als ein Instrument zur Verwirklichung von sozialem Aufstieg interpretiert. Ein solcher Aufstieg, dies zeigt sich in mehreren Geschichten, die im Gespräch erzählt werden, besteht darin, sich aus eigener Kraft „weiter[zu]entwickeln“ (Gabriele, Z. 3123), die eigene finanzielle Situation zu verbessern und sich mit dem höheren Einkommen einen besseren Lebensstandard leisten zu können. Bei Familie

Alvarez sind aber nicht nur Erfolge im Sinne formaler Abschlüsse und eines höheren Einkommens bedeutend, sondern auch *wie* gearbeitet wird, etwa, so Großmutter Ursula, „dass man wirklich dahinter steht“ (Fam. Alvarez, Z. 4309) und „gewissenhaft“ (Fam. Alvarez, Z. 4512) arbeitet. Ihre Enkelin Anna ergänzt, „dass man will und Fleiß“ (Fam. Alvarez, Z. 4307).

Insgesamt lassen sich aus den Familiengesprächen zwei Anerkennungsprinzipien als Orientierungen rekonstruieren: die unbedingte Anerkennung der Familienmitglieder als Mensch und die bedingte Anerkennung der Familienmitglieder für spezifische Leistungen und Erfolge. Sowohl der explizite Leistungsbegriff als auch das Leistungsprinzip (Anerkennung für individuelle Beiträge vor einem mehr oder weniger geteilten Wertehorizont, sowie Anerkennung für individuelle Erfolge) dienen in mehreren Familien als negativer Horizont. Dem steht der positive Horizont der scheinbar bedingungslosen Anerkennung „als Mensch“, für das „Dasein“ gegenüber. In mehreren Gesprächen wird Familie (auch) als Ort beschrieben, an dem sich die Familienmitglieder als Menschen, unabhängig von Bedingungen und mit ihren Besonderheiten anerkennen sollten und dies zum Teil auch tun – die Orientierung an der bedingungslosen Anerkennung hat also präskriptive und deskriptive Anteile.

Hier muss ergänzt werden, dass auch der scheinbar bedingungslosen Anerkennung die Anerkennung der Einzelnen als der Familie zugehörig vorausgehen muss. Was in den hier beschriebenen Familien nicht thematisiert wird, Kontaktabbruch und „Verstoßung“ aus einer Familie, könnte eine solche scheinbar bedingungslose Anerkennung dann auch beenden. Die Familien grenzen sich also von einem inhaltlich je unterschiedlich fundierten Verständnis von „Leistung“ ab. In manchen Familien ist dieses Leistungsverständnis an messbaren Erfolgskriterien orientiert (gute Noten, ein hohes Einkommen und so weiter). Was sich hier zeigt, ist das, was Neckel (2001) als Verdrängung des Leistungsprinzips durch das Erfolgsprinzip beschreibt (vgl. 4.2) (vgl. auch Leistung versus Erfolg bei Neckel 2001). In manchen Familien bedeutet „Leistung“ eher „Erfolg“, es werden also nicht Bemühungen und Aufwände honoriert oder entschädigt, sondern Ergebnisse (unabhängig von den Bemühungen). Auch in der Abgrenzung vom Leistungsprinzip, etwa

in Familie Emmert, wird „Leistung“ als Erfolg im Sinne eines ökonomischen Status verstanden (viel Geld haben und einen angesehenen Beruf ausüben). In anderen Familien steht bei der Affirmation des Leistungsprinzips weniger das Ergebnis, als vielmehr die ‚authentische‘ Bemühung und Anstrengung im Vordergrund. Gleichzeitig verharren die Familien zum Teil im Leistungsprinzip – individuelles Bemühen, fleißig sein, gute Noten haben und Bildungsabschlüsse zu erreichen wird verbal (durch Lob, Ermutigung etc.) und durch andere Praktiken (Geld für gute Noten, mit den Kindern lernen und den Musikunterricht bezahlen) anerkannt. Die Familienmitglieder werden nicht nur „als Mensch“ oder für ihr „Dasein“ anerkannt, sondern durch und für spezifische Fähigkeiten und Tätigkeiten, aber auch Erfolge, die vor einem Wertheizont eingeordnet werden. Insofern denke ich, dass anders als Maiwald (2007: 81–83) annimmt, eine strukturelle Gleichheit zwischen der Leistungsanerkennung auf gesellschaftlicher Ebene und im Privaten besteht. In beiden Fällen geht es um die Wertbemessung spezifischer Fähigkeiten, Eigenschaften und Beiträge. Die gesellschaftliche Vorstellung von Gütern und einem guten Leben ist dabei mit der familienspezifischen Vorstellung von Gütern zu vergleichen. Allerdings finden die Kämpfe um Werte und Beiträge in Familien unmittelbarer statt. Dabei handelt es sich nicht nur um logistisch-praktische Fragen eines „Kooperationsmodus“ – dies nur an der Oberfläche – sondern um dahinterstehende Werte.

Während Leistung als Anerkennungsprinzip in Familien bedeutend ist, bleibt die von jeglicher „Gegenleistung“ befreite, unbedingte Anerkennung als starker Gegenpol erhalten – als formulierte Hoffnung und Aufforderung an sich selbst und / oder als gelebte Anerkennungskultur.

6.2.2 Reziprozitätserwartung

Familie wird, wie oben gezeigt wurde, von den Familien selbst mit dem positiven Horizont bedingungsloser Anerkennung verbunden, der Anerkennung des Menschen für sein Dasein, unabhängig von Leistungen. Verknüpft mit der Orientierung an bedingungsloser Anerkennung ist die Orientierung an wechselseitiger, reziproker Anerkennung. Gleichzeitig besteht die Erwartung an reziproke Fürsorge, wie noch

gezeigt wird. Darüber hinaus werden in vielen Familien konkrete Fürsorgepraktiken (kochen, Garten pflegen, Geburtstagsfeier organisieren) und abstrakte Fürsorge („helfen“, „unterstützen“) als Formen oder Ausdruck von Anerkennung verstanden (vgl. 5.1.). Wie in 4.5.1 beschrieben, gehe ich von folgendem Zusammenhang zwischen Arbeit, Anerkennung und reziprokem Gabentausch in Familien aus: Erstens können Formen von Arbeit in Familien als Gaben verstanden werden. Über diese Gaben vermittelt sich für die Familienmitglieder Anerkennung, und zwar auf reziproke Weise. Gaben können also als Medium verstanden werden, über das Anerkennung transportiert wird, und dies basierend auf Reziprozität. Zweitens können Reaktionen auf Gaben auch als Gaben, genauer gesagt Gegengaben interpretiert werden (etwa Gefühle wie Dankbarkeit und Freude, die sich in Geschenken oder verbalen Äußerungen zeigen). Reziprozität der Anerkennung bedeutet in den Familien also auch Reziprozität der Fürsorge im Sinne eines Gabentauschs, wie sich im Folgenden zeigen wird.

Reziprozität dokumentiert sich fallübergreifend als wichtige Orientierung der Familien, allerdings scheint es dabei unterschiedliche Vorstellungen der Wechselseitigkeit zu geben. Reziprozität wird in den Familien insgesamt als eine Selbstverständlichkeit angenommen und damit zusammenhängend wird das „Aufrechnen“ von Beiträgen oder Gaben familienübergreifend abgelehnt – explizit oder implizit. Dennoch wird das Aufrechnen in vielen Gesprächen performiert.

Zunächst einmal möchte ich auf die Reziprozität als Orientierung eingehen. In den Familiengesprächen stellt sich die Wechselseitigkeit als ein positiver Horizont dar, also als etwas, was die Familien befürworten und anstreben. Der positive Horizont reziproker Anerkennung, die mit reziproker Fürsorge zusammenhängt, zeigt sich in den Gesprächen auf unterschiedliche Art und Weise und ist unter anderem davon abhängig, wie die Familienmitglieder Anerkennung in Form konkreter Praktiken beschreiben. Bei Familie Alvarez etwa impliziert Anna zunächst durch „wir“-Formulierungen eine Wechselseitigkeit: „Also im kleinen, im kleinen Kreis schätzen wir uns schon sehr wert.“ (Fam. Alvarez, Z. 4789) Ihr Vater Adrian ergänzt:

„Adrian: Das sind nicht nur im kleine Kreis, im große Kreis auch, im Dorf und wenn deine Tante und dein Onkel was braucht oder so was, die sin, die hilft dir immer auch.“ (Fam. Alvarez, Z. 4804 f.)

Adrian expliziert die von seiner Tochter genannte Wertschätzung, indem er auf gegenseitige Hilfe der Verwandten „im großen Kreis“ verweist. Dass der Tante und dem Onkel geholfen wird, wenn diese etwas brauchen, diese Aussage wird von Adrian nicht zu Ende geführt, sie ist aber durch das „auch“ am Ende des Satzes impliziert. Wie sich an dieser Stelle andeutet, und wie in 3.2 beschrieben, werden auch konkrete und abstrakte fürsorgebezogene Handlungen als Ausdruck von Anerkennung interpretiert – dies ist in mehr als der Hälfte der Familien der Fall. Im Zitat Adrian Alvarez' zeigt sich indirekte Reziprozität im Sinne des Solidaritätsprinzips, wie von Hollstein (2005: 200) beschrieben. Es geht hier nicht um einen direkten Tausch zwischen zwei Personen, sondern um die generelle Bereitschaft, einem gewissen Kreis von Personen zu helfen, sie zu unterstützen, wenn sie Unterstützung brauchen und dasselbe von diesen Personen zu erwarten. Auch bei Familie Berger zeigt sich dieses Solidaritätsprinzip im Gespräch deutlich, etwa in den Aussagen von Mutter Ingrid und Großmutter Gertrud:

„Ingrid: I woäß ned, man unterstützt sich halt so (.) im täglichen Leben irgendwie gegenseitig so.

Gertrud: So im Alltag

Ingrid: ↳ja, genau.

Gertrud: 's=ofoid, geh?

Ingrid: Was halt so anfällt.

Gertrud: Ja.

Ingrid: Da:: wenn halt (.) einer den andern braucht, dann isser halt einfach da.“

(Fam. Berger, Z. 1843 ff.)

Beschrieben wird hier nicht, wie auf einzelne Gaben mit Gegengaben reagiert wird, sondern wie alle Familienmitglieder generell bereit sind, sich gegenseitig im Alltag zu helfen. Auch bei Familie Berger werden an anderer Stelle Fürsorgepraktiken als Ausdruck von Anerkennung

gedeutet. Im reziproken Füreinander-Sorgen zeigt sich also gleichzeitig wechselseitige Anerkennung. Bei Familie Emmert ist für Elisabeth und ihre Tochter Marie vor allem verbalisierte Anerkennung durch Bedanken zentral. Dabei beschreibt Elisabeth die Wechselseitigkeit der Anerkennung explizit als solche, wie in 5.3.5 bereits beschrieben:

„Des find ich bei uns (.) beiden (.) wirklich sehr schön (.) dass wir des (.) gegenseitig sehr wertschätzen. [...] die [Tochter Marie, L.K.] nimmt des immer wahr und (.) und sagt Danke dafür. (.) Also da hab ich nie des Gefühl, die nimmt selbstverständlich, oder (.) oder so, also da krieg ich immer ganz viel (.) Wertschätzung, umgekehrt, wenn sie was macht, sag ich auch immer Danke.“ (Fam. Emmert, Z. 4020 ff.)

Elisabeth beschreibt hier Anerkennung (Wertschätzung) für etwas, was die beiden füreinander getan haben. Als Beispiele nennen sie und ihre Tochter etwa Aufräumen oder Kochen. Wichtig ist die Anerkennung der konkreten Fürsorge, also einer spezifischen Gabe, durch das Sich-Bedanken. Das Bedanken kann dabei verbal, oder, wie sie an anderer Stelle beschreiben, in Form von kleinen Geschenken stattfinden. Es wird hier als Wertschätzung interpretiert und gleichzeitig als Beweis dafür, die wechselseitige Fürsorgearbeit nicht als selbstverständlich anzunehmen – denn die Annahme von Selbstverständlichkeit scheint Elisabeth als mangelnde Wertschätzung zu interpretieren.

Die Gegengabe wird aber nicht nur durch Dankbarkeit ausgedrückt, sondern auch durch konkrete Gefallen (für die Andere einkaufen, etwas besorgen, aufräumen). Marie drückt dies so aus:

„Und so isses auch mit Arbeit, also wenn ich eben der Mama n Gefallen tu, dann tut sie mir auch immer=wieder n Gefallen.“ (Fam. Emmert, 5157 f.)

Marie beschreibt hier direkte Reziprozität zwischen sich und ihrer Mutter: Wechselseitig wird auf eine Gabe mit einer Gegengabe reagiert – der Zeitabstand scheint dabei nicht groß zu sein. Während bei Marie und Elisabeth Emmert „Danke“ sagen als zentrale Anerkennungspraktik beschrieben wird, ist dies bei Karin Fischer und ihrer Tochter Nina nicht wichtig. Vielmehr sind verschiedene Formen konkreter Unter-

stützung für die beiden ein Ausdruck von Anerkennung. Auch bei ihnen wird aber von Reziprozität ausgegangen, etwa durch die wiederholte Verwendung des Begriffs „Miteinander“ (Z. 1107) Nina beschreibt dieses Miteinander auch als „unterstützen halt einfach“ (Nina Fischer, Z. 2680). Anerkennung bedeutet für sie explizit „auch was annehmen [zu] können“ (Nina. Fischer, Z. 2823). Sie meint damit, Hilfe und Unterstützung der anderen Familienmitglieder annehmen zu können. Hier zeigt sich, dass nicht nur das Geben, sondern auch das Annehmen von Hilfe einen Anerkennungs- und Pflichtcharakter besitzt (vgl. 4.5). Denn wie Nina explizit sagt, bedeutet für sie, Hilfe abzulehnen, „eher ne Zurückweisung“ (2823). Die Zurückweisung der Hilfe wird hier zur Zurückweisung der gebenden Person.

Karin Fischer illustriert das Miteinander und die darin enthaltene Anerkennung am Beispiel der gemeinsamen Organisation von Ninas Hochzeit und hält fest:

„Man hat da zusammengewirkt. Gefragt, was braucht ihr noch? und so (.) und (.) des is (.) ein Geben und Nehmen und ne Anerkennung.“
(Karin Fischer, Z. 2842 f.)

Karin Fischer assoziiert die Anerkennung in ihrer Familie mit „Geben und Nehmen“, also mit einer Form des Tausches und der Reziprozität. Allerdings handelt es sich hier nicht um ein explizites Tauschgeschäft, denn es wird nicht festgehalten, wer wann wieviel gibt. Karin und Nina ist es im Gegenteil wichtig, dass das Helfen und Unterstützen auch stattfindet, ohne dass überhaupt darüber gesprochen werden muss (vgl. 5.3.6). Implizit zeigt sich hier das „Tabu der expliziten Formulierung“ (Bourdieu 2018: 165) beim Gabentausch. Indem Karin und Nina betonen, nicht einmal über die wechselseitige Unterstützung reden zu müssen, grenzen sie sich vom expliziten Aushandeln der Gabe und Gegengabe als negativem Horizont ab.

Die Reziprozitätserwartung äußert sich in den Familien Alvarez, Fischer und Emmert also als positive Beschreibung der eigenen familialen Anerkennungskultur. Dies schließt die Abgrenzung von konkreten und abstrakten anderen Familien als negativem Horizont ein, etwa durch folgende Aussagen: „Gibt’s andere Familien würd ich sagen.“

(Anna Alvarez, Z. 4904) oder „Ich glaub des is schon etwas was was (.) nich:: selbstverständlich is und was auch n- definitiv ne Stärke is.“ (Nina Fischer, Z. 2681 f.)

In anderen Familien können hingegen enttäuschte Anerkennungs-erwartungen als Hinweis auf die Reziprozitätsannahme gedeutet werden. Dies ist etwa bei den Familien Berger, Guse und Huber der Fall. Renate Huber wünscht sich von ihren Kindern und ihrem Ehemann mehr verbalisierte Anerkennung (Lob, sich bedanken) für die von ihr geleistete Fürsorgearbeit wie Kochen und Bügeln (vgl. 5.3.8). Auch bei Familie Berger (vgl. 5.3.2) formuliert Ingrid einen von ihr wahrgenommenen Mangel an „aktiv“ (Fam. Berger, Z. 2162) geäußelter Anerkennung/Wertschätzung „für daheim, was ma so macht.“ (Fam. Berger, Z. 1997). Sie bezieht dies scheinbar vor allem auf ihren Ehemann, mutmaßlich aber auch auf ihre Kinder. Bei Familie Guse (vgl. 5.3.7) beschreibt Charlotte, dass sie das „mäkeln“ ihrer Kinder beim von ihr gekochten Mittagessen als „Nicht-Wertschätzen“ (Fam. Guse, Z. 4678) empfindet. Sie wünscht sich von ihren Kindern, dass sie sich öfters bedanken und sich positiv über die von ihr gekochten Gerichte äußern.

Inwiefern lassen sich diese drei Beispiele eines, wie ich es bezeichne, wahrgenommenen „mütterlichen Anerkennungsdefizits“ (vgl. dazu 6.4.1) als Hinweis auf eine Reziprozitätserwartung der Anerkennung deuten? Implizit oder explizit werden Fürsorgearbeiten in den Familien als Ausdruck von Anerkennung gedeutet, also als Ausdruck der Sorge um Andere unter Einbeziehung von deren Bedürfnissen, Vorlieben, Eigenheiten. Wenn etwa Charlotte Guse das Wäscheaufhängen für ihre Tochter als Ausdruck von Anerkennung beschreibt, dann kontextualisiert sie dies mit dem Hinweis darauf, dass ihre Tochter an diesem Abend ausgehen will und die frische Wäsche am nächsten Tag brauche. Beide Bedürfnisse der Tochter (das Ausgehen und frische Wäsche zu haben) berücksichtigt Charlotte also durch ihr Wäsche aufhängen. Auch wenn Charlotte mittags kocht, versucht sie dabei, verschiedenen Bedürfnissen und Vorlieben der anderen Familienmitglieder gerecht zu werden. Der Bedürfnis-Kontext, den Charlotte beschreibt, ist, dass es erstens schnell gehen muss, was nicht weiter ausgeführt wird. Dies kann als Eingehen auf zeitliche Bedürfnisse gedeutet werden – die Kinder haben, wie an anderen Stellen beschrieben wird, Nachmittagster-

mine, ebenso wie ihr Mann (und sie selbst). Zweitens haben die Kinder spezielle Essensvorlieben und -abneigungen, aus denen das „Gemäkel“ resultiert. Charlotte versucht, diese Vorlieben und Abneigungen zu berücksichtigen, auch wenn sie nicht, wie ihre ebenfalls für die Familie kochende Tochter Klara es beschreibt, „für sechs verschiedene Leute sechs verschiedene Sachen“ (Klara, Z. 3646) zubereitet. Charlottes Anerkennung der Kinder in ihren Bedürfnissen wird aber nicht erwidert durch Lob des Essens oder sich bedanken.

Werden diese Beispiele als von den Frauen wahrgenommene, nicht vorhandene Reziprozität gelesen, so heißt dies, dass von einer bestimmten Art von Reziprozität ausgegangen wird, nämlich dass auf die von den Frauen ausgeführten Arbeiten (die Gabe) eine unmittelbare „Antwort“ (Gegengabe in Form verbalisierter Anerkennung) erfolgt. Diese „Antwort“ soll sich positiv und mutmaßlich mit geringem zeitlichem Abstand auf die Arbeit und die arbeitende Person beziehen. Im Sinne des Gabentauschs und mit Simmel formuliert, soll sich die Dankbarkeit auf die „Wohltat“ (Simmel 2005: 105) und den „Wohltäter“ (ebd.) beziehen.

Statt nicht vorhandener Reziprozität können diese Beispiele aber auch als ‚Mismatch‘ von unterschiedlichen Anerkennungserwartungen und -praktiken der einzelnen Familienmitglieder gelesen werden. So scheint etwa Anton Huber nicht davon auszugehen, dass es regelmäßiger verbalisierter Anerkennung überhaupt bedarf – weder im eigenen Betrieb noch zu Hause, wie folgendes Zitat zeigt:

„Anton: Für Sachn die man (.) in irgendeiner:: (.) n- Gemeinschaft sog jetzt i=amoi, vielleicht aa in a WG (.) do gibts ja aa gewisse Regeln (.) oder A- Aufgaben (.) ähm:: (.) w- in ner WG werd ma aa ned sich gegenseitig loben und sogn [...] okay, du (.) hast jetzt an Mülleimer supertoll getragn [...] weil des dann Sachn san die ma eigentlich (..) machen (.) oder macht weil's (.) weil mas immer macht.“ (Fam. Huber, Z. 5417 ff.)

Anton bezieht sich hier auf seine Familie und vergleicht diese mit einer „Gemeinschaft“, hier speziell mit einer Wohngemeinschaft. Alle haben ihre „Aufgaben“, die sie selbstverständlich übernehmen. Der Begriff der „Gemeinschaft“ impliziert Nähe, Zugehörigkeitsgefühl und ein gewis-

ses Maß an Solidarität. Diese nur implizierte Solidarität scheint sich für Anton darin auszudrücken, dass sich alle an Regeln und die Ausübung der für sie vorgesehenen Arbeit halten – und somit einen Beitrag zur Gemeinschaft leisten. Dieser Beitrag, so ließe sich ergänzen, wird von allen als wertvoll betrachtet, dies muss aber nicht kommuniziert werden. Alle tragen mit der Ausübung der klar verteilten Aufgaben (man macht es immer) dazu bei, dass die Gemeinschaft fortbesteht. Die Reziprozität besteht hier darin, dass alle „ihre“ Arbeiten übernehmen, ohne dass dies immer wieder erneut ausgehandelt werden müsste. Antons Verständnis einer familialen Anerkennungskultur beruht also implizit genauso wie das seiner Frau auf Reziprozität – wie diese Reziprozität sich gestaltet, darüber bestehen allerdings unterschiedliche Vorstellungen. In Antons Vergleich ist die Beziehungsebene ausgeklammert, beziehungsweise beschränkt sich auf das arbeitsteilige Zusammenwirken. Dass sowohl in Wohngemeinschaften als auch in Familien einerseits die Arbeitsteilung möglicherweise beständig verhandelt werden muss und andererseits auch unterschiedliche Erwartungen hinsichtlich des „Zeigens“ von Anerkennung bestehen können, wird hier nicht thematisiert.

An dieser Stelle bestätigt sich Maiwalds (2007: 84) Annahme nicht, dass nicht primär „herausgehobene Akte der Wertschätzung“ (ebd.) bei Paaren wichtig sind, sondern deren Einordnung in den paarspezifischen Kooperationsmodus. Dies wäre auch die Annahme Anton Hubers, aber nicht seiner Frau. Sie erwartet besondere Wertschätzungsakte in Form von Lob, und zwar immer wieder.

6.2.3 Aufrechnen

Insgesamt wird Anerkennung in den Familiengesprächen also explizit oder implizit als reziprokes Verhältnis gedeutet und ist dabei gleichzeitig mit Fürsorge als Ausdruck von Anerkennung verwoben. Zur Reziprozität der Fürsorge stellt etwa auch Maik Krüger (2018) in Hinblick auf (Be-)Deutungen von Fürsorge bei Jugendlichen fest, dass diese mit Fürsorge Reziprozität verbinden. Dies macht er unter anderem an der häufig verwendeten Redewendung des „Geben und Nehmens“ fest (Krüger 2018: 65). Fürsorge wird in seiner Studie von den Jugendlichen in sehr unterschiedlichen Kontexten betrachtet (Freund*innenschaft, Familie,

Ehrenamt, Fürsorge als Beruf etc.). Die Erwartung, etwas zurückzubekommen ist dabei ein zentraler Aspekt, sie wird aber unterschiedlich explizit formuliert. (vgl. Krüger 2018: 66 ff.).

Die Formulierung „Geben und Nehmen“ verweist auf eine Praxis des Aufrechnens. In den von mir untersuchten Familien wird die Redewendung des „Geben und Nehmens“ nur bei Familie Fischer verwendet; oft verwendet wird hingegen die Rede vom „Miteinander“, von „wechselseitiger“ oder „gegenseitiger“ Anerkennung und Unterstützung. Allerdings wird in den Gesprächen die wie auch immer geartete Gegenleistung nicht als explizite Gegenleistung eingefordert. Koppetsch/Speck (2015) halten in ihrer Studie zu Paaren, bei denen der Mann nicht mehr die Rolle des Alleinernährers übernimmt, fest, dass in Paarbeziehungen die „Ökonomie des Gabentauschs“ vorherrsche, welche „die Freiwilligkeit betont und das Aufrechnen von Hausarbeit diskreditiert“ (Koppetsch/Speck 2015: 242) (vgl. dazu auch 4.5). In einigen der von mir untersuchten Familien lässt sich die Ablehnung des Aufrechnens ebenfalls beobachten. Sehr deutlich wird dies etwa bei Familie Emmert, wie folgender Gesprächsausschnitt zeigt, in dem Elisabeth und ihre Tochter Marie beschreiben, wie „großzügig“ Elisabeths Mutter Gisela sei:

„Elisabeth: Ob des jetzt (.) Liebe oder Zeit, oder Zuwendung oder was Materielles is (.) oder Geld, des spielt (.) eigentlich keine Rolle, des einfach Ausdruck dessen, dass sie (.) dass sie gerne schenkt. Und dann f– verstehen wir des nie als, als Ausgleich oder als Bezahlung oder so was. (.) Und so ham wir des einfach auch einfach weiter gemacht.

[...]

Marie: Oder zum Beispiel, dass du auch zum Bügeln kommst, des machst du ja nich weil wir dich dafür bezahlen, sondern weil

Elisabeth: L Genau.

Marie: du einfach der Mama an Gefallen tun willst.

Gisela: L Ah du bringscht mich of was.

Elisabeth: L @(..)@

Gisela: Hätt=ich a mal

Marie: @(..)@

Elisabeth: @verlangt was@

- Marie: Ah übrigens hier.
- Gisela: @Stell ich (.) a Rechnung aus.@
- Elisabeth: @(..)@
- Marie: Ja, oder die Kuchen. Wir ham (.) immer (.) Schneckenudeln oder n Kuchen, also des is so'n Zimtgebäck, ham wir immer in der Gefriertruhe. Weil die Y (Kosename Oma) immer wenn (.) einer bei ihr is, fragt, ja wollt's ihr noch'n Kuchen mitnehmen oder sowas?
- Elisabeth: Mhm.
- Marie: Immer. Ich, des wird nich (.) einfach nur als Ausdruck von, dass sie uns gerne einen Kuchen geben möchte.
- Elisabeth: Genau. (.) Aber eben nie als Bed– so, so für eine Bedingung (.) äh sondern einfach Ausdruck unserer, unserer Beziehung, ja.
- Marie: Ja. Und dann kriegt man so was ja auch zurück.
- Elisabeth: Genau.
- Marie: Und so isses auch mit Arbeit, also wenn ich eben der Mama n Gefallen tu, dann tut sie mir auch immer= wieder n Gefallen.
- Elisabeth: Genau.
- Marie: Und nich weil sie mir was schuldet (.) sondern
- Elisabeth: Genau.
- Marie: einfach (.) weil's s–
- Elisabeth: ^LSelbstverständlich is.
- Marie: ^LSchön is, sich da so Mühe zu geben.
- Gisela: ^LAus der Freude raus.
- Marie: Genau.
- Elisabeth: Ja. (.) genau.“
- (Fam. Emmert, Z. 5107 ff.)

Die Frauen grenzen sich in dieser Passage sehr deutlich von Fürsorge innerhalb der Familie als einem dezidierten Tauschgeschäft ab. Für eine Gabe explizit eine Gegengabe zu verlangen oder zu erwarten, wird abgelehnt. Elisabeth distanziert sich klar von der Idee eines Tauschgeschäftes und stellt das Schenken dem „Ausgleich“ oder der „Bezahlung“ (5109) gegenüber. Wenn etwas geschenkt wird, so lässt sich das Gesagte interpretieren, darf keine Gegenleistung erwartet werden – vor

allem darf dies nicht die Motivation des Schenkens sein. Dass Gisela für ihr Bügeln Geld verlangen könnte, ist für alle eine absurde Vorstellung. Hier zeigt sich die von Mauss oder Bourdieu beschriebene (vermeintliche) Freiwilligkeit der Gabe und Gegengabe und auch das von Bourdieu genannte „Tabu der expliziten Formulierung“ (Bourdieu 2018: 165). Ökonomische Überlegungen über den „Preis“ (Bourdieu 2018: 166) oder den „Wechselkurs“ (Bourdieu 2018: 166) einer Gabe werden, das zeigt der Gesprächsausschnitt, stark abgelehnt. Dies zeigt sich hier unter anderem durch das Mittel der Ironie – eine Rechnung fürs Bügeln zu stellen wird scherzhaft in Aussicht gestellt und dabei gleichzeitig die Absurdität der Anwendung wirtschaftlicher Logiken im Bereich der Familie verdeutlicht. Die Fürsorge innerhalb der Familie kann nicht erkaufte werden und nicht in Rechnung gestellt werden. Sie beruht aber auf einer Reziprozitätserwartung, also auf einer gewissen Pflicht zur Gegengabe: Die Frauen gehen davon aus, dass „was [...] zurück“ (5153) kommt – der „Gefallen“ wird erwidert.

Dies formuliert auch Charlotte Guse:

„Charlotte: Die Arbeit wird wertgeschätzt indem man an anderer Stelle eben sich revanchiert beispielsweise oder Freiräume schafft oder so.“
(Fam. Guse, Z. 5032)

Den „Gefallen“ zu erwidern, verweist auf eine Form direkter Reziprozität. Denn die Gegengabe ist hier eine direkte Erwiderung auf die Gabe. Die Revanche bezieht sich auf eine bestimmte Person und einen bestimmten Gefallen, auf den geantwortet wird (auch wenn Wert und Gegenwert schwer zu bemessen sind). Während in diesen Beispielen der zeitliche Abstand zwischen Gabe und Gegengabe vermutlich gering ist, gibt es in den Gesprächen auch Beispiele, die auf direkte Reziprozität mit großem Zeitabstand hindeuten. Bei Familie Huber beschreibt Anton, wie sich Enkelkinder, Schwiegerkinder und Kinder um die Großmutter kümmern, und kurze Zeit später ergänzt seine Ehefrau, die Großmutter habe früher viel im Haushalt und bei der Kinderbetreuung geholfen. (vgl. Fam. Huber, Z. 558 ff.) Durch den Ablauf der Erzählung erscheint das Kümmern um die Großmutter als Gegengabe, die frühere Hilfe der Großmutter als Gabe auch wenn dieser Zusam-

menhang im Gespräch nicht explizit formuliert wird. Zudem finden sich bei Familie Huber viele Hinweise auf generalisierte Reziprozität im Sinne des Solidaritätsprinzips. Das Kümmern um die Großmutter kann also auch (gleichzeitig) ein Ausdruck generalisierter Reziprozität sein.

Es gibt demnach neben der Erwartung generalisierter Reziprozität auch die Erwartung direkter Reziprozität. Die Gegengabe kann dabei auch die Äußerung von Dankbarkeit sein, wie sich an anderen Stellen des Gesprächs zeigt. Die Anerkennungsbeziehungen der Familienmitglieder beruhen auf der Erwartung an und dem Gefühl tatsächlich bestehender Reziprozität, eine Wechselseitigkeit aber explizit einzufordern wird abgelehnt. Reziprozität der Anerkennung (die Familienmitglieder erhalten etwa Geschenke und Unterstützung und geben dafür Anerkennung in Form von verbalisiertem Dank, Lob, oder Geschenken) ist eine geteilte familiäre Norm, die als selbstverständlich und natürlich erscheint und deshalb nicht expliziert werden muss.

Auch bei Familie Dallmer zeigt sich eine explizite Ablehnung des „Aufrechnens“: Hier betonen die Töchter, sie könnten das „wer macht mehr?“ ihrer Eltern nicht mehr hören (vgl. 5.3.4):

„Lea: Weil des vielleicht auch, weil wir des viel mitbekommen haben, die Kommunikation.

Katja: ^LJa. (.) Genau.

Lea: ↳So. (.) Diese Auseinandersetzungen.

Katja: Diese Spannungen, dies einfach darum gab –

Lea: ^LDass wir des viel mitbe-
kommen haben.

Katja: wer tut was, wer m- macht (.) mehr. Eigentlich diese Frage, die (.) mich jetzt noch aggressiv acht, muss ich ganz ehrlich sagen.“

(Fam. Dallmer, Z. 1927 ff.)

Die Töchter grenzen sich hier von den Aushandlungen der Eltern über die Arbeitsteilung ab. Diese Aushandlungen und die damit verbundene Frage, wer mehr mache, verbinden sie mit negativen Gefühlen – Spannungen und Aggression. Auch die Eltern selbst empfinden die Frage „Wer macht (.) was, und wie viel davon?“ (Andrea Dallmer, Z. 1826 f.) als negativ und assoziieren das Aushandeln der Arbeitsteilung mit „unserer

Leistungsorientierung“ (Andrea Dallmer, Z. 1826). Sehr deutlich zeigt sich hier das Tabu ökonomischer Überlegungen beim Gabentausch. Gaben gegeneinander aufzuwiegen wird von den Töchtern sogar so stark abgelehnt, dass es Aggressionen hervorruft.⁵⁴ Das Aushandeln und die damit vermeintlich verbundene Leistungsorientierung wollen die Eltern überwinden, was ihnen (noch?) nicht ganz gelingt, wie sie meinen (Fam. Dallmer, Z. 1814 ff.). Die beiden ältesten Töchter und deren Arbeitsteilung in ihrer Wohngemeinschaft dienen der Familie als positives Beispiel für die Überwindung des Aushandelns. Denn wie die beiden selbst betonen, ergibt sich die Arbeitsteilung im Haushalt der Schwestern einfach, wie Isabel meint: „Wir (.) reden nicht mal darüber.“ (Fam. Dallmer, Z. 1972) Nicht nur müssen die Schwestern über die Arbeitsteilung nicht reden, sie sind auch noch zufrieden mit den jeweiligen Aufgaben und dem Grad der Sauberkeit.

Die Beschreibung der Arbeitsteilung als etwas, was sich bei den am Gespräch Beteiligten aktuell unproblematisch „ergibt“, zeigt sich auch in den Gesprächen mit Familie Alvarez, Familie Emmert und Familie Clauer. Claudia Clauer und ihre Frau Nathalie beschreiben dies etwa so:

„Claudia: Eins macht sie lieber, eins mach ich lieber.

Nathalie: ↳ Aber wir ham des jetzt
nich irgendwie auf' n Tisch, des hat sich ergeben, eher.

Claudia: Ja, und mir ham so, jeder durft rauspicke, was er lieber macht
und es hat irgendwie gepasst.“

(Fam. Clauer, Z. 93 ff.)

Die Vorlieben der Partnerinnen bestimmen hier die Arbeitsteilung. Das „irgendwie“ passen impliziert die Abwesenheit von Konflikten, das „sich ergeben“ verweist darauf, dass ein Aushandeln nicht nötig ist (an anderer Stelle wird dieser Aussage jedoch widersprochen).

Wird in den Familien das Aushandeln der Arbeitsteilung beschrieben, ist damit immer auch ein gewisses „Aufrechnen“ verbunden. Denn

⁵⁴ Dass der Grund der Aggressionen der Kinder möglicherweise auch im generellen Vorhandensein von Auseinandersetzungen der Eltern liegt, darüber soll hier nicht weiter spekuliert werden.

implizit geht es immer auch um eine von allen als gerecht empfundene Verteilung von Arbeit, was bedeutet, dass die Beiträge der Familienmitglieder einander als Größen gegenübergestellt werden. In allen Familiengesprächen zeigt sich ein aktuelles oder in der Vergangenheit liegendes Aushandeln und Aufrechnen – entweder als explizite Beschreibung des Aushandelns/Aufrechnens (Fam. Alvarez, Fam. Dallmer, Fam. Emmert, Fam. Guse), oder die Familien performieren das Aufrechnen in der Beschreibung der aktuellen oder früheren Arbeitsteilung – etwa indem sie sich widersprechen, korrigieren oder einen „spitzen“ Kommentar einwerfen. Dies betrifft etwa Fragen wie: Wer hat früher den Rasen gemäht (Fam. Alvarez), wer von den Geschwistern macht „mehr“ für die Familie – Bruder oder Schwester (Fam. Berger), wer ist effizienter beim Einkaufen und wer räumt die Spülmaschine öfters aus (Fam. Clauer), wer von den Geschwistern macht „viel“ und wer „nichts“ (Fam. Guse). Die Praxis des Aufrechnens wird also in den Interviews beschrieben oder performiert, oftmals bereits zu Beginn des Gesprächs, wenn die Familien ihre Arbeitsteilung im Alltag beschreiben. Gleichzeitig wird das Aufrechnen und Aushandeln in manchen Familien explizit abgelehnt. Auch die Betonung des Arbeit-nicht-aushandeln-Müssens kann dabei als eine implizite Ablehnung des Aufrechnens gedeutet werden.

In der Ablehnung des Aufrechnens zeigt sich erneut, dass Reziprozität nicht eingefordert werden darf. Eine explizite Gegenleistung für eine „Gabe“ zu verlangen und möglicherweise auch nur zu erwarten, wird abgelehnt. Es besteht, wie Bourdieu für den Gabentausch formulierte, ein „Tabu der expliziten Formulierung“ (Bourdieu 2018: 165) – „Preis“ (Bourdieu 2018: 166) und „Wechselkurs“ (Bourdieu 2018: 166) bestehen möglicherweise, aber nur implizit. Die „Gabe“ selbst, etwa das Kochen oder Blumen Pflegen, wird als Ausdruck von Anerkennung gedeutet und es besteht keine explizite Pflicht zur Reziprozität. Dem expliziten Aufrechnen oder dem Eingehen einer expliziten, gar monetären Tauschbeziehung wird die „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1976) gewissermaßen als Norm gegenübergestellt. Gleichzeitig erscheint es als „selbstverständlich“, dass etwas zurückgegeben wird – und sei es nur ein „Danke“.

Mit dem oben beschriebenen „Aufrechnen“ gehen dabei auch gewisse „Kämpfe“ um Anerkennung einher, also die Frage, wer mit

welchen Beiträgen wie wahrgenommen wird. Dies wird teilweise stärker thematisiert (inklusive Tränen), teilweise sehr wenig. Die Konflikte um Anerkennung werden mitunter also sehr explizit, offen und ernsthaft thematisiert, teilweise erscheinen sie eher am Rande oder werden ironisch / scherzhaft angesprochen. Dass in den Familien implizit und / oder explizit aufgerechnet wird, also die Frage gestellt wird, wer wie viel wann und wie oft macht, könnte als ein sich ausbreitendes utilitaristisches oder neoliberales Denken im Bereich der Familie gedeutet werden. Eine andere mögliche Deutung ist, dass es bei der Arbeitsteilung in Familien immer auch um Anerkennungsbeziehungen geht und die Anerkennung in Familien sich in Beziehungen manifestiert. Verschiedene Anerkennungsprinzipien und -erwartungen sind in Familien dabei miteinander verwoben. Die scheinbare negative oder mangelnde Anerkennung einer vermeintlichen „Leistung“ (das gekochte Mittagessen oder das gebügelte Hemd) kann somit auch als Zurückweisung der gesamten Person empfunden werden. Oder anders ausgedrückt: es besteht, wie Marcel Mauss es für den Gabentausch formuliert hatte (vgl. 4.5), eine gewisse Pflicht des Nehmens der Gabe – Hilfe soll angenommen und das Essen gegessen werden.

6.2.4 Zusammenfassung und Einordnung

Zusammenfassend lässt sich bei der Verhandlung von Anerkennungsprinzipien in den Familien feststellen, dass es Momente der Abgrenzung und Tradierung zwischen den Generationen gibt – Anerkennungsprinzipien werden von den nachfolgenden Generationen also angenommen oder zurückgewiesen. Als ein zentrales Thema lässt sich in den Gesprächen das Schwanken zwischen der leistungsbasierten Anerkennung und der vermeintlich bedingungslosen Anerkennung des „Daseins“ rekonstruieren. Bei Axel Honneth wären diese beiden Anerkennungsprinzipien oder -formen die Liebe (bedingungslose Anerkennung) und die Leistung. Wie in 3.5 beschrieben, haben verschiedene Autor*innen die Sphärentrennung mit je unterschiedlichen Anerkennungsprinzipien in Frage gestellt, auch Honneth selbst verwirft später die strikte Trennung der Sphären und Anerkennungsformen. Die Annahme, dass im Bereich der Familie (und anderen emotional

nahen Beziehungen) ausschließlich die Anerkennungsform der Liebe zu finden sei, erscheint fragwürdig. Empirisch zeigt Wimbauer (2012: 373 f.) das Vorhandensein der „Leistungslogik“ (ebd.: 374) in Paarbeziehungen, genauer gesagt bei hochqualifizierten Doppelkarrierepaaren. Als mögliches Szenario spricht sie sogar davon, dass „die Leistungslogik die Liebe in der Sphäre der Paarbeziehungen [substituiert]“.

Wie sich in den von mir geführten Gesprächen zeigte, wird Anerkennung in den Familien tatsächlich auch für Leistungen im Bereich bezahlter und unbezahlter Arbeiten vergeben – vor dem Hintergrund je spezifischer familialer Werte. Für die hier untersuchten Familien lässt sich also ein Vorhandensein der Leistungsorientierung auch im Bereich des Privaten feststellen. Das Leistungsprinzip wird jedoch zum Teil von den Familien kritisch reflektiert (auch in Bezug auf die eigene Familie). Fallübergreifend zeigt sich zudem eine diskursive Ablehnung von Anerkennung nach dem Leistungsprinzip.

Darüber hinaus beschreiben die Familien Formen von Reziprozität als Erwartung und Tun, die nicht mit dem Leistungsprinzip vereinbar sind. In den Beschreibungen der Gaben, die die Familienmitglieder einander geben, dokumentiert sich eine Orientierung an den individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten der jeweils anderen. Ebendiese Orientierung verweist auf die Anerkennungsform der Liebe wie sie Honneth konzipiert: das Sich-Begreifen und Annehmen der Subjekte als Individuen mit spezifischen Bedürfnissen. Wird Liebe nun mit Wagner (2004) nicht als Realtypus, sondern als „Idealtypus symmetrischer Anerkennung“ (Wagner 2004: 82) verstanden und als „kritische[r] Bewertungsmaßstab“ (Wagner 2004: 84) für reale Beziehungen herangezogen, dann lässt sich festhalten: In den Familien wird zum Teil wahrgenommen, dass es im Familienalltag und in der Familienbiographie keine beständige uneingeschränkte Entfaltung individueller Bedürfnisse gibt, und dies wird bedauert (die Trauer zeigt sich in der Beschreibung unbedingter Anerkennung als Utopie). Gleichzeitig gibt es aber viele Momente, in denen die symmetrische Anerkennung individueller Bedürfnisse zum Tragen kommt – in kleinen Gaben und in großen Gaben. Gefragt werden sollte (vgl. Wagner 2004: 94–95), welche Hindernisse und Ermöglichungen es für eine uneingeschränkte Entdeckung und Entfaltung von Bedürfnissen in Familienbeziehungen gibt.

Außerdem zeigt sich in den Familien eine Orientierung an Reziprozität (Wechselseitigkeit) bei gleichzeitiger Ablehnung des „Aufrechthaltens“, welches jedoch performiert wird. Sowohl Anerkennung als auch Arbeitsteilung werden in den Familien überwiegend reziprok gedacht; das heißt jedoch nicht, dass von einer Symmetrie oder einer direkten Reziprozität ausgegangen wird. In den Gesprächen finden sich Hinweise auf verschiedene Formen von Reziprozität – als Erwartungshaltung und Tun. Mit Hollstein gesprochen (vgl. 4.5.1) zeigen sich in den Gesprächen einerseits Formen direkter Reziprozität, bei denen zwei Personen beteiligt sind und sich Gabe und Gegengabe aufeinander beziehen. Hier zeigt sich Reziprozität wie erwähnt mit geringem wie großem zeitlichen Abstand. Es zeigt sich aber auch indirekte Reziprozität: Das „Solidaritätsprinzip“ (Hollstein 2005: 200) (ich helfe Familienangehörigen, die Hilfe brauchen und alle anderen tun dies auch) dokumentiert sich etwa in Aussagen von Familie Alvarez, Familie Berger und Huber. Die Erwartung von Wechselseitigkeit kann als Hinweis auf das Bewusstsein um die wechselseitige Angewiesenheit gedeutet werden, also auf Generativität (vgl. 1.2.4). In den Familien spielt dabei die zeitliche Dimension und die Veränderung des Generationenverhältnisses eine Rolle. Dies spiegelt sich auch in den Anerkennungsstrukturen im Gespräch wider: Gaben, die zum Beispiel in der Vergangenheit von den Großeltern gegeben wurden, werden durch Kinder und Enkelkinder verbal anerkannt (durch Lob, verbalisierte Dankbarkeit) (bei Familien Alvarez, Berger, Dallmer, Huber, Guse). Nun sind diese Großeltern selbst zum Teil stark auf die Fürsorge der Kinder und Enkelkinder angewiesen. Unabhängig von den Arbeitsteilungen zum Zeitpunkt des Interviews wird Anerkennung für in der Vergangenheit liegende Unterstützung gespendet. Dies verweist wieder auf ein Vorhandensein generalisierter Reziprozität, denn die jeweiligen Ressourcen und Bedürfnisse der Familienmitglieder werden berücksichtigt. Was Familienmitglieder zu einem bestimmten Zeitpunkt geben können, schon gegeben haben und möglicherweise noch geben werden, spielt in den Anerkennungsbeziehungen eine Rolle. Das Bewusstsein der Familienmitglieder, dass sich die Care- oder Fürsorgebeziehungen im Lebensverlauf verändern, ist ein Bestandteil der Anerkennungsstrukturen.

Der Gabentausch zwischen den Familienmitgliedern ist in den Familien also längerfristig angelegt, die Gabe gerät nicht in Verges-

senheit. Anerkennung wird auch für in der Vergangenheit und in der Zukunft stattfindende Gaben gegeben (in Form von verbalisierter Anerkennung, aber auch durch verschiedene Fürsorgearbeiten). Die intergenerationalen Fürsorgebeziehungen können als ein langfristiger auf dem Solidaritätsprinzip basierender Gabentausch verstanden werden, auf dessen Basis Anerkennung vergeben wird und der gleichzeitig eine Anerkennung der am Gabentausch beteiligten Familienmitglieder ist. Asymmetrien im Gabentausch bedeuten kein Ende der Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern und führen auch nicht zwangsläufig zu Irritationen in der Anerkennungsbeziehung, weil berücksichtigt wird, wer wann welche Bedürfnisse und Ressourcen hat – es steht eben nicht der Tausch im Vordergrund (was und wie getauscht wird), sondern die Beziehung der Tauschenden (vgl. 4.5.1). In Bezug auf Bourdieus These, es müsse einen zeitlichen Abstand zwischen Gabe und Gegengabe geben, kann festgehalten werden: Es *kann* in Familien einen zeitlichen Abstand zwischen Gabe und Gegengabe geben und dieser kann auch sehr groß sein, ohne dass die Beziehungen und der Zusammenhalt der Familienmitglieder dadurch gefährdet wären. Im langfristig angelegten Gabentausch und dem Solidaritätsprinzip zeigen sich dabei, so meine ich, viele Aspekte der idealtypischen Anerkennungsform der Liebe. Denn die Gaben werden hier nicht quantifiziert, die Bedürfnisse der Familienmitglieder und die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander stehen im Vordergrund. Gleichzeitig zeigt sich in der expliziten Ablehnung des Aufrechnens die Norm der „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1976). Die Motivation, aus der heraus die Arbeit verrichtet wird, ist idealtypischerweise nicht irgendeine Art von ökonomischem Nutzen oder gar monetärer Entlohnung, sondern die Liebe zu den Familienmitgliedern – dies schließt eine explizite Tauschbeziehung aus. Der Lohn für die Arbeit innerhalb der Familie darf also nichts anderes sein als die Erwidierung der Liebe und, damit verbunden, Gegengaben, die auch der Liebe entspringen. Tatsächlich aber dokumentieren sich in den Familien durchaus Kämpfe darum, wer was wieviel macht, und wer was dafür erhält.

6.3 Arbeitsbezogene Anerkennungsfelder und Anerkennungskulturen: Chancen und Risiken

In diesem Kapitel wird beschrieben, wie sich familienübergreifende Anerkennungsfelder / Anerkennungsbereiche in den Gesprächen zeigen. Dabei soll auf folgende Fragen eingegangen werden:

- In welchen Bereichen und in Bezug auf welche Themen können Familienmitglieder durch Arbeit Anerkennung erfahren?
- Wie gestalten sich dabei Anerkennungschancen und -risiken für einzelne Familienmitglieder?
- Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich in und zwischen den Familien feststellen?

Familien sind, wie sich in den Gesprächen zeigte, ein besonderer Anerkennungsort. Die oben ausgeführte Ambivalenz zwischen bedingungsloser und bedingter Anerkennung korrespondiert dabei mit der Spannung der Anerkennungsbereiche der Familie und der Erwerbsarbeit. Der Bereich der Lohnarbeit ist ein Bereich, dem, wie die Gespräche zeigen, die Anerkennungslogik der Leistung zugerechnet wird, während dem Bereich der Familie eine bedingungslose Anerkennung „für das Dasein“ als Utopie oder Beschreibung der familialen Anerkennungskultur zugerechnet wird. Familie und Erwerbsarbeit treten in den Gesprächen als Hauptbereiche individueller Anerkennung in Bezug auf Arbeit in Erscheinung. Sie erscheinen explizit, aber auch implizit als Anerkennungsbereiche oder „Anerkennungsfelder“ (Frerichs 2000: 273), in denen für und durch Arbeit Anerkennung erlangt werden kann. Daneben treten weitere arbeitsbezogene Anerkennungsfelder in den Gesprächen in Erscheinung. Die Bereiche der Erwerbsarbeit und der Familie, auf die ich zunächst eingehen werde, stellen sich gegenüber diesen Feldern als Hauptanerkennungsfelder für die Familienmitglieder dar und sind dabei gleichzeitig chancen- und risikoreich für die individuelle Anerkennung der Subjekte (6.3.1). Deutlich wird auch, dass beide Bereiche sowohl Anerkennungsressourcen als auch Konfliktfelder sein können. Die Felder können einander potentiell als Anerken-

nungskompensation (6.3.2) dienen, gleichzeitig herrschen dort tatsächlich oder vermeintlich unterschiedliche Anerkennungskulturen (6.3.3) vor. Schließlich wird auf die Bereiche des bürgerschaftlichen Engagements (6.3.4) und der Schule (6.3.5) eingegangen, die mögliche Anerkennungsressourcen insbesondere für nicht erwerbstätige Familienmitglieder darstellen. Zuletzt werden die Erkenntnisse zusammengefasst und eingeordnet (vgl. 6.3.6).

6.3.1 Erwerbsarbeit und Familie: Multiple Chancen, multiple Risiken

Durch das Vorhandensein mehrerer Bereiche, in denen Anerkennung erlangt werden kann, bestehen einerseits mehr potentielle Ressourcen, um Anerkennung zu erhalten sowie die Möglichkeit, mangelnde Anerkennung in einem Bereich durch Anerkennung in einem anderen Bereich zu kompensieren. Andererseits bestehen insgesamt auch höhere Anerkennungsanforderungen für die einzelnen Familienmitglieder. Sowohl von Männern als auch von Frauen wird erwartet, sich im Bereich der Familie und dem Bereich der Erwerbsarbeit zu bewähren. Mit Fischer (2009: 39) deute ich diese Anerkennungsfelder als „Bewährungsfelder“. Sich bewähren zu müssen beinhaltet dabei auch das Risiko, zu scheitern. Dies zeigt sich in den Familien zum Beispiel in der Schwierigkeit, die beiden Bereiche im Alltag zu koordinieren und zu harmonisieren. Darüber hinaus kann ein Scheitern sich auch darin ausdrücken, den Erwartungen in einem oder in beiden dieser (oder anderer) Anerkennungsfelder nicht gerecht zu werden.

Die vielfachen Anerkennungsanforderungen zeigen sich in den Gesprächen in der Norm der Geschlechteregalität bei der Arbeitsteilung (vgl. dazu ausführlicher 6.4.3). Wie sich in den Familien durchgängig zeigt, besteht auf der Ebene des kommunikativen Wissens erstens die Erwartung an Männer (eigene Erwartung und Erwartung anderer), sich mehr oder weniger stark am Haushalt und der Kinderbetreuung zu beteiligen. Zweitens besteht umgekehrt die Erwartung an Frauen, sich sowohl im Bereich der Familie als auch der beruflichen Arbeit zu engagieren. Dabei gibt es zwar generationale Unterschiede, aber die Norm der Geschlechteregalität hinsichtlich der Verteilung verschiede-

ner Formen von Arbeit wird in allen Familien zunächst einmal prinzipiell geteilt. Im Sprechen über die familialen Arbeitsteilungen zeigen sich auf der Ebene des konjunktiven Wissens jedoch Abweichungen von diesem egalitären Geschlechterverständnis. Diese Abweichungen führen wiederum zu teilweise im Gespräch explizierten Anerkennungskonflikten. Dabei dokumentieren sich die wahrgenommene multiple Bewährungsanforderung und der empfundene Bewährungsdruck sehr deutlich, und zwar in allen familialen Generationen, wie ich an einigen Gesprächsausschnitten beispielhaft illustrieren will.

So beschreibt Andrea Dallmer etwa, dass sie immer wieder unzufrieden mit der Arbeitsteilung auf Paarebene und auch mit sich selbst unzufrieden war:

„Andrea: Weil ich gesagt hab, äh, hör mal, ich hab studiert, ich hab (.) ne Ausbildung, ich mag da eigentlich auch arbeiten, ja". (.) und ähm ich mag aber andererseits, und des war natürlich auch in der Zeit noch nicht so:: (.) so ne optimale Kinderbetreuung, ja der, der Kindergarten der hat um acht Uhr angefangen und der war um eins zu Ende. (.) fertig, ja und dann war Schluss. (.) Und wenn ich dann ne Konferenz hatte oder so was, ja (.) dann (.) klar hatte ich meine Eltern und des waren immer die Momente wo dann meine Eltern kamen und mich unterstützt ham (.) aber ähm des war manchmal ganz schön schwierig, [...] da (.) Arbeit und Kinder unter einen Hut (.) und (.) des war dann schon oft so, dass ich mich sehr (.) zerrissen gefühlt hab (.) zwischen beiden. Ja, also ich konnte da nich in der Arbeit des so genießen und (.) zu Hause hat=ich auch's Gefühl, ich steh da immer unter'm Stress [...]. Also des waren anstrengende Zeiten“ (Fam. Dallmer, Z. 350)

Bei Andrea zeigt sich der starke Wunsch, sich in beiden Bereich, Familie und Erwerbsarbeit, zu bewähren und, wie an anderen Stellen des Gespräches deutlich wird, in beiden Bereichen möglichst „alles im, im Höchststandard“ (Andrea Dallmer, Z. 2471) zu machen – im Beruf „gut“ (Andrea Dallmer, Z. 2466) und „engagiert“ (ebd.) zu sein, und gleichzeitig für die Kinder gesund zu kochen, sie bestmöglich zu betreuen usw. (Z. 2462 ff.). Auch Andreas Mann Frank orientiert sich zumindest auf der Ebene des kommunikativen Wissens daran, die Ausbildung

und Berufstätigkeit seiner Frau sicherzustellen und zu ermöglichen – seine eigene Berufstätigkeit, die mit längeren Dienstreisen verbunden ist, schränkt er dafür allerdings nicht ein. Andrea versucht deshalb mit Hilfe ihrer Eltern Kinderbetreuung, Promotion und Beruf zu koordinieren. Sie bringt ihre doppelte Orientierung an Familie und Beruf in Zusammenhang mit einer „Verantwortung“ (2438) die sie gespürt habe:

„Andrea: Also wenn mw– wenn ma jetzt ähm (.) so lang (..) eigentlich auf Gesellschaftskosten und auf Elternkosten da (.) ne Ausbildung gekriegt hat, dann (.) n– is des nich genug, dass man zu Hause is, mit Kindern.“ (Fam. Dallmer, Z. 2438 ff.)

Andrea argumentiert hier humankapitalistisch, es zeigt sich aber über den Gesprächsverlauf, dass für sie in diesem Zusammenhang vor allem bedeutsam ist, dass sie selbst aus einer „einfachen Arbeiterfamilie“ (Andrea Dallmer, Z. 2427) stammt und es alles andere als selbstverständlich war, dass sie studieren konnte. Durch ihre familiäre Bildungsbiographie stellt sich für sie also Bildung als hohes Gut dar, dass dann aber auch genutzt werden muss, indem sie erwerbstätig ist. Auch ihre älteren Töchter imaginieren eine Zukunft, in der sie als Mütter erwerbstätig sein können, jedoch mit der vorsichtig formulierten Einschränkung, dass sie möglicherweise zeitweise nicht „alles auf einmal haben“ (Z. 2828) können.

Während Andrea Dallmer die doppelte Bewährungsanforderung eher negativ rahmt – als zumindest vorübergehend sehr belastend und kräftezehrend – erscheint bei Elisabeth Emmert die Bewährungsanforderung als Chance, die unterschiedlichen Anteile der eigenen „Person“ ausleben zu können. Ihre Entscheidung, ein Kind zu bekommen, wägte sie gegen die Möglichkeit ab, ihre berufliche Arbeit eventuell aufgeben zu müssen:

„Elisabeth: Ich muss auch ehrlich sagen, ähm (..) des war auch so für mich so ein, ein Knackpunkt mit diesem Kinderkriegen (.) weil ich mich, glaube ich, dadurch dass des ne Arbeit die (.) sehr viel mit meiner (.) Person zu tun hatte [...]. Also des hat viel mit meiner Person zu tun. (..) Und da hat ich dann Angst des aufzugeben, weil ich mir gedacht hab, was bleibt dann von meiner Person noch?“ (Fam. Emmert, Z. 1042 ff.)

In der Beschreibung ihrer Biographie stellt sie ihre Entscheidung, beruflich weiterzuarbeiten und gleichzeitig ihr Kind (mit Hilfe ihrer eigenen Eltern) zu betreuen als gewinnbringend und erfüllend dar:

„Elisabeth: Wenn man dan Mutter is, dann is es @sowieso alles ganz klar@ und (.) ((Einatmen)) äh und ja, auch auch schön und äh ich hätt's dann auch wirklich nü (.) missen wollen und ich hab dann auch gemerkt, da bin ich ja auch in meiner Persönlichkeit (.) gefragt, aber ich hab des andere eben auch nie aufgeben müssen, ganZ. (.) und des war (.) wichtig, eben, auf der andern Seite der Aspekt, ich hätte nicht (..) al- des wär für mich jetzt nicht in Frage gekommen, 40 Stunden-Job und die Marie (.) ab dem dritten Monat oder so in die Krippe zu tun, des, des hätt ich (.) also persönlich für mich nicht gewollt.“ (Fam. Emmert, Z. 1067 ff.)

Während sie an dieser Stelle des Gespräches ein harmonisches Bild der eigenen Berufstätigkeit und Mutterschaft zeichnet, verdeutlicht sie an anderen Gesprächsstellen sehr stark die Belastung, die sie empfindet, wenn sie wieder „mit dem Kopf unter Wasser“ (198) ist und bis nachts an ihrem Schreibtisch sitzt, während sich Geschirr und Wäscheberge stapeln. Erwerbstätigkeit und Mutterschaft sind für Elisabeth dennoch etwas, was sie gleichzeitig erleben möchte. Auch ihre Tochter Marie stellt sich eine Zukunft vor, in der sie Mutter ist und gleichzeitig erwerbstätig. Mit ihrem zukünftigen Partner würde sie sich Kinderbetreuung, Hausarbeit und Lohnarbeit gerne teilen, wie sie meint: „Ich hätt des schon gern so, dass man sich des eben so teilt.“ (Marie Emmert, Z. 3457) Etwas anders verhält es sich bei Maries Großmutter Gisela: Sie betont die Wichtigkeit, selbst eine Ausbildung gemacht zu haben (die sie damals mit Auszeichnung abschließt) und beschreibt auch, wie sie nach der Geburt der Kinder von zu Hause aus für Freund*innen und Bekannte arbeitet (2162 ff.). Bei ihr steht aber im Vordergrund, dass sie erst wieder ein Anstellungsverhältnis annimmt, als ihre Kinder das Schulalter erreichen. In ihren berufsbiographischen Erzählungen steht weniger die Selbstverwirklichung als vielmehr die Möglichkeit im Vordergrund, sich und ihrer Familie durch ihre Arbeit ein finanziell relativ sicheres Leben zu ermöglichen.

Die Kontextualisierung und die Bewertung der doppelten Bewährungsanforderung unterscheiden sich also zum Teil – sie kann unterschiedlich gerahmt und eher negativ oder eher positiv bewertet werden. Die doppelte Bewährungsanforderung gilt dabei auch für Männer, wie sich in den Gesprächen zeigt. Bei Familie Dallmer wird während des Gesprächs immer wieder verhandelt, wie viel oder wenig sich Vater Frank an der Kinderbetreuung und dem Haushalt beteiligte und beteiligt. Sowohl seine Frau als auch seine Töchter beschreiben einerseits Phasen seiner Abwesenheit und Zeiten, in denen das Gefühl entstand, Frank ziehe sich hinsichtlich der Kinderbetreuung „ganz schön aus der Verantwortung“ (Andrea Dallmer, Z. 358). Frank setzt diesen Schilderungen seine eigenen Beschreibungen entgegen und hebt seinen Anteil an Haushalt und Kinderbetreuung hervor (z.B. Kinder in den Kindergarten, zur Schule oder zum Schulbus zu bringen, einzukaufen und zu kochen). Es dokumentiert sich also insgesamt eine Erwartungshaltung, nach der Frank sich im Bereich der Familie, im Haushalt und in der Kinderbetreuung zu bewähren hat. Ob er dabei scheitert oder nicht, wird während des Gesprächs implizit immer wieder verhandelt. Auch bei Frank zeigt sich in den Beschreibungen des Alltags der Druck, den Erwartungen vor allem im Bereich der Familie gerecht zu werden, weshalb er immer wieder sein Arbeitspensum beschreibt:

„Frank: Es is ja tatsächlich so, dass (..) dass ich ja nich irgendwie (.) am (.) Freitagabend um 17 Uhr (.) hier aufschlag (.) und dann (.) des Abendessen erwarde, des dann am Tisch (.) grade (.) serviert wird. (.) Und dass alles fertig und gerichtet is (.) und am Wochenende hauptsächlich (.) äh dann meinen (.) Vergnügungen nachgeh. (.) Des is ja gar nich so. (.) Ja. (..) Sondern dann (.) gibt es wirklich am Wochenende (.) all die Dinge zu tun, die ähm am (.) unter der Woche zu kurz gekommen sind. (.) Also (.) und des, des sind manchmal sehr (.) banale (.) Dinge, wie (.) äh Krankenversicherung, Familienkasse, [...] Steuer, (.) Nachweis von irgendwelchen (.) Kinder- für Kindergeldzahlungen und, ich mein des gibt's ja auch noch (.), und ähm:: (.) nat- Auto, Auto reparieren, Putzen, Waschen (.) ähm (.) im Garten.“ (Fam. Dallmer, Z. 2135 ff.)

Auch in anderen Familien, vor allem bei Familie Huber und Familie Guse, zeigt sich der Druck, den Bereichen Erwerbsarbeit und Familie gerecht zu werden und diese im Alltag miteinander in Einklang zu bringen. So schildert Renate Huber etwa:

„Renate: Dass natürlich dann die Arbeit abends sich stapelt ja und [...] was natürlich mir dann oft is dass wenn ich Abend heimkomm und dann hat er [Renates jüngster Sohn, L.K:] sich Mittag was gekocht (.) genau, so ungefähr (.) dann entsteht wieder der Konflikt in der Familie (.) oder mir zwei (.) dass ich dann sag, warum Topf nicht abgespült, warum die Küche nicht aufgeräumt (.) ich komm heim arbeit an ganzen Dog und jetzt muss i (.) dann meinen Job natürlich (.) Mama du wolltest uns ja, also.“ (Fam. Huber, Z. 2168 ff.)

Nach der bezahlten Arbeit folgt für Renate, so lässt sich mit Hochschild formulieren, die „second shift“ (Hochschild/Machung 1990), die zweite Schicht zu Hause. Die Anstrengung, die mit der Koordination der Bereiche Familie und Erwerbsarbeit verbunden ist, beschreiben auch Peter und Charlotte Guse. Peter hebt dabei besonders den Mangel an frei verfügbarer Zeit hervor, den er und seine Frau empfinden, besonders wenn sie nach einem langen Arbeitstag noch Aufgabenteilungen mit ihren Kindern verhandeln müssten:

„Peter: Und da kommt glaub ich der Druck her, dass man das Gefühl hat eben jetzt muss ich das auch noch ausdiskutieren, jetzt muss ich das auch noch delegieren und man weiß am Ende des Tages (.) ah, hab ich irgendwie nur noch die Zigarette auf der Terrasse und das war's von meiner Freizeit vom ganzen Tag.“ (Fam. Guse, Z. 4315 ff.)

Sehr deutlich zeigt sich in allen Gesprächen, vor allem wenn die familiäre Arbeitsteilung konflikthaft verhandelt wird, ein Spannungsverhältnis zwischen Produktion und Reproduktion, welches – auf gesellschaftlicher Ebene fortbestehend – von den Familien individuell gelöst werden muss. Dabei zeigen sich verschiedene Handlungsstrategien, die sich auf die Arbeitsteilung im Familienalltag richten und mit denen die Bereiche unbezahlter und bezahlter Arbeit koordiniert werden. Es fin-

den zunächst andauernde verbalen Aushandlungen darüber statt, wer was wann wie macht, wer wann wohin muss und wer welche Arbeiten in welchem Umfang übernimmt – zum Beispiel in welchem Umfang die Mütter erwerbstätig sind und wie stark Kinder in Haus- und Fürsorgearbeiten einbezogen werden (Familien Clauer, Dallmer, Guse). Zudem werden weitere Praktiken angewandt: Fast alle Familien lagern eine oder mehrere Formen von Reproduktionsarbeit aus, manche häufig, andere selten. Dadurch entlasten sich die Familien einerseits zeitlich, andererseits von dem Problem, bestimmte Fähigkeiten nicht zu haben (etwa bei handwerklichen Arbeiten) oder manche Arbeit nicht gerne zu übernehmen (wie das Putzen).

Neben dem Auslagern von Arbeiten versuchen oder versuchten es einige Familien mit Formen von Formalisierung, etwa mit detaillierten Arbeitsplänen und schriftlichen Arbeitsanweisungen (Familien Dallmer, Guse, und Huber), vertraglicher Vereinbarung über individuelles Wohnrecht im Ausgleich für die Reduktion beruflicher Arbeit (Fam. Clauer) oder mit der Erstellung eines „WG-Plans“ inklusive Rechten, Pflichten und finanzieller Beteiligung (Fam. Fischer). Darüber hinaus übernehmen einzelne Familienmitglieder in manchen Familien die Aufgabe des Managens verschiedener Formen von Arbeit, indem sie Arbeitszeiten koordinieren und Aufgaben delegieren. Dies sind in den interviewten Familien Mütter (Familien Huber und Guse) oder Eltern gemeinsam (Familie Dallmer).

In manchen Familien hingegen wird deutlich, dass es eine Abwesenheit klarer Arbeitsteilungsstrategien gibt. Diese Abwesenheit stellt sich in einigen Fällen mit der gleichzeitigen vermeintlichen Abwesenheit größerer Konflikte und deshalb mangelnder Notwendigkeit einer Strategie um die Arbeitsteilung dar (Familien Alvarez, Emmert). Die alltägliche Arbeitsteilung „ergibt sich“ scheinbar mehr oder weniger unproblematisch. Eine andere Ursache für die Abwesenheit einer Arbeitsteilungsstrategie kann darin liegen, dass die betreffenden Familienmitglieder mit der Situation unzufrieden sind, aber keine Möglichkeit sehen, dies zu ändern. Dies kann zu einer gewissen Resignation und einem Rückzug aus dem Versuch führen, die Arbeitsteilung anders zu gestalten. Dies ist bei Frau Fischer hinsichtlich der Aufteilung elterlicher Care-Arbeiten nach der Trennung der Fall gewesen. Da sie keine Möglichkeit sah,

sich die Fürsorgearbeit mit ihrem Ex-Partner im gewünschten Umfang zu teilen, arrangierte sie sich mit der Situation, alleinerziehend zu sein.

Das hier skizzierte individuelle Vereinbarkeitsmanagement⁴ und die damit zum Teil einhergehenden konflikthaften Aushandlungen der Arbeitsteilung stellen sich in den Gesprächen sowohl für Frauen als auch für Männer dar. Allerdings wird Vereinbarkeit im weitesten Sinne meist zunächst von Frauen thematisiert, nimmt hier auch einen größeren Anteil an den Redebeiträgen ein und wird stärker problematisiert. In manchen Familien stellt sich dabei die Aushandlung der Arbeitsteilung tendenziell konflikthaft oder ambivalent dar. Dies ist bei den Familien Dallmer, Guse und Huber der Fall, zum Teil auch bei Familie Berger. Bis auf Familie Berger handelt es sich dabei um Familien, bei denen minderjährige Kinder im Haushalt leben. Möglicherweise verleiht hier die aktuelle Lebenssituation der Aushandlung der Arbeitsteilung eine gewisse Brisanz. Aber auch in den anderen Familien werden die Belastungen durch die Spannung zwischen Produktions- und Reproduktionsbereich deutlich – die Aushandlung der Arbeitsteilung und die Harmonisierung der beiden Bereiche werden hier allerdings nicht als konflikthaft grahamt.

Auf der Risikoseite der Anerkennung, so lässt sich auf Grundlage der Gespräche vermuten, kann durch die Öffnung der Anerkennungsfelder Familie und Erwerbsarbeit für Männer und Frauen auch ein Scheitern stattfinden. Wie in 4.3 beschrieben, stellt Ute Luise Fischer in ihrer Studie fest, dass der „Bewährungsdruck“ (ebd.: 275) für Einzelne sowohl im Bereich der Berufstätigkeit als auch bei „der Übernahme familialer Aufgaben“ (Fischer 2009: 275) steigt. Wie Fischer festhält, gelte die berufliche Bewährung und die damit verbundene Leistungsethik für Frauen ebenso wie für Männer – aber in Abhängigkeit des individuellen Falls auf unterschiedliche Art und Weise. Für meine Studie lässt sich ergänzen, dass die Bewährung im Bereich der Familie auch für Männer gilt. Sowohl Männer als auch Frauen sind, so lässt sich festhalten, dem doppelten Bewährungsdruck ausgesetzt. Allerdings zeigen sich im Sprechen qualitative Unterschiede – der Druck wird im Sprechen der Frauen sichtbarer, die Arbeitsteilung stellt sich in ihren Beschreibungen konflikthafter dar und einige der teilnehmenden Frauen formulieren explizit von ihnen wahrgenommene Anerkennungsdefizite (vgl. 6.4.2)

6.3.2 Anerkennungskompensation?

Auf der Chancenseite stellen sich die vielfachen Anerkennungsfelder als Möglichkeit dar, in der Summe mehr Anerkennung zu erfahren, oder einen Anerkennungsmangel in einem Bereich durch einen Anerkennungsmangel in einem anderen Bereich auszugleichen. In den Gesprächen deutet sich eine solche Anerkennungskompensation vor allem im Rahmen des „mütterlichen Anerkennungsdefizits“ (vgl. 6.3.2 und 6.4.1): Zwei der Frauen beschreiben dabei den Bereich der Lohnarbeit explizit als einen Bereich, in dem sie viel Anerkennung und Wertschätzung für ihre Arbeit erfahren würden, im Gegensatz zum Bereich der Familie. Renate Huber beschreibt, wie in 5.3.8 erläutert wurde, enttäuschte Anerkennungserwartungen im familiären Bereich, die sie durch Anerkennung im Bereich der Erwerbsarbeit ausgleicht. Zu Hause sieht sie sich demnach Kritik und mangelnder Dankbarkeit und Lob ausgesetzt:

„Renate: Also (.) des noch (.) noch was oben draufzudrücken anstelle dass ich sag oh, des hab=i jetzt gut gmacht ähm:: hast du gsehn? (.) Ja hast dann des aa no gmacht? (.) Nee wieso, ich hab ja jetzt grad des gmacht ja, also des is son bissel äh:: Lob (.) passiert hier eigentlich nicht. (.) Und drum geh ich gern auswärts arbeiten.“ (Fam. Huber, Z. 4930 ff.)

Das „auswärts arbeiten“ nutzt Renate als Anerkennungsressource – denn hier erfahre sie „Anerkennung“ (4940) von ihren Kolleg*innen, Schüler*innen und Vorgesetzten, indem sie „gelobt“ (4939) werde und positive Rückmeldungen erhalte. Auch Ingrid Berger formuliert, wie in 5.3.2 beschrieben, denselben Zusammenhang:

„Ingrid: Also bei mir is ((Räuspern)) in der Arbeit die Wertschätzung hoch. Also die is (.) höher, als zu Hause, sag i jetzt mal. [...] Des wird so [zu Hause] als selbstverständlicher angesehen und in der Arbeit is es schon so, dass wir (.) ((Einatmen)) schon wertgeschätzt werden. Also sowohl jetzt (.) von unserer Chefin oder auch von den Arbeitskollegen als auch von den Eltern. (.) So (.) des (..) des is schon mehr wie daheim, des is einfach so.“ (Fam. Berger, Z. 1986 ff.)

Ingrid hat also den Eindruck, dass sie im Rahmen ihrer beruflichen Arbeit mehr für ihre Arbeit wertgeschätzt werde als bei ihrer Familie zu Hause. Sie empfindet zu Hause einen Anerkennungsmangel, dem sie die Anerkennungsressource der Lohnarbeit gegenüberstellt. Hier zeigt sich möglicherweise, was Gabriele Wagner im Rahmen einer „Vervielfältigung von Anerkennungsverhältnissen“ (2004: 270) feststellt (vgl. 4.3). Laut ihr eröffnen sich durch diese Vervielfältigung neue Möglichkeiten für alle Menschen: Mangelnde Anerkennung in einem Lebensbereich kann demnach laut Wagner (Wagner 2004: 270 ff.) durch Anerkennung in einem anderen Lebensbereich kompensiert werden. Während bei Renate Huber, Ingrid Berger und zum Teil auch Andrea Dallmer tendenziell mangelnde Anerkennung für die eigene Arbeit im Bereich der Familie durch Anerkennung im Bereich der Lohnarbeit ausgeglichen wird, ist auch eine Kompensation mangelnder Wertschätzung im Bereich der Erwerbsarbeit durch Anerkennung im Bereich der Familie vorstellbar.

Während zum Beispiel Ingrid Berger den Bereich der Lohnarbeit als Hauptanerkennungsquelle beschreibt, stellt sich für ihre Kinder Sophie und Markus der Bereich der Lohnarbeit ambivalent dar. Beide Kinder beschreiben den Bereich ihrer beruflichen Arbeit als einen, in dem sie nur teilweise Wertschätzung erfahren. Beide bringen dies in Zusammenhang mit ihrer jeweiligen beruflichen Branche und der dort vermeintlich vorherrschenden Anerkennungskultur, in der demnach systematisch (zu) wenig Anerkennung erfahren wird. (vgl. 5.3.2).

Markus beschreibt, dass im Betrieb „noch n bisschen anderer Ton“ (2206) als zu Hause gelte. Es herrscht demnach das Motto vor „Nicht gschimpft is aa scho globt.“ (2210) Dies interpretiert Markus als Besonderheit des Berufs und der Branche in der er arbeitet. Für ihn ist klar: „Zu Hause is das Lob größer als in der Arbeit.“ (2223 f.) Implizit bezieht er sich dabei nur auf verbalisierte Anerkennung in Form von „Lob“. Seiner Einschätzung nach erfährt er „zu Hause“ (2223), also im Bereich der Familie und der Partnerschaft, mehr Anerkennung als im Beruf:

„Markus: Wenn ma jetzt hier was macht, also, die Eltern oder irgendjemand anders irgendwas macht, des is schon, dass die Wertschätzung größer is als jetzt in der Arbeit.“ (Fam. Berger, Z. 1954)

Dennoch beschreibt Markus auch, dass sein Chef sich bei ihm bedankt oder ihn lobt. In Markus Beschreibung wird nicht deutlich, dass er unter mangelnder Anerkennung leiden würde. Vielmehr scheinen seine Anerkennungserwartungen im Bereich seiner beruflichen Arbeit der dort erfahrenen Anerkennung zu entsprechen. Die Beschreibungen des Anerkennungsbereiches der Lohnarbeit sind bei Markus also ambivalent, ebenso wie die Beschreibungen seiner Schwester: Unter dem Stichwort „das Phänomen Krankenschwesterdasein“ (1960) skizziert Sophie Wertschätzung, die sie seitens verschiedener Personengruppen erfährt, um gleichzeitig auf einen systematischen Anerkennungsman- gel zu verweisen. Allerdings teilt sie nicht die Einschätzung ihres Bruders, dass sie „zu Hause“ mehr Wertschätzung, Dankbarkeit oder Lob für ihre Arbeit erfahre, eher empfindet sie es umgekehrt (vgl. 2009 ff.).

Bei Familie Berger unterscheiden sich also die Einschätzungen hinsichtlich der Bedeutung der beiden Anerkennungsbereiche „in der Arbeit“ und „zu Hause“ zwischen der Mutter und ihren Kindern. Während für Ingrid Anerkennung „in der Arbeit“ eine mögliche Kompensationsquelle für ein Anerkennungsdefizit „zu Hause“ ist, besteht bei ihrem Sohn Markus zumindest potentiell ein umgekehrter Zusammenhang. In den Beschreibungen Sophies wiederum scheint keiner der beiden Anerkennungsbereiche eine Kompensationsfunktion für den anderen zu haben.

Auch in anderen Gesprächen zeigt sich die Erwerbsarbeit als Bereich, in dem Anerkennungserwartungen potentiell enttäuscht werden können. Wie in 6.1.4 beschrieben, werden etwa mit Erwerbsarbeit auch negative Gefühle verbunden, wie Gefühle von Zwang, Ärger, Genervt-sein. Unzufriedenheit kann dabei auch als Enttäuschung von Anerkennungserwartungen gedeutet werden. Wie sich aber in den Gesprächen zeigte, wird die Erwerbsarbeit überwiegend als Bereich der Sinnstiftung gedeutet und mit positiven Gefühlen verbunden.

6.3.3 Anerkennungskulturen

Der von Renate Huber und Ingrid Berger beschriebene Ausgleich eines Anerkennungsdefizites zu Hause durch Anerkennung im Bereich der bezahlten Arbeit beinhaltet auch den Verweis auf negative und positive

Emotionen. Wie in 2.2 dargestellt, gibt es laut Hochschild (1996) sowohl im Bereich der Lohnarbeit als auch der Familie „emotional cultures“ (Hochschild 1996: 20). Diese Kulturen lassen sich anerkennungstheoretisch auch als Anerkennungskulturen deuten: wie in 4.5.2 skizziert, gibt es einen engen Zusammenhang von Emotionen und Anerkennung. Hochschild beschreibt in ihrer Studie, dass es für manche Arbeiter*innen „at work“ angenehmer sei als zu Hause, und dieses Empfinden scheint sich auch in den Schilderungen der Mütter anzudeuten. Hochschild stellt in ihrer Studie fest:

“To sum up, work may be becoming more like family and family life more like work. Instead of the model of the *family* as haven from work, more of us fit the model of *work* as haven from home. In this model, the tired parent leaves a world of unsolved quarrels, unwashed laundry and dirty dishes for the atmosphere of engineered cheer, appreciation and harmony at work.“ (Hochschild 1996: 28; Herv.i.O.)

Die Lohnarbeit stellt sich also für einige Arbeiter*innen, genauer gesagt einige lohnarbeitende Eltern als angenehmer Rückzugsort für die Anstrengungen zu Hause dar. Gegenüber den schmutzigen Wäschebergen und Auseinandersetzungen zu Hause erscheint die Lohnarbeit zunehmend als Ort der Harmonie und Wertschätzung und nicht umgekehrt. Diese Orientierung deutet sich auch bei Renate und Ingrid an: Die Mütter beschreiben, dass sie sich geschätzt fühlen, dass sie anerkannt werden und positives Feedback bekämen.

Familie und Erwerbsarbeit stellen sich also sowohl als Anerkennungschance als auch als Anerkennungsrisiko für die Familienmitglieder dar. Dabei herrschen in den beiden Bereichen tatsächlich oder vermeintlich unterschiedliche Anerkennungsprinzipien und Anerkennungskulturen vor. Auch die Anerkennungserwartungen an die beiden Bereiche scheinen zum Teil unterschiedlich zu sein.

Wie in 6.2.2 beschrieben, kann der Konflikt von Renate und Anton Huber als ‚Mismatch‘ von unterschiedlichen Anerkennungserwartungen und -praktiken der einzelnen Familienmitglieder gedeutet werden. Renate wünscht sich Anerkennung in Form verbalisierter Wertschätzung. Diese scheint sie laut eigener Aussage zwar nicht innerhalb

der Familie, aber sehr wohl in ihrem Job zu bekommen, wodurch die Erwerbsarbeit zum positiven Anerkennungsgegenpol wird. Gleichzeitig aber scheint die Anerkennung im Job in anderen Formen stattzufinden, denn Renate spricht zwar einerseits von „Lob“ (Fam. Huber, Z. 4932), das sie von Schüler*innen, Kolleg*innen oder Vorgesetzten bekäme, sie benutzt aber auch das Wort „Rückmeldung“ (Fam. Huber, Z. 4945). Rückmeldung ist ein Begriff, den weder Renate noch eines der anderen Familienmitglieder in Bezug auf die Kommunikation in der eigenen Familie verwendet. Dies möglicherweise, weil der Begriff „Rückmeldung“ eine gewisse Distanz zwischen den Teilnehmenden einer Kommunikation impliziert, und zudem mit einer Bewertung assoziiert werden kann, die sich auf eine Leistung bezieht.

Diese Art der formalisierten Anerkennung für eine Leistung lässt sich aber nicht ohne weiteres auf den Bereich der Familie übertragen, wie folgender Gesprächsausschnitt der Familie Huber zeigt. Nachdem Renate sehr positiv über ihre Erwerbsarbeit und die Anerkennung, die sie dort in Form von Lob und positiver Rückmeldung erfahre, erzählt, macht ihr Mann den Vorschlag, zu Hause auch einen „Fragebogen“ auszulegen:

„Anton: Du kannst ja aa moi bei uns an Fragebogen auslegen wenn du in der Schui scho dein Fragebogen auslegst und die Schüler (.) bewerten äh des mach ma jetzt, des is gut

Renate, Maximilian: L@(.)@

Renate: °Okay.°

Andreas: LWir bewerten mal dich.

Lukas: Boah jetzt muss ich zu Hause sogar noch denken.

Andreas: LGanz objektiv, nein Spaß.

Anton: Ja ganz objektiv.

Renate: Laber wirklich ganz objektiv.

Lukas: Ganz objektiv, des

Andreas: LOhne Vorurteile.

Lukas: Nich sub (.) nich subjektiv.

Renate: L@(.)@

(Fam. Huber, Z. 4948 ff.)

Antons Vorschlag wird zunächst von Renate und Antons Sohn Maximilian mit einem Lachen quittiert, das anzeigt, dass Anton den Vorschlag wahrscheinlich nicht ernst gemeint hat. Andreas Sohn macht daraufhin deutlich, um was bei einem solchen Fragebogen gehen würde, nämlich um die Bewertung (einer Leistung). Dass eine solche Leistungsbewertung sich nicht einfach auf den Bereich der Familie übertragen lässt, machen die Bemerkungen über die „subjektive“ oder „objektive“ Bewertung deutlich: zwischen den Familienmitgliedern bestehen engere Beziehungen, die der ‚Objektivität‘ bei der Leistungsbewertung im Weg stehen könnten. Insofern halten es die Familienmitglieder wohl eher für unwahrscheinlich, dass eine ‚objektive‘ Bewertung der ‚Leistungen‘ Renates möglich wäre. Ganz abgesehen von der Tatsache, dass dieses kurze Gedankenexperiment einige Fragen offen lässt – wer bewertet wen? was wird bewertet? nach welchen Regeln wird bewertet? – zeigt sich hier, dass sich Anerkennungsprinzipien eines Bereiches nicht ohne Modifikation auf den anderen Bereich übertragen lassen. Das Gedankenexperiment amüsiert die Familienmitglieder deswegen auch.

Auch bei Familie Berger wird über Anerkennungskulturen „in der Arbeit“ und „daheim“ gesprochen. Georg Berger ist dabei als Vorgesetzter in der Position, Anerkennungserwartungen Anderer zu erfüllen. Seinen Mitarbeiter*innen Wertschätzung zu zeigen, begreift er als Teil seines Jobs:

„Georg: Da hat sich halt mittlerweile auch eine, eine, vielleicht eine Professionalisierung der Wertschöpf- äh Wertschätzung (.) eingestellt. Ja, des hoäßt also, dass ma jemandem gerne aktiv zeigen möchte, dass=er (.), dass ma froh is, dass=er da is, dass=er des macht, also (.) des is ja w- was, was ma (.), was au- auch eine Zeiterscheinung is. Is ja auch gut so.

Gertrud: Aber Georg

Georg: Deshalb muss man den Menschen des auch aktiv mitteilen.

Gertrud: Ja a-

Ingrid: ↳Und des muss ma daheim net?

Gertrud: aber @(.)@

Georg: Da hat ma alles scho verbraucht in der Arbeit

Mehrere: @ (3) @

Georg: L @ Alle Wertschätzungen hat ma scho verbraucht. @
(Fam. Berger, Z. 2154 ff.)

Für Georg besteht demnach ein Unterschied in den Anerkennungsbe-
reichen „Zu Hause / Berufsarbeit“ darin, dass es im Rahmen der beruf-
lichen Arbeit eine „Professionalisierung der Wertschätzung“ (1254 f.)
gebe. Mutmaßlich treffen diese Professionalisierung und der damit
verbundene Anspruch, aktiv Wertschätzung zu zeigen, in besonderem
Maße für ihn als Vorgesetzten zu. Die von ihm formulierte Anspruchs-
haltung des „Zeigens“ der Wertschätzung kann als Selbstverständnis als
Führungskraft gedeutet werden. Die Nachfrage seiner Frau: „Und des
muss ma daheim net?“ verdeutlicht die unterschiedlichen Anerken-
nungsansprüche und -erwartungen in Bezug auf den reproduktiven
und den produktiven Bereich. Das bewusste Bemühen, anderen Aner-
kennung zu zeigen, deutet Georg als Professionalisierungsprozess und
grenzt diese Anerkennungslogik (bewusstes Bemühen, aktives Zeigen)
gegen den Bereich des Privaten ab. Als Führungskraft setzt er das aktive
„Zeigen“ von Wertschätzung“ mutmaßlich um oder strebt dieses zumin-
dest bewusst an. Er deutet dabei an, dass die Erwartung, Mitarbeiter*in-
nen Wertschätzung zu zeigen, eine historisch kontingente Entwicklung
ist. Gleichzeitig empfindet er die von ihm beschriebene Professionali-
sierungstendenz der Anerkennung als positive Entwicklung. Ein wei-
terer interessanter Aspekt ist, dass es für Georg möglicherweise ein
bestimmtes Kontingent an Wertschätzung gibt, das ein Mensch (regel-
mäßig) zeigen kann. Deswegen beantwortet er die Frage seiner Frau
mit dem Hinweis, dass, nachdem im Rahmen der beruflichen Arbeit
schon Wertschätzung gezeigt wurde, zu Hause alles „verbraucht“ sei.
Dabei spielt er möglicherweise auch auf eine gewisse Anstrengung an,
die mit dem Spenden von Wertschätzung und Empathie verbunden
ist. Von dieser Anstrengung braucht es zu Hause dann Erholung, seine
„Anerkennungsenergie“ ist ‚verbraucht‘. Auch möglich ist, dass Georg
von unterschiedlichen Anerkennungserwartungen zu Hause und im
Rahmen seiner beruflichen Arbeit ausgeht, die mit dem von ihm wahr-
genommenen Professionalisierungsprozess zusammenhängen, welcher
gesteigerte Anerkennungserwartungen schaffen könnte. „Professionell“

Anerkennung zu zeigen impliziert aber gleichzeitig auch eine gewisse Distanz und formalisierte Routine zwischen Spender*in und Empfänger*in der Anerkennung. Diese im Rahmen der Lohnarbeit mutmaßlich existierenden Regeln für den Austausch von Anerkennung gelten im Bereich des Privaten möglicherweise aber nicht. Zwischen diesen unterschiedlichen Anerkennungskulturen könnte die Irritation zwischen Ingrid und Georg begründet liegen.

An diesen beiden Beispielen zeigt sich, dass in den Bereichen Erwerbsarbeit und Familie unterschiedliche Anerkennungskulturen und -regeln vorherrschen, die sich nicht ohne weiteres aufeinander übertragen lassen. Insofern stellt sich auch die Frage, ob Anerkennung in einem Bereich tatsächlich durch Anerkennung in einem anderen Bereich kompensiert werden kann. Das Mittagessen der Mütter mittels Feedbackbögen zu bewerten wäre demnach eine nicht authentische Anerkennungsweise, den Anerkennungserwartungen würde nicht entsprochen werden. Darüber hinaus wird an den Beispielen deutlich, dass sich, wie Wagner erläutert, Subjekte reflexiv auf Anerkennungserfahrungen und Anerkennungsverhältnisse beziehen. Subjekte „bewerten Bewertungen“ (Wagner 2004: 272) und verhalten sich, wie in 4.3 bereits beschrieben, „eigensinnig gegenüber konfligierenden Anerkennungserwartungen Anderer“ (ebd.). Die Familienmitglieder thematisieren und reflektieren die von ihnen empfundene Anerkennung in den verschiedenen Anerkennungsfeldern, sie bewerten die Bewertungen der anderen und reflektieren die von ihnen wahrgenommenen Anerkennungschancen.

6.3.4 Bürgerschaftliches Engagement / Ehrenamt

Wie oben bereits erwähnt, treten neben Familie und Erwerbsarbeit noch zwei weitere Anerkennungsfelder in Erscheinung, allerdings als vergleichsweise randständige Themen. Der Bereich des bürgerschaftlichen Engagements wird in den Gesprächen dabei vor allem von den oder in Bezug auf die Großmütter relevant gemacht. Dabei erscheint der Bereich des bürgerschaftlichen Engagements in den Gesprächen als randständiger Anerkennungsbereich in Bezug auf Arbeit: Er wird weniger häufig und umfangreich thematisiert und im Sprechen gegen-

über den anderen Anerkennungsbereichen marginalisiert. Der Bereich des bürgerschaftlichen Engagements, des Ehrenamtes, oder auch, wie Ute Luise Fischer formuliert, „gemeinwohlbezogene[r] Aktivitäten“ (Fischer 2009: 290) kommt also eher am Rande vor, auch wenn er in mehreren Interviews angesprochen wird (Familien Alvarez, Berger, Clauer, Dallmer und Emmert) – entweder bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes oder an andern Stellen des Gespräches. Dabei muss unterschieden werden zwischen der Anerkennung, die es innerhalb der Familie für Arbeit im Bereich Engagement / Ehrenamt gibt und der Anerkennung, die einzelne Familienmitglieder in dem Anerkennungsfeld selbst erfahren.

Bei Familie Clauer stellt sich ehrenamtliche Arbeit als anerkennenswert dar, Nathalie und Claudie beziehen sich auf der Ebene des kommunikativen Wissens positiv darauf als Möglichkeit einer sinnstiftenden Tätigkeit. Sie finden es wichtig, „auch was für die Gesellschaft zu mache“ (Claudia Clauer, Z. 2265) oder sich „über die Arbeit hinaus“ (Nathalie, Z. 2210) zu engagieren. Beide Frauen arbeiten aber zum Zeitpunkt des Interviews nicht ehrenamtlich und berichten auch nicht von ehrenamtlichem Engagement in der Vergangenheit, wohl aber von Ideen, Versuchen und Wünschen, sich zu engagieren. Der Bereich des bürgerschaftlichen Engagements bleibt hier einerseits eine Kontrastfolie zum Bereich bezahlter Arbeit, wenn diese als nicht erfüllend und unbedeutend empfunden wird (für Claudia), oder er erscheint als zusätzliche Option, Sinn zu erfahren, wenn Familie und Beruf dies energiemäßig zulassen, wie bei Nathalie deutlich wird:

„Nathalie: Also sich irgendwie für ir-für irgendwas einsetzen ähm auch wenn ich selber jetzt vielleicht eben grad nicht unbedingt die Energie dazu hab, aber ich find des schon toll.“ (Fam. Clauer, Z. 2213 f.)

Darüber hinaus berichtet Nathalie eher beiläufig vom ehrenamtlichen Engagement ihrer Mutter. Diese sei nach der Geburt der Kinder nicht mehr erwerbstätig gewesen:

„Nathalie: Die hat relativ schnell zwei Kinder bekommen ähm die recht nah beieinander waren und ähm als ich, oder beziehungsweise als meine Geschwister dann vierzehn, fünfzehn waren äh kam dann ich noch mal hinterher, ich weiß nicht was gewesen wär wenn jetzt dann ich nicht noch gekommen wär, (.) ob sie dann, also sie hat dann schon so'n bisschen was so mit Telefonseelsorge, also jetzt nicht gegen Geld, aber zumindestens sich irgendwie so'n bisschen zu engagieren, aber sie hatte eben (.) klar weil [Beruf Mutter], ich mein mit 50 brauchste dann da auch nicht mehr ins Rennen einsteigen, ähm sie hätte dann wahrscheinlich wenn irgendwie noch mal ne Ausbildung machen müssen und (.) ähm, da war des einfach (.) n– nicht so üblich, der Wunsch nicht da und finanziell halt absolut nicht notwendig.“ (Fam. Clauer, Z. 843 ff.)

Nathalie rahmt das Engagement ihrer Mutter als Ersatz für Berufstätigkeit und marginalisiert das Engagement gleichzeitig sprachlich: Erstens spezifiziert sie die Tätigkeit ihrer Mutter nicht weiter, zweitens deutet sie mit „so' n bisschen“ an, dass es sich um kein bedeutsames und umfangreiches Engagement handelt. Ähnlich rahmt Andrea Dallmer das ehrenamtliche Engagement ihrer Mutter:

„Andrea: Meine Mama war zu Hause mit Kindern und (.) mit Haushalt. (.) Fertig. (.) Und des gab auch nie Diskussionen und dann (.) als mein Bruder und ich ausgezogen waren, und dann war meine Mama, ich weiß es nicht mehr, 50 plus, irgendwas, und dann hat sie sich so'n bisschen gedacht, äh ja, und jetzt? (.), ja. (.) Und des war ihr n bisschen fad (.) aber natürlich kann man nach (.) 25 Jahren nicht mehr anfangen als . (.) [Beruf Andreas Mutter]. Und sie hat halt in der (.) Kirchengemeinde hat sie so: (.) Senioren gefahren und dann hat sie später Essen auf Rädern ausgefahren, halt so mehr so ehrenamtliche Jobs. ((Einatmen)) Aber es war schon so der Moment (.) wo sie auch so'n bisschen (2), uaaah, hab ich mir des so vorgestellt? Und ich hab immer gedacht, nein, so will ich des auf gar keinen Fall, ja also ich will (.) eben (.) auch berufstätig sein“ (Fam. Dallmer, Z. 2416 ff.)

Für Andrea erscheint das Engagement ihrer Mutter, ebenso wie in der Schilderung Nathalie Clauers, als Notlösung gegenüber der Berufstä-

tigkeit, durch die eine Sinnstiftung hätte stattfinden können. Andreas Mutter konnte demnach nach einer langen Erwerbsunterbrechung nicht mehr in ihren Beruf zurückkehren. In Andreas Schilderung erscheinen die „ehrenamtlichen Jobs“ ihrer Mutter nicht als eine Arbeit, die ebenso sinnstiftend ist wie Erwerbsarbeit. Sie erscheint also der Erwerbsarbeit als nachgeordnet, nicht als äquivalent. Die Biographie ihrer Mutter erscheint als negativer Horizont, von dem sich Andrea abgrenzen muss. Allerdings sind sich alle Familienmitglieder an einer anderen Stelle des Gespräches einig, dass „die Oma“ (3609) immer viel gearbeitet habe; inwiefern sie dabei auch die ehrenamtliche Arbeit der „Oma“ im Sinn haben, bleibt jedoch unklar. Abgesehen von der oben genannten Gesprächsstelle taucht das Thema des ehrenamtlichen / bürgerschaftlichen Engagements im Gespräch nicht auf. Es ist hier also ein Randthema und wird im Sprechen gegenüber dem Bereich der Erwerbsarbeit marginalisiert. Sowohl bei Familie Dallmer als auch bei Familie Clauer können aber die abwesenden Frauen der Großelterngeneration nicht selbst über ihre Erfahrungen im Anerkennungsfeld des bürgerschaftlichen Engagements erzählen. Ehrenamtliche Arbeit wird also nur vermittelt über die familiäre Anerkennungsordnung behandelt, als etwas, was innerhalb der Familie als mehr oder weniger anerkanntenswert betrachtet wird. Gleichzeitig lassen sich die Beschreibungen als Versuch der Anerkennungskompensation der Großmütter deuten: Da durch Erwerbsarbeit keine Anerkennung generiert werden kann, weichen sie auf den Bereich des bürgerschaftlichen Engagements aus.

Anders ist dies bei Familie Emmert, obwohl auch hier das Thema des bürgerschaftlichen Engagements eher randständig angesprochen wird. Elisabeth und ihre Mutter Gisela engagieren beziehungsweise engagierten sich beide ehrenamtlich und können somit eigene Erfahrungen aus diesem Anerkennungsfeld schildern. Sie problematisieren dabei mangelnde gesellschaftliche und finanzielle Anerkennung. So stellt Elisabeth fest:

„Elisabeth: Es ärgert mich nur manchmal, grad so bei Kirchen ja, da wird immer gern was verlangt und (.) da sollste noch des und, ja wir machen des ja alle irgendwie so ehrenamtlich, ((Einatmen)) ja, aber von was

soll ich dann leben (.) wenn ich lauter ehrenamtliche Jobs mache, ja. (.) Also wenn's so bisschen (.) vorausgesetzt wird oder so, dann (.) dann stinkt=a=ma= da (.) schon.“ (Fam. Emmert, Z. 3978)

Für Elisabeth hängen allgemeine gesellschaftliche Erwartungen und die Erwartungen der anderen Engagierten miteinander zusammen. Wie sie an anderer Stelle betont, legt sie keinen Wert auf hohe finanzielle Entlohnungen, für sie stehen demnach Spaß und Sinnhaftigkeit, auch – und vielleicht gerade – bei ehrenamtlicher Arbeit im Vordergrund. Anerkennung in Form finanzieller Entlohnung stellt für Elisabeth aber eine generelle Voraussetzung für ehrenamtliche Arbeit dar – von irgendetwas muss sie „leben“ können, wie sie sagt. Hieraus lässt sich folgern, dass entweder ein Einkommen durch Erwerbsarbeit erwirtschaftet werden muss, wodurch die Ressource Zeit knapp wird. Oder die ehrenamtliche Arbeit wird in ausreichendem Maße entlohnt. Auch ihre Mutter Gisela stimmt mit ihr im Ärger über mangelnde finanzielle Wertschätzung überein, die im Rahmen des kirchlichen Ehrenamtes besteht. Gisela erwähnt darüber hinaus am Rande, dass sie in der Vergangenheit für die Aids-Stiftung arbeitete: „Des hab i schon [...] hinter (.) vorgehaltener Hand (.) sagen können äh dürfen.“ (Fam. Emmert, Z. 1574) Aufgrund der Stigmatisierung der Krankheit beziehungsweise des Virus hätten ihr andere Frauen zu ihrer ehrenamtlichen Arbeit sogar gesagt: „Des tät mein Mann ned erlauben.“ (Fam. Emmert, Z. 1580) Gisela und Elisabeth verhalten sich hier beide eigensinnig gegenüber gesellschaftlicher Geringschätzung ihres Engagements, sie bewerten die Bewertungen. Allerdings spielt das bürgerschaftliche Engagement/die ehrenamtliche Arbeit in der Beschreibung des Alltags sonst keine Rolle. Dieses Anerkennungsfeld erscheint hier also nicht als ein Feld, auf das sie im Alltag als Anerkennungsressource zurückgreifen, zumal sie ja auch ein Anerkennungsdefizit für diesen Bereich beschreiben.

Anders stellt es sich bei Gertrud dar, die verschiedene Formen von Arbeit ausführt, die sie auch alle als „Arbeit“ bezeichnet. Dazu gehört gering entlohnte Arbeit als Schüler*innenlotsin, nicht entlohnte ehrenamtliche Arbeit für Senior*innen der Kirchengemeinde und ‚regulär‘ entlohnte Arbeit bei der Gräberpflege. Für letzteres verwendet sie auch den widersprüchlichen Begriff „Freizeitjob“ (1373). Mit der Ver-

wendung des Begriffes „Job“ stellt sie die Äquivalenz zu den Erwerbsarbeiten der anderen Familienmitglieder her. Gleichzeitig bezeichnet sie diese Arbeit als „Freizeit“, da ihr die Arbeit Spaß mache, wie sie mehrfach im Gespräch betont. In Gertruds Beschreibungen erscheint der Bereich des bürgerschaftlichen Engagements stark als Anerkennungsressource, der im Gesprächsverlauf als äquivalent zur beruflichen Arbeit der anderen Familienmitglieder erscheint. Sprechen diese davon, wie es „in der Arbeit“ sei, bringt sich Gertrud mit Schilderungen ein, die sich (auch) auf ihre ehrenamtliche Arbeit beziehen. Als sinnstiftende Elemente sieht sie etwa die Freude der Senior*innen über ihre Hilfe, oder den Spaß, den sie bei ihren Arbeiten empfindet.

„Gertrud: Ich muss sogn ma hat bei den Senioren des (.) da hör i öfter moi, mei, san mia froh, dass du jetz do bist bei uns. D– denk i ma oiwei, is a scheene A– des is doch was Scheens, oder? Geh. (..) Mach des aa gern.“
(Fam. Berger, Z. 2079 ff.)

Gertrud fühlt sich im Rahmen ihrer ehrenamtlichen Arbeit geschätzt, und zwar von den Empfänger*innen ihrer Arbeit, wie auch an anderen Stellen des Gesprächs deutlich wird. Allerdings spricht sie in Bezug auf ihre verschiedenen Arbeiten auch von Anstrengungen und (potentieller) zeitlicher Überlastung.

6.3.5 Schule

Darüber hinaus zeigt sich der Bereich der Schule als ein weiteres arbeitsbezogenes Anerkennungsfeld für die am Gespräch teilnehmenden Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Schule und Lernen wird vor allem in drei der vier Familien mit Kindern und Jugendlichen verhandelt, die noch die Schule besuchen – Dallmer, Emmert, und Guse. Wie in 6.1 beschrieben, erscheinen Lernen, Hausaufgaben machen, den Unterricht besuchen und Prüfungen schreiben einigen der Kinder und Jugendlichen als Form von Arbeit.

Umgekehrt sehen deren Eltern es als „Job“ (Charlotte Guse) oder „zugesdachte Aufgabe“ (Frank Dallmer) ihrer Kinder, zu lernen und schulische Erfolge zu erreichen. Bei guten Noten spenden die Eltern

ihren Kindern Anerkennung, etwa in Form von Geld, anderen kleinen Geschenken (Fam. Dallmer, Emmert, Guse) und / oder in Form verbalisierter Anerkennung. Umgekehrt, so wird berichtet, gibt es bei schlechten Noten einen „Anschiss“ (Marie Emmert, Z. 3318) oder zumindest sind die Eltern „freudiger überrascht“ (Frank Dallmer, Z. 4204) bei guten als bei schlechten Noten. Auch werde „diskutiert“ (Lina Guse, Z. 4085) wenn ein Kind „ne blöde Arbeit geschrieben“ (ebd., Z. 4079) habe. Ebenfalls sind das „Einmischen“ (Charlotte Guse, Z. 4102) der Eltern in den Tagesablauf der Kinder und in die Organisation der Schularbeiten, das Sanktionieren und „in [den] Hintern treten“ (Elisabeth Emmert, Z. 5825) Reaktionen der Eltern auf schulische ‚Misserfolge‘ der Kinder. In den Gesprächen zeigt sich, dass die Kinder einerseits versuchen, diese Formen negativer Anerkennung durch die Eltern zu vermeiden, sich aber andererseits eigenwillig zu deren Anerkennungserwartungen verhalten:

Lea Dallmers Eltern etwa ist der schulische Erfolg der Töchter sehr wichtig. Während ihr Vater darin ihre eigentliche „Aufgabe“ sieht, nimmt sie während der Schulabschlussphase einen Job an, arbeitet dort mit Freude viel, lange Schichten und auch spätabends:

„Lea: Und des is so mein eigenes (.) Geld, was ich mir verdienen um halt irgendwie [...] sagen zu können, ich ich spar des irgendwie für was und (..) kann=n dann (.) ja. Also des is dann irgendwie auch was, was ich (.) erarbeitet hab, wo ich hingegangen bin (.) danach sagen kann (.), jetzt hab ich so lang gearbeitet, und des (.) weiß nich. (.) Ja.“
(Fam. Dallmer, Z. 3365 ff.)

Für Lea zeigt sich durch den Job eine Möglichkeit, eigenständig und unabhängig zu sein, weil sie dort ihr „eigenes Geld“ verdienen kann, um sich damit anschließend Wünsche zu erfüllen. Ihr Schulabschluss erscheint als etwas, was nebenher abläuft und für sie keine sinnstiftende Funktion hat. Vermittelt über die finanzielle Entlohnung stellt sich für sie die Erwerbsarbeit zum Zeitpunkt des Interviews als ein Hauptanerkennungsfeld dar.

Eigenwillig verhält sich auch Marie gegenüber den Erwartungen ihrer Mutter und Großmutter in Bezug auf den Bereich der schuli-

schen Arbeit. Für Maries Mutter steht im Vordergrund, dass Marie den Schulabschluss machen soll und dies auch „halbwegs gut schafft“ (Fam. Emmert, Z. 3279). Dafür treibt sie ihre Tochter an, erinnert und ermahnt sie, zu lernen. Maries Großmutter ist der Meinung, Marie hätte mit „ihrer Intelligenz (.) [...] schon mehr rausholen können“ (Fam. Emmert, Z. 3353), also bessere Schulnoten erzielen können. Marie selbst behauptet von sich, „überhaupt keinen Ehrgeiz“ (Fam. Emmert, Z. 3362) zu haben. Wenn sie in der Schule etwas interessiere, „dann [...] mach ichs ja, weils mir Spaß macht und nicht weil ich gut sein will.“ (Z. 3376 ff.) Marie verhält sich hier einerseits eigenwillig gegenüber der Anerkennungslogik des Schulsystems und den Erwartungen ihrer Mutter und Großmutter: Ihre nicht immer guten Noten liegen laut Maries impliziter Deutung nicht in ihrem Mangel an Können oder Intelligenz begründet, sondern in ihren individuellen Entscheidungen, sich zu bemühen oder nicht. Durch diese Interpretation ist ein Scheitern nicht möglich, da der Spaß für Marie im Vordergrund steht, nicht aber der Erfolg im Sinne der schulischen Leistungslogik.

Auch bei Familie Guse bezieht sich Tochter Lina in gewissem Maße eigensinnig auf die Leistungsanforderung, die in Zusammenhang mit der Schule von den Eltern gestellt werden. Ihre Eltern sehen den „Job“ der Kinder darin, in der Schule zumindest nicht zu scheitern. Lina beschreibt sich dabei selbst als Familienmitglied, das anders ist als der Rest der Familie. Ihr fällt es demnach als einziges Kind schwer, gute Noten zu erreichen und das Lernen empfindet sie als anstrengend und zeitintensiv. Der Norm, akademisch erfolgreich zu sein (die Eltern arbeiten an Hochschulen und haben sehr hohe Bildungsabschlüsse, die älteren Schwestern studieren), begegnet sie, indem sie sich selbst außerhalb dieser scheinbaren Mühelosigkeit platziert. Sie stellt dabei stärker das Bemühen, die Anstrengung, als das Ergebnis der Anstrengungen in den Vordergrund. Dadurch relativiert sie schlechte Noten zum Teil. Darüber hinaus tritt sie mit ihren Eltern in Verhandlungen über Sanktionen (Freund*innen seltener zu treffen) und die Bestimmungsheftigkeit über ihre Schularbeit: Wichtig ist ihr, die Zeithoheit über das Lernen zu behalten und das Lernen / die Hausaufgaben selbst zu organisieren.

Insgesamt tritt die Schule aber in den Gesprächen kaum als Feld in Erscheinung, in dem die Kinder und Jugendlichen Anerkennung für

ihre Arbeit unabhängig von der Anerkennung innerhalb der Familie generieren wollen. Sie berichten etwa nicht oder nur am Rande von Mitschüler*innen oder Lehrer*innen und den damit verbundenen Anerkennungsbeziehungen. Vielmehr stehen die Anerkennungsbeziehungen zwischen Kindern und Eltern im Vordergrund, wenn über die Schule gesprochen wird. Eine Ausnahme ist die Betonung des Spaßes von Marie, also der Hinweis auf sinnstiftende Potentiale durch die schulische Arbeit. Auch Hanna Dallmer kontextualisiert ihre Arbeit für Schule ähnlich. Sie grenzt sich von Mitschüler*innen ab, die von ihren Eltern Geld für gute Zeugnisnoten erhielten und hebt demgegenüber eine intrinsische Motivation hervor:

„Hanna: Also alle kommen immer so, und fragen mich dann manchmal nach den Ferien, und, wie viel Geld habt ihr für euer gutes Zeugnis bekommen? Dann sag ich so, ja meine Eltern freuen sich natürlich, aber (.) es soll mir ja gefallen, sozusagen, was ich in der Schule geleistet hab.“
(Fam. Dallmer, Z. 4221 ff.)

Hanna stellt hier nicht das in der Schule vorherrschende Leistungsprinzip in Frage, sie betont aber, dass sie dadurch zu einem positiven Selbstbezug (sich über die eigen Leistung freuen, stolz sein etc.) kommt, und zwar ohne die Vermittlung durch die Anerkennung ihrer Eltern.

Die scheinbar intrinsische Arbeitsmotivation (Freude über eigenen Erfolg) stellt sie dabei der externalisierten, mittelbaren Anerkennung der Mitschüler*innen gegenüber. Das Erreichen von Schulabschlüssen erscheint den Kindern und Jugendlichen dennoch als etwas prinzipiell Erstrebenswertes, sie lehnen dies nicht ab und berichten auch nicht davon, die Schule verlassen zu wollen.

6.3.6 Zusammenfassung und Einordnung

Insgesamt gibt es also verschiedene potentielle Anerkennungsfelder für einzelne Familienmitglieder. Erwerbsarbeit und Familie erscheinen dabei in den Gesprächen als Hauptanerkennungsbereiche in Bezug auf Arbeit. Dies hängt mutmaßlich auch mit der Zusammensetzung des Samples zusammen, in dem die meisten der teilnehmenden Personen erwerbstätig sind. Prinzipiell entstehen durch das Vorhandensein

mehrere Anerkennungsfelder sowohl Anerkennungschancen als auch Anerkennungsrisiken für die Subjekte. Einerseits gibt es mehr Möglichkeiten des Scheiterns, andererseits auch mehr Möglichkeiten des Erfolges. Mangelnde Anerkennung in einem Bereich kann potentiell durch Anerkennung in einem anderen Bereich kompensiert werden. Dieser Zusammenhang deutet sich in den Gesprächen bei zwei Müttern der mittleren Generation an. Während sie, sowie auch andere Mütter der mittleren familialen Generation, einen Anerkennungsmangel für die Arbeit zu Hause empfinden, beschreiben sie die Erwerbsarbeit als Bereich mit einer angenehmen Anerkennungskultur. Aber auch der umgekehrte Zusammenhang ist denkbar und zeigt sich zum Teil bei Markus Berger, der eher die Familie als „haven from a heartless world“ (Hochschild 1996: 28) beschreibt.

Hochschild stellt für ihre Studie fest, dass die Orientierung der Lohnarbeit als Rückzugsort am häufigsten in der Mittelklasse vorkommt, während in der Unterschicht eher beide Bereiche als belastend wahrgenommen werden und in der obersten Klasse das zu Hause tendenziell als „haven in a heartless world“ (Hochschild 1996: 28) wahrgenommen werde. Für meine Familieninterviews lassen sich keine Milieuunterschiede (Bildungs- oder Berufsmilieu) feststellen. Eher zeigt sich eine Geschlechtsspezifität in Kombination mit einer Generationen- und Familienformspezifität. Die Lohnarbeit als Ort der Wertschätzung und „zu Hause“ als Ort mangelnder Wertschätzung wird von Müttern der mittleren Generation mit männlichem Partner beschrieben, nicht aber von ihren Partnern. Bei deren Kindern wiederum zeigt sich kein geschlechtsspezifischer Unterschied.

Mit dem Bewährungsdruck entsteht auch ein Druck, die Bereiche Familie und Erwerbsarbeit miteinander im Familienalltag in Einklang zu bringen. Die Bereiche der Produktion und Reproduktion schaffen dabei, auch durch zeitliche und örtliche Entgrenzungen bedingt, verschiedene Handlungsstrategien der Vereinbarkeit.

Familie und Erwerbsarbeit stellen sich also sowohl als Anerkennungschance als auch als Anerkennungsrisiko für die Familienmitglieder dar. Ein Aspekt, der dabei in den Gesprächen deutlich wird, und der in 6.2 bereits erläutert wurde, ist, dass in den beiden Bereichen tatsächlich oder vermeintlich unterschiedliche Anerkennungsprinzipien

und Anerkennungskulturen vorherrschen. Auch die Anerkennungserwartungen an die beiden Bereiche scheinen zum Teil unterschiedlich zu sein: Während im Bereich der Lohnarbeit das Leistungsprinzip als legitimes Anerkennungsprinzip erscheint, ist dies im Bereich der Familie nicht unbedingt der Fall. Gleichzeitig stimmen die Familienmitglieder in ihren individuellen Erwartungen an Anerkennung in den einzelnen Bereichen nicht immer überein. Ein Risiko für die individuelle Anerkennung besteht potentiell darin, dass Anerkennungsprinzipien unklar sind, ein Vermischen oder Übertragen von Anerkennungsprinzipien eines Bereiches auf einen anderen stattfindet und dies als unpassend empfunden wird, oder dass ein Mismatch von Anerkennungserwartungen und empfundener Anerkennung besteht.

Neben den Bereichen der Familie und der Erwerbsarbeit erscheinen der Bereich des bürgerschaftlichen Engagements/ des Ehrenamts und der Bereich der Schule als weitere potentielle Anerkennungsfelder in Bezug auf Arbeit. Dies ist vor allem für diejenigen Familienmitglieder der Fall, die noch nicht oder nicht mehr in das Anerkennungsfeld der Erwerbsarbeit eingebunden sind. Auch diese Bereiche bieten gleichzeitig die Möglichkeit des Scheiterns an Anerkennungserwartungen.

Im Sprechen über bürgerschaftliches Engagement/ ehrenamtliche Arbeit stellt sich der Bereich gegenüber der Erwerbsarbeit als überwiegend untergeordnet dar. In zwei Gesprächen wird er von den Töchtern der nicht erwerbstätigen Frauen der Großmütter-Generation als Möglichkeit gerahmt, sinnvoll tätig zu sein. An dieser Stelle fehlt natürlich die Perspektive der Großmütter selbst, also die Erfahrungen im Anerkennungsfeld des Ehrenamtes. In den Beschreibungen der Töchter jedenfalls wird das Engagement marginalisiert – es erscheint dem Bereich der beruflichen Arbeit nachrangig. In beiden Fällen stammen die Großmütter aus einem spezifischen Milieu: Sie leben in den alten Bundesländern und ihre Ehemänner verfügen über ein hohes Einkommen, weshalb, das wird in beiden Gesprächen betont, das Einkommen der Ehefrau für die Familie nicht benötigt wird. Beide Großmütter haben eine abgeschlossene Berufsausbildung in mutmaßlich gesellschaftlich anerkannten Berufen (Krankenschwester und Stewardess), beenden ihre Berufstätigkeit aber mit der Geburt des ersten Kindes. Die Personen, die selbst im Bereich des Ehrenamtes arbeiten,

beschreiben die Arbeit als sinnstiftend, freudvoll und als eine Möglichkeit, Wertschätzung zu erfahren. Bei Familie Emmert wird aber auch ein gesellschaftliches und finanzielles Anerkennungsdefizit problematisiert. Das Anerkennungsfeld des ehrenamtlichen Engagements ist also, ebenso wie die Bereiche der Familie und der Erwerbsarbeit, von Ambivalenzen gekennzeichnet.

Darüber hinaus zeigt sich der Bereich der Schule als ein weiteres arbeitsbezogenes Anerkennungsfeld und zwar für die am Gespräch teilnehmenden Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Allerdings erscheinen das Thema Schule und damit zusammenhängende Erfolge und Misserfolge in den Gesprächen hauptsächlich als innerfamiliäres Anerkennungsthema. Das heißt, es geht in den Gesprächen weniger darum, wie die Kinder, Jugendlichen oder jungen Erwachsenen in diesem Anerkennungsfeld Wertschätzung erfahren, als vielmehr um die dadurch generierte Anerkennung durch andere Familienmitglieder, vor allem Eltern und Großeltern. Die Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen verhalten sich dabei zum Teil eigensinnig gegenüber den Erwartungen der älteren Generationen.

Insgesamt stellt sich in vielen der untersuchten Familien „Bildung“ als ein wichtiges Gut dar, und Anerkennung innerhalb der Familie bezieht sich auch auf schulische und generell akademische Erfolge. Auf der anderen Seite bieten das durch Eltern beeinflusste Lernverhalten der Kinder ebenso wie schulische (Miss-)Erfolge potentielle Konfliktmöglichkeiten zwischen Eltern und Kindern, wie aus den Gesprächen hervorgeht.

Insgesamt tritt die Schule in den Gesprächen kaum als Feld in Erscheinung, in dem die Kinder und Jugendlichen Anerkennung für ihre Arbeit unabhängig von der Anerkennung innerhalb der Familie generieren wollen. Sie berichten etwa nicht, oder nur am Rande von Mitschüler*innen oder Lehrer*innen und den damit verbundenen Anerkennungsbeziehungen. Vielmehr stehen die Anerkennungsbeziehungen zwischen Kindern und Eltern im Vordergrund, wenn über die Schule gesprochen wird. Als eine Ausnahme stellen sich zwei Kinder dar, die entweder das Interesse oder den Spaß an einzelnen Themen betonen, oder das „für sich“ gut sein wollen. Sie verweisen damit auf intrinsische Motivationen für schulische Arbeit und auf einen positiven Selbstbezug, der durch schulische Erfolge entsteht.

6.4 Anerkennungsordnungen: Konflikte, Güter, Geschlechternormen und der Einfluss von Generation, Geschlecht und Milieus

In diesem Kapitel wird auf weitere familienübergreifende Merkmale der Anerkennungsverhältnisse und -ordnungen in den untersuchten Familien eingegangen:

- Welche arbeitsbezogenen Anerkennungskonflikte zeigen sich in den Gesprächen?
- Welche Güter der Anerkennung finden sich in Bezug auf Arbeit?
- Inwiefern zeigen sich Geschlechternormen?
- Welche Rolle spielen Generation, Geschlecht und Milieus in den arbeitsbezogenen Anerkennungsordnungen?

Zunächst werden in den Gesprächen auftretende Anerkennungskonflikte erläutert, die meines Erachtens als typisch für Familien gelten können (6.4.1). Anschließend werden die im Material gefundenen Anerkennungsgüter dargestellt, die Anerkennungsbeziehungen zwischen Familienmitgliedern und den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung vermitteln (6.4.2). Daran anknüpfend wird ein Thema aufgegriffen, dass in allen Gesprächen eine Rolle spielt: Geschlechteregalität und Geschlechtergleichstellung (6.4.3), die zwar angestrebt aber nicht immer umgesetzt wird. Schließlich wird dargestellt, inwiefern Generation, Geschlecht oder andere Milieus hinsichtlich der familialen Anerkennungsordnung relevant werden (6.4.4) um abschließend die wichtigsten Erkenntnisse zusammenzufassen (6.4.5).

6.4.1 Typische Anerkennungskonflikte

Wie sich bei der Darstellung der einzelnen Familien zeigte, gibt es viele Anerkennungskonflikte zwischen verschiedenen Familienangehörigen. Diese Konflikte sind teilweise den individuellen Biographien und Besonderheiten der Fälle geschuldet. Es lassen sich aber Anerkennungskonflikte erkennen, die sich fallübergreifend zeigen. Diese fallübergreifen-

den Anerkennungskonflikte, die sich jeweils in mehreren Fällen (aber nicht allen Fällen) zeigen, möchte ich im Folgenden kurz skizzieren und sie dabei als mögliche Formen typischer familialer Anerkennungskonflikte in Bezug auf Arbeit begreifen, da sie auch in anderen Familien als den hier untersuchten, also überindividuell denkbar sind. Diese Konflikte beziehen sich sowohl auf Reproduktionsarbeit als auch auf Produktionsarbeit. Die im Folgenden erläuterten Konflikte sind dabei nicht als eine erschöpfende Darstellung familialer Konflikte zu verstehen. Es handelt sich um jene Konflikte, die im vorliegenden Sample während den Gesprächen bei mehreren Familien in Erscheinung treten.

Das mütterliche Anerkennungsdefizit

Als erster Konflikt zeigt sich eine Problematik, die ich als „mütterliches Anerkennungsdefizit“ bezeichnen möchte. Der Konflikt findet inner- und intergenerational statt und bezieht sich auf unbezahlte Arbeit. Dabei beschreiben die Mütter der mittleren familialen Generation, die mit einem männlichen Partner zusammenleben, ein von ihnen wahrgenommenes Anerkennungsdefizit für die von ihnen geleisteten reproduktiven Arbeiten im Bereich der Familie. Wie sich in 6.3.2 zeigte, versuchen sie dieses wahrgenommene Anerkennungsdefizit teilweise durch den Bereich der Erwerbsarbeit auszugleichen. Ein solches Anerkennungsdefizit wird in vier Familien thematisiert (Berger, Dallmer, Guse und Huber). Bei drei der vier Familien wohnen die Kinder noch im selben Haushalt. Das wahrgenommene Anerkennungsdefizit führt zu einem Konflikt zwischen den Müttern und anderen Familienmitgliedern, und zwar auf zwei Arten: Einerseits formulieren die Frauen, dass sie mehr Anerkennung von ihren männlichen Partnern erwarten (Familien Berger, Dallmer und Huber). Andererseits wünschen sie sich teilweise mehr Anerkennung von ihren Kindern (dies wird mehr oder weniger stark in allen Familien angesprochen).

Durch folgende Punkte drückt sich für die Mütter dabei mangelnde Anerkennung aus: Erstens bemängeln sie, dass sie (zu) wenig Lob und verbalisierte Dankbarkeit von Kindern und Partnern erfahren. Renate Huber etwa stellt dazu fest: „Son bisschen äh:: Lob (.) passiert hier eigentlich nicht.“ (Renate Huber, Z. 4932) Stattdessen würde, so wird zum Teil von den Müttern beschrieben, das gekochte Essen teilweise kriti-

siert oder verschmäht (Charlotte Guse), oder die Mutter aufgefordert, weitere Arbeiten zu erledigen (Renate Huber). Zweitens, und damit zusammenhängend, würden die Arbeiten der Mütter (teilweise auch der Väter) als zu „selbstverständlich“ betrachtet. Laut Ingrid Berger zeichnet sich die Arbeit zu Hause im Gegensatz zur beruflichen Arbeit dadurch aus, dass sie als selbstverständlicher betrachtet werde: „Des is einfach daheim, was ma so macht, des is (.) ähm [...] Des wird so als selbstverständlicher angesehen.“ (Z. 1997) Auch Andrea Dallmer weist auf diese Selbstverständlichkeit hin:

„Andrea: Oder wie sehr is des einfach ganz selbstverständlich, dass es ein (.) ein Essen am Tisch steht, oder dass (.) die Mama (.) äh (.) die Kinder zum Musikunterricht fährt.“ (Fam. Dallmer, Z. 3925 ff.)

Und auch Charlotte Guse bemängelt die Selbstverständlichkeit in Bezug auf die unbezahlte Hausarbeit:

„Charlotte: Also es is vieles von dem, was wir im Haushalt, also, was ich im Haushalt mache, wird nicht gesehn' und es wird nicht gewertschätzt, es ist selbstverständlich.“ (Fam. Guse, Z. 5659 ff.)

Die Mütter sehen in der vermeintlichen Selbstverständlichkeit der von ihnen regelmäßig geleisteten Reproduktionsarbeit (zum Beispiel kochen, putzen, waschen, bügeln) einen Mangel an Wertschätzung/Anerkennung. Gleichzeitig zeigt sich, wie in 6.2.2 beschrieben, dass der Austausch von Fürsorgearbeiten von den Familien als selbstverständlich betrachtet wird und das Aufrechnen von Arbeiten abgelehnt wird. Darin liegt für die Familien unter anderem das Selbstverständnis als Familie begründet. Selbstverständlichkeit der Fürsorgearbeiten ist also einerseits eine Norm und eine Erwartungshaltung, andererseits drückt sich darin für die genannten Mütter ein Mangel an Wertschätzung aus. Wie in 1.1.4 erwähnt, zeigt sich die Erwartung an gelingende Fürsorgebeziehungen innerhalb der Familie damit als ambivalent dar.

Hier offenbart sich mutmaßlich auch das bereits öfters erwähnte Auseinanderklaffen von Anerkennungserwartungen einzelner Familienmitglieder. Bezüglich der Frage, wie Anerkennung gezeigt werden

soll, treten dabei Unterschiede zwischen den Müttern der mittleren Generation mit männlichen Partnern und den anderen Familienmitgliedern auf. Denn diese scheinen verbalisierte, regelmäßige Anerkennung stärker zu priorisieren als ihre männlichen Partner und Kinder. Diese „herausgehobene[n] Akte der Wertschätzung“ (2007: 84) sind für sie eine wichtige Versicherung, dass ihre Arbeit geschätzt wird. Dies möglicherweise auch deswegen, weil andere Formen der Anerkennung, wie etwa Geld im Bereich der Erwerbsarbeit, innerhalb der Familie nicht vorhanden sind. Für die entsprechenden Mütter ist also die Sprache das Medium, über welches sie Anerkennung erfahren. Gleichzeitig werden durch das Bedanken und Loben die einzelnen Arbeiten der Mütter möglicherweise überhaupt erst sichtbar gemacht. Denn wie Charlotte Guse formuliert, wird das Kochen, Einkaufen und Putzen „nich gesehen“. Durch das Bedanken und Loben der anderen Familienmitglieder wird den Müttern erst klar, dass die Arbeit gesehen wird. Möglicherweise handelt es sich bei dem von den Müttern formulierten Anerkennungs-mangel um einen sehr vorsichtigen und kleinen „Kampf um Beachtung“ (Wagner 2004: 127). Um die eigene Arbeit innerhalb der Familie aufzuwerten, muss sie demnach erst Beachtung finden, also sichtbar werden.

Neben diesen Überlegungen muss berücksichtigt werden, dass die aktuelle Lebenssituation der Familien die Wahrnehmung von Anerkennungsverhältnissen potentiell beeinflusst. Wie oben erwähnt, wohnen bei drei der vier Mütter noch Kinder im gemeinsamen Haushalt. Hier sind die Mütter möglicherweise belasteter als in den Familien mit erwachsenen Kindern, die bereits ausgezogen sind – vorausgesetzt, sie müssen nicht stattdessen Angehörige pflegen. Mit Kindern, die noch im Haushalt leben, steigt rein quantitativ die Hausarbeit, die erledigt werden muss (mehr Wäsche, größere Einkäufe etc.). Gleichzeitig ist das Vereinbarkeitsmanagement schwieriger und es gibt mehr Möglichkeiten, Konflikte mit anderen Familienmitgliedern zu haben. Das heißt allerdings nicht, dass ein Anerkennungsdefizit für Reproduktionsarbeit nicht besteht. Es wird möglicherweise hier nur virulenter. Darüber hinaus muss in Erwägung gezogen werden, dass es möglicherweise geschlechtsspezifische Unterschiede und Erwartungen im Sprechen über Anerkennung gibt und gesellschaftliche Diskurse die

Wahrnehmung von Anerkennung beeinflussen. Eventuell empfinden auch die Väter einen Anerkennungsdefizit in Bezug auf Reproduktionsarbeit, verbalisieren diesen aber nicht, weil er nicht verstehbar oder anschlussfähig wäre.

Eine andere Deutungsmöglichkeit ist, dass Männer kein solches Anerkennungsdefizit formulieren, weder in Bezug auf bezahlter noch auf unbezahlter Arbeit (wenn, dann deuten sie es nur an, wie Markus Berge), weil es eine „Selbstverständlichkeit anerkannter Positionen“ (Fischer 2015: 184) gibt. Wenn anerkannte Positionen als selbstverständlich gesetzt werden, wird auch ihr Anerkanntsein nicht thematisiert – denn dadurch würden sonst die Positionen kontingent und verhandelbar.

Der Entfremdungskonflikt

Während sich das „mütterliche Anerkennungsdefizit“ auf die mangelnde Anerkennung unbezahlter Arbeit bezieht, dreht sich der zweite Konflikt um bezahlte, berufliche Arbeit. Er findet sich in zwei Gesprächen wieder, in denen erwachsene Kinder mangelnde Anerkennung ihrer beruflichen Arbeit seitens ihrer Eltern beschreiben. Obwohl er nur in zwei Fällen auftritt, kann er meines Erachtens als ein idealtypischer Anerkennungskonflikt verstanden werden: Es handelt sich um einen intergenerationalen Anerkennungskonflikt, der in vielen Familien vorstellbar ist, da er nicht auf spezifischen Inhalten beruht. Der Konflikt gründet darauf, dass die Kinder den Wertehorizont der Eltern durch einen Berufs- und Bildungsmilieuwechsel gewissermaßen ‚verlassen‘ und die familialen Werte und Gewissheiten dadurch teilweise in Frage gestellt werden. Die Kinder entfremden sich also (scheinbar) von den Werten der Eltern, weshalb ich den Konflikt als „Entfremdungskonflikt“ bezeichne. Dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, streben die Kinder nach Anerkennung der Eltern für ihre berufliche Arbeit. Im vorliegenden Sample tritt der Konflikt in zwei Varianten auf, die eine Geschlechtsspezifität aufweisen. Die Varianten lassen sich auf die Formeln „Körper versus Kopf“ und „brotlose Kunst“ herunterbrechen.

Der Entfremdungskonflikt in der Variante „Körper versus Kopf“ tritt in Familie Huber auf und wurde bereits in 5.3.8 beschrieben. Der älteste Sohn Maximilian, der aus einer Familie stammt, die sich selbst

als „Handwerkerfamilie“ (5.3.8) begreift, wechselt nach einer handwerklichen Ausbildung durch sein anschließendes Studium und dem damit zusammenhängenden Beruf auf die Seite der „Akademiker“ (Anton Huber, Z. 4558). Maximilian stellt damit scheinbar das (männlich) tradierte Arbeitsverständnis der Familie in Frage, denn die Männer der Familie arbeiten in dritter Generation im selben Handwerkerberuf. Gleichzeitig arbeitet ein großer Teil der gesamten Familie im eigenen Betrieb. „Akademiker“ und akademische Berufsgruppen sind in der Familie, so schildert es Maximilian, ein Ziel von Spott, es gebe ein „Belächeln für (.) geistige Arbeit“ (Maximilian Huber, Z. 4998).

Er erzählt: „I werd jetzt imma aufgezoogn weil ich quasi [...] im (.) Büro sitz [...] dass des ja kei Arbeit is“ (4282 ff.) Wie sich in der Falldarstellung zeigte, beruht das Selbstverständnis des Vaters auf einem spezifischen Arbeitsverständnis, an dem sich gleichzeitig die Familie orientiert: Arbeit bedeutet für ihn den Einsatz der Hände, „körperlich was tun“ (Anton Huber, Z. 4080), „Handwerker“ (ebd., 4079) zu sein und ist mit seinem Beruf assoziiert. Im Gespräch entwirft die gesamte Familie eine Differenz zwischen Akademikern und Handwerkern, sowie damit zusammenhängend „körperliche[r] Arbeit“ (Fam. Huber, Z. 4340) und „geistige[r] Arbeit“ (Fam. Huber, Z. 4998). Der Anerkennungskonflikt ist durch die Bildungsmobilität und den Berufswechsel Maximilians gleichzeitig ein Bildungs- und Berufsmilieukonflikt. Maximilian bewegt sich in verschiedenen und gleichzeitig zwischen den Milieus – denn er scheint sich in beiden Milieus zum Teil fremd zu fühlen. Geschlechtsspezifisch ist der Konflikt deshalb, weil der mit dem Arbeitsverständnis zusammenhängende Familienberuf ein Beruf der Männer der Familie ist. Obwohl auch Mutter Renate als Lehrerin/Dozentin neben dem Familienbetrieb in einem „akademischen“ Beruf arbeitet, wird die Differenz von körperlicher und geistiger Arbeit vor allem in Bezug auf Maximilian und seine berufliche Arbeit verhandelt.

Die zweite Variante des Entfremdungskonflikts möchte ich mit dem Ausdruck „brotlose Kunst“ beschreiben. Auch hier geht um es die Anerkennung bezahlter, beruflicher Arbeit und inwiefern die Arbeit des Kindes Merkmale von „Arbeit“ erfüllt. Während es bei Familie Huber um einen männlich tradierten Familienberuf geht, steht bei Elisabeth Emmert (vgl. 5.3.5) zumindest oberflächlich stärker die Frage der Eltern

im Vordergrund „Wie willst’n da Geld verdienen?“ (Elisabeth Emmert, Z. 3117) Aber diese Frage hängt auch mit dem Bildungsaufstiegs Elisabeths und den unterschiedlichen Berufsmilieus zusammen, denen Elisabeth und ihre Eltern angehören. Die künstlerisch-freiberufliche Arbeit Elisabeths, genauso wie deren geisteswissenschaftliche Ausbildung, bleiben ihren Eltern, beide Schneider*innen, lange fremd. Zu Beginn ihres Studiums interessiert Elisabeths Vater deswegen auch primär die Frage: „Ja was machst’n dann @damit@?“ (Elisabeth Emmert, Z. 3070) Die berufliche Arbeit ihrer Tochter ist für sie lange „vollkommen abstrakt“ (Elisabeth Emmert, Z. 3844). Dies ändert sich erst, als Elisabeths Mutter beginnt, sie zu den Seminaren, die sie gibt, zu begleiten. Den Schilderungen Elisabeths (und zum Teil ihrer Mutter Giselas) zufolge, begreift so zumindest die Mutter, dass die berufliche Arbeit Elisabeths „anstrengend“ ist und es offensichtlich Menschen gibt, die Geld dafür bezahlen. Beide Elternteile stammen selbst aus armen Familien (Z. 3086 ff.), Gisela und ihr Mann haben in ihrem Beruf später selbst kein hohes Einkommen. Umso wichtiger ist es für Elisabeths Eltern, dass ihre Tochter nicht denselben finanziellen Schwierigkeiten ausgesetzt ist, und zwar auch in Zukunft nicht. Durch die Familienbiographie der Eltern rückt ein Merkmal in den Vordergrund, das vor allem für Elisabeths Vater der Schlüssel zur Anerkennung der beruflichen Arbeit ist. „Arbeit“ hat demnach primär die Funktion, ein Einkommen zu erwirtschaften, welches ein gewisses Maß an Sicherheit bietet. Diese Funktion ist für Elisabeths Vater, und zum Teil auch für ihre Mutter, an die Art der Arbeit gekoppelt, denn sie können sich nicht vorstellen, „was das für eine Arbeit is“ (Elisabeth Emmert, Z. 3866).

Im Gegensatz zu Maximilian Huber führt Elisabeths Bildungsaufstieg nicht dazu, dass sie mit einem hohen Einkommen rechnen kann wie sie selbst immer wieder betont. Aus Sicht der Eltern, so könnte gefolgert werden, stellt sich der Bildungsaufstieg der Tochter also als wenig gewinnbringend dar. Ihre Tochter priorisiert durch die Wahl der Ausbildung und der beruflichen Arbeit vermeintlich nicht den übergeordneten Wert der Eltern, ein finanziell gesichertes Leben zu führen. Dass Elisabeths Eltern selbst dieses Ziel lange Zeit nicht realisieren können, spielt dabei keine Rolle. Ein weiterer Unterschied zu Maximilian liegt auch darin, dass Elisabeth, vor allem aus Sicht ihres

Vaters, nur so lange ein existenzsicherndes Einkommen erwirtschaften muss, wie sie nicht verheiratet ist. Die nach einem Seminar von ihrem Vater regelmäßig gestellte Frage, ob sie denn auch etwas verdient hätte, habe nach Elisabeths Heirat dementsprechend „schlagartig aufgehört“ (Elisabeth Emmert, Z. 3134 ff.). Die Anerkennung hat hier also eine geschlechtsspezifische Komponente: Die Möglichkeit, für die eigene berufliche Arbeit Anerkennung von ihrem Vater zu erhalten, ist an die Verdienstmöglichkeiten gekoppelt. Allerdings nur so lange, wie sie, aus Sicht ihres Vaters, nicht in den ‚Verantwortungsbereich‘ eines Ehemannes wechselt, der nun für das gesicherte Einkommen zu sorgen hat.

Schulischer Anerkennungskonflikt

Ein weiterer Anerkennungskonflikt, den ich als typischen Konflikt begreife, dreht sich um schulische Erfolge und Misserfolge der Kinder, die noch die Schule besuchen. In allen Familien, in denen Kinder noch die Schule besuchen, zeigt sich dieser Konflikt – entweder am Rande oder als zentraler Konflikt zwischen Eltern und Kindern. Wie bereits in 6.3.5 beschrieben, sehen einige der Eltern die Schule als altersspezifisches Äquivalent zur Erwerbsarbeit – die Schule ist der „Job“ (Charlotte Guse) oder die „zugesdachte Aufgabe“ (Frank Dallmer) der Kinder, sie sollen hier nach Möglichkeit gute Leistungen vorweisen. Misserfolge der Kinder im Bereich der Schule (in Form schlechter Noten) ebenso wie ein vermeintlich mangelndes Engagement in Bezug auf die Schule (unabhängig von den erzielten Ergebnissen) führen zu Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Kindern, teilweise auch zu Sanktionen und/oder Spott. Formale Bildung dokumentiert sich dabei als wichtiges Gut oder wichtiger Wert für viele Eltern und Großeltern (nicht nur in Familien, in denen Kinder die Schule besuchen). Dahinter stehen möglicherweise weitere Güter, die durch formale Bildungsabschlüsse erreicht werden sollen – ein Leben in relativer finanzieller Sicherheit, gesellschaftlicher Statuserhalt oder Statusaufstieg. Die Bewertung schulischer Erfolge und Misserfolge weist somit, über den Bereich der Schule hinaus, auf den Bereich der Erwerbsarbeit. Die Kinder erfahren, vermittelt über schulische Erfolge oder Misserfolge, mehr oder weniger Anerkennung von ihren Eltern – die Schule stellt also ein innerfamiliäres Anerkennungsthema dar.

Ein Konflikt zwischen Eltern und Kindern kann entstehen, wenn die Kinder dem von ihren Eltern gesetzten Wert der Schulbildung nicht dieselbe Bedeutung beimessen (Familie Dallmer), oder das Gefühl haben, keine ausreichenden Chancen auf Erfolg im Sinne der schulischen Leistungslogik zu haben (Familie Guse). Gegenüber den Erwartungen der Eltern verhalten sich die Kinder dann eigenwillig – etwa indem sie vermeintliche Misserfolge positiv umdeuten (Marie Emmert), sich als außer Konkurrenz stehend beschreiben (Lina Guse) oder indem sie andere Anerkennungsfelder und -güter gegenüber der Schule priorisieren (Lea Dallmer).

Der auf die Schule bezogene Konflikt lässt sich als typischer familialer Anerkennungskonflikt interpretieren, wenn er im Rahmen gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse betrachtet wird. Wie in 2.4 ausgeführt, wird angenommen, dass zunehmend die Erwartung besteht, Kinder in und durch Familien möglichst schnell, gut und effektiv auf die „Beschäftigungsfähigkeit“ (Schutter/Lange 2018: 491) vorzubereiten. Außerdem haben Eltern eine hohe Erwartung an schulische Bildung als Vehikel des Statuserhalts und -aufstiegs und räumen dem Lernen der Kinder in verschiedenen Bildungskontexten einen immer höheren Stellenwert ein (vgl. Schutter/Lange 2018). Dies alles vor dem Hintergrund der in Deutschland „wachsende[n] Bedeutung von immaterieller Arbeit im Vergleich zu materieller Arbeit“ (Schmidt 2010: 138) und der gestiegenen Relevanz hoher Bildungsabschlüsse (vgl. ebd.). Insofern ist das Gut der Bildung und formaler Abschlüsse in gesellschaftliche Transformationsprozesse eingebettet. Gleichzeitig spielen sicherlich Herkunfts- und Bildungsmilieus eine Rolle bei der Bewertung dieses Guts. Das hier vorliegende Sample bildet keine Familien ab, die ein durchgängig geringes Bildungsniveau haben oder beruflich nicht erfolgreich sind.

„Kampf um Anerkennung“ unter und zwischen Geschwistern

Ein weiterer typischer Anerkennungskonflikt, der sich in den Gesprächen zeigt und wahrscheinlich auf viele andere Familien übertragbar ist, ist der „Kampf um Anerkennung“ zwischen vor allem, aber nicht nur, im Haushalt lebenden, jüngeren Geschwistern. Der Begriff des Kampfes bedeutet hier nicht einen Kampf im Sinne Hegels (Kampf auf

Leben und Tod). Er bedeutet auch nicht, dass das Verhältnis zwischen den Geschwistern auf irgendeine Weise schlecht oder distanziert sein muss. Es handelt sich dabei um horizontale und vertikale Anerkennungskämpfe innerhalb der Familie, die sich auf bezahlte (Erwerbsarbeit) und unbezahlte (Schularbeit, Hausarbeit) Arbeit beziehen können. Dabei konkurrieren die Kinder um die Anerkennung der Eltern (und teilweise Großeltern), welche das Wertesystem der Familie zunächst festlegen. Die Kinder sind dabei gewissermaßen diejenigen, die erst später dazu stoßen. Was Iris M. Young auf gesellschaftspolitischer Ebene in Bezug auf marginalisierte Gruppen sagen lässt, kann strukturell ähnlich auch für Kinder gesagt werden, die in eine Familie hineinkommen (vgl. 3.3): Sie kommen „into the game after it is already begun, after the rules and standards have already been set“ (Young 1990: 164). Zunächst haben Kinder mutmaßlich geringe Chancen, auf das Wertesystem der Familie Einfluss zu nehmen, das der Verteilung von Anerkennung zugrunde liegt. Mit zunehmendem Alter nehmen die Einflussmöglichkeiten mutmaßlich jedoch zu. Zudem bewegen sich die Kinder dann auch in anderen Anerkennungsfeldern mit unterschiedlichen Werten und Anerkennungsprinzipien und ihnen erschließen sich alternative Anerkennungsquellen. Aber auch hier bleibt die Herkunftsfamilie wahrscheinlich häufig ein zentrales Anerkennungsfeld der Kinder.

Im ‚Anerkennungskampf‘ unter Geschwistern geht es um die Bewertung der eigenen Beiträge und Leistungen vor einem Werte-horizont und nach Regeln, die größtenteils die Eltern festlegen. Die Geschwister stellen dabei füreinander die unmittelbarsten Vergleichshorizonte dar, vor allem, aber nicht nur, wenn sie Alltag und Eltern miteinander teilen. Denn auch im Reden über und unter erwachsenen Geschwistern, die nicht in einem Haushalt leben, zeigt sich das implizite und explizite Vergleichen der Leistungen der Geschwister in den Gesprächen. Die Beiträge der einzelnen Geschwister erscheinen immer in Relation zu denen der anderen Geschwister.

In den Gesprächen geht es etwa darum, wer von den Geschwistern mehr und wer weniger im Haushalt macht (Familien Guse und Huber), wer der Familie mehr hilft (Markus und Sophie Berger), wie die schulischen Leistungen im Vergleich zu den anderen Geschwistern sind (Familie Guse) oder welche der erwachsenen Geschwister eine Berufs-

ausbildung haben und lohnarbeiten oder -arbeiteten, und welche nicht (Familie Emmert). Es handelt sich hier also nicht um einen inhaltlich spezifischen Konflikt: denkbar sind noch andere Vergleichsdimensionen, anhand derer die Geschwister selbst, oder deren Eltern und Großeltern, Leistungen und Beiträge einordnen. Zum Beispiel wird in den Gesprächen nicht thematisiert, wer sich mehr um kranke Eltern kümmert, oder wer die erfolgreichere Berufskarriere vorzuweisen hat.

Die Kinder verhalten sich zum Teil eigensinnig gegenüber den Anerkennungsprinzipien und Werten der Eltern. Lina Guse etwa beschreibt sich selbst hinsichtlich der Vergleichsdimension Schule als grundsätzlich verschieden von ihren Geschwistern (sie kann nicht so schnell und gut lernen wie die Schwestern) und positioniert sich somit gewissermaßen abseits der Anerkennungsvergleiche. Bei Familie Dallmer wiederum stellen die ältesten Schwestern die Anerkennungsprinzipien und Werte der Eltern zum Teil in Frage, und werten damit die Leistungen ihrer jüngeren Schwester, welche ihre Lohnarbeit gegenüber der Schule priorisiert, diskursiv auf. Was sich hier zeigt, ist das Aufwerten durch und das Aushalten von Differenzen. Was Jessica Benjamin (vgl. 3.3) für innerpsychische und politische Prozesse beschreibt, nämlich die Notwendigkeit des Aushaltens von Differenz und des Anderen, gilt auch für Familien. Unter Geschwistern wird das Aushalten, aber auch das strategische Betonen von Unterschieden besonders sichtbar.

6.4.2 Arbeitsbezogene Anerkennungsgüter

In Anerkennungstheorien wird, gerade in Bezug auf die Anerkennung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, davon ausgegangen, dass es einen Wertehorizont gibt, vor dem individuelle und gruppenspezifische Anerkennung stattfindet, und um den sich Anerkennungskämpfe drehen (vgl. 3.2, 3.3.). Meine Annahme ist, dass ein solcher Wertehorizont auch auf der Ebene der Familien besteht, eingebettet in und beeinflusst durch gesellschaftliche Güter, aber auch durch individuelle Familienbiographien, Traditionen, Lebensformen und sozioökonomische Bedingungen.

Die oben beschriebenen Anerkennungskonflikte und die arbeitsbezogene Anerkennungsordnung in Familien finden vor Wertehorizonten statt, wie in 5.2 beschrieben wurde. Im Sprechen zeigen sich Dinge, die die Familienmitglieder in Bezug auf Arbeit anstreben oder ablehnen, also familienspezifische Güter. Diese Güter sind durch Emotionen gestützt, sie versprechen ein gutes Leben oder auch Glück und Zufriedenheit und vermitteln die Anerkennung zwischen den Familienmitgliedern. In jeder Familie zeigen sich solche, wie ich sie nenne, „happy horizons“. Das heißt jedoch nicht, dass jene Güter unumstritten und konfliktfrei sind, sie können auch von einzelnen Familienmitgliedern zurückgewiesen werden und Bestandteil von Verhandlungen sein. Die Güter können sich zudem im Laufe der Familienbiographien verändern, es können gleichwertige Güter hinzukommen, und manche Güter können bedeutungslos werden. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass die Familienmitglieder in den Gesprächen darauf Bezug nehmen, sei es als Teil einer Auseinandersetzung oder als gemeinsame positive Bezugnahme. Es kann dabei auch, wie oben hinsichtlich der Anerkennungskonflikte erwähnt wurde, ein Aushalten von Differenz(en) geben. Auch ein Wahrnehmen der Gleichwertigkeit in der Differenz ist möglich.

In den Gesprächen zeigen sich viele verschiedene, sich teilweise überlagernde und aufeinander verweisende Güter. Dabei sind unbegrenzt viele Güter in Familien denkbar, die den Zusammenhang zwischen Anerkennung und Arbeit vermitteln. In den Gesprächen zeigt sich nur ein kleiner Ausschnitt davon. Auch in den Familien dieser Studie stellen sie wahrscheinlich nur einen Teil der arbeitsbezogenen Güter dar, da die Gespräche lediglich eine kurze Momentaufnahme mit einem Teil der Familien darstellen. Im Folgenden wird auf die Güter eingegangen, die sich in den Gesprächen als wichtige Güter herauskristallisieren.

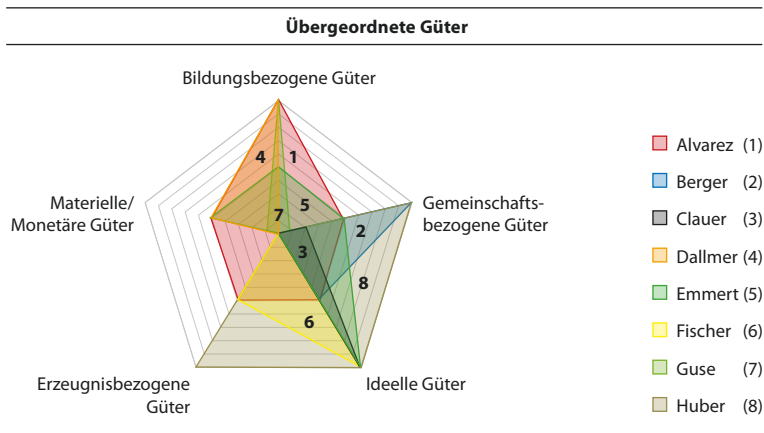
- **Bildungsbezogene Güter:** Diese in den Gesprächen thematisierten Güter beinhalten das Streben nach Bildung und die Aneignung und Verbesserung von Fähigkeiten. Auch formale Bildungsabschlüsse, als sichtbarer Nachweis des erworbenen Wissens, lassen sich unter diese Kategorie subsumieren. Alle schulischen Arbeiten gehören dazu, ebenso wie Arbeit im Rahmen der Berufsausbildung und der Hochschule. Darüber hinaus gehören auch in den Gesprächen genannte künstlerische Fähigkeiten (zum Beispiel ein Instrument beherrschen, singen können) zu den Bildungsgütern.

- Gemeinschaftsbezogene / Gesellschaftsbezogene Güter: In diese Kategorie fallen Güter, die sich in den Gesprächen auf Gemeinschaft(en) verschiedener Form (zum Beispiel Kirchengemeinschaft, städtische Gemeinde / Dorfgemeinde, Nachbarschaft) oder auf die Gesellschaft beziehen. Die Güter zielen darauf hin, ein gutes Zusammenleben zu ermöglichen und beinhalten etwa den Wert des Helfens und der Solidarität, das arbeitsteilige Zusammenwirken in Hinblick auf ein gemeinsames Ziel und die wechselseitige Unterstützung. Die Erwartung an und das Tun reziproker Fürsorge in den Familien möchte ich hier jedoch ausklammern, da es sich hierbei meines Erachtens um einen Teil eines übergeordneten Gutes handelt.
- Ideelle Güter: Neben den materiellen Gütern finden sich in den Gesprächen arbeitsbezogene Güter, die nicht primär materieller sondern ideeller Natur sind. Beispiele sind Traditionen (etwa die Weiterführung des Familienberufes bei Familie Huber) sowie ‚Tugenden‘ / Eigenschaften die sich auf das Arbeiten beziehen. Es geht darum, wie gearbeitet wird, welche Werte durch das Arbeiten gelebt werden und auch darum, wie die Familie gemeinsam arbeitet (auch im Bereich der Reproduktion). Die familienspezifische Art des gemeinsamen Lebens und Arbeitens stellt dabei einen positiven Horizont dar. Tugenden und Eigenschaften lassen sich als allgemeine Merkmale eines Menschen begreifen. In den Gesprächen werden diese Eigenschaften jedoch in Bezug auf Arbeit relevant gemacht. Sie kommen durch die Art und Weise, wie gearbeitet wird, zum Tragen. Beispiele solcher Eigenschaften / Tugenden sind Fleiß und Disziplin (Familie Emmert), Ehrgeiz (Familie Dallmer), Beharrlichkeit und Integrität (Familie Alvarez: in einem Bereich zu arbeiten, weil man es wirklich will, und die eigenen Ziele auch langfristig zu verfolgen).
- Erzeugnisbezogene Güter: Dieser Art von Gütern ist gemein, dass es darum geht, durch die eigene Arbeit Wirkmächtigkeit zu erfahren und am Arbeitsprozess maßgeblich teilzuhaben. In den Gesprächen wird dies deutlich durch die Beschreibung von Arbeit mit den Händen oder körperlicher Arbeit: Etwas wird durch die eigene Arbeit erschaffen oder geschafft, das Ergebnis der Arbeit ist unmittelbar erfahrbar. Es handelt sich hier also um nicht entfrem-

dete Arbeit. Beispiele sind der Familienberuf der Hubers, aber auch die Beschreibungen von Claudia Clauer, die „körperliche Arbeit“ als Kontrastfolie zum vermeintlich langweiligen Arbeiten im Büro entwirft.

- **Materielle / monetäre Güter:** Hierunter fallen die in den Gesprächen auftauchenden materiellen Güter, die durch und mit Arbeit erreicht werden (sollen), allerdings jenseits der reinen materiellen Lebensgrundlage. Es geht darum, sich selbst und seiner Familie durch die eigene Arbeit einen angestrebten materiellen Lebensstandard ermöglichen zu können (etwa ein Leben, in dem man nicht besonders auf Ausgaben achten muss). Darüber hinaus werden in den Gesprächen auch verschiedene Konsumgüter (Auto, Urlaube, Haushaltsgeräte etc.) genannt, die durch das eigene Einkommen erworben werden können.
- **Übergeordnete Güter:** Die oben genannten Kategorien von Gütern verweisen zum Teil aufeinander, sie verweisen aber auch auf übergeordnete Güter, die mit Arbeit in Zusammenhang stehen. In den Familiengesprächen sind dies vor allem die Güter Sinnstiftung, Sicherheit (im Sinne materieller Existenzsicherung) und das bedingungslose angenommen werden mit den eigenen Bedürfnissen (ausgedrückt durch wechselseitige Fürsorge und Anerkennung innerhalb der Familie). Auch Güter wie Autonomie und sozialer Status zeigen sich in den Gesprächen. Diese Güter sind gewissermaßen einer höheren Ebene zuzurechnen. Nicht immer zeigt sich, ob und wenn ja welche Güter über einem der anderen Güter stehen. Deutlich wird aber, dass etwa Wissensgüter und materielle Güter manchmal auf weitere Güter verweisen. Warum zum Beispiel formale Bildungsabschlüsse in einer Familie wichtig sind, kann sich stark unterscheiden und wird in den Gesprächen zum Teil unterschiedlich kontextualisiert.

Die folgende Graphik stellt einen Versuch dar, diese Güter in Kategorien zusammenzufassen (die allerdings nicht trennscharf sind) und die Familien darin zu verorten:

Abbildung 11: Anerkennungsüter in den Familien

Erläuterung zur Einordnung der Familien:

Detaillierte Beschreibungen der Familien und ihrer Anerkennungsordnungen und -güter finden sich in den Einzelfallbeschreibungen. Im Folgenden werde ich deshalb nur kurz auf die Einordnung der Familien in obige Graphik eingehen.

Familie Alvarez: Zentral sind in dieser Familie Bildungsgüter in Gestalt formaler Abschlüsse, wie sich deutlich durch biographische Beschreibungen der einzelnen Familienmitglieder zeigt. Daneben zeigen sich auch gemeinschaftsbezogene / gesellschaftsbezogene Güter: Adrian und Anna wollen im Rahmen ihrer Arbeit anderen Menschen helfen. Auch ideelle Güter in Form bestimmter Eigenschaften sind allen Familienmitgliedern in Bezug auf die Arbeit und das Arbeiten wichtig. Dazu gehört etwa „engagiert“ und „fleißig“ zu sein und etwas „wirklich zu wollen“. In Zusammenhang mit der Wichtigkeit der Bildung treten auch materielle Güter in Erscheinung: Sich einen als erstrebenswert empfundenen Lebensstandard leisten zu können und finanziell unabhängig zu sein stellt sich vor allem für Adrian und Gabriele als wichtig dar. Darüber hinaus ist Arbeit für Adrian auch verknüpft mit der eigenen handwerklichen Arbeit und der direkten Beteiligung am Arbeitsprozess.

Familie Berger: In dieser Familie dokumentieren sich vor allem gemeinschaftsbezogene Güter hinsichtlich verschiedener Formen von Arbeit: Die Familienmitglieder wollen für andere sorgen und gemeinschaftlich leben. Dies manifestiert sich unter anderem in den beruflichen und ehrenamtlichen Arbeiten der Familienmitglieder: Ingrid betreut Kinder, Georg und Sophie arbeiten im medizinischen Bereich und Gertrud hilft Senior*innen in der Kirchengemeinde. In der Nachbar*innenschaft wird gemeinsam gefeiert und sich wechselseitig unterstützt. Im Sprechen über dieses gemeinschaftsbezogene Leben und Arbeiten beziehen sich die Familienmitglieder sehr positiv darauf. Auch ein ideelles Gut zeigt sich dabei: Wie die Familie lebt, in einem gemeinsamen Haus mit mehreren Generationen, und die Art und Weise wie sie dadurch wechselseitig füreinander sorgen (können), stellt für die Familienmitglieder ein tradiertes Gut dar – die Kinder wollen, wenn möglich, ähnlich leben.

Familie Clauer: In dieser Familie steht ein ideelles Gut im Vordergrund, nämlich der Entwurf einer Partner*innenschaft, die auf Unterschiedlichkeit basiert. Der wertschätzende Bezug auf die Unterschiedlichkeit der Partnerinnen zeigt sich auch im Sprechen über Arbeit. Die positive Beschreibung der Unterschiedlichkeit beziehen Nathalie und Claudia wiederholt auf verschiedene Formen von Arbeit: auf den Bereich der Lohnarbeit, der Hausarbeit sowie der Betreuung und Erziehung ihres Sohnes. Daneben zeigt sich für Claudia die körperliche Arbeit/handwerkliche Arbeit als ergebnisbezogenes Gut – denn hier sieht sie direkt, was sie „erschaffen“ (Z. 2255) und „umgesetzt“ (Z. 2286) hat. In ihrer Berufsbiographie ist die körperliche Arbeit ein Gut, das durch den Berufswechsel der Vergangenheit angehört. Auch ein gemeinschaftsbezogenes Gut wird bei den Clauers verhandelt, allerdings nur am Rande: Engagement im Rahmen eines Ehrenamtes. Dieses Gut bleibt jedoch zumindest im Sprechen Nathalies ambivalent – es wird zwar einerseits verbal anerkannt, andererseits in Bezug auf ihre eigene Mutter abgewertet (vgl. 6.3.4).

Familie Dallmer: Bei Familie Dallmer wird in erster Linie Bildung in Form formaler Abschlüsse und schulischer Erfolge verhandelt. Für Andrea und Frank stellen formale Bildungsabschlüsse ein zentrales Gut dar, ihre Töchter setzen sich damit jedoch eigensinnig auseinan-

der. Sie relativieren den Wert zum Teil, priorisieren andere Güter (z.B. finanzielle Unabhängigkeit). In Zusammenhang mit Bildung werden auch ideelle Güter und zwar bildungsbürgerliche Güter der Eltern oder zumindest Franks sichtbar: Die Kinder sollen ehrgeizig sein und möglichst sportliche, akademische und musikalische Erfolge erzielen. Einerseits geht es dabei darum, in welchen Feldern Erfolg erzielt werden soll. Andererseits geht es in der Familie generell darum, wie gearbeitet werden soll. In verschiedenen Arbeitsfeldern (Schule, Beruf, Hausarbeit, Kinderbetreuung) besteht der ambivalent verhandelte Anspruch, einerseits viel zu arbeiten und andererseits möglichst „alles im [...] Höchststandard“ (Andrea Dallmer, Z. 2471) zu machen. Auch monetäre Güter spielen dabei, vor allem für Frank, eine zentrale Rolle. Ihm ist es einerseits wichtig, unabhängig von staatlichen Sozialleistungen zu sein und andererseits nicht (sehr) auf die finanziellen Ausgaben achten zu müssen (inklusive des Kaufes von Konsumgütern).

Familie Emmert: In dieser Familie stehen zunächst ideelle Güter im Vordergrund, die ambivalent verhandelt werden. Es geht um die Art und Weise, wie gearbeitet werden soll – egal ob im Beruf, im Haushalt oder in der Schule: sich anzustrengen, fleißig zu sein, viel zu arbeiten steht im Vordergrund. Als geteilter positiver Horizont erscheinen gemeinschaftsbezogene Güter: anderen zu helfen, etwa durch ehrenamtliche Arbeit oder den (zukünftigen) Beruf ist für alle drei Frauen erstrebenswert. Dabei wird auch das Bildungsgut (formale Berufs- und Schulabschlüsse) von den Frauen geteilt. Diesem werden allerdings unterschiedliche Relevanzen beigemessen. So will Marie zwar einen Abschluss als Voraussetzung für ein Studium, gute Noten sind für sie allerdings weniger relevant als für ihre Großmutter und Mutter. Auch materielle / monetäre Güter werden in der Familie verhandelt und zwar ambivalent: einerseits lehnen alle drei monetäre Güter als Arbeitsmotivation ab, andererseits beziehen sich Elisabeth und ihre Mutter positiv darauf, sich durch das Einkommen nicht mehr nur das Nötigste leisten zu können.

Familie Fischer: Für Karin und Nina stehen einerseits ideelle Güter im Vordergrund, die sich auf die Arbeitsteilung und das Familienleben beziehen. Der Begriff des „Teams“ spielt dabei eine wichtige Rolle (vgl. 5.3.6). Im Bereich des Haushalts besteht die wechselseitige Erwartung,

dass alle Familienmitglieder ihren Beitrag zum gemeinsamen Leben leisten oder leisteten. Dies schließt auch die finanzielle Beteiligung (durch Erwerbsarbeit erwirtschaftetes Einkommen) aller Familienmitglieder ein. Ein geteilter positiver Horizont ist also, vor allem in Bezug auf das frühere Zusammenleben, die Beteiligung aller Familienmitglieder an Reproduktions- und Produktionsarbeit. Fürsorge spielt dabei eine entscheidende Rolle. Karin und Nina wollen „aufmerksam“ (Nina, Z. 2893), „respektvoll“ (Nina, Z. 2893) und „liebervoll“ (Karin, Z. 2895) miteinander umgehen, sich gegenseitig unterstützen. Darüber hinaus konzipieren Karin und Nina „Arbeit“ als etwas Schöpferisches, mit dem etwas „erschaffen“ werden kann (zum Beispiel ein Kräutergarten). Es sind also auch erzeugnisbezogene Güter im Gespräch.

Familie Guse: In dieser Familie stehen bildungsbezogene Güter im Zentrum der Anerkennungsordnung. Einerseits geht es um das Erreichen hoher Bildungsabschlüsse, andererseits sind für die Eltern auch gute Schulnoten, also der schulische Erfolg entscheidend. Während niemand den Wert und die Notwendigkeit von Schulabschlüssen in Frage stellt, zeigt sich zwischen den Eltern und einer ihrer jüngeren Töchter ein Konflikt hinsichtlich der Relevanz ‚guter‘ Schulnoten (vgl. 6.3.5). Durch die Bildungsbiographien der Eltern und ihrer älteren Töchter erscheint ein hohes Bildungsniveau als erstrebenswertes und erreichbares Ziel.

Familie Huber: Bei Familie Huber erscheinen im Gespräch sowohl gemeinschaftsbezogene Güter und ideelle Güter als auch erzeugnisbezogene Güter. Diese sind dabei eng miteinander verwoben. Das Arbeitsverständnis, das primär innerhalb der Familie verhandelt wird, bezieht sich auf das Handwerk, auf körperliche Arbeit, die Herstellung von Produkten mit den eigenen Händen. Dieses Arbeitsverständnis wird männlich-generational durch den Familienberuf tradiert, im Gespräch aber auch ambivalent verhandelt. Bei der Weiterführung des Familienberufes geht es um eine Familientradition, also ein ideelles Gut: die (vermeintliche) Familienidentität als „Handwerkerfamilie“. Mit dem Arbeitsverständnis hängt auch die Art und Weise des Familienlebens und die Einbettung der Familie in die Nachbar*innenschaft und den Wohnort zusammen. Hier dokumentiert sich ein ambivalent verhandeltes gemeinschaftsbezogenes Gut. Nicht nur ist die Familie in einen

größeren Familienverbund eingebettet, der sich sowohl die Arbeit im Betrieb als auch die Fürsorgearbeit (etwa die Pflege der Großmutter) teilt; das Haus der Familie ist auch Anlaufstelle für Kund*innen (obwohl Büro und Wohnhaus örtlich voneinander getrennt sind, klingeln die Kund*innen häufig bei der Familie, auch außerhalb der Öffnungszeiten). Dass es dementsprechend auch keinen richtigen Feierabend und keine festen Familienzeiten gibt, empfindet Anton zwar nicht als Nachteil, die anderen Familienmitgliedern bewerten diese mehrfache Entgrenzung (örtlich, zeitlich, sozial) aber ambivalent. (vgl. Z. 1657 ff.)

6.4.3 Die Norm der Geschlechteregalität: Familialer Generationenvergleich, Ambivalenzen und das Scheitern im Alltag

Ein Thema, das alle Familien im Laufe des Gesprächs behandeln, sei es bereits bei der Beschreibung der Arbeitsteilung oder an anderen Stellen, ist das Geschlechterverhältnis und die Geschlechterbeziehungen innerhalb der Familie. Alle Familien teilen ein prinzipiell egalitäres Geschlechterverhältnis als positiven Bezugspunkt. Geschlechteregalität ist familienübergreifend eine starke Norm, etwas worauf die Familien sich anerkennend beziehen, und zwar sowohl hinsichtlich der Verteilung von Reproduktionsarbeit im Familienalltag als auch hinsichtlich der Möglichkeit, eine Ausbildung zu erhalten und beruflich arbeiten zu können. Das Geschlechterverhältnis und die Geschlechterbeziehungen werden dabei intergenerational verglichen. Im Sprechen über Arbeitsteilungen und Erwerbsbiographien zeigen sich dabei Ambivalenzen zwischen der angestrebten Geschlechteregalität und dem gelebten Geschlechterverhältnis / Geschlechterbeziehungen.

Verhandlung des familialen Geschlechterverhältnisses

Die eigenen Familienbeziehungen werden an der geteilten Norm des egalitären Geschlechterverhältnisses gemessen. Es wird eine vergleichende Perspektive zwischen Geschlechterverhältnissen unterschiedlicher familialer Generationen eingenommen. Die Generationen dienen einander als Referenzfolie und als Beweis für Fortschrittlichkeit

oder Rückschrittlichkeit, wie ich unten anhand einiger Beispiele illustrieren werde.⁵⁵

Während alle Familien den positiven Bezugspunkt der Geschlechteregalität teilen und diesen anstreben, unterscheiden sie sich hinsichtlich der Einschätzung des eigenen familialen Geschlechterverhältnisses. In der Hälfte der Familien (Alvarez, Clauer, Emmert, Fischer) wird das aktuelle familiäre Geschlechterverhältnis als fortschrittlich und egalitär beschrieben. In mehreren Beschreibungen wird sich in diesen Familien dabei von einem „früher“ abgegrenzt, das den negativen Horizont des Orientierungsproblems „Geschlechterverhältnis“ darstellt. Dieses „früher“ bezieht sich dabei entweder auf die Großelterngeneration der eigenen Familie oder auf die Entwicklung in der eigenen Paarbeziehung.

Bei Familie Alvarez beschreibt Vater Adrian zunächst selbst, wie er in seiner eigenen Herkunftsfamilie in die Hausarbeiten nicht einbezogen wurde. Seine Frau Gabriele schließt daran an:

„Gabriele: Weil er war der Größte (.) der älteste Bruder (.) und er hat am meisten mitgearbeitet und, und is nach der Arbeit auch schon mit zum Putzen gegangen (.) und sie [Adrians Mutter, L.K.] wollte auf gar keinen Fall, dass er zu Hause irgendwo ein Fingerchen krumm machen muss

Ursula: L Mhm, ja.

Gabriele: Und ähm dann ha– äh (..) äh also. (.) Und dann hat er natürlich da seinen großen Prinzen @raushängen lassen@. @(..)@

Daniel, Ursula: @(..)@

Gabriele: Des (.) @war dann schon ein Prozess dann@ @(4)@“

(Fam. Alvarez, Z. 670 ff.)

Mit dem „Prozess“ meint Gabriele die immer stärkere Einbeziehung Adrians in Hausarbeiten. In der Darstellung Gabriele, die auch von Adrian bestätigt wird, hat also eine Entwicklung im Geschlechterverhältnis auf Paarebene stattgefunden. Gabriele beschreibt die Arbeitstei-

⁵⁵ Gelegentlich wird auch das Geschlechterverhältnis / Geschlechterbeziehungen „in der Gesellschaft“ (Frank Dallmer, Z. 3032), oder in Kontexten wie der Dorfgemeinschaft (Fam. Fischer) oder bei Freund*innen (Fam. Clauer) herangezogen, um sich selbst als Familie davon abzugrenzen.

lung zwischen ihr und ihrem Mann an mehreren Stellen des Gesprächs als egalitär. Mit der Entwicklung der Arbeitsteilung auf der Paarebene grenzen sich Gabriele und Adrian gleichzeitig von der Geschlechterbeziehung der Eltern Adrians ab. Zudem rahmen Adrian, Gabriele und Anna den Vergleich des Geschlechterverhältnisses über einen kulturell-gesellschaftlichen Vergleich: Demnach sei es früher und zum Teil heute noch in Adrians Herkunftsland unüblich, Männer an der Hausarbeit zu beteiligen (Fam. Alvarez, Z. 653 ff.). Familiales und gesellschaftliches Geschlechterverhältnis werden also miteinander in Bezug gesetzt.

Die Entwicklung des Geschlechterverhältnisses wird bei Familie Emmert implizit verhandelt. Auch hier zeigt sich in einer Passage die Verwobenheit von gesellschaftlichem und familialen Geschlechterverhältnis. In diesem Beispiel wird das Geschlechterverhältnis allerdings nicht über die Beteiligung von Männern am Haushalt verhandelt, sondern über das Thema der außerfamiliären Betreuung von Kindern. Gisela beschreibt zuvor, wie sie selbst bis zur Einschulung der Kinder nicht außerhalb des Hauses arbeitete (vgl. auch 3.5.3): „Die Mutter [soll] beim Kind bleiben. //mhm// (..) und ned in die Arbeit gehn. So hamma's gelernt.“ (Fam. Emmert, Z. 1730 f.). Folgende Passage schließt wenig später an:

- „Elisabeth: Ich sollte ja dann n Schlüssel haben (.) für'n, für'n Notfall
 Gisela: LJa. Ja.
 Elisabeth: Und dann ähm (.) und damals war des ähm, des war was
negatives
 Gisela: LSchlüsselkind.
 Elisabeth: die Schlüsselkinder, genau.
 Gisela: Schlüsselkind.
 Elisabeth: Genau, und ich fand des so schick, mir den Schlüssel um
 den Hals zu hängen.
 Gisela: L@Ja@
 Elisabeth: Des hat sie mir nicht erlaubt. (.) Ja, des is Schlüsselkind
 Gisela: A Schlüsselkind wollt ich ned, nee.
 Elisabeth: Und des is (.) asozial, so ungefähr, geh.
 Gisela: Ja.
 Elisabeth: Ja.

- Marie: L Häh, was heißtn des?
Elisabeth: Des waren die Kinder (.) die (.) eben äh f– irgendwie wo die Eltern (.) äh entweder
Gisela: L Beide arbeiten, ja.
Elisabeth: alleinerziehend, oder beide gearbeitet haben, ja.
Gisela: beide gearbeitet.
Elisabeth: Ja. (.) Du hast auch ganz lang, ich weiß jetzt gar nicht wie's heut is, aber du hast auch ganz lange (.) äh den Hort (.) als was ganz Schreckliches äh empfunden.
Gisela: Ja, die Kinder da–
Elisabeth: Des war auch so, die Hortkinder geh. (.) Genau. Also wie ich dann gsagt hab
Gisela: zu wenig
Elisabeth: Die Marie geht nach der (.) Grundschule in die (.) Mittagsbetreueung, des war noch nich mal'n Hort.
Marie: L Mittagsbetreuung,
des war kein Hort.
Elisabeth: Des war (.) also das hast auch gekämpft. (.) Mit der Vorstellung.
Gisela: Ja. (.). Ja.“
(Fam. Emmert, Z. 1777 ff.)

Was für Elisabeth unproblematisch erschien – diese wollte zudem nach Marias Geburt früher als ihre eigene Mutter wieder berufstätig sein – wurde von Marias Großmutter zunächst mit Skepsis aufgenommen. Hier dokumentieren sich unterschiedliche generationale Referenzrahmen der Frauen bezüglich der Fremdbetreuung. Was für Gisela selbst noch unvorstellbar erschien – dass die Mutter wieder berufstätig ist, bevor die Kinder das Schulalter erreichen – setzt Elisabeth um und betont an andere Stelle auch den Wunsch, nach der Geburt relativ früh wieder erwerbstätig zu sein. Über den Begriff des Schlüsselkindes grenzt sich Elisabeth von der früheren Einstellung ihrer Mutter ab. Marie selbst wiederum ist die Referenz „Schlüsselkind“ gänzlich fremd. Wie sich im weiteren Gespräch zeigt, wird Giselas Skepsis gegenüber der Fremdbetreuung außer Haus aus als eine Einstellung aus der Vergangenheit gedeutet. Obwohl Elisabeth in dieser Passage ihre eigene

Einstellung zur Betreuung außer Haus im Vergleich zu ihrer Mutter als fortschrittlich rahmt, zeigt sich bei Elisabeth selbst, aber auch bei Marie eine gewisse Skepsis gegenüber institutioneller frühkindlicher Betreuung. Trotz der betonten Fortschrittlichkeit des familialen Geschlechterverhältnisses und der Geschlechterbeziehungen zeigen sich also auch Verharrungen in traditionellen Rollenverteilungen.

Bei Familie Clauer beziehen sich Claudia und Nathalie zwar positiv auf die komplementäre Arbeitsteilung ihrer Eltern, und betonen die prinzipielle Gleichwertigkeit der Eltern. Dennoch grenzen sie sich von ihren jeweiligen Müttern ab, die sie als nicht erwerbsorientiert und zum Teil auch nicht bildungsorientiert (Claudias Mutter) darstellen. Claudia beschreibt ihre Mutter als nicht erfolgreich in Schule und Ausbildung und bezeichnet die Entscheidung ihrer Mutter, Kinder zu bekommen, als „eher Berufsflucht“ (Z. 887). Demgegenüber beschreibt sie sich selbst als erfolgreich in der Schule, mit einem hohen Bildungsniveau und prinzipiell erwerbsorientiert. Auch Nathalie beschreibt ihre Mutter als nicht erwerbsorientiert, ganz im Gegensatz zu sich selbst (vgl. 5.3.3). Claudia und Nathalie idealisieren zwar in den Beschreibungen einerseits die komplementäre Arbeitsteilung ihrer Eltern als frei von Machtgefällen (Claudia) und angenehm für die Kinder (beide). Andererseits beschreiben sie sich selbst als erwerbsorientiert und gleichermaßen interessiert an der Betreuung des eigenen Kindes: Sie wollen „gleiche Chancen, gleiche Rechte haben aufs Kind“ (Claudia, Z. 66). Die eigene Arbeitsteilung, bei der Claudia etwas mehr Zeit mit dem Sohn verbringt und Nathalie in höherem Umfang erwerbstätig ist, wird zudem als vorrübergehend dargestellt und mit dem unterschiedlichen Alter der Frauen gerechtfertigt. Claudia war demnach schon wesentlich länger erwerbstätig als Nathalie und verdiente in ihrer Position mehr. Dennoch entschieden sie sich dafür, dass Nathalie in höherem Umfang weiterarbeiten sollte, damit diese „noch länger (.) Karriere machen“ (Claudia, Z. 72) konnte.

In diesen Beispielen wird deutlich, dass das Geschlechterverhältnis einer Generation im Vergleich mit den vorgehenden familialen Generationen als fortschrittlich dargestellt wird.

In den Gesprächen mit den anderen Familien (Berger, Dallmer, Guse und Huber) wird das familiale Geschlechterverhältnis stärker

unter dem Aspekt von Beharrungstendenzen, also einem gewollten oder nicht gewollten Verharren in Ungleichheit, und zwar primär hinsichtlich der familialen Arbeitsteilung, verhandelt. Bei Familie Berger betont Sophie, bei ihren Eltern gäbe es eine Verteilung von „fraulichen und männlichen Aufgaben“ (Z. Fam. Berger, 216). Anhand der innerfamilialen Arbeitsteilung auf Paarebene wird im in 1.3.3 zitierten Gesprächsausschnitt das Verhältnis zwischen Männern und Frauen innerhalb der Familie Berger diskutiert. Die Arbeitsteilung auf Paarebene dient Sophie und den anderen Familienmitgliedern als Indikator für das Erreichen der Geschlechteregalität. Sophie, Ingrid und Gertrud beschreiben über die drei Generationen der Großeltern, Eltern und sich selbst eine Entwicklung hin zu mehr Egalität innerhalb der Partnerschaft. Sophie nimmt ihren Bruder von dieser Entwicklung jedoch aus. Obwohl niemand den Entwicklungsprozess hin zu mehr Egalität bei der Arbeitsteilung in Frage stellt, weisen manche Familienmitglieder die teils vehemente Kritik Sophies zurück – so betont Sophies Vater, er könne sehr wohl eine Waschmaschine bedienen (vgl. Fam. Berger, Z. 187 ff.) und beide Eltern widersprechen ihrer Tochter in der Aussage, die Arbeitsteilung ihrer Eltern nach der Geburt der Kinder wäre „altertümlich“ (Sophie, Z. 286) gewesen.

Bei Familie Dallmer beschreibt Andrea, dass sie eine starke Erwerbsorientierung besitzt (vgl. Fam. Dallmer, Z. 2462 ff.), die sie aber nicht so umsetzen konnte, wie erhofft (vgl. auch 6.3.1), da ihr Ehemann durch seine Berufstätigkeit die Betreuung der Kinder nur in geringem Umfang übernimmt. Andrea erinnert sich, wie sie sich fühlte als die Kinder noch jünger waren:

„Andrea: Mensch (.), lieber Frank, du ziehst dich da ganz schön aus der Verantwortung, wir ham Kinder. (.) Ja. Und letztendlich des Ganze (.) @Organisation@ (.) is äh i–ch hatte da des Gefühl, des hängt an mir, ja, also wie mach ich des, wie bring ich da (.) Arbeit und Kinder unter einen Hut (.) und (.) des war dann schon oft so, dass ich mich sehr (.) zerrissen gefühlt hab.“ (Fam. Dallmer, Z. 367 ff.)

Obwohl beide damals erwerbstätig sind, hat Andrea also den Eindruck, sowohl für die Vereinbarkeit der beiden Bereiche Beruf und

Familie verantwortlich zu sein als auch den Hauptteil der Betreuungs- und Hausarbeiten zu übernehmen. Auch ihre Kinder beschreiben, dass Frank viel beruflich unterwegs war und auch in der Phase von Andreas Krankheit nicht immer anwesend gewesen sei (vgl. Fam. Dallmer, Z. 1540 f.).

Bei Familie Guse wird auch von einer ungleichen Arbeitsteilung auf Paarebene gesprochen. Diese stellt sich sowohl für Charlotte als auch für Peter als ein ungewolltes Verharren in Ungleichheit dar:

„Peter: Also ich hab drei Monate (.) ähm (.) Halbzeit (.) bin auf, auf fünfzig Prozent //mhm// gegangen

Charlotte: Nach Mias

Peter: L Nach Mias

Charlotte: L Mias Geburt, aber erst

Peter: L aber bei Lina, bei

Lina nich

Mia: L ((Räuspern))

Charlotte: L Und das war schon exotisch an der (Name Hochschule)

Peter: L Das war schon mit, gegen Widerstände und exotisch und (.) ich sag mal hat jetzt auch, ich glaube nich so super viel gebracht, also (.) sechs Monate vielleicht, ganz ganz raus oder so, das kann man (.) hätte man da vielleicht konstruktiv damit umgehen könn', aber so war das n' Tropfen auf dem heißen Stein. //mhm// Zumal, ich, glaub ich, an Arbeitsleistung unvermindert, also das Pensum war das, war das gleiche, bin ja von nichts entlastet worden.

Charlotte: L Mhm.“

(Fam. Guse, Z. 2602 ff.)

Die Verteilung bezahlter und unbezahlter Arbeit erscheint hier als unbefriedigend. Während Peter bei der Geburt der ersten gemeinsamen Tochter, Lina, keine Elternzeit beantragt, reduziert er bei der Geburt der zweiten Tochter seine Stunden, was aber für alle keine Verbesserung der Situation darstellt. Peter muss in seinem Job weiterhin viel arbeiten und hat das Gefühl, zu Hause nicht ausreichend da zu sein. Hier wird allerdings die Verantwortung für die geringe Beteiligung Peters

an der Kinderbetreuung außerhalb der Paarbeziehung gesehen, nämlich bei Peters Arbeitgeber. Die Arbeitsteilung stellt sich hier nicht als ein aus der Verantwortung ziehen des Vaters nach der Geburt dar (wie bei Andrea und Frank Dallmer), sondern als Verhinderung durch den Arbeitgeber. Charlotte beschreibt später ergänzend, dass sie nie Vollzeit gearbeitet habe, viele Jahre nur in befristeten Verhältnissen in geringem Umfang erwerbstätig war und erst seit ein paar Jahren in vollzeitnaher Teilzeit arbeite.

Ambivalenzen und Scheitern im Alltag

Obwohl Geschlechteregalität in Form einer Beteiligung von Frauen und Männern in den Bereichen Erwerbsarbeit und Familie prinzipiell von allen Familien angestrebt wird, und die Familienmitglieder sich im Sprechen wertschätzend darauf beziehen, zeigt sich in den Beschreibungen der Arbeitsteilungen und der Erwerbsverläufe, dass es eine ungleiche Verteilung verschiedener Formen von Arbeit gibt. Erwerbsunterbrechungen und Erwerbsreduktionen zeigen sich überwiegend bei den Müttern, kaum bei den Vätern. Die Hauptverantwortung für den Haushalt, die Kinderbetreuung und die Vereinbarkeit der verschiedenen Bereiche tragen überwiegend Frauen, auch wenn Väter / Ehemänner sich an der Reproduktionsarbeit beteiligen.

Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern ist in allen Familien generationenübergreifend ein prinzipiell positiver Horizont, auch bei Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die selbst keine Kinder haben, sich aber Kinder wünschen. Dieser positive Horizont gilt aber nicht uneingeschränkt. Der Zeitpunkt, ab dem die Mütter wieder ihre Erwerbstätigkeit aufnehmen und der Umfang, in dem sie erwerbstätig sind, scheinen eine Rolle zu spielen. So sagt Elisabeth Emmert:

„Elisabeth: Des wär für mich jetzt nich in Frage gekommen, 40 Stunden-Job und die Marie (.) ab dem dritten Monat oder so in die Krippe zu tun.“
(Fam. Emmert, Z. 1072 f.)

Für ihre Mutter Gisela war nach der Geburt der Kinder klar, dass sie auf jeden Fall drei Jahre „beim Kind bleiben“ (Fam. Emmert, Z. 1730) sollte, weil dies damals so üblich gewesen sei. Im Gespräch mit Familie

Clauer betont Claudia, dass ihr Sohn im ersten Jahr bei den Müttern war und beinahe ausschließlich getragen wurde: „Er war bei uns. N ganzes Jahr bei uns. Ganz dicht bei uns.“ (Fam. Clauer, Z. 384) Dieses erste Jahr hält Claudia für die Entwicklung des Kindes für besonders wichtig (vgl. ebd.: Z. 384 ff.). Andrea Dallmer spricht davon, dass sie „natürlich in diesen Anfangsjahren [...] zu Hause geblieben“ (Fam. Dallmer, Z. 244 f.) sei. Sie bezieht sich damit auf die jeweils ersten drei Jahre nach den Geburten der Töchter. Für Elisabeth Emmert, Andrea Dallmer und auch Charlotte Guse stellt die Teilzeiterwerbstätigkeit nach der Erwerbsunterbrechung eine Selbstverständlichkeit dar. Claudia und Nathalie bezeichnen die Teilzeitarbeit als „Luxus“ (Nathalie, Z. 737) weil sie dadurch mehr Zeit für sich und ihren Sohn hätten.

Außerfamiliäre Kinderbetreuung stellt sich in den Gesprächen insgesamt als ambivalent dar. Einerseits bewertet vor allem die mittlere familiäre Generation den Ausbau beziehungsweise das Vorhandensein der Kinderbetreuung positiv. Die früheren eingeschränkten Kinderbetreuungsmöglichkeiten erscheinen dabei zum Teil als Erschwernis für die Erwerbstätigkeit der Mütter (Z. B. Fam. Fischer 307 ff.; Fam. Dallmer, 349 ff.) Die außerfamiliäre Betreuung von Kindern erscheint aber im Vergleich mit der Betreuung zu Hause dennoch stellenweise als nachteilig: Im Gespräch mit Familie Clauer idealisieren beide Frauen ihre Kindheitserfahrungen mit der nicht erwerbstätigen Mutter, die etwa nach der Schule mit dem Mittagessen auf sie wartete. Nathalie würde ihren Sohn in einer Welt ohne finanzielle Zwänge gerne nach der Schule nicht in den Hort schicken. Dennoch betonen beide, wie gerne ihr Sohn den Kindergarten besucht (vgl. 5.3.3). Im Gespräch mit Familie Emmert sind sich alle drei Frauen einig, dass eine Betreuung von Kindern, die noch „ganz jung“ (Marie Emmert, Z. 1859) seien, abzulehnen ist. Allerdings nennen sie dabei kein bestimmtes Alter und sind sich zudem auch alle einig, dass Marie von der Mittagsbetreuung nach der Schule profitiert hat – es gab ein warmes Mittagessen und Hilfe bei den Hausaufgaben (vgl. Fam. Emmert, Z. 1848 ff.). Sophie Berger bringt ebenso wie Nathalie Clauer finanzielle Zwänge mit der außerfamiliären Betreuung in Zusammenhang: Ihre Kindheit und die Betreuung durch ihre Mutter hat sie positiv in Erinnerung: „es war total schön, dass die da is“ (Sophie Berger, Z. 910). Sie würde sich selbst aber dafür ent-

scheiden, wieder früher in den Beruf zurückzukehren (vgl. Fam. Berger, Z. 910 ff.), denn erstens hält sie eine längere Erwerbsunterbrechung für generell nicht finanzierbar (Z. 388 f.) und zweitens wolle sie nicht „vom Mann abhängig“ (Fam. Berger, Z. 912) sein.

Die stellenweise Skepsis gegenüber der Betreuung von Kindern in Einrichtungen könnte damit zusammenhängen, dass es sich bei den Familien nur um Familien aus den alten Bundesländern handelt. In der DDR gibt es bereits früh eine flächendeckende Kinderbetreuung und Frauen sind hier stärker in den Erwerbsbereich integriert als Frauen in der BRD (vgl. 2.3). Die Herkunft der Familien spielt also möglicherweise hinsichtlich ihrer Orientierung an gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen eine Rolle. Dies betrifft auch die Erwerbstätigkeit von Müttern. Diese ist in den Gesprächen zwar ein positiver Horizont, der aber durch eine stellenweise Skepsis gegenüber der außerfamilialen Betreuung von Kindern und Vorstellungen von ‚guter Mutterschaft‘ eingeschränkt wird. Die (Vollzeit-)Erwerbstätigkeit von Vätern erscheint in den Gesprächen insgesamt als weniger gestaltbar als die Erwerbstätigkeit der Mütter. Mutmaßlich ist dies der Fall, weil bei den Paaren, bei denen ein Mann und eine Frau zusammenleben, dem Mann die Hauptverantwortung für das Familieneinkommen zugeschrieben wird – auch wenn dies in den Familien nicht explizit ausgesprochen wird.

Ein weiterer Aspekt, der im Widerspruch zur angestrebten Geschlechteregalität bei der Arbeitsteilung steht, ist der Entwurf einer grundsätzlichen (körperlichen) Geschlechterdifferenz. Durch diese Differenz wird in den Gesprächen eine zum Teil geschlechtsspezifische Arbeitsteilung legitimiert. Dies zeigt etwa die Passage über das Reifenwechseln bei Familie Berger (vgl. 5.3.2). Sophie und Markus beschreiben körperliche Kraft als entscheidendes Kriterium für das Wechseln der Reifen. Mangelnde Kraft (bei Markus Freundin) beziehungsweise die Angst, durch körperliche Kraft „unsexy“ (Sophie Berger, Z. 1528) zu wirken (Sophie) führen in ihren Beschreibungen dazu, dass die Frauen in den jeweiligen Paarbeziehungen nicht die Reifen wechseln. Reifenwechseln ist für sie eine klare „Männeraufgabe“ (Sophie Berger, Z. 1473). Daran ändert auch die Erzählung ihrer Großmutter nichts, sie selbst habe oft Reifen gewechselt (vgl. Fam. Berger, Z. 1472 ff.). Die Vorstellung, es gäbe „Mann-Aufgaben“ (Z. 585) findet sich auch im

Gespräch mit Familie Fischer (vgl. 5.3.6). Die Frauen nennen Reparaturen an und im Haus als Beispiele für „Mann-Aufgaben“, allerdings nennen sie nicht körperliche Kraft als Grund für geschlechtsspezifische Aufgaben, sondern begründen ihre Annahme nicht (vgl. Fam. Fischer, Z. 585 ff.). Anders verhält es sich bei Familie Huber – hier beschreiben Renate und ihre Schwiegermutter, dass sie zwar immer die meisten Arbeiten am Haus und im Garten erledigt hätten; für manche Arbeiten jedoch, so Renate, „brauch ich wieder n Mann“ (Fam. Huber, Z. 871). Dies wird im weiteren Gesprächsverlauf mit der körperlichen Kraft in Zusammenhang gebracht, die es für bestimmte Aufgaben brauche (vgl. Fam. Huber, Z. 871 ff.).

Diese Beispiele zeigen, dass in den Gesprächen über vergeschlechtlichte Körperlichkeit traditionelle Geschlechterrollen bei der Arbeitsteilung begründet werden. Neben der körperlichen Kraft zeigt sich dies auch beim Thema Stillen. Im Gespräch mit Familie Alvarez bringt Daniel die Tatsache, dass seine Partnerin sich in Elternzeit befindet und sich deswegen überwiegend um Tochter Leonie kümmere, mit dem Stillen in Verbindung. Er hält fest: „Stillen tu ich sie jetzt nich.“ (Fam. Alvarez, Z. 457) Bei Familie Berger erklärt Sophie, falls sie und ihr Partner ein Kind bekämen, würde sie in Elternzeit gehen und nicht ihr Partner. Dass sie diese Arbeitsteilung für nicht verhandelbar hält, zeigt sie mit ihrer Aussage: „Also ich mein, er kann ja stillen wenn er will.“ (Fam. Berger, Z. 796) Sie macht im Anschluss an diese Aussage sehr deutlich, dass sie sich nicht vorstellen könnte, Milch abzupumpen. Dabei bringt sie das Beispiel einer Kollegin an, die weniger Wochen nach der Geburt wieder in ihrem Beruf gearbeitet und in den Pausen abgepumpt hätte: „Also des werd ich mir nie geben, den Stress.“ (Fam. Berger, Z. 812) Auch bei Familie Dallmer impliziert Katja, falls sie ein Kind bekäme, könne sich „der Mann“ (Z. 2803) auf Grund des Stillens nicht gleichermaßen ums Kind „kümmern“ (Z. 2804). Dem Einwand ihres Vaters, sie könne ja eine Pumpe benutzen, begegnet sie mit dem Wunsch „diesen Kontakt halt zu haben, zum Kind“ (Fam. Dallmer, Z. 2819).

In mehreren Gesprächen wird also das Stillen als Grund und/oder als der Moment angeführt, in dem eine traditionelle Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen stattfindet. Möglichkeiten, wie auch Väter in die Ernährung des Säuglings einbezogen werden können, oder

wie eine egalitäre Versorgung des Babys trotz der alleinigen Ernährung durch die Mutter erreicht werden kann, werden nicht ernsthaft in Betracht gezogen. Dabei wird die stillende Mutter einerseits als unerlässlich für das Kind anerkannt, andererseits das Stillen als (anstrengende) Arbeit nicht thematisiert. Der Körper wird von manchen Interviewten als natürliche Gegebenheit und somit unhintergehbare Tatsache herangezogen, um die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zu legitimieren. Die Argumentationen der Familienmitglieder lassen sich in den Prozess einordnen, den Villa als „moderne Ontologisierungen von Geschlecht“ (Villa 2013: 228) im Rahmen der europäischen, bürgerlichen Moderne beschreibt. Ende des 19. Jahrhunderts wurde in Preußen die Frage diskutiert, ob Frauen studieren sollten. Max Planck, der zwar ein Frauenstudium befürwortete, betonte gleichzeitig die Aufgabe der Frau als Hausfrau und Mutter, welche durch ihre Natur vorgeschrieben sei (vgl. Villa 2013: 228)

„In Zeiten lebensweltlich erfahrener Kontingenz tritt bezüglich der Geschlechterdifferenz in der Moderne die Natur an die Stelle der Religion und immunisiert so Bereiche des Sozialen gegen die korrosive Wirkung des Selber-Denkens im Kantschen Sinne. Und da die positivistische Naturwissenschaft ernst macht mit den ursächlichen Erklärungen, fokussiert sie den Körper. Im Körper findet sich, so die nach wie vor gültige Annahme, die Ontologie des Geschlechts. Die Natur selbst, so Planck, schreibt den Frauen ihren Beruf vor.“ (Villa 2013: 228 f.)

Auch in den Gesprächen wird deutlich, dass die Natur zum Teil noch die Rolle der Frau als Mutter legitimiert – wenn auch längst nicht so rigoros, wie dies noch bei Max Planck der Fall war, denn Erwerbstätigkeit von Müttern erscheint als etwas prinzipiell Positives.

Insgesamt zeigt sich, dass Geschlechteregalität im Sinne einer gleichmäßigen Verteilung verschiedener Formen bezahlter und unbezahlter Arbeit zwar von den Familien angestrebt, im Alltag aber teilweise nicht umgesetzt wird. In den Gesprächen zeigt sich zudem, dass Vorstellungen von Geschlechteregalität und Geschlechterdifferenzen koexistieren und letztere stellenweise über Körperlichkeit hergestellt werden. Normen von Mutterschaft und Vaterschaft, sowie Männlich-

keit und Weiblichkeit, stehen der Umsetzung der Geschlechteregalität im Familienalltag im Weg.

Koppetsch/Speck (2015) halten im Rahmen ihrer Studie zu Paaren, in denen der Mann kein Alleinernährer mehr ist, fest:

„Weil Geschlechtnormen primär auf der Ebene von Anerkennung und Emotionen und weniger auf der von Reflexionen und Diskursen wirksam werden, lassen sie sich durch Gleichheitsvorstellungen und Vereinbarungen auch nicht so leicht aushebeln.“ (Koppetsch/Speck 2015: 242)

Die Verwendung des Anerkennungsbegriffs soll hier nicht weiter behandelt werden, sondern vielmehr die These der Änderungsresistenz. Übertragen auf meine Studie mit Familien zeigen die Gespräche, dass traditionelle Geschlechterrollen und -normen sich nicht leicht aushebeln lassen. Gerade durch die Auseinandersetzung der familialen Generationen scheint aber Veränderungspotential zu bestehen: Die von mir untersuchten Söhne und Töchter betrachten die Arbeitsteilung ihrer Eltern und teilweise Großeltern durchaus mit einem kritischen Blick und versuchen in Annäherung an oder Abgrenzung von ihren Eltern eine eigene Position im Geschlechterverhältnis zu finden. Durch die Auseinandersetzungen mit den eigenen Kindern und Enkelkindern findet wiederum bei Eltern und Großeltern eine Auseinandersetzung mit den eigenen Geschlechterbeziehungen statt. Umgekehrt zeigen sich bei den Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zum Teil Retraditionalisierungsmomente, welche von den Eltern und Großeltern in Frage gestellt werden. Beispiele dafür sind der Vorschlag Frank Dallmers, seine Tochter könne die Milchpumpe der Eltern bekommen oder die Beschreibungen des Reifenwechsels Ursula Bergers als Hinterfragen der These, es handele sich dabei um eine „Männeraufgabe“. Hier zeigt sich die von Rosenthal beschriebene „diachrone“ Konstituierung von Generationen (vgl. 1.2.2). Erfahrungen und Werte werden nicht einfach nur tradiert, sondern „wechselseitig ausagiert und damit selbst interaktiv erlebt“ (Rosenthal 1997: 59).

In den Gesprächen zeigt sich auch, dass die Bedeutung von Geschlecht in den Familien immer wieder ausgehandelt, und dass in den Beziehungen der Familienmitglieder zueinander Geschlecht

unterschiedlich relevant gemacht wird (vgl. 1.3.4). Wem gegenüber Geschlecht wie relevant gemacht wird, hängt von vielen Faktoren ab. Was Frauenaufgaben und Männeraufgaben sind, ist außerdem (auch) eine Frage individueller Vorlieben und Abneigungen. So hat Anna Alvarez eine ganz andere Deutung davon, welche Arbeit „Männersache“ (Fam. Alvarez, Z. 1822) sei. Für sie fällt das Bügeln in den Zuständigkeitsbereich von Männern, weshalb ihr Ehemann seine Kleidung selbst bügelt (vgl. ebd.). Bei anderen Paaren ist das Bügeln wiederum eine Frauenaufgabe (Renate und Anton Huber), wieder andere bügeln ihre Kleidung jeweils selbst (Maximilian Huber und seine Freundin).

6.4.4 Generation, Geschlecht, Milieus

Im Folgenden sollen abschließend folgende Frage beantwortet werden: Inwiefern werden Generation, Geschlecht oder andere Milieus hinsichtlich der familialen Anerkennungsordnung relevant? Wie sich zeigte, sind arbeitsbezogene Anerkennungsverhältnisse in Familien gleichzeitig mit Generationen- und Geschlechterverhältnissen der Familien verwoben. So werden etwa Anerkennungsgüter zum Teil geschlechts- oder generationenspezifisch relevant gemacht. Die Arbeitsteilungen in den Familien und in den Paarbeziehungen werden auch vor dem Hintergrund und in Auseinandersetzung mit den Arbeitsteilungen vorhergehender und nachfolgender Generationen ausgehandelt. Zugeschriebene Bedeutungen von Arbeit und arbeitsbezogene Anerkennungserwartungen sind Bestandteil von Aushandlungen zwischen Geschlechtern, familialen Generationen und damit zum Teil auch unterschiedlicher Berufs- und Bildungsmilieus. Was in Bezug auf Arbeit als erstrebenswert gilt, wird intergenerational tradiert, zurückgewiesen und/ oder modifiziert.

Im Folgenden nehme ich die Arbeitsverständnisse und -bedeutungen, die arbeitsbezogenen Anerkennungsfelder, Anerkennungskonflikte und Anerkennungsgüter nacheinander in den Blick, um die Bedeutung von Generation, Geschlecht und anderen Milieus in familialen Anerkennungsverhältnissen zu illustrieren.

Arbeitsverständnisse und -bedeutungen

Wie sich in 6.1 zeigte, ist „Arbeit“ etwas, auf das sich Familienmitglieder der verschiedenen Familien überwiegend positiv beziehen. Arbeit ist, auch wenn sich Ambivalenzen in den Bedeutungen zeigen, zunächst einmal ein Gut, etwas für das in den Familien Anerkennung erhalten werden kann. In den Gesprächen wird der Arbeitsbegriff mit unterschiedlichen Tätigkeiten in Verbindung gebracht. Was den Familienmitgliedern als Form von Arbeit erscheint, hängt (auch) mit ihren Erfahrungen und ihrer aktuellen Lebenssituation zusammen. Dabei spielen die Altersgruppe und die damit zusammenhängende Eingebundenheit der Familienmitglieder in Institutionen und Organisationen eine Rolle (vgl. 1.2.3). Im Sprechen der Kinder und Jugendlichen über Arbeit nehmen Schularbeiten und Hausarbeiten eine wichtige Rolle ein, da dies Formen von Arbeit sind, die sie im Alltag ausführen. Auch im Sprechen der Eltern von Kindern und Jugendlichen, die noch die Schule besuchen, sind Schularbeiten ein wichtiges Thema. Dies mutmaßlich, weil die Eltern großen Anteil an den schulischen Erfolgen und Misserfolgen der Kinder nehmen und eine gewisse Aufsichtsrolle übernehmen. Erwerbsarbeit ist generationenübergreifend ein wichtiger Bezugspunkt, unabhängig davon, ob die Familienmitglieder noch nicht, immer noch oder (vorübergehend) nicht mehr erwerbstätig sind. Hausarbeiten werden meistens zuerst von Frauen als Form von Arbeit thematisiert, auch in den Gesprächen, an denen Männer teilnehmen. Zudem wird Hausarbeit von den Frauen der mittleren familialen Generation, die mit ihrem männlichen Ehepartner in einem Haushalt wohnen, besonders stark als Form von Arbeit (sie ist anstrengend und teilweise mit negativen Gefühlen verbunden) in den Vordergrund gestellt. Dies kann als Versuch der Aufwertung der von ihnen geleisteten unbezahlten Arbeit gedeutet werden. Bei der Gefühlsdimension zeigt sich, dass Hausarbeiten von den Frauen stärker mit negativen Gefühlen assoziiert werden als von den Männern. Allerdings werden Hausarbeiten auch insgesamt von Frauen in größerem Umfang thematisiert.

Wie in 6.1.6 bereits erwähnt wurde, kann die Betonung der negativen Gefühle als Aufwertungsstrategie der Reproduktionsarbeit gedeutet werden, denn der Hausarbeit wird in den Gesprächen nicht im selben Maße eine sinnstiftende Funktion für das Subjekt zugesprochen wie der

Erwerbsarbeit. Hausarbeit muss aber dennoch erledigt werden, und sie wird in den untersuchten Familien nicht nur, aber überwiegend von Frauen übernommen. Durch das Hervorheben der Anstrengung und der Unlust wird der Beitrag, den die Frauen/Mütter für die Familie leisten, symbolisch erhöht (sie erbringen ein gewisses Opfer) und die unbezahlte Arbeit als Form von Arbeit sichtbar gemacht. Ebenso wie bei der Erwerbsarbeit besteht bei der Reproduktionsarbeit ein materieller Zwang, sie zu erledigen. Die materielle Notwendigkeit des Kochens und Wäschens wird aber in den Gesprächen nicht so stark betont und expliziert wie die der Erwerbsarbeit. Durch die Betonung der Anstrengung und negativer Gefühle wird implizit auf die Notwendigkeit und den Zwang verwiesen, der auch mit Reproduktionsarbeit verbunden ist. Sie wird von den Frauen eben nicht übernommen, weil sie Spaß macht, sondern weil sie notwendig ist.

Werden die an Gesprächen teilnehmenden Frauen der Großelterngeneration betrachtet, dann zeigt sich bei zwei der vier Frauen (Ursula bei Familie Alvarez und Gisela bei Familie Emmert), dass sie bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes bestimmte Eigenschaften der Arbeitenden besonders betonen, beziehungsweise bestimmte Eigenschaften oder Tugenden in den Vordergrund stellen, etwa Fleiß und Ernsthaftigkeit (vgl. 6.1). Dies steht im Einklang mit den erwerbs- und familienbiographischen Schilderungen Ursulas, Giselas und Gertruds. Während bei ihren Kindern und Enkelkindern bei der Beschreibung der Berufswahl die Sinndimension in den Vordergrund gestellt wird (die Arbeit soll Spaß machen, sinnvoll sein, der Selbstverwirklichung dienen), dokumentieren sich bei den Schilderungen der Großmütter eher Funktionalität und Pflichtgefühl. Im Gespräch mit Familie Berger beschreibt Gertrud nüchtern, dass sie Büro, Kinder und Haushalt übernahm, während ihr Mann beruflich viel arbeitete, auch am Wochenende und nachts (vgl. Z. 1128). Dass er sich kaum an der Kinderbetreuung und der Hausarbeit beteiligte, liegt für sie an der „Generation Männer“ (Fam. Berger, Z. 193). Die Arbeitsteilung auf Paarebene und die Tatsache, dass Gertrud die verschiedenen Arbeiten übernahm, stellen sich nicht als individuelle Entscheidung in Hinblick auf Selbstverwirklichung oder Spaß an der Arbeit dar, sondern als Umgang mit Gegebenheiten, die sich nicht ändern lassen. Die Arbeit im Büro ergibt sich

aufgrund der beruflichen Selbstständigkeit ihres Mannes und die Tatsache, dass sie Hausarbeit und Kinderbetreuung weitestgehend alleine übernimmt, bewertet Ursula als Notwendigkeit auf Grund der historischen Generationenfolge, der sie angehört, und des damit verbundenen gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses. Ähnlich verhält es sich bei Ursula, die in der Schilderung ihrer Berufsbiographie in den Vordergrund stellt, dass sie nach einer längeren Erwerbsunterbrechung einen Job annehmen konnte (nicht in ihrem gelernten Beruf) und später ausreichend Geld für die Rente hatte. (vgl. Z. 1069 ff.) Nicht der Spaß an ihrem Job, sondern die Möglichkeit, damit Geld zu verdienen, steht hier im Vordergrund. Auch die Verteilung der Reproduktionsarbeit ist für Ursula retrospektiv nicht beeinflussbar, denn „die [Männer, L.K.] mussten schon sehr lang arbeiten“ (Fam. Alvarez, Z. 2085).

Bei Gisela Emmert (vgl. 5.3.5) zeigt sich in den berufsbiographischen Schilderungen ein deutlicher Unterschied zu ihrer Tochter und Enkeltochter. Für Gisela steht damals an erster Stelle, in den Wirren des 2. Weltkriegs überhaupt einen Ausbildungsplatz zu finden. Durch Zufall kommt sie zu ihrem Beruf, als sie beim dritten Betrieb endlich die Möglichkeit bekommt, eine Berufsausbildung zu machen (vgl. Z. 2782 ff.). Demgegenüber betonen Tochter Elisabeth (retrospektiv) und Enkeltochter Marie (prospektiv), das Einsetzen von „Stärken“ (Marie Emmert, Z. 3944) und der eigenen „Persönlichkeit“ (Elisabeth Emmert, Z. 39431) sowie „Spaß“ (Marie Emmert, Z. 4477) im Beruf. Hier erscheint die Berufswahl als bewusste Entscheidung. Ähnlich verhält es sich im Bereich der Reproduktionsarbeit: Die Arbeitsteilungen in der Familie und ihrer Ehe sind für Gisela damals klar verteilt und sie hat kein Bedürfnis, diese zu verhandeln. Die Übernahme der unbezahlten Care-Arbeit bezeichnet Gisela als „selbstverständlich“ (Z. 4107) und ihre „Pflicht“ (Z. 4103) als Ehefrau. Anders stellt es sich bei Elisabeth und ihrem damaligen Ehemann dar, mit dem sie sich den Haushalt teilt. Da Elisabeth am Kochen keine Freude hat, wie sie im Gespräch mehrfach betont, kocht ihr Mann damals häufiger (vgl. Z. 1139 ff.) Später bekommt Marie dann in der Mittagsbetreuung ein Mittagessen, so dass Elisabeth nicht kochen muss, wie sie lachend feststellt (Z. 1880 ff.). Die Arbeitsteilung auf Paarebene stellt sich bei Elisabeth also auch als Frage von Vorlieben und Fähigkeiten dar, im Gegensatz zu ihrer Mutter.

Anerkennungskonflikte und Anerkennungserwartungen

Korrespondierend mit der unterschiedlichen Relevanz individueller Entscheidungen und dem Nachgehen von Interessen und Vorlieben, zeigen sich auch unterschiedliche Anerkennungserwartungen hinsichtlich der Reproduktionsarbeit. Im in 6.4.1 beschriebenen Anerkennungskonflikt geht es darum, dass Mütter der mittleren familialen Generation einen Mangel an Wertschätzung für Reproduktionsarbeit beklagen. Dies ist bei den Frauen der Großelterngeneration nicht der Fall. Sie scheinen keine spezifische Anerkennungserwartung für die von ihnen geleistete unbezahlte Arbeit zu haben. Dies zeigt sich bei Familie Emmert: Während Elisabeth betont, wie wichtig es ihr sei, dass ihre Tochter sich für die Hausarbeit bedanke (auch sie hat also eine Anerkennungserwartung in Form verbalisierter Wertschätzung), hebt Gisela hervor, keine solche Anerkennungserwartung gegenüber ihrem Mann gehabt zu haben:

„Gisela: Ja aber Danke, also so wie ihr euch bedankt [...] des ham=mir ned gemacht, weil (.) manches is einfach, meine (.) des g’heart zu der Rolle (.) zu der Pflicht un (.) ich hab aa ned mich bedankt, dass er Geld verdient.“ (Fam. Emmert, Z. 4098 ff.)

Für Gisela hängt die von ihr empfundene Pflicht, Hausarbeit zu übernehmen, mit der „Rolle“ als Ehefrau zusammen. Vieles sei selbstverständlich gewesen, einen besonderen Dank habe sie nicht erwartet. „Na hätt ich ned heiraten dürfen.“ (Z. 4077 f.) Auch die anderen Frauen der Großelterngeneration formulieren weder eine spezifische Anerkennungserwartung noch ein empfundenes Anerkennungsdefizit in Bezug auf ihre Reproduktionsarbeit. Bei Familie Berger widerspricht Gertrud der Wahrnehmung ihrer Tochter Ingrid hinsichtlich eines Anerkennungsmangels und sagt: „Des bildst’ da du bloß immer ei. (.) Des hob i dir scho a moi g sagt.“ (Z. 1991)

Diese Beispiele legen die Vermutung nahe, dass die Frauen der Großelterngeneration geringere Anerkennungserwartungen in Bezug auf Reproduktionsarbeit haben als die Generation ihrer Töchter. Aufgewachsen in anderen gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen, haben sie die Geringschätzung der von ihnen geleisteten unbezahlten

Arbeit internalisiert. Eine andere Deutungsmöglichkeit ist, dass sich die Anerkennungserwartung der Frauen weniger auf verbalisierte, explizite Wertschätzung bezieht, sondern vielmehr auf eine institutionalisierte Anerkennung in Form der Ehe. Die Ehe gibt dabei den Rahmen der Anerkennungsbeziehung auf Paarebene vor, indem sie Erwartbarkeiten schafft und die Eheleute von Aushandlungen und beständigen Wertschätzungsäußerungen entlastet. Durch die Ehe ist Anerkennung in Form des Rechts festgehalten, werden Rechte und Pflichten der Ehepartner*innen festgelegt. So hätte auch die „Selbstverständlichkeit“, die im Rahmen des „mütterlichen Anerkennungsdefizits“ beklagt wird, eine andere Bedeutung: zu wissen, welche Beiträge der Partner*innen erwartet werden können und sich nicht dafür bedanken zu müssen.

Weiterhin ist denkbar, dass es sich nicht (nur) um unterschiedliche Anerkennungserwartungen auf Grund der historischen Generationenzugehörigkeit handelt, sondern dass die gesellschaftliche und familiäre Generationenfolgen (auch) eine Rolle spielen. Wie in 6.4.1 erwähnt, sind die Frauen mit Kindern, die noch im Haushalt leben einem größeren Pensum an Hausarbeit ausgesetzt und das „Balancemanagement“ (Jurczyk 2014: 61) als Teil des Doing Family (vgl. 1.1.5) ist komplexer (mehr Personen mit mehr Terminen, Bedürfnissen etc.). Konflikte können so leichter entstehen und Anerkennungsdefizite virulenter werden. Die Großmütter sind diesen Anforderungen nicht im selben Maße ausgesetzt und beurteilen ihre Situation möglicherweise retrospektiv anders als sie es damals, während dieser Lebensphase, getan hätten.

Die Lebensphase ist dabei zum Teil verknüpft mit der Familienform: Bei drei der vier Familien, in denen ein solches Anerkennungsdefizit thematisiert wird, wohnen die Kinder noch im Haushalt. Darüber hinaus leben in all diesen Familien die Frauen mit einem männlichen Partner zusammen. Während das Zusammenleben mit Kindern zu einem größeren Vereinbarkeitsaufwand und höherem Arbeitspensum führen, könnte eine wahrgenommene geschlechtsspezifische Ungleichverteilung von Reproduktionsarbeit bei der Mütter-Generation zur artikulierten Unzufriedenheit führen. Auf Grund der geringen Fallzahl können aber diesbezüglich keine aussagekräftigen Vergleiche zwischen den Familienformen angestellt werden.

Beim beschriebenen Anerkennungskonflikt zeigt sich auch ein geschlechtsspezifischer Unterschied in den Gesprächen, wie in 6.4.1 beschrieben. Männer formulieren kein explizites Anerkennungsdefizit hinsichtlich der von ihnen geleisteten Reproduktionsarbeit. Wie bereits erwähnt, könnte hier eine mangelnde Anschlussfähigkeit eines verbalisierten väterlichen oder männlichen Anerkennungsdefizites eine Rolle spielen, oder es wird aus verschiedenen Gründen kein solches Anerkennungsdefizit empfunden, weder in Bezug auf berufliche Arbeit, noch in Bezug auf Reproduktionsarbeit. Auch die „Selbstverständlichkeit anerkannter Positionen“ (Fischer 2015: 184) könnte dabei eine Rolle spielen. In jedem Fall leisten / leisteten die Männer / Väter in den Gesprächen weniger unbezahlter Arbeit und mehr bezahlte Arbeit als Frauen / Mütter. Wird finanzielle Entlohnung als eine Form der Anerkennung betrachtet, haben sie durch den höheren Erwerbsumfang einen Anerkennungsvorteil.

Beim „Entfremdungskonflikt“ zeigt sich in den beschriebenen inhaltlichen Varianten, dass Anerkennungsgüter (Familienberuf und finanzielle Sicherheit) in Familien geschlechtsspezifisch relevant gemacht werden können und dass Konflikte (auch) durch einen Bildungs- und Berufsmilieuwechsel der Kinder entstehen können. Auch beim schulischen Anerkennungskonflikt zeigt sich ein möglicher Einfluss des Bildungsmilieus der Familien. Zwar begreife ich diesen Konflikt als typischen familialen Anerkennungskonflikt, da Bildung ein familienübergreifendes Gut darstellt. Beim Vergleich der Gespräche zeigt sich aber, dass der schulbezogene Konflikt besonders in zwei Familien (Dallmer und Guse) einen signifikanten Teil des Gesprächs einnimmt und hier auch emotional verhandelt wird. In beiden Familien haben die Eltern und die älteren Geschwister ein hohes formales Bildungsniveau, was mutmaßlich zu einer hohen Erwartungshaltung bezüglich des schulischen Erfolges der Kinder führt. Während sich bei Familie Guse der Bildungserfolg als nicht explizierte Normalität darstellt, kontextualisieren Andrea und Frank Dallmer die Wichtigkeit akademischen Erfolgs durch ihre eigenen Familienbiographien: Andrea Dallmer beschreibt ihre Herkunftsfamilie als „Arbeiterfamilie“ (Fam. Dallmer, Z. 2427), bei denen ein höherer Schulabschluss oder gar ein Studium etwas Besonderes ist (wodurch für sie eine besondere Ver-

antwortung entsteht, das Bildungskapital zu nutzen). Für Frank Dallmer stellen Schulabschluss und Studium ein zentrales Gut dar, weil seine alleinerziehende Mutter ihr Studium nach der Trennung ohne Berufsabschluss unterbrechen musste und die Familie vor einer finanziell schwierigen Situation stand (Familie Dallmer, Z. 2458).

Anerkennungsfelder, Anerkennungskulturen

Wie in 6.3 gezeigt wurde, gibt es in den Familien verschiedene Anerkennungsfelder mit (vermeintlich) unterschiedlichen Anerkennungskulturen. In welchen Bereichen die Familienmitglieder Anerkennung erhalten können oder wollen, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Dabei spielt die gesellschaftliche Generationenfolge eine Rolle, also die durch die Altersgruppe bestimmte Zugehörigkeit zu Institutionen und Organisationen. Der Bereich der Schule stellt sich dabei als potentielle Anerkennungsressource für Kinder und Jugendliche dar. Jedoch tritt die Schule in den Gesprächen überwiegend als innerfamiliäres Anerkennungsthema in Erscheinung, nicht als ein Anerkennungsfeld, in dem die Kinder und Jugendlichen unabhängig von den Eltern und Großeltern nach Anerkennung streben.

Im Sprechen über bürgerschaftliches Engagement / ehrenamtliche Arbeit wird dieser Bereich zum Teil als Anerkennungsfeld gerahmt, der der Erwerbsarbeit untergeordnet ist. Dies allerdings von zwei Töchtern, die nicht eigene Erfahrungen beschreiben, sondern über das Engagement ihrer Mütter sprechen, die nach der Geburt der Kinder nicht mehr erwerbstätig waren. In beiden Fällen stammen die Großmütter aus einem spezifischen Milieu: Sie leben in den alten Bundesländern und ihre Ehemänner verfügen über ein hohes Einkommen. Hier erscheint ehrenamtliche Arbeit in den Schilderungen der Töchter als Ersatzbeschäftigung für berufliche Arbeit. Die Personen, die selbst im Bereich des Ehrenamtes arbeiten, beschreiben die Arbeit einerseits als sinnstiftend, verbunden mit positiven Gefühlen, und als Feld, in dem sie Wertschätzung für die eigene Arbeit erfahren. Allerdings wird bei Familie Emmert das Anerkennungsfeld des ehrenamtlichen Engagements auch hinsichtlich eines gesellschaftlichen und finanziellen Anerkennungsdefizites thematisiert. Das Anerkennungsfeld des ehrenamtlichen Engagements stellt sich insgesamt durch die zum Teil geringe innerfamiliäre und gesellschaftliche Anerkennung als ambivalent dar.

Schule und bürgerschaftliches / ehrenamtliches Engagement sind demnach Anerkennungsbereiche und Anerkennungsthemen, die vor allem für diejenigen Familienmitglieder potentielle Anerkennungsressourcen darstellen, die noch nicht oder nicht mehr in Erwerbsarbeit eingebunden sind. In den Gesprächen werden diese Bereiche stellenweise explizit oder implizit auf Erwerbsarbeit bezogen: als Möglichkeit, sinnvoll tätig zu sein, wenn dies nicht durch berufliche Arbeit möglich ist und wenn das durch Erwerbsarbeit erwirtschaftete Einkommen dies zulässt (ehrenamtliche Arbeit), beziehungsweise als Möglichkeit, sich auf ein erfolgreiches Erwerbsleben vorzubereiten (Schule).

Familie und Erwerbsarbeit stellen sich in den Gesprächen als Hauptanerkennungsbereiche dar. Gefühlte mangelnde Anerkennung in einem Bereich kann durch Anerkennung in einem anderen Bereich offensichtlich zum Teil kompensiert werden. In den Gesprächen beschreiben mehrere Mütter der mittleren familialen Generation mangelnde Wertschätzung im Bereich der Familie. Zwei von ihnen stellen diesem Anerkennungsmangel den Bereich der Berufsarbeit gegenüber, den sie – hinsichtlich der von ihnen geleisteten Arbeit – als Ort der Bestärkung und Wertschätzung wahrnehmen. Die positive Kontrastierung der Anerkennungskultur im Bereich der Erwerbsarbeit im Vergleich zur Anerkennungskultur in der Familie wird von den genannten Frauen, nicht aber von ihren Partnern oder ihren schon berufstätigen Kindern beschrieben. Bildungs- oder Berufsmilieuunterschiede treten hier nicht in Erscheinung, die Frauen arbeiten in unterschiedlichen Berufen und haben einen diversen Bildungshintergrund.

Anerkennungsgüter

Die Gespräche zeigen, dass es in den Familien verschiedene Anerkennungsgüter gibt, die dort zentral verhandelt werden. Zudem gibt es einige übergreifende und gleichzeitig übergeordnete Güter in Bezug auf Arbeit: Sinn, materielle Sicherung und die Erwartung an reziproke Fürsorge in der Familie. Es bestehen jedoch, werden Generation und Geschlecht betrachtet, qualitative Unterschiede in Bezug auf diese Güter, also wie stark diese Güter relevant gemacht werden. Ebenso spielen auch Bildungs- und Berufsmilieus eine Rolle. Insgesamt zeigt sich, dass die Güter an positive Emotionen geknüpft werden

und dass durch sie ein „Wir“-Gefühl der Familien hergestellt werden kann. Die „Konstruktion von Gemeinsamkeit“ (Jurczyk 2014: 61) als Teil des Doing Family (vgl. 1.1.5) findet also auch über arbeitsbezogene Anerkennungsgüter statt. Gleichzeitig werden die Güter, wie bereits erwähnt wurde, nicht nur tradiert, sondern auch zurückgewiesen und/oder modifiziert. Der Anerkennungshorizont einer Generation/ eines Familienmitgliedes wird vor dem Hintergrund der Anerkennungsgüter der familialen Eltern- und Großelterngeneration entworfen. Inwiefern die Güter geschlechts-, milieu-, und generationenspezifisch relevant gemacht werden und dadurch eine je spezifische Bedeutung erhalten, möchte ich im Folgenden anhand von Beispielen hinsichtlich der einzelnen Güter skizzieren.

Wie oben beschrieben, wird in zwei Familien mit hohem formalem Bildungsniveau ein schulbezogener Konflikt besonders virulent. Darüber hinaus zeigt sich, dass Bildung in Form formaler Abschlüsse in den Familien und von einzelnen Familienmitgliedern unterschiedlich relevant gemacht wird: Sowohl Andrea Dallmer als auch Adrian Alvarez setzen die Bedeutung von Bildungsabschlüssen (akademische Abschlüsse/ Berufsausbildung) in Bezug zu ihren eigenen Biographien – beide beschreiben ihr Elternhaus als bildungsfern und sich selbst im Vergleich zu den Eltern als Bildungsaufsteiger*innen. Adrian und seine Familie assoziieren die geringe formale Bildung seiner Herkunftsfamilie dabei auch mit der Nationalität der Eltern.

Bildung wird in den Gesprächen mit weiteren Gütern in Verbindung gebracht: In den Erzählungen Adrian Alvarez' und Frank Dallmers etwa werden Bildungsabschlüsse als Möglichkeit thematisiert, finanziellen Wohlstand zu erreichen. Bildung als Gut verweist hier also auch auf finanzielle Sicherheit und einen guten Lebensstandard. Zudem dokumentieren sich bei den Dallmers, wie bereits beschrieben, typische ‚bildungsbürgerliche‘ Werte.

Bildung und Bildungsabschlüsse werden darüber hinaus in manchen Gesprächen in Verbindung mit gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen gebracht. Bildung erscheint dabei als wertvoll, insofern sie zu Geschlechteregalität führt oder ein Ausdruck von Geschlechteregalität ist. In den Familien Alvarez und Emmert wird der geschlechtergerechte Zugang zu formaler Bildung und damit auch zur Berufs-

tätigkeit als Errungenschaft hervorgehoben. Damit erscheint Bildung als besonders erstrebenswert für Frauen und Mädchen.

Bei den ideellen Gütern zeigt sich, dass diese geschlechtsspezifisch relevant gemacht werden können. Wie bereits beschrieben, bedeutet bei Familie Huber das Erlernen eines Handwerks die Fortsetzung einer männlichen Familientradition, die aber durch die Mitarbeit der weiblichen Familienmitglieder im Betrieb gestützt wird. Die Aushandlung der Familientradition ist dabei gleichzeitig eine Aushandlung zwischen verschiedenen Berufs- und Bildungsmilieus innerhalb einer Familie.

In zwei Familien (Clauer und Fischer) wird besonders betont, wie gut die Familie jeweils als Einheit funktioniert(e). Während bei Familie Clauer die Gleichwertigkeit in der Unterschiedlichkeit hervorgehoben wird, beschreiben Karin und Nina Fischer das Prinzip der „gleiche(n) Rechte und Pflichten“. Beide Familien weichen vom Ideal der bürgerlichen Familie ab. Möglicherweise spielt hier also die Familienform eine Rolle. In den Familien Berger und Huber wird auch die Art und Weise des Familienlebens thematisiert, dabei steht allerdings das räumliche Zusammenleben im Vordergrund (mehrere Generationen in einem Haus, eingebunden in eine Nachbarschaft / Gemeinde). Das Zusammenleben ist in diesen Familien gleichzeitig damit verknüpft, etwas für andere zu tun, im Bereich der beruflichen wie der ehrenamtlichen Arbeit. Gemeinschaftsbezogene Werte zeigen sich auch in anderen Familien mit unterschiedlichen Bildungs- und Berufshintergründen und dies generationen- und geschlechterübergreifend.

Auch mit den eigenen Händen etwas zu erschaffen und das Produkt der Arbeit direkt erfahren zu können (als Kontrast zur Büroarbeit), ist ein positiver Horizont, der in vier Familien auftaucht (vgl. 6.1.5). In drei dieser Familien üben oder übten ein oder mehrere Familienmitglieder einen handwerklichen Beruf aus (Familien Alvarez, Clauer, Huber). Die Gegenüberstellung von Büroarbeit und körperlicher Arbeit oder Arbeit, die ‚draußen‘ stattfindet, ist dabei gleichzeitig eine zwischen einzelnen Familienmitgliedern als Vertreter*innen dieser Arbeitsformen (Adrian Alvarez und sein Schwiegersohn, Anton Huber und sein Sohn) oder zwischen verschiedenen berufsbiographischen Phasen (Claudia Clauer).

Bei den materiellen und monetären Gütern zeigt sich, dass diese in Familien verhandelt werden, in denen es einen intergenerationalen

len Bildungsaufstieg und zum Teil Phasen finanzieller Prekarität in der Familienbiographie gab (Familien Alvarez, Dallmer, Emmert). In diesen Gesprächen geht es darum, finanziell unabhängig zu sein, und sich verschiedene Ausgaben leisten zu können. Die Frauen der Familie Emmert grenzen sich von materiellen Gütern als Arbeitsmotivation jedoch stark ab, während Frank Dallmer, Adrian und Gabriele Alvarez dies als eine legitime Arbeitsmotivation betrachten (so lange sie nicht die einzige ist und die Arbeit Spaß macht). Abgesehen davon ist finanzielle Sicherheit ein übergeordnetes Gut aller Familien. Die Möglichkeit, sich durch die eigene Arbeit finanzieren zu können, kann dabei auch geschlechtsspezifisch relevant gemacht werden und sein wie sich am Beispiel von Elisabeth Emmert zeigt: Die Frage, wieviel mit der beruflichen Arbeit verdient werden kann, ist für ihren Vater nur relevant, so lange Elisabeth unverheiratet ist.

6.4.5 Zusammenfassung

Es zeigen sich in den Familien Anerkennungskonflikte, die ich als typische familiäre Konflikte in Bezug auf verschiedene Formen von Arbeit begreife: Erstens fordern Mütter mehr Anerkennung durch verbalisierte Wertschätzung für die von ihnen geleistete Reproduktionsarbeit (*mütterliches Anerkennungsdefizit*). Zweitens verlassen Kinder durch einen Berufs- und Bildungsmilieuwechsel den Wertehorizont ihrer Eltern, wodurch die familienspezifischen Werte vermeintlich in Frage gestellt werden (*Entfremdungskonflikt*). Die Kinder streben dabei weiterhin nach Anerkennung ihrer beruflichen Arbeit durch die Eltern und Großeltern. Drittens lässt sich in Familien mit Kindern und Jugendlichen, die noch die Schule besuchen, ein Konflikt beobachten, der sich um die Schule dreht (*schulischer Anerkennungskonflikt*). Er entsteht, wenn und insofern Kinder dem Wert der formalen Bildung nicht dieselbe Bedeutung beimessen wie ihre Eltern, oder das Gefühl haben, keine ausreichenden Chancen auf Erfolg im Sinne der schulischen Leistungslogik zu haben. Viertens wird in den Gesprächen deutlich, dass Geschwister untereinander um die Anerkennung ihrer Beiträge durch die Eltern (und teilweise Großeltern) konkurrieren, welche das Wertesystem der Familie festlegen (*Kampf um Anerkennung unter*

und zwischen Geschwistern). Die genannten Konflikte stellen keine erschöpfende Aufzählung typischer oder gar möglicher arbeitsbezogener Anerkennungskonflikte in Familien dar.

Neben den Anerkennungskonflikten zeigt sich, dass es in jeder Familie einen Wertehorizont gibt, vor dem Anerkennung der Familienmitglieder stattfindet. Dieser Wertehorizont wird durch gesellschaftliche Güter beeinflusst, ebenso wie durch individuelle Biographien, Lebensformen und sozioökonomische Gegebenheiten. Die erwähnten Anerkennungskonflikte finden vor diesen Wertehorizonten statt. In den Gesprächen dokumentieren sich oder zeigen sich explizit Dinge, die in Bezug auf Arbeit und Arbeitsteilungen angestrebt oder abgelehnt werden. Die positiven Horizonte sind familienpezifische und familienübergreifende Anerkennungsgüter, die „happy horizons“. Sie werden mit positiven Emotionen assoziiert und versprechen ein gutes Leben. Gleichzeitig sind diese Güter verhandelbar, modifizierbar, können von einzelnen oder mehreren Familienmitgliedern zurückgewiesen werden. In den Gesprächen zeigten sich familienübergreifend Kategorien von Gütern, auf die in den Gesprächen in Zusammenhang mit Arbeit Bezug genommen wird, entweder in Form eines Dissens oder einer gemeinsamen positiven Bezugnahme. Neben den *übergeordneten Gütern* (materielle Sicherheit, Sinn, bedingungslose Anerkennung durch reziproke Fürsorge) zeigten sich in den Gesprächen *bildungsbezogene Güter* (Streben nach Bildung, Aneignung und Verbesserung von Fähigkeiten, formale Bildungsabschlüsse), *gemeinschaftsbezogene / gesellschaftsbezogene Güter* (Güter, die sich in den Gesprächen auf Gemeinschaft(en) verschiedener Form beziehen und darauf gerichtet sind, ein gutes Zusammenleben zur ermöglichen) und *ideelle Güter* (Traditionen, Tugenden, Vorstellungen eines guten Familienlebens). Daneben werden *erzeugnisbezogene Güter* (Güter, die sich auf Beteiligung des Subjekts am Arbeitsprozess beziehen, auf Wirkmächtigkeit und die Möglichkeit, das Arbeitsprodukt selbst zu erschaffen, durch körperliche oder handwerkliche Arbeit) sowie *materielle / monetäre Güter* angestrebt (Güter, die über die reine materielle Lebensgrundlage hinausgehen, wie spezifische Konsumgüter, ein bestimmter Lebensstandard, die Möglichkeit, nicht übermäßig auf Ausgaben achten zu müssen).

Neben diesen Aspekten erschien in den Gesprächen ein Thema als zentral: Das familiäre Geschlechterverhältnis / Geschlechterbeziehungen und damit zusammenhängend Geschlechteregalität. Die eigenen Familienbeziehungen und Paarbeziehungen werden in den Gesprächen in einer vergleichenden intergenerationalen Perspektive an der von allen prinzipiell befürworteten Geschlechteregalität gemessen. Die familialen Generationen dienen einander als Vergleichshorizont. Die Norm der Geschlechteregalität bezieht sich dabei auf die Arbeitsteilung und die Möglichkeit, erwerbstätig zu sein. Im Sprechen über Arbeitsteilungen und Erwerbsbiographien zeigen sich jedoch Spannungen zwischen der angestrebten Geschlechteregalität und dem gelebten Geschlechterverhältnis / den Geschlechterbeziehungen. Erstens gibt es in den Familien eine ungleiche Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen Männern und Frauen; damit zusammenhängend dokumentiert sich zweitens Erwerbstätigkeit von Müttern nur als eingeschränkter positiver Horizont; drittens wird eine körperlich fundierte Geschlechterdifferenz entworfen, welche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zum Teil legitimiert (dies betrifft das Stillen und alle Arbeiten, die vermeintlich besondere körperliche Kräfte benötigen).

Abschließend wurde in diesem Kapitel gezeigt, inwiefern in den arbeitsbezogenen Anerkennungsverhältnissen und Anerkennungsordnungen der Familien Generation, Geschlecht und andere Milieus eine Rolle spielen. Beim Arbeitsverständnis zeigte sich, dass „Arbeit“ in allen Familien geschlechter- und generationenübergreifend mit positiven Gefühlen und Funktionen in Zusammenhang gebracht wird. Arbeit stellt sich also nicht nur auf gesellschaftlicher Ebene, sondern auch in den von mir untersuchten Familien als Gut dar: Für Arbeit kann auch innerhalb der Familie Anerkennung erhalten werden. Was den Familienmitgliedern als Arbeit erscheint, hängt dabei (auch) mit ihren Erfahrungen und ihrer Lebenssituation zusammen. Die gesellschaftliche Generationenfolge hat hier also einen Einfluss auf Arbeitsverständnisse.

Hausarbeit wird von den Frauen der mittleren familialen Generation, die mit ihrem männlichen Ehepartner in einem Haushalt wohnen, besonders als Form von Arbeit unterstrichen. Dabei werden Hausarbeiten von den Frauen stärker mit negativen Gefühlen assoziiert als von den Männern. Berücksichtigt werden muss hier jedoch, dass Haus-

arbeiten in den Gesprächen insgesamt von Frauen öfter und länger thematisiert werden und dass mehr Frauen als Männer an den Gesprächen teilgenommen haben. Dennoch kann die Betonung der negativen Gefühle als Aufwertungsstrategie der Reproduktionsarbeit gedeutet werden (vgl. 6.1.6).

Im Generationenvergleich zeigt sich zudem, dass die Frauen der Großmüttergeneration stärker als andere Generationen bestimmte ‚Tugenden‘ in Bezug auf Arbeit hervorheben. In den berufs- und familienbiographischen Schilderungen der Großmütter dokumentieren sich, stärker als bei den anderen Generationen, Funktionalität / Pragmatismus und ein Pflichtgefühl hinsichtlich der von ihnen geleisteten beruflichen Arbeit und der Reproduktionsarbeit. Die Frage, welchen Beruf sie ergreifen, wie und wo sie erwerbstätig sind und in welchem Umfang sie unbezahlte Arbeiten innerhalb der Familie leisten, stellen sich für sie damit nicht als individuelle Entscheidung in Hinblick auf Selbstverwirklichung oder Spaß an der Arbeit dar.

Bei den Anerkennungskonflikten und Anerkennungserwartungen zeigt sich dann auch, dass ein empfundenes Anerkennungsdefizit für Reproduktionsarbeit ein Thema der mittleren familialen Generation von Frauen, nicht aber der Großmütter ist. Dies könnte mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen der jeweiligen historischen Generationenfolge erklärt werden, aber auch mit den unterschiedlichen Lebensphasen – denn mit Kindern im Haushalt ist das Pensum der Reproduktionsarbeit und der Vereinbarkeitsaufwand höher. Dies umso mehr, wenn beide Elternteile erwerbstätig sind. Möglicherweise beurteilen die Großmütter ihre damalige Situation retrospektiv anders, als sie sie damals empfanden. Dass Männer in den Gesprächen keinen empfundenen Anerkennungsdefizit hinsichtlich ihrer Reproduktionsarbeit formulieren, könnte an mangelnder Anschlussfähigkeit, der generellen „Selbstverständlichkeit anerkannter Positionen“ (Fischer 2015: 184) liegen oder schlichtweg der Realität entsprechen. Beim „Entfremdungskonflikt“ zeigt sich, dass Güter in den Familien geschlechtsspezifisch relevant gemacht werden können. In den hier beschriebenen Konflikten wird der Familienberuf männlich tradiert und der Anspruch, sich durch die eigene berufliche Arbeit gut

finanzieren zu können, wird gegenüber der Tochter nicht mehr gestellt, sobald sie verheiratet ist.

Auch andere Güter werden spezifisch relevant gemacht und kontextualisiert. Bildung / mangelnde schulische Leistung wird etwa als Wert besonders in zwei Familien konflikthaft, in denen die Eltern ein hohes formales Bildungsniveau haben. Hier zeigen sich wiederum Unterschiede zwischen der unausgesprochenen Normalität akademischer Erfolge auf der einen Seite und der Schilderung des Bildungsaufstiegs der Eltern auf der anderen Seite.

Auch bei den anderen Güterkategorien zeigt sich, dass die Güter teilweise in Abhängigkeit der Generationenfolge, des Geschlechts, Bildungs- und Berufsmilieus oder der Familienform Relevanz erhalten. Bei den Anerkennungsfeldern / Anerkennungsbereichen zeigt sich, dass Familie und Erwerbsarbeit die wichtigsten Anerkennungsquellen darstellen, und zwar generationen- und geschlechterübergreifend. Zwei Mütter der mittleren familialen Generation beschreiben die Erwerbsarbeit als Ort mit positiver Anerkennungskultur, ganz im Gegensatz zum „zu Hause“. Hier deutet sich eine Anerkennungskompensation an.

Für Familienmitglieder, die nicht erwerbstätig sind, stellen sich der Bereich der Schule und des ehrenamtlichen Engagements als potentielle Möglichkeiten dar, innerhalb und außerhalb der Familie Anerkennung für die eigene Arbeit zu erfahren. Jedoch stellt sich die Schule in den Gesprächen überwiegend als innerfamiliales Anerkennungsthema dar, nicht als eigenständiges Anerkennungsfeld. Das ehrenamtliche Engagement wiederum wird von Personen, die in diesem Bereich arbeiten, zum Teil als gesellschaftlich und finanziell gering anerkannt beschrieben, und erscheint in Schilderungen anderer Familienmitglieder als Ersatz für berufliche Arbeit.

7 Erkenntnisse und Anschlussmöglichkeiten

Im letzten Kapitel greife ich die in der Einleitung genannten Fragen erneut auf, fasse hier die jeweils wichtigsten Erkenntnisse abschließend zusammen und skizziere zum Schluss wissenschaftliche und politische Anschlussmöglichkeiten.

Wie hängen Gefühle, Arbeit und Anerkennung in Familien zusammen?

In Familien hängen Gefühle, Arbeit und Anerkennung auf unterschiedliche Weise miteinander zusammen, wie in den Gesprächen deutlich wird. Familien sind ein Ort der (Re-)Produktion von Gefühlen, was in den Gesprächen beschrieben und auch performiert wird. Das wechselseitige Aushalten von und Antworten auf Emotionen ist anstrengend (weist also Merkmale von „Arbeit“ auf) und kann zudem als Bestandteil einer Anerkennungsbeziehung interpretiert werden. Anerkennung drückt sich für viele Familienmitglieder auch durch Fürsorgearbeit aus, wobei diese gleichzeitig als Ausdruck von Zuneigung gedeutet wird.

Bei der Betrachtung von Arbeit und Anerkennung in Familien wurde zunächst deutlich, dass Emotionen eine besondere Rolle spielen, wie in 4.5.2 dargelegt. Arbeitsteilungen und die Anerkennung der Beiträge einzelner Familienmitglieder werden in den Gesprächen zum Teil von starken Gefühlen begleitet verhandelt. Darüber hinaus werden in vielen Gesprächen Formen von emotionaler Zuwendung und das Empfinden und Kommunizieren verschiedener Gefühle als Ausdruck von Anerkennung verstanden. Dies einerseits unabhängig von Leistungen der Familienmitglieder, andererseits in Bezug auf Arbeiten für die und innerhalb der Familie, sowie in Bezug auf Leistungen im Bereich der Erwerbsarbeit oder der Schule. Darüber hinaus wird der Umgang mit Gefühlen in einigen Gesprächen als anstrengend beschrieben und in einem Gespräch explizit als „Arbeit“ bezeichnet. Das in den Gesprächen beschriebene Aushalten und Austarieren eigener Gefühle und der Gefühle anderer Familienmitglieder zeigt einerseits, dass in Familien Gefühle ausgehandelt und immer wieder (re-)produziert werden müs-

sen (vgl. 1.1.3). Andererseits lässt sich dies auch als Form von „Arbeit“ deuten. Was von Elisabeth Beck-Gernsheim (2017b: 132 ff.) für die Ehe beschrieben wird – demgemäß der Umgang mit Gefühlen anstrengend ist und Gefühle nicht einfach gegeben sind – lässt sich auch für Familien festhalten. Gleichzeitig kann diese Gefühlsarbeit wiederum als Form von Anerkennung interpretiert werden, im Sinne einer Affirmation der Anderen: Die Gefühle der anderen Familienmitglieder werden wahrgenommen und es wird darauf geantwortet. Dabei wird (auch) mit Rücksichtnahme, Bestärkung und Verständnis reagiert – es zeigt sich also Anerkennung im engeren Sinne (als wechselseitige Bestärkung).

In den Gesprächen zeigte sich darüber hinaus, dass Fürsorgearbeit als Ausdruck von Liebe und Zuneigung gedeutet werden kann (vgl. 5.1). Verschiedene alltägliche Praktiken, wie das Bett zu machen oder zu bügeln, werden in den Gesprächen als von Emotionen begleitet oder als Ausdruck von Emotionen verstanden. Diese Gefühle können wiederum anerkennungstheoretisch als ein Ausdruck von Anerkennung interpretiert werden. Fürsorgearbeit wird zudem in einigen Familien direkt als Ausdruck von Anerkennung empfunden – sowohl abstrakte Fürsorge (Unterstützung, Hilfe) als auch konkrete Praktiken wie das Aufhängen der Wäsche, Blumenpflege sowie Umarmungen und Blicke. Diese in den Gesprächen beschriebenen Praktiken sind Fürsorge, weil sie eine Sorge um und eine Orientierung an den Bedürfnissen der anderen Familienmitglieder beinhalten. Für die Familien sind diese Fürsorgearbeiten, so meine ich, auch deswegen ein Ausdruck von Anerkennung, weil sich für sie darin emotionale Nähe im positiven Sinne ausdrückt: Die Familienmitglieder kennen sich gut und gehen wechselseitig auf individuelle Bedürfnisse ein.

Darüber hinaus wird Anerkennung für Arbeit „gefühlt“ oder es besteht das „Gefühl“, nicht anerkannt / wertgeschätzt zu werden. In den Gesprächen wird das Gefühl, anerkannt oder nicht anerkannt zu sein, auf die Arbeit oder die ganze Person bezogen: Es besteht also entweder das Gefühl, *für* etwas anerkannt oder wertgeschätzt zu werden (zum Beispiel die berufliche Arbeit, Arbeit im Haushalt) oder das Gefühl, *insgesamt als Person* anerkannt / nicht anerkannt zu werden. Die Formulierung des „Fühlens“ von Anerkennung und Wertschätzung kann, neben der Gefühlsdimension, auch auf eine rhetorische Strategie der

Relativierung oder des uneigentlichen Sprechens verweisen – oder auf das Bewusstsein, dass Anerkennung (auch) eine Frage der persönlichen und situativen Deutung ist: Was als anerkennend/ wertschätzend oder abwertend/ missachtend gedeutet wird, ist keine unveränderbare Tatsache, sondern hängt von der einzelnen Situation und den beteiligten Personen ab.

Schließlich zeigte sich, dass es in den Familien Güter gibt, die sich auf Arbeit beziehen (vgl. 5.2). Diese Güter sind etwas, was von einzelnen oder mehreren Familienmitgliedern angestrebt wird, also positive Horizonte. Gleichzeitig, so meine Annahme sind positive Gefühle an diese Güter geknüpft, beziehungsweise werden ihnen positive Gefühle zugeschrieben und sie lösen positive Gefühle aus – ganz im Sinne der von Sara Ahmed beschriebenen „happy objects“ (Ahmed 2010: 21). Den Begriff des „Objekts“ finde ich für die Beschreibung von Anerkennungsordnungen in Familien allerdings nicht passend, denn die Güter der Familien haben keinen eindeutig messbaren Wert, es gibt keinen Unterschied zwischen Gebrauchswert und Tauschwert und sie werden nicht auf einem Markt getauscht, sondern tradiert, zurückgewiesen, hinterfragt, modifiziert. Deshalb bezeichne ich die arbeitsbezogenen Güter als „happy horizons“.

Wie zeigt sich Anerkennung konkret und wie gestalten sich die einzelnen Anerkennungsordnungen und -verhältnisse in den Familien?

In den Gesprächen zeigen sich fünf Kategorien von Anerkennungspraktiken: *Verbale Anerkennungspraktiken*, *materielle Anerkennungspraktiken*, *fürsorgebezogene Handlungen*, *Empfinden und Kommunizieren von Gefühlen* und *rechtlich-formale Anerkennungspraktiken*.

Während letztgenannte Praktiken nicht von den Familien selbst, jedoch in der Forschungsliteratur als Ausdruck von Anerkennung gedeutet werden, erscheinen Fürsorge und das Äußern von Gefühlen jenseits der Liebe (z.B. Stolz, Freude) in der Forschungsliteratur nicht explizit als Ausdrücke von Anerkennung. In den Gesprächen zeigen sich familienspezifische und familienübergreifende Güter, die sich auf Arbeit beziehen. Diese werden zwischen familialen Generationen und Geschlechtern verhandelt und tradiert. Ebenso wie Arbeitsteilungen

und Fürsorgebeziehungen unterliegen sie über den Verlauf der Familienbiographie einem Wandel.

Zunächst einmal wurde in 5.1 deutlich, dass „Anerkennung“ als etwas Positives gedeutet wird. Dabei zeigten sich verschiedene Anerkennungspraktiken, die in den Familien selbst als Ausdruck von Anerkennung gedeutet werden: Erstens werden verbale Anerkennungspraktiken beschrieben, zum Beispiel Lob, sich bedanken, Verbalisierung von Stolz und Bewunderung, Interesse bekunden. Diese Praktiken können sich auf die Person oder deren arbeitsbezogene ‚Leistungen‘ beziehen – etwa auf das Mittagessen oder die beruflichen / schulischen Erfolge. Zweitens werden verschiedene Formen materieller Anerkennungspraktiken genannt, etwa Geld zu geben / erhalten (für Erwerbsarbeit und innerhalb der Familie für Hilfestellung oder gute Noten der Kinder und Enkelkinder), sowie größere und kleinere Geschenke und Ressourcen, die alle in der Familie nutzen können (Wohnraum, Lebensmittel, Auto). Drittens werden in vielen Familien Handlungen als Ausdruck / Form von Anerkennung gedeutet, die ich als „fürsorgebezogene Handlungen“ interpretiere – dies kann eine Umarmung sein, Kochen, Bügeln oder die Organisation einer Geburtstagsfeier. Die Gemeinsamkeit dieser Handlungen besteht darin, dass sie eine Sorge um Andere und eine Orientierung an deren Bedürfnissen beinhalten. Neben konkreten, einzelnen Praktiken werden in den Gesprächen auch „Hilfe“ / „helfen“ und „Unterstützung“ / „unterstützen“ als Form von Anerkennung genannt. Viertens wird das Haben und Kommunizieren von positiven Gefühlen – etwa Stolz und Freude – in vielen Gesprächen als Ausdruck von Anerkennung gedeutet. Während die zuvor genannten Anerkennungspraktiken von den Familien selbst als Anerkennung gedeutet werden, findet sich eine fünfte Kategorie von Praktiken, die vor dem Hintergrund von Anerkennungstheorien und empirischer Anerkennungsforschung als Anerkennungspraktiken gedeutet werden können. Diese habe ich als „rechtlich-formale Anerkennungspraktiken“ bezeichnet: In manchen Familien findet sich das Egalitätsprinzip als starke Norm und es wird von Verträgen oder vertragsähnlichen Formalisierungen innerhalb der Familie erzählt. Beispielsweise spricht Karin Fischer davon, zwischen sich und ihren Töchtern „Rechte und Pflichten auf[z]uteilen“ (Fam. Fischer, Z. 54), nachdem es zuvor zu Konflikten

wegen der Arbeitsteilung gekommen war. (vgl. Z. 45 ff.) Claudia Clauer spricht davon, dass sie und ihre Partnerin „beide gleiche Chancen, gleiche Rechte haben auf's Kind“ (Fam. Clauer, Z. 66) und berichtet von einer schriftlichen Vereinbarung über lebenslanges Wohnrecht in der gemeinsamen Wohnung. Auch Arbeitspläne und schriftliche Arbeitsanweisungen können dieser Kategorie zugerechnet werden – hier wird definiert, wer im Alltag zur „Familie“ gehört und was es auf Ebene der Arbeitsteilung bedeutet, Teil dieser Einheit „Familie“ zu sein.

Die Familien selbst deuten diese letztgenannten Praktiken, wie bereits erwähnt, nicht als Ausdruck oder Form von Anerkennung. Anerkennung in Form des Rechts spielt für sie also, im Gegensatz zu anerkennungstheoretischen Ansätzen, keine Rolle. Die anderen in den Gesprächen genannten Praktiken finden sich überwiegend auch in der Forschungsliteratur als Beispiele von Anerkennung wider. Neu beschrieben werden in den Gesprächen die Fürsorge sowie das Empfinden und Äußern von Gefühlen wie Stolz und Freude als Ausdrücke von Anerkennung. In der Forschungsliteratur finden sich diese (abgesehen von Liebe) nicht explizit als Ausdruck von Anerkennung. Für die Familien selbst bedeutet Anerkennung also, miteinander in Beziehung zu stehen durch das etwas-füreinander-Tun und verschiedene, auch alltägliche Handlungen als ein füreinander-Tun zu deuten. Anerkennung in Familien ist dabei auch gefühlstbasiert und verweist auf das wechselseitige aufeinander angewiesen-Sein.

In den Fallbeschreibungen der einzelnen Familien zeigten sich in 5.3 unterschiedliche Themen und Güter, die in Bezug auf Arbeit relevant gemacht werden. Auch die Medien der Anerkennung, die Arbeitsteilung, die Verhandlung des Arbeitsbegriffes und die Konflikte um Anerkennung und Arbeiten variieren. Es gibt allerdings auch Gemeinsamkeiten zwischen den Familien im Sinne von familienübergreifenden Anerkennungspraktiken, wie oben beschrieben. Und es zeigt sich deutlich, dass es in den Familien Anerkennungsordnungen gibt: Anerkennung für Arbeit wird nicht zufällig vergeben, sondern aufgrund familienspezifischer Werte und Güter, die den Familien in Bezug auf Arbeit wichtig sind und die Bewertung verschiedener Arbeiten beeinflussen. Die Verhandlung verschiedener Werte in den Familien führt mitunter zu Konflikten.

Die Arbeitsteilung wird in den Familien unterschiedlich gestaltet und verändert sich auch im Laufe der Familienbiographie, wie aus den Beschreibungen der Familienmitglieder hervorgeht. Zum Beispiel berichten Eltern davon, dass ihre Kinder nach und nach mehr Aufgaben im Haushalt übernommen hätten. Nach dem Auszug der Kinder ändert sich die intergenerationale Arbeitsteilung von einer täglichen Zusammenarbeit hin zu punktuellen, wenn auch teils regelmäßigen intergenerationalen Unterstützungen. Die Fürsorgebeziehungen der Familienmitglieder wandeln sich dabei über den Verlauf der Familienbiographie – Familienmitglieder, die zunächst überwiegend Fürsorge erhalten und nicht gegeben haben, kommen im Laufe der Zeit in die Position, stärker Fürsorge zu spenden. Umgekehrt werden Familienmitglieder von primären Fürsorgespender*innen zu Fürsorgeempfänger*innen. Zu Beginn und im Lauf der Studie wurde festgestellt, dass Frauen gesamtgesellschaftlich mehr Reproduktionsarbeit übernehmen als Männer. Dies trifft auch auf die von mir untersuchten Familien zu. In diesen gibt es, das geht aus den Beschreibungen der Familienmitglieder hervor, einen Gender Care Gap. Erwerbsunterbrechungen und Erwerbsreduktionen zeigen sich bei den Müttern, aber kaum bei den Vätern. Frauen scheinen hier den Großteil der Verantwortung für das Balancemanagement, als auch für Kinderbetreuung und Haushalt zu übernehmen. Bei den am Gespräch teilnehmenden Kindern, die selbst in Partner*innenschaften leben aber keine Kinder haben, könnten nur Vermutungen über die Arbeitsteilung auf Paarebene angestellt werden. Denn es nimmt kein kinderloses Paar gemeinsam an den Gesprächen teil.

Wie wird der Begriff der „Arbeit“ familienübergreifend beschrieben und verhandelt?

Wie sich in 6.1 zeigte, ist „Arbeit“ ein – wenn auch ambivalentes – Gut der Familien. Die Familien beziehen sich überwiegend positiv darauf und sprechen „Arbeit“ wichtige Funktionen zu. Insgesamt zeigt sich, dass Erwerbsarbeit innerfamiliär mehr Anerkennung erfährt als Reproduktionsarbeit und andere Formen von Arbeit. Dies offenbart sich im Sprechen an der sprachlichen Markierung von Lohnarbeit als Norm, an der Tatsache, dass Lohnarbeit häufig als erste Arbeitsform genannt wird und dass ihr familien-, geschlechter- und generationenübergreifend

wichtige Funktionen zugeschrieben werden – die materielle Lebensgrundlage und finanziellen Wohlstand zu sichern, positive Gefühle mit sich zu bringen, sinnstiftend zu sein und die Möglichkeit der ‚Selbstverwirklichung‘ zu bieten. Diese Funktionen werden anderen Arbeitsformen nicht im selben Maße zugewiesen. Zudem bleiben bestimmte Formen von Reproduktionsarbeit selbst beim bewussten Nachdenken über „Arbeit“ komplett unsichtbar – sie können somit nicht in den „Kampf um Anerkennung“ innerhalb der Familie eintreten, sondern müssen zunächst in einem „Kampf um Beachtung“ (Wagner 2004: 127) sichtbar gemacht werden.

„Arbeit“ ist, wie in 4.1 dargestellt, in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft ein Gut, durch das Subjekte Anerkennung erfahren. Jedoch gibt es dabei eine Bedeutungsreduktion des Arbeitsbegriffes: Überwiegend gilt erwerbsförmige, berufliche Arbeit als „Arbeit“. Anerkennungschancen von Individuen sind also von einer spezifischen Form von Arbeit abhängig, zu der jedoch nicht alle den gleichen Zugang haben. In den untersuchten Familien zeigt sich fallübergreifend, dass „Arbeit“ überwiegend positive Bedeutungen und Funktionen zugeschrieben werden. „Arbeit“ ist demnach potentiell sinnstiftend, ermöglicht eine materielle Lebensgrundlage und bringt Freude/ Spaß. Diese positiven Bedeutungen werden jedoch in erster Linie der Erwerbsarbeit zugeschrieben. Gesprächsübergreifend wird „Arbeit“ häufig mit Erwerbsarbeit assoziiert und die positiven Zuschreibungen werden auf Erwerbsarbeit bezogen.

In der Verhandlung des Arbeitsbegriffes zeigt sich auf der Ebene des kommunikativen, theoretischen Wissens die Erwerbsarbeit nicht als einzige Arbeitsform. Neben der Erwerbsarbeit / beruflichen Arbeit werden in allen Diskussionen des Arbeitsbegriffes auch „Hausarbeit“ und konkrete Formen von Hausarbeit als mögliche Arbeitsform genannt. Dabei wird in allen Gesprächen verhandelt, ob monetäre Entlohnung als Bestimmungsmerkmal von Arbeit gelten kann. Die Hälfte der Familien einigt sich dabei darauf, dass Entlohnung nicht das entscheidende Kriterium für „Arbeit“ ist, während die andere Hälfte der Familien sich in dieser Frage uneinig ist.

Jedoch dokumentiert sich im Sprechen der Familienmitglieder dennoch insgesamt ein eher erwerbszentriertes Arbeitsverständnis. Wird

von „Arbeit“ ohne eine weitere Kontextualisierung und Ergänzung gesprochen, so ist in den Gesprächen meistens Erwerbsarbeit / berufliche Arbeit gemeint. Zudem wird Erwerbsarbeit sprachlich durch Adjektive explizit als Norm gekennzeichnet – etwa indem sie, wie in 6.1 ausgeführt, als „richtige“, „normale“ oder „klassische“ Arbeit bezeichnet wird. Formen von Arbeit, die nicht erwerbsförmig sind, werden im Sprechen hingegen häufig durch zusammengesetzte Substantive markiert. Beispiele sind „Hausarbeit“, „Schularbeit“ und „Gartenarbeit“. Dadurch werden diese Arbeiten zur besonderen Arbeit. Insofern hat Erwerbsarbeit hinsichtlich der Sichtbarkeit auf der Ebene des nicht expliziten Wissens bessere Anerkennungschancen als andere Formen von Arbeit. Anders verhält es sich, wenn in den Gesprächen bewusst über „Arbeit“ nachgedacht wird. „Hausarbeit“ und verschiedene Tätigkeiten am und im Haus werden neben der beruflichen Arbeit / Erwerbsarbeit in allen Gesprächen als Form von „Arbeit“ genannt.

Bestimmte Formen von privater Fürsorgearbeit werden jedoch auch beim bewussten Nachdenken über „Arbeit“ in den Gesprächen nicht erwähnt. Hierbei handelt es sich um Tätigkeiten wie Stillen, Waschen, Wickeln, also um Pflege anderer (und eigener) Körper. Während jene Tätigkeiten nicht als Formen von „Arbeit“ angesprochen werden, werden körperliche Tätigkeiten, bei denen in den Beschreibungen Körperkraft und Anstrengung im Vordergrund stehen – zum Beispiel Holz hacken und tragen, den Rasen mähen – in mehreren Gesprächen mit dem Arbeitsbegriff assoziiert. Beide Arten von Arbeit sind Tätigkeiten, bei denen Körper im Vordergrund stehen, erstere sind jedoch Arbeiten, die besonders als „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1976) beziehungsweise „Liebe als Arbeit“ (Bock/Duden 1976) interpretiert werden können. Denn hier wird auf Grundbedürfnisse eingegangen und gleichzeitig auf intime Weise miteinander interagiert.

Erwerbsarbeit / berufliche Arbeit und Hausarbeit werden in allen Gesprächen als mögliche Formen von Arbeit verhandelt, sie kommen also allen Familien beim bewussten Nachdenken über Arbeit in den Sinn. Abgesehen davon werden in jeweils der Hälfte der Familien Lern- und (Hoch-)Schularbeiten und Tätigkeiten, die als „Engagement“ (Nierling 2013: 17) oder „gemeinwohlbezogene Aktivitäten“ (Fischer 2009: 290) bezeichnet werden können (hier: ehrenamtliche, gering

oder nicht entlohnte Arbeiten, die durch die Gemeinde, Kirchengemeinde oder Hilfsorganisationen organisiert werden) angesprochen. Schularbeit / Studium wird in jenen Familien thematisiert, in denen die Kindergeneration / ein Teil der Kindergeneration noch die Schule besucht oder zum Zeitpunkt des Interviews studiert. Was beim Nachdenken über Arbeit in den Sinn kommt, hängt also auch von der aktuellen Lebenssituation der Familien und einzelner Familienmitglieder ab. Neben diesen Tätigkeitsformen werden beim bewussten Nachdenken über „Arbeit“ vereinzelt weitere Tätigkeiten angesprochen, etwa organisatorische und planerische Tätigkeiten. In einer Familie (Dallmer) werden zudem explizit Tätigkeiten als „Arbeit“ bezeichnet, die als Gefühlsarbeit interpretiert werden können, nämlich „Erziehungsarbeit“ (Familie Dallmer, Z. 3659), „emotionale [...] Nacharbeit“ (Fam. Dallmer, Z. 3628 f.) und „sorgenvolle [...] Gespräche“ (Fam. Dallmer, Z. 3655).

Auf der Dimension der Emotionen wird „Arbeit“ als Erwerbsarbeit in den Gesprächen überwiegend positive Gefühle zugeschrieben – in keiner Familie und bei keinem einzelnen Familienmitglied zeigen sich rein negative Gefühlsassoziationen. Dies könnte einerseits an der gesellschaftlich dominanten Bedeutung von „Arbeit“ liegen, andererseits könnte hier die Zusammensetzung des Samples eine Rolle spielen. Denn alle Familien und Familienmitglieder befinden sich in einer finanziell relativ privilegierten Situation. Niemand ist – soweit bekannt – auf die Grundsicherung angewiesen oder wohnungslos. Insgesamt zeigt sich im Sprechen eine familien-, geschlechter- und generationenübergreifende Norm, positive Gefühle in Bezug auf Erwerbsarbeit zu empfinden, was sich in normativen und deskriptiven Aussagen ausdrückt: Arbeit soll Spaß machen und (die eigene) Arbeit macht Spaß. In den Gesprächen zeigt sich deutlich, dass das Empfinden von positiven Gefühlen in Bezug auf die eigene Erwerbsarbeit von den Familienmitgliedern wechselseitig geschätzt und bestärkt wird. Möglicherweise zeigt sich hier „emotion work“ (Hochschild 1979: 561) hinsichtlich des Empfindens und Sprechens über Lohnarbeit.

Weiterhin fällt auf, dass durch das Hervorheben positiver Gefühle Anerkennungskonflikte in Bezug auf Arbeit ebenso wie andere Konflikte im Gespräch abgeschwächt werden und in den Hintergrund rücken. Einige Familien grenzen sich im Gespräch von Menschen

ab, die keine Freude an ihrer Erwerbsarbeit empfinden, ein „Burnout“ haben, sich quälen und langweilen. Diesem negativen Horizont wird dann das eigene positive Empfinden an der Arbeit gegenübergestellt. Die Familie als „Gefühlsgemeinschaft“ (vgl. 1.1.3) zeichnet sich also auch durch die gemeinsame positive Bezugnahme auf Lohnarbeit aus.

Hinsichtlich der mit der Erwerbsarbeit assoziierten Emotionen zeigt sich in vielen Gesprächen allerdings auch eine gewisse Ambivalenz: Erwerbsarbeit ist laut den Beschreibungen auch mit Anstrengung, Unlust und Ärger verbunden sowie mit Unfreiwilligkeit, Verpflichtung und Zwang. Trotz eventueller negativer Gefühle muss diese Form von Arbeit, dies ist eine fallübergreifende Annahme, erledigt werden. Diese Annahme hängt mit einer weiteren Funktion zusammen, die „Arbeit“ (als Erwerbsarbeit) in den Gesprächen zugeschrieben wird: Neben positiven Gefühlen und Sinnstiftung/ Selbstverwirklichung ist dies die Ermöglichung der materiellen Lebensgrundlage durch finanziellen Lohn. Es geht um das „[E]rnähren“ (Frank Dallmer, Z. 3869) der Familie, darum „von was [...] [zu] leben“ (Elisabeth Emmert, Z. 3980) oder das „Leben [zu] bestreiten“ (Karin Fischer, Z. 2536). So ergibt sich ein Zwangscharakter der Lohnarbeit über finanzielle Notwendigkeiten. Über das reine (Über-)Leben hinausgehend, wird in den Gesprächen auch die Möglichkeit angesprochen, sich durch Erwerbsarbeit einen höheren Lebensstandard und bestimmte Wünsche erfüllen zu können.

Die Notwendigkeit der Arbeit für das (Über-)Leben, und der damit zusammenhängende Zwang zum Arbeiten, werden in den Gesprächen nicht in gleichem Maße für andere Arbeiten wie für Reproduktionsarbeit oder ehrenamtliche Arbeit formuliert. Auch diese Arbeiten sind für das (Über-)Leben Einzelner und einer Gesellschaft notwendig, dies bleibt aber im Vergleich zur Erwerbsarbeit relativ unsichtbar. Ehrenamtliche Arbeit erscheint in den Gesprächen zum Teil als Ersatzbeschäftigung für berufliche Arbeit, nicht als gesellschaftlich notwendige, wichtige Arbeit. Ebenso wird die Reproduktionsarbeit nicht in gleichem Maße als notwendig und mit Zwang verbunden dargestellt, wie Erwerbsarbeit. Bestimmte Formen von Reproduktionsarbeit werden bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes, wie oben beschrieben, sogar generell ausgeklammert. Aber auch in den Gesprächen als „Arbeit“ bezeichnete Tätigkeiten wie Wäsche waschen und Kochen erscheinen

nicht als (über-)lebensnotwendig. Die oben genannten Formulierungen, sich „ernähren“ zu können und von „was zu leben“, beziehen sich nur auf die monetäre Existenzsicherung, nicht auf die ebenso notwendige Arbeit des Kochens, Waschens, Pflegens.

Obwohl der Zwangscharakter von Lohnarbeit stärker betont wird als der der Hausarbeit, wird letztere in den Gesprächen stärker mit negativen Gefühlen in Zusammenhang gebracht, und dies vor allem von Frauen. Dabei muss berücksichtigt werden, dass Hausarbeit im Geschlechtervergleich häufiger und länger von Frauen thematisiert wird (auch in den Gesprächen, an denen Männer und Frauen teilnehmen). Das Hervorheben negativer Gefühle in Bezug auf Hausarbeit könnte einerseits damit zusammenhängen, dass Frauen mehr Hausarbeit übernehmen als Männer. Andererseits könnte sich hier eine Aufwertungsstrategie der unbezahlten Sorgearbeit zeigen, denn vor allem die Frauen der mittleren familialen Generation betonen negative Gefühle in Bezug auf Hausarbeit und heben gleichzeitig den Spaß an der Lohnarbeit hervor. Da Hausarbeit in den Gesprächen nicht im selben Maße eine sinnstiftende Funktion und positive Gefühle zugesprochen wird wie Erwerbsarbeit, stellt Hausarbeit die eigentliche Anstrengung dar und erscheint als ein gewisses Opfer, das für die Familien erbracht wird.

Obwohl „Arbeit“ sich insgesamt als Gut der Familien darstellt, zeigen sich doch Ambivalenzen, sowohl in Bezug auf Erwerbsarbeit als auch Reproduktionsarbeit, ehrenamtliche Arbeit und Schularbeit: Arbeit – vor allem Erwerbsarbeit – soll Spaß machen und Freude bringen, tut es aber nicht immer. In dieser Hinsicht bietet „Arbeit“ sowohl die Möglichkeit, Anerkennung zu erfahren als auch das Risiko des Versagens. Sie kann Sinnstiftung und Erfolgsmöglichkeiten bieten, aber die Familienmitglieder können auch an den Anerkennungsprinzipien und der Einordnung von Leistungen scheitern. Die finanzielle Entlohnung kann zu gering sein, um ein als gut empfundenes Leben zu führen, und sie kann außerdem Gefühle von Verpflichtung und Zwang entstehen lassen.

Die Gespräche offenbaren, dass in allen Familien hohe subjektive Ansprüche an Arbeit als Mittel zur Selbstverwirklichung und primäre Sinnstiftung bestehen. Diese Erwartungen werden generationen- und

geschlechterübergreifend formuliert und von den anderen Familienmitgliedern als legitim anerkannt. Arbeit als subjektiviertes Arbeiten im Erwerbsbereich gilt familienübergreifend als erstrebenswert. Bei den Frauen der Großelterngeneration zeigt sich jedoch, zusätzlich zur Betonung von Selbstverwirklichung und dem Einbringen der Person in die Arbeit, die Bedeutung von Eigenschaften wie Fleiß und Ernsthaftigkeit, die zwar auch im Arbeiten verwirklicht werden sollen, aber gleichzeitig über die Arbeit hinaus weisen.

Arbeit als sinnvolles Tätigsein und Selbstverwirklichung ist also etwas, was angestrebt wird. Als negativer Horizont dient hingegen das Bild des Akkordarbeiters (Familie Alvarez), das Absitzen von Zeit im Büro und Erstellen immer gleicher PowerPoint-Präsentationen (Familie Clauer), das Ausüben eines Berufes aus reinen Geldgründen (Familie Emmert) oder das Sich-Quälen und im Burnout Landen (Familie Huber).

In den Beschreibungen der Familienmitglieder finden sich somit sowohl Hinweise auf ein bürgerlich-kapitalistisches Arbeitskonzept – „Arbeit“ ist hier, wie in 4.1 ausgeführt, Mittel zur „Selbstverwirklichung des Subjekts“ (Jochum 2010: 108), „sinnvolles Tätigsein“ (Aßländer 2005: 32), „Selbstbestätigung“ und „Erfolgsausweis“ (ebd.) und bietet die Möglichkeit, zu selbst erarbeitetem, also legitimen Wohlstand zu gelangen. „Arbeit“ ist aber auch anstrengend, mühsam und mitunter ein Ärgernis – Bedeutungen, die sich im jüdisch-christlichen und antiken Arbeitskonzept finden (vgl. 4.1).

Als Möglichkeiten der Sinnstiftung durch Arbeit zeigen sich in den Gesprächen verschiedene Güter, wie weiter unten noch erläutert wird, die mit einem guten Leben und Lebenssinn in Verbindung gebracht werden. Neben dem Wunsch, anderen durch Arbeit zu helfen, ist dies körperliche Arbeit / Arbeit mit der Hand. In mehreren Gesprächen wird dabei eine Differenz von körperlicher und geistiger Arbeit entworfen, wobei bestimmte Formen körperlicher Arbeit, nämlich intim-körperliche Fürsorgearbeit, nicht zur Sprache kommen. Körperliche Arbeit wird hier nur als beruflich-handwerkliche oder aber unbezahlte, im weitesten Sinne handwerkliche Arbeit an und im Haus beschrieben. Diese Arbeit wird, gekoppelt an den Arbeitsort (draußen versus Büro) der vermeintlich repetitiven geistigen Arbeit (im Büro, in der Fabrik) gegen-

übergestellt. Möglicherweise zeigen sich hier Spuren von „utopischen Entwürfen einer Neugestaltung der gesellschaftlichen Arbeit“ (Honneth 2008: 329), als deren „Triebkraft“ schon mit Beginn der industriellen Revolution „die Welt des Handwerkers“ (Honneth 2008: 329) fungierte. In drei der vier Familien, die in der Funktion von Arbeit (auch) etwas mit den Händen zu erschaffen sehen, gibt es allerdings Familienmitglieder, die im Handwerk arbeiten oder arbeiteten. Die Differenzierung von Körper / Geist ist in diesen Gesprächen auch eine zwischen handwerklich und nicht handwerklich arbeitenden Familienmitgliedern oder den unterschiedlichen Stationen der eigenen Berufsbiographie. Das Berufsmilieu spielt hier also wahrscheinlich auch eine Rolle.

Der Anspruch, sich als ganze Person mit allen Stärken, Interessen und Vorlieben in den Arbeitsprozess einzubringen, sich durch die Arbeit zu „verwirklichen“ (Fam. Alvarez, Z. 3494), überträgt die Anerkennungslogik im Bereich von Nahbeziehungen auf den Bereich der Lohnarbeit – denn beim subjektivierten Arbeiten wird die Anerkennung als ganze Person angestrebt, und nicht als Funktionsträger*in. Wird die Arbeit hingegen als reiner „Kompromiss“ (Daniel Alvarez), in Form des Tausches von Freizeit gegen Geld gedeutet, dann wird nicht die Anerkennung *als* Person, sondern Anerkennung *für* die eigene Arbeit angestrebt.

(Inwiefern) erscheinen die Familien als besonderer Anerkennungsort?

In den Gesprächen erscheinen die Familien als besonderer Anerkennungsort, denn es zeigt sich ein Spannungsfeld, in dem sich die Familienmitglieder bewegen (vgl. 6.2). Die Familien orientieren sich an verschiedenen Anerkennungsprinzipien und schwanken zwischen diesen: Dies ist einerseits die leistungsbasierte Anerkennung und andererseits die (vermeintlich oder tatsächlich) bedingungslose Anerkennung als Person mit individuellen Bedürfnissen. Zudem zeigt sich, dass in den Familien Anerkennung eng mit Reziprozitätserwartungen und tatsächlicher Reziprozität zusammenhängt. Der „Gabentausch“, der dabei stattfindet, soll nicht als explizites Tauschgeschäft erscheinen – dennoch wird in den Gesprächen das Aufrechnen auch beschrieben oder performiert.

In Honneths Anerkennungstheorie entspricht die bedingungslose Anerkennung der „Liebe“, die in seinem ursprünglichen Anerkennungsmodell im Bereich der Nahbeziehungen (Freund*innenschaften, Paarbeziehungen, Familien) verortet ist (vgl. 3.4). Das „individualistische[.] Leistungsprinzip“ (Honneth 2003a: 174) hingegen rechnet Honneth der Sphäre der sozialen Wertschätzung in der „bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsform“ (ebd.: 163) – also der Ebene der Gesellschaft – zu. Dieses Prinzip bedeutet, dass innerhalb einer Wertegemeinschaft individuelle „»Leistung« als Kooperationsbeitrag“ (ebd.: 166) für die Gemeinschaft bewertet wird. Es geht also um die Anerkennung individueller Eigenschaften und dadurch erzielter Leistungen, die hinsichtlich ihres Wertes für die Gesellschaft eingeordnet werden.

In den Gesprächen zeigte sich, was auch innerhalb der Anerkennungsforschung thematisiert wird (3.5): Die ursprünglich von Honneth beschriebene und später selbst verworfene strikte Sphärentrennung mit spezifischen Anerkennungsformen / -prinzipien ist fragwürdig. „Beiträge“ der einzelnen Familienmitglieder werden im Bereich bezahlter und unbezahlter Arbeit vor dem Hintergrund familialer Werte bewertet und verglichen. Was Wimbauer (2012: 373 f.) empirisch für hochqualifizierte Doppelkarrierepaare (vgl. 4.3) zeigt – das Vorhandensein einer „Leistungslogik“ (ebd.: 374) in Paarbeziehungen – findet sich teilweise auch in den Familien wider. Wimbauer beschreibt als ein mögliches (nicht von ihr beobachtetes) Szenario, dass „die Leistungslogik die Liebe in der Sphäre der Paarbeziehungen [substituiert]“. Für die hier untersuchten Familien lässt sich jedoch festhalten, dass das Leistungsprinzip von einigen Familien kritisch reflektiert wird (auch in Bezug auf die eigene Familie) und es familienübergreifend eine diskursive Ablehnung von Anerkennung nach dem Leistungsprinzip gibt.

Hinzu kommt, dass in den Gesprächen verschiedene Formen von direkter und indirekter Reziprozität eine wichtige Rolle spielen – als wechselseitige Erwartung und als Tun. Diese Reziprozitätsformen, der „Gabentausch“ (4.5.1), stehen teilweise im Widerspruch zum individuellen Leistungsprinzip. In den Beschreibungen wird nämlich sichtbar, dass individuelle Bedürfnisse, Wünsche und auch Fähigkeiten und Ressourcen (was kann ich geben?) der einzelnen Familienmitglieder den Austausch von „Gaben“ bestimmen. Die wechselseitige Orientierung

an, das Sich-Begreifen und Annehmen der Subjekte als Individuen mit spezifischen Bedürfnissen und Ressourcen verweist auf die von Honneth konzipierte Anerkennungsform der Liebe. „Liebe“ betrachte ich jedoch mit Wagner (2004) nicht als Realtypus, sondern als „Idealtypus symmetrischer Anerkennung“ (Wagner 2004: 82) und als „kritische[n] Bewertungsmaßstab“ (Wagner 2004: 84) für reale Beziehungen. Aus dieser Perspektive zeigt sich, dass die Familienmitglieder wahrnehmen, dass es im Alltag keine permanente, uneingeschränkte Entfaltung individueller Bedürfnisse gibt. Sie wollen mehr freie Zeit als nur die Zigarette am Abend, aber es gibt so viel zu tun (Familie Guse), sie wollen sich gegenseitig mehr zuhören und nicht über die Arbeitsteilung streiten, diese Vorsätze werden aber durch Jobs, Haushalt und Krankheit auf die Probe gestellt (Familie Dallmer). In einigen Gesprächen zeigt sich dabei durch die Formulierung der wechselseitigen, unbedingten Anerkennung als Utopie eine Trauer. Denn der Zustand der unbedingten Anerkennung ist, das geht aus jenen Gesprächen hervor, (noch) nicht erreicht, ist womöglich schwer oder gar nicht erreichbar.

Gleichzeitig ließ sich in den Gesprächen feststellen, dass es in den Familien viele Arten gibt, auf die sich die symmetrische Anerkennung individueller Bedürfnisse zeigt. Dies sind die kleinen und großen Gaben im Familienalltag – du machst mein Bett und ich schenke dir deine Lieblingsblumen; du hast die Kinder und Enkelkinder versorgt, jetzt kümmern wir uns um dich. Es zeigt sich also, dass es Momente symmetrischer Anerkennung gibt, aber nicht uneingeschränkt symmetrische Anerkennungsbeziehungen. Wird das Ideal der „Liebe“ herangezogen, um reale Beziehungen zu bewerten, dann sollte, wie Wagner (2004: 94–95), betont, nach Hindernissen und Ermöglichkeiten für eine uneingeschränkte Entdeckung und Entfaltung von Bedürfnissen gefragt werden. Für Familienbeziehungen zeigen sich in den Gesprächen auch die Zwänge des kapitalistischen Erwerbssystems als Hindernis für die Entfaltung individueller Bedürfnisse.

Ein wichtiger Aspekt beim Gabentausch in Familien ist, dass Gaben nicht als ein explizites Tauschgeschäft verstanden werden dürfen, da sie keiner wirtschaftlichen Logik folgen; Wert und Gegenwert sind nicht ohne weiteres ermittelbar, es besteht nicht unbedingt eine Erwartung an eine Gegengabe, der zeitliche Abstand kann sehr lang sein und die

Beziehung zwischen den Tauschenden und nicht der Tausch selbst stehen im Vordergrund. Auch kann eine Gegengabe nicht an die gebende Person, sondern an eine andere Person oder generell an eine bestimmte Personengruppe (hier: die Familie) erfolgen. Dies zeigt sich in den Beschreibungen der intergenerationalen Fürsorgebeziehungen der untersuchten Familien und den Äußerungen der Familienmitglieder. Die Familien interpretieren Gaben in Form von Fürsorge als Ausdruck von Anerkennung, wie in 5.1 gezeigt wurde. Über Fürsorge vermittelt sich für sie Anerkennung und auch die Reaktionen auf Gaben (verbalisierte Dankbarkeit, äußern von Freude, kleine Geschenke) werden als Ausdruck von Anerkennung interpretiert. Dabei zeigt sich implizit und explizit, dass die Fürsorgearbeit in der Familie auch stattfindet, um Anerkennung zu erhalten: Die Familienmitglieder freuen sich, wenn sie etwas geben und diese Gabe mit Freude oder Dankbarkeit erwidert wird. Die Kommunikation von Freude und Dankbarkeit wird familienübergreifend als Ausdruck von Anerkennung verstanden. Marie Emmert beispielsweise formuliert, dass sie öfter und „lieber“ Hausarbeiten übernehme, wenn ihre Mutter danach sagen würde: „Oh, hier sieht's super aus, danke fürs Staubsaugen.“ (Fam. Emmert, Z. 4053)

Beim Gabentausch dokumentiert sich in den Gesprächen auch eine Erwartung an Reziprozität, was aber nicht bedeutet, Gleiches immer mit Gleichem zu vergelten. Denn es besteht ein Bewusstsein darüber, dass nicht alle zu jedem Zeitpunkt dasselbe brauchen und geben können und dass sich familiäre Fürsorgebeziehungen im Laufe der Familienbiographie verändern.

Das ‚Aufrechnen‘ von Gaben wird in den meisten Gesprächen explizit abgelehnt, worin ich eine Erwartung an „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1976) sehe. Die Motivation für Fürsorgearbeit darf nur eine intrinsische, gefühlsbasierte sein und keine Nutzenkalkulation – eine explizite Tauschbeziehung wird deshalb in den Gesprächen diskursiv abgelehnt. Gleichzeitig wird das Aufrechnen aber in den Gesprächen performiert, wenn darüber gestritten wird, wer wie viel macht oder gemacht hat. In manchen Gesprächen wird auch vom Scheitern der guten Vorsätze berichtet – auch wenn manche Familien(-mitglieder) nicht aufrechnen wollen, so tun sie es doch immer wieder. Dass in den Familien implizit und/oder explizit aufgerechnet wird, könnte als Hin-

weis auf utilitaristisches Denken oder neoliberale Subjektivität gedeutet werden. Meines Erachtens zeigt sich hier aber vor allem, dass es bei der Arbeitsteilung in Familien immer auch um Anerkennungsbeziehungen geht.

Neben der unbedingten Anerkennung gibt es also auch eine leistungsbasierte Anerkennungslogik in den Familien – Familienmitglieder werden nicht (nur) *als* Person anerkannt, sondern *für* spezifische Leistungen.

Wie zeigen sich familienübergreifende Anerkennungsfelder / Anerkennungsbereiche in den Gesprächen?

In den Gesprächen zeigen sich verschiedene Anerkennungsfelder⁵⁶, in denen und durch die Familienmitglieder Anerkennung für Arbeit erfahren können. Primär kristallisieren sich Erwerbsarbeit und Familie, und eher randständig die Bereiche des Engagements (Ehrenamt) und der Schule heraus. Die Anerkennungsfelder bieten sowohl Chancen als auch Risiken für die individuelle Anerkennung der Familienmitglieder. Einerseits müssen sich die Familienmitglieder in den einzelnen Feldern mit ihren je unterschiedlichen Anforderungen bewähren. Andererseits bieten sich insgesamt mehr Anerkennungsgelegenheiten und möglicherweise eine Chance auf Ausgleich mangelnder Anerkennung.

Risiken ergeben sich daraus, dass mehr Anforderungen in verschiedenen Bereichen bestehen, mit Ute Luise Fischer gesprochen, steigt der „Bewährungsdruck“ (Fischer 2009:275) für Einzelne. Während Fischer hier den Bereich der Berufstätigkeit und der Familie meint, zeigt sich der Bewährungsdruck in meinen Gesprächen auch für den Bereich der Schule (vermittelt über die Anerkennung der Eltern). In Zusammenhang mit dem Bewährungsdruck stehen die Familienmitglieder außerdem alle – wenn auch nicht unbedingt in demselben Maße – unter dem Druck, verschiedene Bereiche miteinander in Einklang zu bringen. Risiken entstehen aber auch dadurch, dass es ein Mismatch von Anerkennungserwartungen und wahrgenommener Anerkennung geben kann (etwa hinsichtlich der Anerkennungsmedien und Anerkennungsprinzipien).

56 Den Begriff „Anerkennungsfelder“ (Frerichs 2000: 273) übernehme ich hier von Frerichs.

Wagner (2004: 270 ff.) geht in ihrer Studie davon aus, dass mangelnde Anerkennung in einem Lebensbereich durch Anerkennung in einem anderen Lebensbereich kompensiert werden kann. In meinen Familiengesprächen beschreiben mehrere Frauen der mittleren familialen Generation, den Bereich der Familie als Ort mangelnder Wertschätzung für ihre Fürsorgearbeit. Zwei dieser Frauen stellen diesem wahrgenommenen Anerkennungs-mangel explizit den Bereich der Erwerbsarbeit als Ort der Wertschätzung gegenüber. Hier deutet sich an, was Hochschild (1996) in ihrer Studie hinsichtlich der „emotional cultures“ (Hochschild 1996: 20) in Familie und Erwerbsarbeit formuliert, nämlich dass die Lohnarbeit zum Rückzugsort von zu Hause werden könnte. Die „emotional cultures“ deute ich hierbei als Anerkennungskulturen. Während Hochschild in ihrer Studie Klassenunterschiede feststellt – laut ihr zeigt sich diese Orientierung besonders in der Mittelklasse – lassen sich bei meinen Familieninterviews keine Milieunterschiede (Bildungs- oder Berufsmilieu) feststellen. Eher zeigt sich eine Geschlechtsspezifität in Kombination mit einer Generationen- und Familienformspezifität. Das Zuhause als Ort mangelnder Wertschätzung wird von Müttern der mittleren Generation mit männlichem Partner beschrieben, nicht aber von ihren Partnern.

Was an diesen beiden Frauen sehr deutlich wird, ist, dass sie (auch) beruflich arbeiten, um Anerkennung zu erfahren. Die Arbeitsmotivation ist bei ihnen durch die erhoffte und erfahrene Anerkennung begründet, wie Renate formuliert: „Drum [wegen des Lobes] geh ich gern auswärts arbeiten.“ (Fam. Huber, Z. 4933) Ob jedoch tatsächlich eine Kompensation mangelnder Anerkennung im Bereich der Familie durch Anerkennung im Bereich der Erwerbsarbeit stattfinden kann, ist fraglich. Wimbauer spricht in ihrer Studie von einer „Liebessuche in der Erwerbssphäre“ (2012: 374), die laut ihr aber nicht gelingen kann. Die „Liebesanerkennung als ganze Person“ (ebd.: 374) sei in der Erwerbsarbeit dauerhaft nicht möglich, da in Arbeitsorganisationen jeder Mensch ersetzbar sei (ebd.).

Dem lässt sich noch hinzufügen, dass in den Gesprächen familienübergreifend sehr deutlich wird, dass die Familie als Ort der bedingungslosen Bestärkung und Anerkennung erhofft und gewünscht wird. Die Familie wird also bei der Anerkennungssuche der Familienmit-

glieder nicht durch eine Flucht in die Lohnarbeit aufgegeben. Auch machen die Familien an Beispielen deutlich, dass sich Anerkennungsregeln und -kulturen nicht einfach auf andere Bereiche übertragen lassen. Fragebögen zur Bewertung von Leistungen in der Familie anzuwenden erscheint als absurde Idee. Das Mittagessen mittels Feedbackbögen zu bewerten wäre eine nicht authentische Anerkennungsweise.

Während Erwerbsarbeit ein Anerkennungsfeld für erwerbstätige Familienmitglieder darstellt, erscheinen bürgerschaftliches Engagement / Ehrenamt und Schule als potentielle Anerkennungsressourcen für diejenigen Familienmitglieder, die noch nicht oder nicht mehr in das Anerkennungsfeld der Erwerbsarbeit eingebunden sind. Auch diese Bereiche bieten sowohl Anerkennungschancen als auch die Möglichkeit des Scheiterns an Anerkennungserwartungen. Die Bereiche erscheinen in den Gesprächen dabei jedoch primär als solche, durch die Anerkennung innerhalb der Familie generiert werden kann, nicht als von der Familie unabhängige Anerkennungsfelder.

Im Sprechen anderer über bürgerschaftliches Engagement / ehrenamtliche Arbeit stellt sich dieser Bereich gegenüber der Erwerbsarbeit als überwiegend untergeordnet dar. In zwei Interviews wird er von den Töchtern der nicht erwerbstätigen Frauen der Großmütter-Generation als Möglichkeit beschrieben, sinnvoll tätig zu sein – dies aber nur als Ersatz für Berufstätigkeit. Die Personen, die selbst im Bereich des Ehrenamtes arbeiten, beschreiben die Arbeit als sinnstiftend, freudvoll und als eine Möglichkeit, Wertschätzung zu erfahren. In einem Gespräch wird aber auch ein gesellschaftliches und finanzielles Anerkennungsdefizit problematisiert.

Für die am Gespräch teilnehmenden Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen wird Schule zu einem zentralen innerfamiliären Anerkennungsthema – hier geht es kaum darum, wie sie Anerkennung in diesem Feld erfahren, sondern wie ‚Leistungen‘ in diesem Feld von den Eltern und Großeltern bewertet werden. „Bildung“ ist dabei ein familienübergreifendes Gut, dass Anerkennungserwartungen an schulische und akademische Erfolge beinhaltet. Die Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen verhalten sich dabei zum Teil eigensinnig gegenüber den Erwartungen der (Groß-)Eltern.

Wie zeigen sich weitere familienübergreifende Merkmale der arbeitsbezogenen Anerkennungsordnungen (Konflikte, Güter, Normen)?

In den Gesprächen wurden verschiedene familienübergreifende arbeitsbezogene Konflikte, Güter und Normen sichtbar. Neben vier Anerkennungskonflikten, die ich als typisch begreife, zeigten sich verschiedene Kategorien von Gütern, die in den Familien verhandelt werden. Geschlechteregalität zeigte sich als familienübergreifende Norm, an der Paar- und Familienbeziehungen im Generationenvergleich gemessen werden. Obwohl Geschlechteregalität in Bezug auf Arbeitsteilung, Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten prinzipiell in allen Familien als erstrebenswert betrachtet wird, verharren die Familien teilweise in geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Vorstellungen traditioneller Geschlechterrollen. In den Anerkennungsordnungen zeigen sich insgesamt verschiedene Unterschiede zwischen Geschlechtern, Generationen und Milieus.

Es zeigten sich in den Gesprächen Anerkennungskonflikte, die ich als „typische“ familiäre Anerkennungskonflikte interpretiert habe: Erstens fordern Mütter im Rahmen des *mütterlichen Anerkennungsdefizits* mehr Anerkennung durch verbalisierte Wertschätzung für die von ihnen geleistete Reproduktionsarbeit. Zweitens verlassen Kinder beim *Entfremdungskonflikt* durch einen Berufs- und Bildungsmilieuwechsel den Wertehorizont ihrer Eltern, wodurch die familienspezifischen Werte vermeintlich in Frage gestellt werden. Drittens tritt der *schulische Anerkennungskonflikt* in Familien mit Kindern und Jugendlichen, die noch die Schule besuchen, zu Tage. Er entsteht, wenn und insofern Kinder dem Wert der formalen Bildung nicht dieselbe Bedeutung beimessen wie ihre Eltern, oder das Gefühl haben, keine ausreichenden Chancen auf Erfolg im Sinne der schulischen Leistungslogik zu haben. Viertens zeigt sich beim *Kampf um Anerkennung unter und zwischen Geschwistern*, dass Geschwister untereinander um die Anerkennung ihrer Beiträge durch die Eltern (und teilweise Großeltern) konkurrieren, welche das Wertesystem der Familie festlegen.

Neben diesen Anerkennungskonflikten wurde deutlich, dass es in jeder Familie einen Wertehorizont gibt, vor dem die Anerkennung der Familienmitglieder für und durch ihre Arbeit stattfindet. Es ließen sich familienspezifische und familienübergreifende Anerkennungsgüter,

die „happy horizons“, herausarbeiten. Dies sind Dinge, die in Bezug auf Arbeit und Arbeitsteilungen angestrebt, mit positiven Emotionen verknüpft und in den Familien teilweise verhandelt und modifiziert werden.

Die Güter habe ich in familienübergreifende Kategorien zusammengefasst, auf die in den Gesprächen Bezug genommen wird (entweder durch Dissens oder durch eine gemeinsame positive Bezugnahme). Neben den *übergeordneten Gütern* (materielle Sicherheit, Sinn, bedingungslose Anerkennung durch reziproke Fürsorge) waren dies *bildungsbezogene Güter* (Streben nach Bildung, Aneignung und Verbesserung von Fähigkeiten, formale Bildungsabschlüsse), *gemeinschaftsbezogene/gesellschaftsbezogene Güter* (Güter, die sich in den Gesprächen auf Gemeinschaft(en) verschiedener Form beziehen und darauf gerichtet sind, ein gutes Zusammenleben zu ermöglichen) sowie *ideelle Güter* (Traditionen, Tugenden, Vorstellungen eines guten Familienlebens). Daneben werden *erzeugnisbezogene Güter* (Güter, die sich auf Beteiligung des Subjekts am Arbeitsprozess beziehen, auf Wirkmächtigkeit und die Möglichkeit, das Arbeitsprodukt selbst zu erschaffen) und *materielle/monetäre Güter* angestrebt (Güter, die über die reine materielle Lebensgrundlage hinausgehen, wie spezifische Konsumgüter, ein bestimmter Lebensstandard, die Möglichkeit, nicht übermäßig auf Ausgaben achten zu müssen).

Neben diesen Gütern spielte ein weiteres Thema in den Anerkennungsordnungen der Familien eine Rolle: Das familiäre Geschlechterverhältnis und Geschlechterbeziehungen sowie, damit zusammenhängend, Geschlechteregalität. Geschlechteregalität in Bezug auf Arbeitsteilungen, Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten wird in allen Familien prinzipiell befürwortet. In den Gesprächen wird dabei eine vergleichende intergenerationale Perspektive auf Familien- und Partnerschaften eingenommen und diese an der angestrebten Geschlechteregalität gemessen. Jedoch offenbaren sich im Sprechen über Arbeitsteilungen und Erwerbsbiographien Spannungen zwischen der angestrebten Geschlechteregalität und dem gelebten Geschlechterverhältnis/den Geschlechterbeziehungen. Denn wie bereits erwähnt wurde, ist die Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen den Geschlechtern ungleich. Zudem stellt sich Erwerbstätigkeit

von Müttern nur als eingeschränkter positiver Horizont dar (nur unter bestimmten Bedingungen). Darüber hinaus wird eine körperlich fundierte Geschlechterdifferenz entworfen, durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zum Teil legitimiert wird – dies betrifft das Stillen und alle Arbeiten, die vermeintlich im besonderen Maße körperliche Kraft voraussetzen.

Abschließend wurde dargelegt, inwiefern in den arbeitsbezogenen Anerkennungsverhältnissen und Anerkennungsordnungen der Familien Generation, Geschlecht und andere Milieus eine Rolle spielen. Dabei haben die Beobachtungen auf Grund der Samplegröße eine eingeschränkte Aussagekraft. Beim Arbeitsverständnis zeigte sich, dass „Arbeit“ (primär Erwerbsarbeit) in allen Familien geschlechter- und generationenübergreifend mit positiven Gefühlen und Funktionen in Zusammenhang gebracht wird. Hierbei wurde deutlich, dass das Arbeitsverständnis der Familienmitglieder (auch) mit ihren Erfahrungen und ihrer Lebenssituation zusammenhängt – die gesellschaftliche Generationenfolge also einen Einfluss hat. Bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes zeigte sich zudem, dass Hausarbeit(en) von den Frauen der mittleren familialen Generation, die mit ihrem männlichen Ehepartner in einem Haushalt wohnen, besonders betont und mit negativen Gefühlen in Zusammenhang gebracht wird (wobei, wie erwähnt, Frauen diesen Bereich häufiger thematisieren und insgesamt mehr Frauen an den Gesprächen teilnehmen).

Im Generationenvergleich fiel zudem auf, dass die Frauen der Großmüttergeneration stärker als andere Generationen bestimmte ‚Tugenden‘ in Bezug auf Arbeit erwähnen. In den berufs- und familienbiographischen Schilderungen der Großmütter dokumentieren sich dabei, stärker als bei den anderen Generationen, Funktionalität / Pragmatismus und ein Pflichtgefühl hinsichtlich der von ihnen geleisteten beruflichen Arbeit und der privaten Sorgearbeit. Die Berufswahl, der Erwerbsumfang und die Übernahme unbezahlter Sorgearbeit stellen sich für sie nicht als individuelle Entscheidung in Hinblick auf Selbstverwirklichung oder Spaß an der Arbeit dar. Im Gegensatz zur mittleren familialen Generation der Frauen formulieren die Großmütter auch kein Anerkennungsdefizit für die von ihnen geleistete Reproduktionsarbeit. Dies könnte mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen

Geschlechterverhältnissen, also der jeweiligen historischen Generationenfolge erklärt werden, aber auch mit den unterschiedlichen Lebensphasen. Mit Kindern im Haushalt sind das Pensum der Reproduktionsarbeit und der Vereinbarkeitsaufwand höher. Da die Großmütter diese Lebensphase rückblickend beschreiben, könnte es sein, dass sie ihre damalige Situation retrospektiv anders interpretieren, als sie sich damals für sie darstellte.

Neben diesem Generationenunterschied zeigte sich auch ein Geschlechterunterschied in Hinblick auf das von Müttern wahrgenommene Anerkennungsdefizit für Sorgearbeit: Männer formulieren diesen Anerkennungsmangel nicht. Dies könnte an mangelnder innerfamiliärer Anschlussfähigkeit für eine solche Äußerung liegen oder an der generellen „Selbstverständlichkeit anerkannter Positionen“ (Fischer 2015: 184). Auch könnte es sein, dass die Männer in den Gesprächen diesen Anerkennungsmangel schlichtweg nicht empfinden – weder in Bezug auf bezahlte noch unbezahlte Arbeit. Dies könnte wiederum mit der Anschlussfähigkeit dieser Gefühle, und einem entsprechenden „emotion work“ (Hochschild 1979: 561) zu tun haben.

Auch beim „Entfremdungskonflikt“ fiel auf, dass Geschlecht für die Gestaltung der Anerkennungskonflikte relevant sein kann – in diesem Fall sind die Güter geschlechtsspezifisch unterschiedlich relevant (männliche Tradierung des Handwerks und Erwartung, sich durch die berufliche Arbeit finanzieren zu können).

Andere Güter werden ebenfalls spezifisch relevant gemacht und kontextualisiert. Bildung / schulische Leistung wird etwa als Wert besonders in zwei Familien konflikthaft, in denen die Eltern ein hohes formales Bildungsniveau haben. Auch bei den anderen Güterkategorien zeigt sich, dass die Güter teilweise in Abhängigkeit der Generationenfolge, des Geschlechts, Bildungs- und Berufsmilieus oder der Familienform relevant werden.

Bei den Anerkennungsfeldern / Anerkennungsbereichen traten Familie und Erwerbsarbeit generationen- und geschlechterübergreifend als wichtigste Anerkennungsbereiche in Erscheinung. Dabei beschreiben zwei Frauen der mittleren familialen Generation die Erwerbsarbeit als Bereich, in dem sie mehr Wertschätzung und Bestärkung für ihre Arbeit erfahren als in der Familie. Für Familienmitglieder,

die nicht erwerbstätig sind, gestalten der Bereich der Schule und des ehrenamtlichen Engagements als potentielle Möglichkeiten, innerhalb und außerhalb der Familie Anerkennung für die eigene Arbeit zu erfahren – jedoch stellten sich beide Bereiche in den Gesprächen primär als innerfamiliales Anerkennungsthemen dar, nicht als eigenständige Anerkennungsfelder.

Bezüglich der in der Einleitung formulierten Thesen lässt sich folgendes festhalten:

- „Arbeit“ ist auch in den Familien ein Gut und bietet die Möglichkeit, Anerkennung zu erhalten. Gleichzeitig wird (auch) gearbeitet, um Anerkennung zu erhalten. Es gibt also in den Familien Arbeit für Anerkennung und Anerkennung für Arbeit.
- Die Arbeitsformen sind in den Familien ungleich verteilt, was einerseits mit dem Alter und dem Lebensabschnitt der Familienmitglieder zu tun hat, andererseits gibt es auch eine Geschlechterdifferenz, bei der sich ein Gender Care Gap zeigt.
- Beim Sprechen über Arbeit und der Verhandlung des Arbeitsverständnisses zeigt sich, dass Erwerbsarbeit bessere Chancen auf Anerkennung bietet, und mehr Anerkennung erfährt als andere Formen von Arbeit. Wichtige Funktionen (Sinnstiftung, Selbstverwirklichung, positive Gefühle, Existenzsicherung) werden in den Gesprächen primär der Erwerbsarbeit zugeschrieben. Somit ist nicht nur Reproduktionsarbeit, sondern auch zum Beispiel ehrenamtliche Arbeit mit schlechteren Anerkennungschancen verbunden. Personen, die nicht mehr oder noch nicht erwerbstätig sind, haben somit auch innerfamilial schlechtere Anerkennungschancen. Dies betrifft vor allem Frauen, die sowohl gesamtgesellschaftlich als auch in den untersuchten Familien in geringerem Maße erwerbstätig sind.
- Bei der Verhandlung des Arbeitsbegriffes zeigt sich, dass Teile der Reproduktionsarbeit (intime, körperliche Formen) als Formen von Arbeit komplett unsichtbar bleiben. Sie können noch nicht in den Kampf um Anerkennung eintreten. Hausarbeit ist hingegen sichtbar, bleibt aber im Sprechen über Arbeit dennoch gegenüber der bezahlten Produktionsarbeit marginalisiert. Eine Perspektive der Aufwertung – nicht nur der Reproduktionsarbeit, sondern etwa auch der

ehrenamtlichen Arbeit – wäre es, die Aufmerksamkeit auf positive Funktionen dieser Arbeitsformen zu lenken, also die Möglichkeiten von Sinnstiftung, Selbstverwirklichung und Freude, ohne diese als ‚Ersatzwährung‘ für monetäre und rechtliche Anerkennung zu begreifen.

- Familien stellten sich in vielerlei Hinsicht als besonders für den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung heraus: Neben der Tatsache, dass im Familienalltag verschiedene Arbeitsformen und Lebensbereiche miteinander in Einklang gebracht werden müssen, was mitunter zu Belastungen und Konflikten führt, zeigte sich, dass Werte und Arbeitsteilungen in den Familien verhandelt werden und über den Lauf der Familienbiographie Veränderungen unterliegen. Darüber hinaus sind die Familien durch Gefühle miteinander verbunden und es besteht ein enger Zusammenhang zwischen Gefühlen, (Fürsorge-)Arbeit und Anerkennung.
- Schließlich lässt sich festhalten, dass Anerkennungsordnungen auch in den Familien bestehen, es gibt spezifische Werte der Familien und Anerkennungskonflikte, die sich zum Teil als „Kampf“ um Anerkennung deuten lassen.

Anschlussmöglichkeiten für Forschungen

Aus meiner Studie ergeben sich zahlreiche Anschlussmöglichkeiten für weitere Forschungen, von denen ich nur einige nennen will. Wie bereits in 1.4.3 beschrieben wurde, ist das Sample, unter anderem aus forschungspraktischen Gründen, in verschiedener Hinsicht beschränkt, es enthält beispielsweise keine Familien aus den neuen Bundesländern. Die Bedeutung von „Arbeit“ und die damit zusammenhängenden Geschlechterverhältnisse unterscheiden sich mutmaßlich wegen der historisch unterschiedlichen politischen und ökonomischen Bedingungen in den neuen und alten Bundesländern. Auch Personen die in finanzieller Prekarität leben, etwa über einen längeren Zeitraum ALG II beziehen und/ oder von der Grundsicherung leben, finden sich nicht im Sample. Diese Tatsache beeinflusst mutmaßlich die, wie weiter unten beschrieben wird, primär positiven Orientierungen hinsichtlich Lohnarbeit. Ebenso wenig sind „people of color“, Personen, die sich nicht als Cisgender verstehen und Menschen mit sichtbarer und/ oder

thematisierter Behinderung Teil der Studie. Zudem ist nur eine Familie mit Migrationshintergrund im Sample. Bestimmte Marginalisierungs- und Ausgrenzungserfahrungen durch eine Diversifizierung der Familien und Familienmitglieder in den Blick zu nehmen, wäre aufschlussreich. Auch ist die Großelterngeneration anteilmäßig wenig vertreten. In Bezug auf Geschlechterverhältnisse ist sicherlich relevant, dass die Mehrheit des Samples weiblich ist und zudem keine Väter im Sample vertreten sind, die alleine oder zum Großteil für Care-Arbeiten zuständig sind oder waren, zum Beispiel alleinerziehende Väter, „Hausmänner“ und Väter, die in Teilzeit arbeiten. Interessant wäre hier etwa gewesen, ob diese in ähnlicher Weise ein Anerkennungsdefizit für Fürsorgearbeit empfinden.

Dadurch, dass die Anzahl an Familien relativ klein ist, sind auch nur sehr bedingt Vergleiche zwischen unterschiedlichen Familienformen und Milieus möglich. Die Typenbildung, die ein Instrument der dokumentarischen Methode ist, bietet sich vor allem bei großen Samples an, bei denen sozialstrukturelle Merkmale systematisch berücksichtigt werden können. Eine größer angelegte Studie könnte hier weitere interessante Erkenntnisse über Arbeit und Anerkennung in Familien hervorbringen. Zudem würde es sich anbieten, familienübergreifende Gruppendiskussionen mit den einzelnen Generationen und/oder nach Geschlechtern differenzierte Gespräche zu führen, um weitere Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Auch zusätzliche Einzelinterviews würden diese Studie um interessante Perspektiven ergänzen.

Darüber hinaus könnte das Verhältnis von Arbeit und Nicht-Arbeit in familialen Anerkennungsordnungen theoretisch und empirisch in den Blick genommen werden. Denn Leben ist, wie ich an dieser Stelle betonen möchte, nicht nur Arbeit und Anerkennung findet auch jenseits von Arbeit statt. Diese Studie soll deshalb auch nicht als Versuch gedeutet werden, zu einer Fetischisierung von Arbeit beizutragen.

Wissenschaftliche und politische Perspektiven

Es ist dennoch wichtig, verschiedene Tätigkeiten als „Arbeit“ sichtbar zu machen, aufzuwerten und gerecht zwischen verschiedenen Personen(gruppen) zu verteilen. Hierzu gibt es eine lange Tradition zahl-

reicher Ansätze und Forderungen aus den Bereichen Wissenschaft, Bewegung und Politik, von denen ich hier abschließend nur ein paar wenige skizzieren werde. Was diese Forderungen und Perspektiven verbindet, ist die Möglichkeit, Sinnstiftung und soziale Sicherung jenseits der Erwerbsarbeit zu erhalten.

Dass Anerkennung von privater, unbezahlter Fürsorgearbeit und von bezahlter, professioneller Fürsorgearbeit zusammenhängen, verdeutlicht die „Hausfrauenbewegung“ (Kerchner 2011: 91) und die damit zusammenhängende Gründung der ersten Hausfrauenvereine, und -bünde in Deutschland. Dies ist etwa der von Lina Morgenstern 1873 gegründete „Berliner Hausfrauen-Verein“ (Kerchner 2011: 92), der „Deutsche Hausfrauen-Bund“ (Porsch 2012: 38 ff.) im Jahr 1915, und – einige Jahrzehnte später – die Ende der 1970er Jahre von Gerhild Heuer ins Leben gerufene, auch in der Tradition der Hausfrauenbewegung stehende „Deutsche Hausfrauengewerkschaft“ (Seehase 1979). Ziel dieser Bewegung und der damit zusammenhängenden Organisationen ist die gesellschaftliche Aufwertung der privat geleisteten Reproduktionsarbeit durch Verberuflichung und Professionalisierung.

Eine damit zusammenhängende Forderung, die im Kontext der „Hausarbeitsdebatte“ (vgl. 4.4) ab Beginn der 1970er Jahre von Frauenorganisationen und -gruppen weltweit aufgegriffen und öffentlich diskutiert wird, ist ein Lohn für Hausarbeit. Gefordert wird eine vom Staat an alle Frauen ausgezahlte (nicht einheitlich definierte) Summe für bisher unbezahlte Tätigkeiten im Haus. Damit werden weitere Forderungen verknüpft, die die Selbstbestimmung von Frauen in Bezug auf die Wahl eines „außerhäuslichen zweiten Arbeitsplatz[es]“ (Biermann/Bock 1977: 17), ihre Sexualität, die Entscheidung Kinder (nicht) zu bekommen und den Umgang mit den eigenen Kindern betreffen. Ebenso wird das Recht eingefordert, angemessenen Wohnraum zu erhalten und bezahlten Urlaub „von aller Arbeit“ (Biermann/Bock 1977: 17) nehmen zu können. (vgl. Biermann/Bock 1977: 16 ff.)

Was in der erwerbsförmigen Fürsorge von Gewerkschaften mittels Tarifverhandlungen und Tarifverträgen durchgesetzt wird, soll auch für private Fürsorge gelten – Gerhild Heuer sagt in diesem Zusammenhang: „Unser Tarifpartner ist der Staat.“ (Seehase 1979)

Auch erwerbsförmige Care-Arbeit hat gegenüber anderen Erwerbsarbeitsformen schlechtere Anerkennungschancen hinsichtlich gesellschaftlichem Ansehen und Arbeitsbedingungen – dies gilt vor allem für Dienstleistungen in privaten Haushalten. Hier gibt es jedoch einige Interessensvertretungen in Form von Gewerkschaften, Vereinen und Verbänden, zum Beispiel in den Bereichen Kinderbetreuung, Alten- und Krankenpflege. Auch „domestic care workers“ sind weltweit organisiert (vgl. ILO 2016).

Eine Perspektive, die an der Forderung der Aufwertung privater Sorgearbeit anknüpft, diese aber auf die gesamte gesellschaftlich geleistete Sorgearbeit ausweitet, ist die der „Care Revolution“ (Winker 2011). Die damit verknüpften Forderungen beinhalten zum Beispiel ein bedingungsloses Grundeinkommen, um „soziale Absicherung auch jenseits der Erwerbsarbeit“ (ebd.: 10) zu ermöglichen sowie verkürzte individuelle Erwerbsarbeitszeiten ohne Lohnkürzungen, um eine größere zeitliche Autonomie zu erreichen. Ein Ausbau staatlich oder genossenschaftlich angebotener Dienstleistungen im Care-Bereich (Kinderbetreuung und Altenpflege, Bildungsbereich und Gesundheitsversorgung) wird ebenfalls angestrebt, ebenso wie höhere Löhne im Bereich der erwerbsförmigen Care-Arbeit. (vgl. Winker 2011: 9 ff.) Das „Netzwerk Care Revolution“, ein Zusammenschluss von Organisationen, Gruppen und Einzelpersonen aus der Schweiz, Österreich und Deutschland, fordert darüber hinaus unter anderem demokratische Strukturen in der professionellen Sorgearbeit, günstigen Wohnraum für alle Menschen und gebührenfreien öffentlichen Nahverkehr (Netzwerk Care Revolution 2014: Resolution).

Ein wichtiger Bestandteil der Forderungen ist somit das bedingungslose Grundeinkommen, wobei hier im Gegensatz zum weiter oben erwähnten Lohn für Hausarbeit die Bedingungslosigkeit entscheidend ist. Wird das Grundeinkommen als Bezahlung für Hausarbeit und Kinderbetreuung verstanden, bestünde die Gefahr, dass die geschlechtsspezifische und hierarchische Arbeitsteilung weiter verfestigt würde (vgl. Winker 2018). Es werden also nicht Leistungen (wie Hausarbeit) entlohnt, sondern eine existenzsichernde Grundlage für alle Menschen geschaffen, um dann Zeit für verschiedene Lebensbereiche zu haben und (relativ) frei über Zeit verfügen zu können.

Der Wunsch nach einem freien Verfügen über Zeit, der spürbare Zeitdruck und die zeitliche Entgrenzung wurden auch in mehreren Familiengesprächen thematisiert (besonders virulent waren diese Themen bei Familie Guse). Was bereits Karl Marx formuliert – „*freie Zeit, verfügbare Zeit*, ist der Reichtum selbst“ (Marx, Theorien über den Mehrwert III, MEW 26.3: 253.; Herv.i.Org.) – gilt auch für die Familien meines Samples.

Das Verfügen über und die Verteilung von Zeit ist auch bei der „Vier-in-einem-Perspektive“ von Frigga Haug (2008) zentral (vgl. 4.1). In diesem Konzept setzt Gerechtigkeit an der Arbeitsteilung an. Die von Haug beschriebenen vier Arbeitsformen (Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit, kulturelle Entwicklung und politische Arbeit) sollen gleichmäßig zwischen allen Menschen verteilt werden. Idealtypischerweise hat jeder Mensch dabei 16 Stunden pro Tag für Arbeitszeit zur Verfügung und soll allen vier Bereichen vier Stunden am Tag widmen können (Haug 2008: 21 ff.). Auch Nany Fraser (2001) fordert die Umverteilung von Arbeiten, sie spricht von einem Konzept der „universellen Betreuungsarbeit“ (Fraser 2001: 101). Neben allgemeinen Erwerbsarbeitszeitverkürzungen plädiert sie für eine Umverteilung von Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern, aber auch zwischen Menschen mit und ohne Kinder (vgl. ebd.: 101 ff.).

Moraltheoretisch-ethische Perspektiven für die Aufwertung von Sorgearbeit finden sich im Forschungsfeld der „Ethics of Care“/„Care Ethics“. In diesem Forschungsfeld werden moralisch-ethische Fragen aus einer Fürsorgeperspektive (neu) betrachtet und bewertet. Zu nennen sind hier – neben vielen anderen – Carol Gilligan (1982), die mit ihrer Studie zur Geschlechtsspezifität moralischer Urteile als Begründerin des Forschungsfeldes gilt, und Joan Tronto (u.a. 1993 und 2013), die dafür plädiert, die Demokratie und zentrale gesellschaftliche Werte aus einer Care-Perspektive neu zu betrachten und das Verhältnis von Demokratie und Care neu konzipieren (Tronto 2013).

Die Themen, die im Rahmen des in der Einleitung genannten Equal Care Day thematisiert werden – mehr Anerkennung für Sorgearbeit, gerechte Verteilung von Arbeit – werden also in einem großen Feld aus Forschung, Politik und politischen Bewegungen behandelt. Dabei gibt es eine Vielzahl an interessanten Diskussionen und Lösungsmöglich-

keiten, die hoffnungsvoll stimmen. Was sich dabei zeigt – und dies ist auch eine zentrale Konklusion meiner Studie – ist die wechselseitige Abhängigkeit von Menschen. Die Familien sind nicht nur in Bezug auf Sorgearbeit und Arbeitsteilung, sondern gleichzeitig und damit verbunden in Bezug auf Anerkennung voneinander abhängig. Autonomie stellt sich in den Gesprächen zwar als ein Gut dar (zum Beispiel zeitliche und finanzielle Autonomie). Eine absolute Unabhängigkeit ist aber weder in Bezug auf Anerkennung noch auf Fürsorge denkbar. Die wechselseitige Angewiesenheit wird als solche in den Familien nicht explizit formuliert. Sie wird aber von den Familien selbstverständlich gelebt und aus ihr wird trotz aller Konflikte und Streitigkeiten Kraft geschöpft.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Generationenfolgen	39
Abbildung 2: Happy Horizon / Anerkennungsgut	249
Abbildung 3: Familie Alvarez	254
Abbildung 4: Familie Berger	279
Abbildung 5: Familie Clauer	304
Abbildung 6: Familie Dallmer	325
Abbildung 7: Familie Emmert	347
Abbildung 8: Familie Fischer	371
Abbildung 9: Familie Guse	392
Abbildung 10: Familie Huber	414
Abbildung 11: Anerkennungsgüter in den Familien	538

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Realisiertes Sample	73
Tabelle 2: „Ebenen des Sinngehalts und ihre empirische Erfassbarkeit“	75
Tabelle 3: Modell sozialer Anerkennungsverhältnisse nach Axel Honneth	153
Tabelle 4: Modi der Diskursorganisation nach Przyborski	252
Tabelle 5: Diskursmodi – Verhandlung des Arbeitsbegriffes	440

Literaturverzeichnis

- Achatz, Juliane (2008): Geschlechtersegregation im Arbeitsmarkt. In: Abraham, Martin; Hinz, Thomas (Hrsg.): Arbeitsmarktsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 263–290.
- Ahmed, Sara (2004): Affective Economies. In: *Social Text* 22 (2), S. 117–139.
- Ahmed, Sara (2010): *The Promise of Happiness*. Durham/London: Duke University Press.
- Arendt, Hannah (2002): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München/Zürich: Piper.
- Aßländer, Michael (2005): *Bedeutungswandel der Arbeit. Versuch einer historischen Rekonstruktion*. München: Hans-Seidel-Stiftung e.V.
- Attias-Donfut, Claudine (2002): *Générations et Filiations*. In: Burkart, Günter; Wolf, Jürgen (Hrsg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen: Leske + Budrich, S. 135–146.
- Aulenbacher, Brigitte (2008): Geschlecht als Strukturkategorie. Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139–166.
- Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hrsg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt/New York: Campus, S. 65–77.
- Aulenbacher, Brigitte (2013): Ökonomie und Sorgearbeit. Herrschaftslogiken, Arbeitsteilungen und Grenzziehungen im Gegenwartskapitalismus. In: Appelt, Erna; Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 105–126.
- Bahrdt, Hans Paul (2003): *Schlüsselbegriffe der Soziologie*. München: C.H. Beck.
- Baier, Andrea (2010): Subsistenzansatz. Von der Hausarbeitsdebatte zur „Bielefelder Subsistenzperspektive“. In: Becker, Ruth; Korten-

- diek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. Auflage. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 75–80.
- Balaton-Chrimes, Samantha; Stead, Victoria (2017): Recognition, power and coloniality. In: *Postcolonial Studies* 20 (1), S. 1–17.
- Balzer, Nicole (2014): Spuren der Anerkennung: Studien zu einer sozial- und erziehungswissenschaftlichen Kategorie. Wiesbaden: Springer vs.
- Barmer (Hrsg.) (2018): Pflegereport 2018. Schriftenreihe zur Gesundheitsanalyse. Berlin.
- Beck, Ulrich (2017): Die irdische Religion der Liebe. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 222–267.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) (2017): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, Regina (1983): Frauenarbeit. Entfremdete Aneignung, gestörte Anerkennung, Lernprozesse: Über die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Frauen. In: Matthes, Joachim (Hrsg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages 1982. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 412–426.
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. In: Unterkirchner, Lilo; Wagner, Ina (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien: ÖGB, S. 10–27.
- Becker-Schmidt, Regina (1998): Trennung, Verknüpfung, Vermittlung: zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt am Main: Campus, S. 84–125.
- Becker-Schmidt, Regina (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Renate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65–74.
- Becker-Schmidt, Regina (2011): „Verwahrloste Fürsorge“ – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. Zivilisationskritische Anmerkungen zur ökonomischen, sozialstaatlichen und sozialkulturellen Vernachlässigung von Praxen im Feld „care work“. In: *Gender* 3/2011, S. 9–23.

- Becker-Schmidt, Regina (2013): Konstruktion und Struktur: Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. In: Graf, Julia; Ideler, Kristin; Klinger, Sabine (Hrsg.) (2013): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt: Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen: Barbara Budrich, S. 19–42.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2017a): Alles aus Liebe zum Kind. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 135–183.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2017b): Freie Liebe, freie Scheidung. Zum Doppelgesicht von Freisetzungprozessen. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 105–134.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth; Ostner, Ilona (1978): Frauen verändern – Berufe nicht? Ein theoretischer Ansatz zur Problematik von Frau und Beruf. In: *Soziale Welt* 29 (3), S. 257–287.
- Beer, Ursula (2010): Sekundärpatriarchalismus: Patriarchat in Industriegesellschaften. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 59–64.
- Behning, Ute (2004): Arbeit und Arbeitsteilung. In: Rosenberger, Siegelinde K.; Sauer, Birgit (Hrsg.): *Politikwissenschaft und Geschlecht*. Wien: WUV UTB, S. 191–209.
- Bell, Daniel (1973): *The Coming of Post-Industrial Society*. New York: Basic Books.
- Benhabib, Seyla (2002): *The Claims of Culture. Equality and Diversity in the Global Era*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Benjamin, Jessica (1995): *Like Subjects, Love Objects. Essays on Recognition and Sexual Difference*. New Haven/London: Yale University Press.
- Benjamin, Jessica (2013): *Der Schatten des Anderen. Intersubjektivität, Gender, Psychoanalyse*. Frankfurt am Main/Basel: Stroemfeld.
- Bertelsmann-Stiftung (Hrsg.) 2014: *Ganztagsschulen in Deutschland: Die Ausbaudynamik ist erlahmt*, URL: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BST/Publikationen/GrauePublikationen/Studie_IB_Ganztagsschulen_in_Deutschland_Ausbaudynamik_erlahmt_2014.pdf [zuletzt zugegriffen am 11.12.2019].

- Bertram, Hans (2002): Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Von der neolokalen Gattenfamilie zur multilokalen Mehrgenerationenfamilie. In: *Berliner Journal für Soziologie* 12 (4), S. 517–529.
- Biermann, Lieselotte „Pieke“; Bock, Gisela (1977): Auch in Deutschland gibt es jetzt eine Kampagne um Lohn für Hausarbeit vom Staat für alle Frauen. In: *Courage* 1977 (3), S.16–19.
- Bock, Gisela; Duden, Barbara (1976): Arbeit aus Liebe, Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Dokumentationsgruppe der Berliner Sommeruniversität für Frauen (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft*. Berlin: Courage, S. 118–199.
- Böhle, Fritz; Voß, G. Günter; Wachtler, Günther (2010): Einführung. In: Dies. (Hrsg.): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 11–19.
- Bohnenkamp, Björn (2011): *Doing Generation: zur Inszenierung von generationeller Gemeinschaft in deutschsprachigen Schriftmedien*. Bielefeld: Transcript.
- Bohnsack, Ralf (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2008): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2013a): Die Milieuanalyse der Praxeologischen Wissenssoziologie. In: Isenböck, Peter; Nell, Linda; Renn, Joachim (Hrsg.): *Die Form des Milieus – zum Verhältnis zwischen gesellschaftlicher Struktur, Differenzierungsform und Formen der Vergemeinschaftung. Sonderband 1 der Zeitschrift für Theoretische Soziologie*. Weinheim/Basel: Beltz, S. 16–45.
- Bohnsack, Ralf (2013b): Dokumentarische Methode und die Logik der Praxis. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hrsg.): *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus: Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden: Springer vs, S. 175–200.
- Bohnsack, Ralf; Hoffmann, Nora Friederike; Nentwig-Gesemann, Iris (2018): Einleitung. Typenbildung und Dokumentarische Methode. In: Dies. (Hrsg.): *Typenbildung und Dokumentarische Methode. Forschungspraxis und methodologische Grundlagen*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 9–50.

- Bohnsack, Ralf; Krüger, Heinz-Hermann; Pfaff, Nicolle (2013): Einleitung: Rekonstruktive Milieuforschung. In *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 14 (2), S. 171–178.
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (2013): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: (Dies.) (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–32.
- Bohnsack, Ralf; Schäffer, Burkhard (2002): Generation als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine empirische Analyse generationsspezifischer Medienpraxiskulturen. In: Burkart, Günter; Wolf, Jürgen (Hrsg.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Martin Kohli zum 60. Geburtstag. Opladen: Leske + Budrich, S. 249–273.
- Bohnsack, Ralf; Schäffer, Burkhard (2013): Exemplarische Textinterpretation: Diskursorganisation und dokumentarische Methode. In: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 331–346.
- Bourdieu, Pierre (1996): On the Family as a Realized Category. In: *Theory, Culture and Society* 13 (3), S. 19–26.
- Bourdieu, Pierre (2018): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2013): Das unternehmerische Selbst. Berlin: ebook Suhrkamp.
- Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.) (2019): Statistik/Arbeitsmarktberichterstattung, Berichte: Blickpunkt Arbeitsmarkt – Die Arbeitsmarktsituation von Frauen und Männern 2018, Nürnberg.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (2017): Familienbilder. Alles wie gehabt? Partnerschaft und Elternschaft in Deutschland. Wiesbaden.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2017): Siebter Altenbericht. Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften und Stellungnahme der Bundesregierung. Frankfurt am Main.

- Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2018): Kita und Hort: Zahl der betreuten Kinder wächst, URL: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/familie/kita-und-hort--zahl-der-betreuten-kinder-waechst/126700> [zuletzt zugegriffen am 11.12.2019].
- Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) (Hrsg.) (2018): Familienpolitische Wende: 5 Jahre Rechtsanspruch auf Krippenplatz; URL: <http://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/273375/familienpolitische-wende> [zuletzt zugegriffen am 11.12.2019].
- BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN (Hrsg.) (2017): Zukunft wird aus Mut gemacht. Bundestagswahlprogramm 2017. Berlin. https://cms.gruene.de/uploads/documents/BUENDNIS_90_DIE_GRUENEN_Bundestagswahlprogramm_2017_barrierefrei.pdf [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Burgess, Ernest Watson; Locke, Harvey J. (1960): The family: from institution to companionship. New York: American Book Co.
- Burkhardt, Luise; Priller, Eckhard; Zimmer, Annette (2017): Auf der Überholspur? Frauen und freiwilliges Engagement. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wie die Zeit vergeht – Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland – Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/13 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, S. 179–194.
- Bußmann, Magdalena (1991): Die Frau – Gehilfin des Mannes oder eine Zufallserscheinung der Natur? In: Lundt, Bea (Hrsg.): Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter : Fragen, Quellen, Antworten. München: Fink, S. 117–134.
- Castel, Robert (2009): Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In: Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 21–34.
- Castells, Manuel (1996): The Rise of the Network Society. The Information Age: Economy, Society and Culture Vol. I. Malden/Oxford: Blackwell.
- Castells, Manuel (1997). The Power of Identity. The Information Age: Economy, Society and Culture Vol. II. Malden/Oxford: Blackwell.
- Castells, Manuel (1998). End of Millennium. The Information Age: Economy, Society and Culture Vol. III. Malden/Oxford: Blackwell.
- Ciciolla, Lucia; Luthar, Suniya (2019): Invisible Household Labor and Ramifications for Adjustment: Mothers as Captains of Households. In: *Sex Roles* 81, S. 467–486.

- Dackweiler, Regina-Maria (2008): „Demografischer Wandel“ als soziales Problem? Feministische Perspektiven auf eine gesellschaftliche Debatte. In: Bauer, Annemarie; Gröning, Katharina (Hrsg.): *Gerechtigkeit, Geschlecht und demografischer Wandel*. Frankfurt am Main: Mabuse, S. 219–240.
- Dahrendorf, Ralf (1983): Wenn der Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgeht. In: Deutsche Gesellschaft für Soziologie/Joachim Matthes (Hrsg.): *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982*. Frankfurt am Main: Campus, S. 25–37.
- Dalla Costa, Mariarosa; James, Selma (1972): *The Power of Women and the Subversion of the Community*. Bristol: Falling Wall Press.
- Dausien, Bettina (1996): *Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat.
- Degele, Nina; Winker, Gabriele (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. Feministisches Institut Hamburg, URL: https://www.gabriele-winker.de/pdf/FI_Intersektionalitaet.pdf [zuletzt zugegriffen am 16.02.2020].
- Deutscher Bundestag (Hrsg.) (1975): Bericht über die Lage der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Unterrichtung durch die Bundesregierung. Drucksache 7/3502. Bonn: Bonner Verlagsdruckerei.
- Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2019): Abgeordnete in Zahlen. Frauen und Männer, URL: https://www.bundestag.de/abgeordnete/biografien/mdb_zahlen_19/frauen_maenner-529508 [zuletzt zugegriffen am 29.10.2019].
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) (2019): Anstieg der Altersarmut in Deutschland: Wie wirken verschiedene Rentenreformen? URL: http://docs.dpaq.de/15318-bertelsmann_stiftung_studie_anstieg_der_altersarmut_in_deutschland_2019.pdf [zuletzt zugegriffen am 28.01.2020].
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) (2020): Heimarbeit. DIW Glossar, URL: https://www.diw.de/de/diw_01.c.470887.de/presse/glossar/heimarbeit.html [zuletzt zugegriffen am 02.03.2020].
- Dienel, Christiane (2007): *Bevölkerungspolitik in Deutschland*. Berlin: Berlin-Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung (Hrsg.).

- Die Zeit; infas (Institut für angewandte Sozialwissenschaften); WZB (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) (Hrsg.) (2019): Wie wir leben wollen. Und was wir dafür tun müssen. Ergebnisse 2019, URL: https://liveo.zeit.de/infografik/2019/Vermaechtnis-Studie_Broschuere_2019.pdf [zuletzt zugegriffen am 23.01.2010].
- Dressel, Kathrin; Wagner, Susanne (2010): Erwerbsarbeit. Zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. Auflage. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 489–498.
- Dubois-Shaik, Farah; Fusulier, Bernard (2015): Academic Careers and Gender Inequality: Leaky Pipeline and Interrelated Phenomena in Seven European Countries. In: Garcia working Papers 5, Trento, URL: https://eige.europa.eu/sites/default/files/garcia_working_paper_5_academic_careers_gender_inequality.pdf [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Ecarius, Jutta (2007): Verwandtschaft. In: Dies.: (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 220–238.
- Engelhardt, Michael von (1997): Generation, Gedächtnis und Erzählen. Zur Bedeutung des lebensgeschichtlichen Erzählens im Generationenverhältnis. In: Liebau, Eckart (Hrsg.): Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft, Weinheim, München: Juventa, S. 53–76.
- Ernst & Young Global Limited (EYG) (2020): Frauenanteil in Vorstands-gremien steigt weiter an – jedes elfte Vorstandsmitglied eine Frau. Pressemitteilung vom 10. Januar 2020. Stuttgart, URL: https://www.ey.com/de_de/news/2020/01/ey-frauenanteil-in-vorstandsgremien-steigt-weiter-an [zuletzt zugegriffen am 02.03.2020].
- Finch, Janet (2007): Displaying Families. In: *Sociology* 41 (1), S. 65–81.
- Fischer, Gabriele (2015): Anerkennung, Macht, Hierarchie. Praktiken der Anerkennung und Geschlechterdifferenzierung in der Chirurgie und im Friseurhandwerk. Bielefeld: Transcript.
- Fischer, Ute Luise (2009): Anerkennung, Integration und Geschlecht. Bielefeld: Transcript.
- Flaake, Karin; King, Vera (1990): Psychosexuelle Entwicklung, Lebenssituation und Lebensentwürfe junger Frauen. Zur weiblichen Adoleszenz

- in soziologischen und psychoanalytischen Theorien. In: Dies. (Hrsg.): *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 13–39.
- Fraser, Nancy (2001): *Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fraser, Nancy (2003): *Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik*. In: Honneth, Axel; Fraser, Nancy (Hrsg.): *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 13–128.
- Fraser, Nancy (2009): *Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte*. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 54 (8), S. 43–57.
- Freeman, Christopher; Soete, Luc (1994): *Work for All or Mass Unemployment? Computerised Technical Change into the Twenty-First Century*. London/New York: Pinter Publishers.
- Frerichs, Petra (2000): *Die Arbeit der Anerkennung – Thesen und ein empirisches Beispiel zur Ungleichheit von Anerkennungschancen nach Klasse und Geschlecht*. In: Holtgrewe, Ursula; Voswinkel, Stephan; Wagner, Gabriele (Hrsg.): *Anerkennung und Arbeit*. Konstanz: UVK, S. 269–283.
- Funcke, Dorette; Hildenbrand, Bruno (2018): *Ursprünge und Kontinuität der Kernfamilie. Einführung in die Familiensoziologie*. Wiesbaden: Springer vs.
- Gerhardt, Volker (2004): *Anerkennung. Zwischen Tatsache und Norm*. In: Gander, Hans-Helmuth (Hrsg.): *Anerkennung. Zu einer Kategorie gesellschaftlicher Praxis*. Würzburg: Ergon, S. 13–31.
- Gerlach, Irene (2009): *Familienpolitik. Geschichte und Leitbilder*. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Informationen zur politischen Bildung Nr. 301/2008, URL: <http://www.bpb.de/izpb/8047/familienpolitik-geschichte-und-leitbilder?p=2> [zuletzt zugegriffen am 11.12.2019].
- Giebler, Cornelia; Rademacher, Claudia; Schulze, Erika (2013): *Intersektionalität: Ein neuer Diskurs für Forschung und Handlungsfelder Sozialer Arbeit*. In: Dies. (Hrsg.): *Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 11–37.

- Gildemeister, Regine (2002): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Doing Gender. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 167–198.
- Gildemeister, Regine (2010): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137–145.
- Gilligan, Carol (1982): In a different voice. Cambridge/London: Harvard University Press. Psychological Theory and Women's Development.
- Gottschall, Karin; Voß, Günter G. (2003): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zur Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering: Rainer Hampp, S. 11–33.
- Graf, Julia; Ideler, Kristin; Klinger, Sabine (Hrsg.) (2013): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt: Theorie, Praxis, Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich.
- Gregor, Joris Anja; Ruby Sophie (2018): Biographie und Geschlecht. In: Lutz, Helma; Schiebel, Martina; Tuidier, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer vs, S. 233–244.
- Gukenbiehl, Hermann; Kopp, Johannes: „Familie und familiäre Lebensformen“. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.) (2003): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 81–86.
- Hagemann-White, Carol (1990): Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz. In: Flaake, Karin; King, Vera (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 64–83.
- Hametner, Katharina (2013): Wie kritisch ist die rekonstruktive Sozialforschung? Zum Umgang mit Machtverhältnissen und Subjektpositionen in der dokumentarischen Methode. In: Langer, Phil C.; Kühner, Angela; Schweder, Panja (Hrsg.): Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung. Wiesbaden: Springer vs, S. 135–147.
- Hardt, Michael; Negri, Antonio (2003): Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt/New York: Campus.

- Hartmann, Elke (2007): Frauen in der Antike: weibliche Lebenswelten von Sappho bis Theodora. München: C.H. Beck.
- Haug, Frigga (1999): Feministisch arbeiten mit Marx. In *UTOPIE kreativ* 109/110, S.125–137.
- Haug, Frigga (2008): Die Vier-in-einem Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke. Hamburg: Argument.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970): Phänomenologie des Geistes. Frankfurt am Main: Ullstein.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1979a): Werke. Band 7, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1979b): Werke. Band 10. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Helfferrich, Cornelia (2017): Familie und Geschlecht. Eine neue Grundlegung der Familiensoziologie. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.
- Herrmann, Steffen K. (2017): Drei Pathologien der Anerkennung. Grundlagen einer kritischen Gesellschaftstheorie nach Rousseau, Hegel und Marx. In: Ellmers, Sven; Hogh, Philip (Hrsg.): Warum Kritik? Begründungsformen kritischer Theorien. Weilerswist: Velbrück, S. 164–189.
- Hill, Paul B.; Kopp, Johannes (2015): Theoretische Ansätze der Familiensoziologie. In: Hill, Paul; Kopp, Johannes (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 209–238.
- Hirschauer, Stefan (2013): Die Praxis der Geschlechter(in)differenz und ihre Infrastruktur. In: Graf, Julia; Ideler, Kristin; Klinger, Sabine (Hrsg.) (2013): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt: Theorie, Praxis, Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich, S. 153–171.
- Hirschauer, Stefan; Knapp, Gudrun-Axeli (2006): Wozu Geschlechterforschung? Ein Dialog über Politik und den Willen zum Wissen. In: Aulenbacher, Brigitte; Bereswill, Mechthild; Löw, Martina; Meuser, Michael; Mordt, Gabriele; Schäfer, Reinhild; Scholz, Sylka (Hrsg.): FrauenMännerGeschlechterforschung: state of the art. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 22–63.
- Hochschild, Arlie (1979): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. In: *American Journal of Sociology*, 85 (3), S. 551–575.
- Hochschild, Arlie (1996): The Emotional Geography of Work and Family Life. In: Morris, Lydia; Lyon, E. Stina (Hrsg.): Gender Relations in

- Public and Private. New Research Perspectives. Houndmills u.a.: MacMillan Press, S. 13–32.
- Hochschild, Arlie (2012): *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Hochschild, Arlie; Machung Anne (1990): *The Second Shift: Working Parents and the Revolution at Home*. Loughton, Essex: Piatkus Books.
- Hofbauer, Johanna; Pastner, Ulli (2000): Der diskrete Charme der Diskriminierung. Ästhetisierung von Frauenarbeit als unscheinbare Form der Missachtung. In: Holtgrewe, Ursula; Voswinkel, Stephan; Wagner, Gabriele (Hrsg.): *Anerkennung und Arbeit*. Konstanz: UVK, S. 219–246.
- Hollstein, Betina (2005). Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hrsg.): *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*. Frankfurt/New York: Campus, S. 187–235.
- Holtgrewe, Ursula; Voswinkel, Stephan; Wagner, Gabriele (2000): Für eine Anerkennungssoziologie der Arbeit. Einleitende Überlegungen. In: Dies. (Hrsg.): *Anerkennung und Arbeit*. Konstanz: UVK, S. 9–26.
- Honneth, Axel (1994): *Kampf um Anerkennung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Honneth, Axel (2003): Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser. In: Honneth, Axel; Fraser, Nancy (Hrsg.): *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 129–224.
- Honneth, Axel (2003b): *Unsichtbarkeit: Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Wissenschaft.
- Honneth, Axel (2008): Arbeit und Anerkennung. Versuch einer Neubestimmung. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 56 (3), S. 327–341.
- Honneth, Axel (2013): *Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit*. Berlin: Suhrkamp taschenbuch wissenschaft.
- Honneth, Axel (2018): *Anerkennung. Eine europäische Ideengeschichte*. Berlin: Suhrkamp.
- Honneth, Axel; Fraser, Nancy (Hrsg.) (2003): *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- International Labour Organization (ILO) (2016): Decent work for domestic workers: Achievements since the adoption of Convention C189, URL: https://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---ed_protect/---protrav/---travail/documents/briefingnote/wcms_490778.pdf [zuletzt zugegriffen am 28.03.2020].
- Institut für Demoskopie Allensbach (Hrsg.) (2018): Erziehen als Beruf – Wahrnehmungen der Bevölkerung zum Berufsfeld Erzieherin/Erzieher. Befragung für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. URL: https://www.ifd-allensbach.de/fileadmin/studien/Aufwertung_Berufsfeld_Erziehung_Bericht_final.pdf [zuletzt zugegriffen am 27.01.2020].
- Jochum, Georg (2010): Zur historischen Entwicklung des Verständnisses von Arbeit. In: Böhle, Fritz; Voß, Günter G.; Wachtler, Günther (Hrsg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81–125.
- Jurczyk, Karin (2014): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 50–70.
- Jurczyk, Karin (2015): Care – ein System in der Krise. In: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* 9/2015, S. 33–37.
- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (2014): Doing Family als neue Perspektive auf Familie. Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 7–48.
- Jurczyk, Karin; Schier, Michale; Szymenderski, Peggy; Lange, Andreas; Voß, Günter G. (2009): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Berlin: edition sigma.
- Jureit, Ulrike (2006): Generationenforschung. Göttingen: UTB.
- Jürgens, Kerstin (2010): Deutschland in der Reproduktionskrise. In: *Leviathan* 38 (4), S. 559–587.
- Kaufmann, Franz Xaver (1993): Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz (Hrsg.): Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften. Analysen zum Verhältnis von Individuum, Staat, Familie und Gesellschaft. Konstanz: UVK Universitätsverlag, S. 95–108.

- Kerchner, Brigitte (2011): Beruf und Geschlecht. Frauenberufsverbände in Deutschland 1848–1908. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kessler, Suzanne J.; McKenna, Wendy (1978): Gender: An Ethnomethodological Approach. New York: Wiley.
- King, Vera (2013): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. 2. Aufl., Wiesbaden: Springer vs.
- King, Vera (2015): Zukunft der Nachkommen – gegenwärtige Krisen der Generativität. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 39 (2/3), S. 27–53.
- Kleeman, Frank; Voss, Günther G. (2010): Arbeit und Subjekt. In: Böhle, Fritz; Voß, G. Günter; Wachtler, Günther (Hrsg.) Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 415–450.
- Klinger, Cornelia (2013): Krise war immer ... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna; Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft – Feministische Krisendiagnosen. Reihe Forum Frauen- und Geschlechterforschung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Bd. 36, S. 82–104.
- Klinger, Sabine (2014): (De-)Thematisierung von Geschlecht. Rekonstruktionen bei Studierenden der Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Klische*esc e.V (2020): Equal Care Day. Die Idee, URL: <https://equalcareday.de/die-idee/> [zuletzt zugegriffen am 12.03.2020].
- Knapp, Gudrun-Axeli (1988): Die vergessene Differenz. In: *Feministische Studien* 6 (1), S. 12–31.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 291–322.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2012): Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kocka, Jürgen (2001): Thesen zur Geschichte und Zukunft der Arbeit. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 21/2001, S. 8–13.

- Koppetsch, Cornelia; Speck, Sarah (2015): Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Berlin: edition suhrkamp.
- Konrad-Adenauer-Stiftung (Hrsg.) (2019): Respekt verschiedener Berufsgruppen in der Gesellschaft, URL: <https://www.kas.de/de/statische-inhalte-detail/-/content/respekt-verschiedener-berufsgruppen-in-der-gesellschaft> [zuletzt zugegriffen am 27.01.2020].
- König, René (2002): Soziologie der Familie. (1969/1976). In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.): Rene König Schriften. Familiensoziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 329–578.
- Kraemer, Klaus (2009): Prekarisierung – jenseits von Stand und Klasse? In: Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus, S. 241–257.
- Kreml, Sophie-Thérèse (2011): Paradoxien der Arbeit: oder: Sinn und Zweck des Subjekts im Kapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Krömmelbein, Silvia (2000): Identitätskrisen als Anerkennungskrisen – Umbrüche von Erwerbsarbeit und Sozialstruktur in den neuen Bundesländern. In: Holtgrewe, Ursula; Voswinkel, Stephan; Wagner, Gabriele (Hrsg.): Anerkennung und Arbeit. Konstanz: UVK, S. 193–218.
- Krüger, Maik (2018): „Geben und Nehmen.“ Care im Zeichen von Reziprozität. In: *SoziologieMagazin* 3/2018, S. 59–79.
- Krüger, Helga; Born, Claudia (2000): Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung: Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund. In: Kohli, Martin; Szydlik, Marc (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 203–221.
- Kuhnt, Anne-Kristin; Steinbach, Anja (2014): Diversität von Familie in Deutschland. In: Steinbach, Anja; Hennig, Marina; Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Familienforschung. Wiesbaden: Springer vs, S. 41–70.
- Lamnek, Siegfried; Krell, Claudia (2016): Qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz.
- Lamprecht, Juliane (2012): Rekonstruktiv-responsive Evaluation in der Praxis: Neue Perspektiven dokumentarischer Evaluationsforschung. Wiesbaden: Springer vs.

- Lang, Sabine (2004): Politik- Öffentlichkeit – Privatheit. In: Rosenberger, Sieghart K.; Sauer, Birgit (Hrsg.): Politikwissenschaft und Geschlecht. Wien: WUV UTB; S. 65–81.
- Lenz, Ilse (2010): Intersektionalität. Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In: Becker, Ruth u.a. (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 158–165.
- Lepsius, Rainer M. (2005): Kritische Anmerkungen zur Generationenforschung. In: Jureit, Ulrike; Wildt, Michael (Hrsg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs. Hamburg: Hamburger Edition, S. 45–52.
- Lessenich, Stephan (1996): Erst die Arbeit – und dann? Widersprüche der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit in autoritären und totalitären Regimen. In *Comparativ* 6 (4), S. 1–24.
- Lessenich, Stephan (2012): Der Sozialstaat als Erziehungsagentur. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 62 (49–50), S. 55–61.
- Lessenich, Stephan (2013): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Levy, Traci (2005): At the Intersection of Intimacy and Care: Redefining „Family“ through the Lens of a Public Ethic of Care. In: *Politics & Gender* 2005 (1), S. 65–95.
- Lipp, Wolfgang (2003): Institution. In: In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.) (2003): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske+Budrich, S. 149–152.
- Lutz, Helma; Palenga-Möllenberg, Ewa (2011): Das Care-Chain-Konzept auf dem Prüfstand. Eine Fallstudie der transnationalen Care-Arrangements polnischer und ukrainischer Migrantinnen. In: *GENDER* 1/2011, S. 9–27.
- Luxemburg, Rosa (1913): Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. Berlin: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer GmbH.
- Lück, Detlev; Ruckdeschel, Kerstin (2015): Was ist Familie? Familienleitbilder und ihre Vielfalt. In: Schneider, Norbert f.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft 48. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 61–76.

- Lüscher, Kurt; Liegle, Ludwig; Lange, Andreas; Hoff, Andreas; Stoffel, Martine; Viry, Gil; Widmer, Eric (2010): Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik. Ein dreisprachiges Kompendium. Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.
- Maiwald, Kai-Olaf (2007): Die Liebe und der häusliche Alltag – Überlegungen zu Anerkennungsstrukturen in Paarbeziehungen. In: Wimbauer, Christine; Henninger, Anette; Gottwald, Markus (Hrsg.): Die Gesellschaft als „institutionalisierte Anerkennungsordnung“. Leverkusen: Budrich, S. 69–95.
- Mannheim, Karl (1964a): Das Problem der Generationen. In: Ders. (Hrsg.): Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff. Soziologische Texte, Band 28. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 509–565.
- Mannheim, Karl (1964b): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und hrsgg. von Kurt H. Wolff. Soziologische Texte, Band 28. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 91–154.
- Marcuse, Herbert (1970): Kultur und Gesellschaft 2. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.
- Matthes, Joachim im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Hrsg.) (1983): Krise der Arbeitsgesellschaft?: Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt am Main: Campus.
- Matthes, Joachim (1985): Karl Mannheims „Das Problem der Generationen“, neu gelesen. Generationen-„Gruppen“ oder „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“? In: *Zeitschrift für Soziologie* 14 (5), S. 363–372.
- Mauss, Marcel (1968): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marx, Karl (1968): Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahr 1844. In: Marx, Karl; Engels, Friedrich: Werke, Band 40. Berlin: Dietz.
- Marx, Karl (1969): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Berlin: Dietz.
- Mead, Herbert (2015): Mind, Self & Society. Chicago/London: The University of Chicago Press.

- Mead, Herbert (2017): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mikfeld, Benjamin (2017): Digitale Transformation und die Arbeitswelt der Zukunft. Diskurse über den Wandel von Wirtschaft, Gesellschaft und Arbeit im digitalen Zeitalter. Diskussionspapier aus der Kommission „Arbeit der Zukunft“. Herausgegeben von der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf, URL: https://www.boeckler.de/pdf/arbeit_zukunft_diskussionspapier_mikfeld.pdf [zuletzt zugegriffen am 23.01.2020].
- Mookherjee, Monica (2005): Affective Citizenship: Feminism, Postcolonialism and the Politics of Recognition. In: *Critical Review of International Social and Political Philosophy* 8 (1), S. 31–50.
- Mückenberger, Ulrich (1987): Zur Krise des Normalarbeitsverhältnisses – Thesen. In: Friedrichs, Jürgen (Hrsg.): 23. Deutscher Soziologentag 1986: Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 115–118.
- Nandi, Miriam (2004): Multikulturalismus und postkoloniale Kritik. In: Gander, Hans-Helmuth (Hrsg.): Anerkennung. Zu einer Kategorie gesellschaftlicher Praxis. Würzburg: Ergon, S. 183–196.
- Nave-Herz, Rosemarie (2014): Familiensoziologie. Ein Lehr- und Studienbuch. De Gruyter Oldenbourg: München.
- Nay, Yv E. (2017): Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von 'Regenbogenfamilien'. Zaglossus: Wien.
- Neckel, Sighardt (2001): „Leistung“ und „Erfolg“. Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft. In: Barlösius, Eva; Müller, Hans-Peter; Sigmund, Steffen (Hrsg.): Gesellschaftsbilder im Umbruch. Soziologische Perspektiven in Deutschland, Opladen: Leske & Budrich, S. 245–265.
- Netzwerk Care Revolution (2014): Resolution der Aktionskonferenz Care Revolution. Vor der Care Revolution kommt die Care Resolution, URL: <https://care-revolution.org/veroeffentlichungen/> [zuletzt zugegriffen am 22.03.2020].
- Nierling, Linda (2013): Anerkennung in erweiterter Arbeit. Eine Antwort auf die Krise der Erwerbsarbeit? Berlin: edition sigma.
- Nohl, Arnd-Michael (2005): Dokumentarische Interpretation narrativer Interviews. In: *Bildungsforschung* 2 (2), URL: <https://bildungsforschung.org/ojs/index.php/bildungsforschung/article/view/13/11> [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].

- Nohl, Arnd-Michael (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nohl, Arnd-Michael (2013): Komparative Analyse: Forschungspraxis und Methodologie dokumentarischer Interpretation. In: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer vs, S. 271–294.
- Notz, Gisela (2011): Zum Begriff der Arbeit aus feministischer Perspektive. In *Emanzipation* 1 (1), S. 84–96.
- Opitz-Belakhal, Claudia (1991): Emanzipiert oder marginalisiert? Witwen in der Gesellschaft des späten Mittelalters. In: Lundt, Bea (Hrsg.): Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter: Fragen, Quellen, Antworten. München: Fink, S. 25–48.
- Panova, Ralina; Sulak, Harun; Bujard, Martin; Wolf, Lisa (2017): Die Rushhour des Lebens im Familienzyklus: Zeitverwendung von Männern und Frauen. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wie die Zeit vergeht – Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland – Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/13 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, S. 45–64.
- Parsons, Talcott; Bales, Robert f. (2002): Family Socialization and Interaction Process. London: Routledge.
- Petersen, Anders; Willig, Rasmus (2004): Work and Recognition: Reviewing New Forms of Pathological Developments. In: *Acta Sociologica* 47 (4), S. 338–350.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pollmann-Schult, Matthias (2015): Familie, Erwerbsarbeit, Einkommen. In: Hill, Paul; Kopp, Johannes (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer vs, S. 613–640.
- Pongratz, Hans J.; Voß, G. Günter (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, S. 131–158.
- Porsch, Siglinde (2012): Ziele und Aufgaben des Berufsverbandes Deutscher Hausfrauen-Bund und das Wirken für Mitglieder und in der Gesellschaft. Giessen: VVB Laufersweiler.

- Przyborski, Aglaja (2004): Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode: qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften.
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Ridgeway, Cecilia L. (2001): Gender, Status, and Leadership. In: *Journal of Social Issues* 57 (4), S. 637–655.
- Riegraf, Birgit (2013): New Public Management, die Ökonomisierung des Sozialen und (Geschlechter)Gerechtigkeit: Entwicklungen der Fürsorge im internationalen Vergleich. In: Appelt, Erna; Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 127–145.
- Rifkin, Jeremy (1995): The End of Work: The Decline of the Global Labor Force and the Dawn of the Post-Market Era. New York: Putnam Publishing Group.
- Roller, Katrin (2018): Care als Schlüsselkategorie – für das Leben und die Forschung. Ein Interview mit Dr. Karin Jurczyk. In: *Soziologie-Magazin* 3 (11), S. 5–13.
- Rosenthal, Gabriele (1997): Zur interaktionellen Konstitution von Generationen: Generationenabfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In: Mansel, Jürgen; Rosenthal, Gabriele; Tölke, Angelika (Hrsg.): Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 57–73.
- Rosenthal, Gabriele (2000): Historische und familiäre Generationenabfolge. In: Kohli, Martin; Szydlík, Marc (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 162–178.
- Rössler, Beate (2005): Arbeit, Anerkennung, Emanzipation. In: *DZ Phil* 53 (3), S. 389–413.
- Rothermund, Klaus; Temming, Felipe (2010): Diskriminierung aufgrund des Alters. Expertise, Hrsg. v. Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Berlin, URL: https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Expertisen/expertise_diskriminierung_aufgrund_des_alters.pdf;__blob=publicationFile&v=5 [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Sahlins, Marshall D. (2005): Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt/New York: Campus, S. 73–91.

- Schäffer, Burkhard (2003): Generationen – Medien – Bildung. Medienpraxiskulturen im Generationenvergleich. Opladen: Leske + Budrich.
- Schäffer, Burkhard (2004): Doing Generation. Zur Interdependenz von Milieu, Geschlecht und Generation bei der empirischen Analyse generationsspezifischen Handelns mit Neuen Medien. In: Buchen, Sylvia; Helfferich, Cornelia; Maier, Maja (Hrsg.): Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 48–65.
- Schäffer, Burkhard (2019): Zählen und Messen als blinde Flecken der dokumentarischen Methode. In Schondelmayer, Anne-Christin; Dörner, Olaf; Loos, Peter; Schäffer, Burkhard (Hrsg.): Dokumentarische Methode: Triangulation und blinde Flecken. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 68–87.
- Scheer, Monique (2012): Are emotions a kind of practice? (And is that what makes them have a history?) A Bourdieuan approach to understanding emotion. In: *History and Theory* 51 (2), S. 193–220.
- Schiek, Daniela (2010): Aktivisten der Normalbiographie. Zur biographischen Dimension prekärer Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schmidt, Gert (2010): Arbeit und Gesellschaft. In: Böhle, Fritz; Voß, G. Günter; Wachtler, Günther (Hrsg.) Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden: VS, S. 127–150.
- Schondelmayer, Anne-Christin; Dörner, Olaf; Loos, Peter; Schäffer, Burkhard (2019): Einleitung – Dokumentarische Methode: Triangulation und blinde Flecken. In: Dies. (Hrsg.): Dokumentarische Methode: Triangulation und blinde Flecken. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 7–15.
- Schulz, Marlies (2010): Wohnen und Fertilitätsverhalten in der DDR. In: Reuschke, Darja (Hrsg.): Wohnen und Gender. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 117–128.
- Schutter, Sabine; Lange, Andreas (2018): Familienkindheit(en). Generationen geordnet, plural formatiert, institutionell flankiert und im Sog neoliberaler Optimierungsimperative. In: Lange, Andreas; Reiter, Herwig; Schutter, Sabina; Steiner, Christine (Hrsg.) (2018): Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 481–498.

- Schützeichel, Rainer (2017): Emotion. In: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 21–26.
- Seehase, Gerhard (1979): Eine Frau für Frauen. Kielerin kämpft für ihre Hausfrauen-Gewerkschaft. In: *Die Zeit* 44/1979, URL: <https://www.zeit.de/1979/44/eine-frau-fuer-frauen/komplettansicht> [zuletzt zugegriffen am 28.03.2020].
- Seilbeck, Carolin; Langmeyer-Tornier, Alexandra (2018): Ergebnisse der Studie „Generationenübergreifende Zeitverwendung: Großeltern, Eltern, Enkel“. München: DJI.
- Sellach, Brigitte; Libuda-Köster, Astrid (2017): Gleichstellungspolitik im Spiegel der Zeitverwendungserhebung. Ein Vergleich der Ergebnisse der Zeitverwendungserhebungen von 2001/2002 und 2012/2013. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wie die Zeit vergeht – Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland – Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/13 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, S. 25–44.
- Simmel, Georg (2005): Exkurs über Treue und Dankbarkeit. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt/New York: Campus, S. 95–108.
- Smith, Nicholas (2009): Work and the Struggle for Recognition. In: *European Journal of Political Theory* 8 (1), S. 46–60.
- SPD Parteivorstand (Hrsg.) (2017): Zeit für mehr Gerechtigkeit. Unser Regierungsprogramm für Deutschland. Berlin. https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Bundesparteitag_2017/Es_ist_Zeit_fuer_mehr_Gerechtigkeit-Unser_Regierungsprogramm.pdf [zuletzt zugegriffen am 12.10.2017].
- Statistisches Bundesamt (2017a): Wie die Zeit vergeht – Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland – Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/13 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2017b): Verdienste auf einen Blick, URL: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Verdienste/Verdienste-Verdienstunterschiede/Publikationen/Downloads-Verdienste-und-Verdienstunterschiede/broschuere-verdienste-blick-0160013179004.html> [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].

- Statistisches Bundesamt (2018a): Tabelle Familien mit minderjährigen Kindern nach Lebensformen in %. Ergebnisse des Mikrozensus, URL: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/_inhalt.html#sprg229090 [zuletzt zugegriffen am 06.05.2019].
- Statistisches Bundesamt (2018b): Familien und Familienmitglieder mit minderjährigen Kindern in der Familie nach Lebensform und Gebietsstand, URL: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Tabellen/2-6-familien.html> [zuletzt zugegriffen am 06.05.2019].
- Statistisches Bundesamt (2019): Haushalte und Familien. Lebensgemeinschaft, URL: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Glossar/lebensgemeinschaften.html> [zuletzt zugegriffen am 27.02.2020].
- Stojanov, Krassimir (2013): Bildungsgerechtigkeit als Anerkennungs-gerechtigkeit. In: Dietrich, Fabian ; Heinrich, Martin ; Thieme, Nina (Hrsg.): Bildungsgerechtigkeit jenseits von Chancengleichheit : Theoretische und empirische Ergänzungen und Alternativen zu „PISA“. Wiesbaden: Springer VS, S. 57–70.
- Struck, Olaf (2016): Krise der Arbeitsgesellschaft? Der Bamberger Soziologiekongress 1982 im Rückblick und Ausblick im Kontext von Digitalisierung, Arbeitsmarkt- und Qualifikationsentwicklung. Working Paper Nr. 17–2016, URL: https://www.uni-bamberg.de/fileadmin/arbeitswiss/Arbeitspapiere/Soziologie-Arbeitswissenschaft-WP-17-Krise_der_Arbeitsgesellschaft-endfassung.pdf [zuletzt zugegriffen am 17.01.2020].
- Taylor, Charles (1993): Die Politik der Anerkennung. In: Dies. (Hrsg.): Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 13–78.
- Taylor, Charles (1995): Das Unbehagen an der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch.
- Taylor, Charles (2016): Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch.
- Thiessen, Barbara; Villa, Paula-Irene (2010): Entweder – oder? Mutterschaft zwischen Fundamentalismen und vielschichtigen Praxen. In: *querelles-net*. 11 (2), URL: <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/875> [zuletzt zugegriffen am 16.02.2020].

- Thon, Christine (2008): Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen. Bielefeld: Transcript.
- Tronto, Joan (1993): *Moral boundaries: a political argument for an ethic of care*. New York: Routledge.
- Tronto, Joan (2013): *Caring democracy: markets, equality, and justice*. New York: New York University Press.
- Villa, Paula-Irene (2008): Post-Ismen. Geschlecht in Postmoderne und (De)Konstruktion. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 199–230.
- Villa, Paula-Irene (2013): Rohstoffisierung. Zur De-Ontologisierung des Geschlechtskörpers. In: John, René; Rückert-John, Jana; Esposito, Elena (Hrsg.): *Ontologien der Moderne*. Wiesbaden: vs Springer, S. 225–240.
- Villa, Paula-Irene (2020): Who takes care of ‚care‘? Interview with Inbar Livnat. In: *Gender, Work & Organization* 27 (2), S. 270–277.
- Voß, Günter G. (1995): Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.): *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*, Opladen, S. 23–43.
- Voß, Günter G. (2010): Was ist Arbeit? Zum Problem eines allgemeinen Arbeitsbegriffs. In: Böhle, Fritz; Voß, G. Günter; Wachtler, Günther (Hrsg.) *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23–80.
- Voswinkel, Stephan (2000): Anerkennung der Arbeit im Wandel. Zwischen Würdigung und Bewunderung. In: Holtgrewe, Ursula; Voswinkel, Stephan; Wagner, Gabriele (Hrsg.): *Anerkennung und Arbeit*. Konstanz: UVK, S. 39–62.
- Voswinkel, Stephan (2001): *Anerkennung und Reputation. Die Dramaturgie industrieller Beziehungen*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Voswinkel, Stephan (2002): Bewunderung ohne Würdigung. Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektiver Arbeit. In: Honneth, Axel (Hrsg.): *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Campus, S. 65–92.

- Voswinkel, Stephan (2014): Formwandel von Institutionen der Anerkennung in der Sphäre der Erwerbsarbeit. In: *Ethik und Gesellschaft* 01/2014, URL: <http://www.ethik-und-gesellschaft.de/ojs/index.php/eug/article/view/1-2014-art-5/48> [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Wagner, Gabriele (2004): Anerkennung und Individualisierung. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Werlhof von, Claudia; Mies, Maria; Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hrsg.) (1983): Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- West, Candace; Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender and Society* 1 (2), S. 125–151.
- Weston, Kath (1997): Families we choose. Lesbians, gays, kinship. Oxford/New York: Columbia University Press.
- Wetzstein, Matthias; Rommel Alexander; Lange, Cornelia (2015): Pflegende Angehörige – Deutschlands größter Pflegedienst. In: *GBE kompakt* 6 (3), URL: https://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GBEDownloadsK/2015_3_pflegerische_angehoerige.pdf?__blob=publicationFile [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Wimbauer, Christine (2012): Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit. Frankfurt am Main: Campus.
- Wimbauer, Christine; Henninger, Anette; Gottwald, Markus (2007): Liebe, Arbeit, Anerkennung – (Un-)Gleichheit in Doppelkarriere-Paaren. In: Dies. (Hrsg.): Die Gesellschaft als „institutionalisierte Anerkennungsordnung“. Leverkusen: Budrich, S. 33–67.
- Winker, Gabriele (2011): Soziale Reproduktion in der Krise - Care Revolution als Perspektive. In: *Das Argument* 53 (3), S. 333–344.
- Winker, Gabriele (2018): Beitrag zu „Care-Revolutionieren mit Grundeinkommen?“ In: Verein zur Förderung des bedingungslosen Grundeinkommens e.V (Hrsg.) (2018): Care-Revolutionieren mit Grundeinkommen? Berlin, S. 20–21, URL: https://www.grundeinkommen.de/wp-content/uploads/2020/08/BGECARE_Doku_200807_WEB.pdf [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Wirth, Heike (2017): Die Zeitverwendung von Kindern und Jugendlichen – Lernen am Modell? In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.):

- Wie die Zeit vergeht – Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland – Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/13 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, S. 117–134.
- Wirtschafts- und sozialwissenschaftliches Institut (WSI) (Hrsg.) (2016): GENDER PAY GAP – die geschlechtsspezifische Lohnlücke und ihre Ursachen. Policy Brief WSI 07/2016, URL: https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_pb_7_2016.pdf [zuletzt zugegriffen am 27.01.2010].
- Wirtschafts- und sozialwissenschaftliches Institut (Hrsg.) (2018): „Comparable Worth“ Arbeitsbewertungen als blinder Fleck in der Ursachenanalyse des Gender Pay Gaps? WSI *Study*, Nr. 14/2018, URL: https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_studies_14_2018.pdf [zuletzt zugegriffen am 27.01.2020].
- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (Hrsg.) (2019a): Erwerbstätigenquoten und Erwerbsquoten 1991–2017, URL: <https://www.wsi.de/de/erwerbsarbeit-14617-erwerbstaetigenquoten-und-erwerbsquoten-14877.htm> [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (Hrsg.) (2019b): Erwerbskonstellationen in Paarhaushalten 2017, URL: <https://media.boeckler.de/Sites/A/Online-Archiv/23906> [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (Hrsg.) (2019c): Zeit. Wochenarbeitszeit und Erwerbstätigenquoten 1991–2019, URL: <https://www.wsi.de/de/zeit-14621-wochenarbeitszeiten-und-erwerbstaetigenquoten-14764.htm> [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (2019d): WSI Verteilungsmonitor. Soziale Ungleichheit: Fragen und Antworten: Gleich oder ungleich? URL: <https://www.wsi.de/de/soziale-ungleichheit-fragen-und-antworten-15098-frage-3-gleich-oder-ungleich-15240.htm> [zuletzt zugegriffen am 18.04.2021].
- Young, Iris M. (1990): *Justice and the Politics of Difference*. New Jersey: Princeton University Press.
- Zartler, Ulrike (2012): Die Kernfamilie als Ideal. Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 24 (1), S. 67–84.

Anhang

Anhang 1: Interviewaufruf/Call for Interviews.....	630
Anhang 2: Gesprächsleitfaden	631
Anhang 3: Fragebogen Familieninterview.....	633
Anhang 4: Gedächtnisprotokoll	634
Anhang 5: Transkriptionsregeln	635

Anhang 1: Interviewaufruf/ Call for Interviews

Familien für Interviews gesucht!

Liebe Familien,
ich bin Doktorandin der Soziologie an der LMU München. Zu meiner Forschung gehören Familieninterviews. Dafür suche ich Familien, die bei meiner Studie zur Aufgabenverteilung innerhalb der Familie mitmachen möchten

Ich suche:

- Familien mit Mitgliedern aus 2–3 Generationen, die gemeinsam am Interview teilnehmen
- Eine der Generationen soll zwischen 1945 und 1970 geboren sein.
- Ich interessiere mich für alle Familienformen, also auch für „Patchworkfamilien“, „Regenbogenfamilien“, Familien, die nicht zusammen in einem Haushalt wohnen, etc.

Um was geht es?

Ich erforsche die Organisation und Verteilung verschiedener Aufgaben in Familien. Die Gespräche selbst werden ca. 2 Stunden dauern und sollen innerhalb der nächsten Monate am Ort Ihrer Wahl durchgeführt werden, das heißt ich komme selbstverständlich zu Ihnen. Die Gespräche werden auf Tonband aufgezeichnet und die Daten anonymisiert. Alle Informationen werden vertraulich behandelt und nur für wissenschaftliche Zwecke verwendet.

Interesse?

Falls Sie Interesse haben an meiner Studie teilzunehmen, freue ich mich wenn Sie mir schreiben: familieninterviews@gmail.com

Ich melde mich dann bei Ihnen. Selbstverständlich stehe ich auch für Rückfragen zur Verfügung.

Kennen Sie andere Familien, die geeignet wären? Ich freue mich, wenn Sie diesen Aufruf weiterreichen!

Dipl.-Soz. Lucia Killius

Anhang 2: Gesprächsleitfaden

Leitfaden Familieninterview

Vor dem Gespräch

- Begrüßung, Ankommen
- Zeitrahmen abklären
- Telefonfragebogen ergänzen
- Datenschutzvereinbarung besprechen und unterschreiben, falls noch nicht geschehen
- Kurze Vorstellung der Forscherin und des Projekts
- Ablauf des Gesprächs erklären (Dauer, Aufnahme, Unterbrechungen, Rückfragen, Notizen)
- Offene Fragen?
- Aufnahmegerät prüfen und einschalten

Einstiegsfrage

Wie organisiert ihr/organisieren Sie denn euren Alltag? Wie werden die Aufgaben verteilt? Wer ist/war wofür zuständig?

Regieanweisung: Sie können wieder entscheiden, wer antworten will und wer dann weitermachen will. Und dann schauen wir einfach, wie sich das Gespräch entwickelt.

- Wie teilen Sie sich denn die Aufgaben im Haus, bei der Kinderbetreuung/Pflege auf?/Wie haben Sie die Aufgaben früher verteilt?/Wie wollen Sie die verschiedenen Aufgaben zukünftig aufteilen?
- Wie wohnen Sie alle, mit wem wohnen Sie zusammen, wer von ihnen wohnt zusammen in einem Haushalt?

Immanente Fragen

- Vertiefung der Erzählungen
- Verständnisfragen

Exmanente Fragen

Anerkennung

Mich interessiert, welche Erfahrungen Sie alle mit dem Thema Anerkennung/Wertschätzung/Unterstützung gemacht haben und wie das bei Ihnen in der Familie ist.

- Wie erfahren Sie Anerkennung?
- Wie zeigt sich Anerkennung und Wertschätzung?

Arbeit

Ich möchte gerne noch bisschen mehr über das Thema „Arbeit“ sprechen.

- Was bedeutet das Wort „Arbeit“ für Sie?
- Was ist „Arbeit“ überhaupt?

Arbeit und Anerkennung

- Inwiefern/wie erfahren Sie Wertschätzung für Ihre Arbeit? (Allgemein und in der Familie?)
- Was denken Sie, für welche Arbeit gibt es in Ihrer Familie Anerkennung/Wertschätzung?
- Inwiefern unterstützen Sie sich gegenseitig in dem, was Sie tun?

Direktive Phase

- Eingehen auf das bisher Gesagte
- Ggf. Widersprüche, Verständnisfragen, Vertiefung der Erzählungen, Eingehen auf interessante Passagen

Schluss/Verabschiedung

- Ende des Gesprächs ankündigen
- Gibt es irgendetwas, das Sie noch ergänzen wollen, etwas Wichtiges, das noch nicht angesprochen wurde?
- Haben Sie jetzt zum Schluss noch Fragen an mich?
- Bedanken, Aufnahmegerät ausschalten
- Nach der Verabschiedung: Gedächtnisprotokoll

Anhang 3: Fragebogen Familieninterview

Fragebogen Familieninterview

1. Anwesende Personen und Verwandtschaftsverhältnis/ Beziehung zueinander:

1. Geburtsjahr/Alter

Name	Geburtsjahr	Alter

2. Herkunft

Name	Geburtsort	Wo aufgewachsen/ Migrationshintergrund?

3. Ausbildung und berufliche Situation

Name	Höchster allgemein- bildender Abschluss	Höchster berufs- bildender Abschluss	Berufliche Situation/Lebens- situation (z.B. in Rente, Hausfrau/-mann, berufstätig in welchem Bereich?)

4. Weitere relevante Informationen (z.B. Wohnsituation, abwesende Personen, Organisation des Gespräches):

Anhang 4: Gedächtnisprotokoll

Gedächtnisprotokoll Familieninterviews

Ort und Datum des Gesprächs:

Uhrzeit/Länge:

Wer war anwesend:

Nicht anwesend:

Raumsituation:

Hintergrund Wohnsituation/Lebenssituation

Themen vor dem Interview:

Besondere Vorkommnisse/Störungen:

Wichtige Themen und inhaltliche Besonderheiten:

Themen nach dem Interview:

Anmerkungen, Verbesserungsideen etc.:

Anhang 5: Transkriptionsregeln

Transkriptionsregeln für Familiengespräche

- Detaillierte Transkription einzelner Passagen nach dem Transkriptionssystem „TiQ“ „Talk in Qualitative Social Research“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 167)
- Abgewandelt und weiterentwickelt von Przyborski (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 167 ff.).

Abkürzung/ Zeichen	Bedeutung
L	Beginn einer Überlappung beim Sprecher*innenwechsel
(.)	kurzes Absetzen, kurze Pause bis zu einer Sekunde
(4)	Pause von 4 Sekunden
<u>nein</u>	starke Betonung
NEIN	lauter
°nee°	leiser
.	stark sinkende Intonation
?	stark steigende Intonation
,	schwach steigende Intonation
brau-	Wortabbruch, plötzlich
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription, unverständlich
((hustet))	non-verbale Ereignisse/Geräusche
@ja@	lachend gesprochen
@(.)@	kurzes Auflachen
@(3)@	längeres Auflachen, hier mit einer Dauer von 3 Sekunden
//mhm//	Hörerinnensignale, „mhm“ der Interviewerin
ja::	Wortdehnung
ja=nee	Verschleifung der Wörter, Wörter gehen ineinander über

Quelle: Mit kleinen Abweichungen entnommen aus Przyborski/Wohlrab-Sahr (2014: 169)

- Das Dokument erhält eine Kopfzeile mit folgenden Angaben: Name Transkribent*in, und Dauer des Interviews (in Stunden und Minuten).
- Es wird eine fortlaufende Zeilennummerierung verwendet.
- Nach jedem Absatz wird eine Zeitmarke angegeben.
- Zwischen jedem Redebeitrag wird eine Leerzeile gelassen.
- Der gesprochene Text beginnt nach einem Leerzeichen hinter dem Doppelpunkt.
- Interviewer/-in: Der Interviewerin wird die Maskierung Y zugewiesen.
- Nach der Transkription wird das Transkript mit Hilfe eines Codeschlüssels für Personennahmen, Ortsangaben, Angaben von Organisationen etc. anonymisiert.

Der Zusammenhang zwischen Arbeit und Anerkennung ist besonders in Familien komplex und konfliktreich. Inwiefern das so ist, steht im Zentrum dieser Studie, die sich an der Schnittstelle der interdisziplinären Anerkennungs- und Geschlechterforschung sowie der Familien- und Arbeitssoziologie bewegt. Sie geht empirisch der Frage nach, in welchem Verhältnis Arbeit und Anerkennung in Familien stehen, wobei in Familien besondere Bedingungen vorherrschen: Hier müssen Produktions- und Reproduktionsarbeit täglich miteinander in Einklang gebracht werden und bestehen gleichzeitig Geschlechter- und Generationenbeziehungen, in denen Arbeitsteilungen und Werte ausgehandelt werden.

Im Zentrum der qualitativen Studie stehen mehrgenerationale Familieninterviews, mit verschiedenen Familienformen aus unterschiedlichen Berufs- und Bildungsmilieus. Mit Hilfe der dokumentarischen Methode werden die spezifischen Anerkennungsordnungen herausgearbeitet: „Arbeit“ erscheint den Familien als Gut, allerdings mit einigen Ambivalenzen. Nicht alle Formen von Arbeit sind gleichermaßen sichtbar und somit auch Anerkennungs Chancen ungleich zwischen Familienmitgliedern verteilt. Familien sind dabei in ein besonderer Anerkennungsort. Denn die Familienmitglieder schwanken zwischen der Sehnsucht nach unbedingter Anerkennung und der Logik leistungsbezogener Anerkennung.

Lucia Killius promovierte 2020 an der Ludwig-Maximilians-Universität München und war Promotionsstipendiatin der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Nach Abschluss ihrer Promotion war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der LMU München. Seit 2016 ist sie freiberufliche Referentin und Coach in den Themenfeldern Gender/Diversity, Gleichstellung und Arbeit.

38,00 €

ISBN 978-3-95925-185-3

